

**DIE
GRENZBOTEN:
1878**



0902

,407

ANNEX LIB.

Library of



Princeton University.

Printed in Germany

0902
.407

ANNEX LIB.

Library of



Princeton University.

Printed in Germany



XXXVII. Jahrgang.

II. Semester.

Die
Grenzböten.

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst.

N^o. 40.

Ausgegeben am 3. October 1878.

Inhalt:

	Seite
Wallenstein's Ausgang. Otto Kaemmel.	1
Die akademische Kunstausstellung in Berlin. I. Von Adolf Rosenberg.	18
Die Noth der Helgoländer.	28
Die dritte Woche des deutschen Reichstags. L.	32
Literatur. Dr. Th. Krabbe, Aus deutscher Vergangenheit. — Th. Heinze, Ueber die Fremdwörter im Deutschen.	37

Grenzbötenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1878.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern des In- und Auslande

Die
Grenzboten.

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst.



37. Jahrgang.

II. Semester. II. Band.

Leipzig,

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig.

(Nr. Wilh. Grunow.)

1878.

(RECAP)

0902

.407

July. 37

P. 4

1878

Inhalts-Verzeichniß.

Jahrgang 1878. Viertes Vierteljahr.

Politik und Völkerverleben.

Aus dem deutschen Reich:

- Vom deutschen Reichstag. I. Dritte Woche. S. 32. Vierte Woche. S. 70. Fünfte Woche. S. 114. Sechste Woche. S. 156.
Vom preussischen Landtag. I. S. 391. 430. 478. 514.
Parlamentarisches aus Baden. Hr. S. 507.

- Die Noth der Helgoländer. S. 28.
Das deutsche Schulwesen im Lichte französ. Forschung. H. v. Clausen u. s. S. 212.
Die preussischen Fabrikinspektoren 1877. Franz Mehring. S. 290.
Die Samoa-Inseln und der Konflikt mit Deutschland. A. Kauchaupt. S. 333.
Sozialistische Literatur. Franz Mehring. S. 495.

Russische Feldzugspläne gegen Indien. S. 424.

Bilder und Schilderungen.

Ballenstein's Auszug. Otto Kaemmel. S. 1.
Die Leipziger Augustereignisse 1845. Hans Blum.

1. Der zwölfte August. S. 46.
 2. Die Folgen des zwölften August. S. 108.
 3. Die Landtagsverhandlungen. S. 141.
- Rückblicke auf den orientalischen Krieg 1877 bis 1878. U. d.
- I. Das Vorspiel des Krieges und die Heere der Kriegführenden. S. 58.
 - II. Die Ereignisse auf dem Kriegsschauplatz in Europa bis zur ersten Schlacht bei Plewna (30. Juli 1877). S. 121.
 - III. Die Ereignisse auf dem Kriegsschauplatz in Asien bis zur Schlacht bei Sentin und bis zum Rückzuge der Russen an die russisch-türkische Grenze. S. 175.
 - IV. Die Ereignisse auf dem europäischen Kriegsschauplatz bis zum Falle von Plewna. S. 241.

V. Die Ereignisse auf dem Kriegsschauplatz in Asien von Mitte Juli 1877 bis zur Beendigung des Krieges. S. 321.

VI. Die Ereignisse auf dem europäischen Kriegsschauplatz bis zur Beendigung des Krieges. S. 401.

Fehdelust und Landfrieden im heil. röm. Reich. W. v. H. S. 201.

Maria Stuart. (Nach der Literatur der letzten fünfzehn Jahre). Arnold Gaedcke. I. S. 361. II. S. 441. III. S. 481.

Die Katastrophe in Afghanistan im J. 1841. Wilhelm Henkel. I. S. 374. II. S. 417.
Straußenzucht und Straußensfedern. S. 386.
Kaulasjusböller. R. S. 469.

Literatur und Kunst.

Die akademische Kunstausstellung in Berlin. Dr. Adolf Rosenberg. I. S. 18. II. S. 87.

Die Funde von Olympia. Adolf Rosenberg. S. 258.

Zur Kritik des gegenwärtigen Kunstgewerbes. H. A. Lucas.

1. Die Monogrammen-Manie. S. 275.

2. Die Meererschamplastik. S. 354.

Ungedruckte Goetheana. Mitgetheilt von C. A. H. Burckhardt. I. S. 41. II. S. 81. III. S. 223.

Goethe's Gedichte in Frankreich. S. 92.

James Sime, Lessing. Adolf Strodtmann, G. E. Lessing. S. 74.

H. Harms' Psychologie. H. Jacoby. S. 161.

Der zweite Band von Stanley's Reisebericht. I. S. 298. II. S. 345.

Mythik in der Mathematik. (Zöllner, Wissenschaftliche Abhandlungen, Leipzig, Staadmann, 1878). S. 305.

M. Baumgarten, über die kirchenpolitische Lage der Gegenwart. H. Jacoby. S. 455.

Die Reiningen in Leipzig. *.*. I. S. 187. II. S. 310.

Literatur (Kürzere Besprechungen).

- Dr. Th. Krabbe, Aus deutscher Vergangenheit. (Gütersloh, Bertelsmann, 1878.) S. 37.
- Th. Heinze, Die Fremdwörter im Deutschen. S. 38.
- W. Verlbach, Daniel Manin 1848—49. (Bamberg's Verlag, Greifswald, 1878.) S. 199.
- Gustav Schwetschke, Jubiläums-Ausgabe der Novae Epistolae obscurorum virorum. (Halle, Schwetschke, 1878.) S. 199.)
- W. Maurenbrecher, Königthum und Verfassung in Preußen. (Bonn, Cohen, 1878.) S. 200.
- Dr. Friedr. Wigger, Fürst Blücher. (Schwerin, Stilller.) S. 237.
- E. Schmeidler, Das russische Reich unter Alexander II. (Berlin, Theob. Grieben, 1878.) S. 224.
- v. Holkenborff und Brentano, Jahrbuch für Geseßgebung u. Leipzig, Dunder & Humblot, 1878.) S. 225.
- Mücke, Der kirchenpolitische Kampf und der Sieg des Staates. (Braunschweig, Wiesite, 1878.) S. 240.
- August Vogel, Geschichte der Pädagogik. (Gütersloh, Bertelsmann, 1877.) S. 307.
- Julius Hoffmann, Das neue Buch der Welt. (Stuttgart, K. Thieme mann, 1878.) S. 319.
- Julius Bohmeyer, Deutsche Jugend. (Leipzig, A. Dürr, 1878.) S. 320.
- Jugendchriften. Julius Hoffmann, Märchen und Sagen. (Stuttgart, K. Thieme mann, 1878.) S. 358. — A. L. Grimm, Hauff's Märchen, 3. Aufl. (Leipzig, J. M. Gebhardt, 1878.) S. 359. — Otto Hoffmann, „Die Ansiedler von Canada“ und „Der Voofter“. (Stuttgart, Thieme mann 1878.) S. 360. — G. Mensch, Jacob Ehrlich und Th. Kreßschmar, Die Kinder des Waldes. (Leipzig, Gebhardt.) S. 360. — R. Almen, Schwarzes Eisenbein. (Stuttgart, Thieme mann 1878.) S. 390. — A. Hummel, Campes Entdeckung von Amerika. (Leipzig, Gebhardt, 1878. 2. Aufl.) S. 399. — G. Mensch, Der Goldgräber, ebenda. — J. Stieler, Deutsche Tonmeister. (Leipzig, Dürr, 1878.) S. 400. — A. Linz, Auszug von Gobin's Märchenbuch. (Glogau, Flemming.) S. 400. — Ferd. Pfug, Kaiser Wilhelm und Ferd. Schmidt, Fürst Bismarck, ebenda. — Ermann, Nur ein Mädchen. (Stuttgart, Schmidt & Sprung, 1878.) S. 517.
- Karl Stieler, Um Sonnabend. (Stuttgart, Meyer & Zeller, 1878. 2. Aufl.) S. 359.
- Houwer's Odysee, von Kof. (Stereotyp-Ausgabe. Leipzig, A. Dürr.) Holzschnitt-Illustrationen nach Peller. 1878. S. 396.
- K. Leander, Traumereien an französischen Kaminen, illustr. Prachtausgabe. (Leipzig, Breitkopf & Härtel.) S. 397.
- Victor Blüthgen, Hesperiden. (Leipzig, A. Dürr.) S. 397.
- Bericht über die Westausstellung in Philadelphia, herausgegeben von der österr. Commission. (Wien, Joesf & Frid, 1877/78.) S. 434.
- H. Frhr. v. d. Goltz, Zur Würdigung des apostol. Glaubensbekenntnisses. (Berlin, Schleiermacher.) S. 436.
- Dr. Ph. Jörn, Reform der evang. Kirchenverfassung in Baiern. (Tübingen, Laupp, 1878.) S. 436.
- Dr. Karl Hase, Des Kulturkampfes Ende. (Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1878.) S. 439.
- Statten, von W. Kaden u. K. Stieler, 2. Auflage. (Stuttgart, Engelhorn, 1878.) S. 479.
- Joh. Scherr, Germania. (Stuttgart, W. Spemann, 1877/78.) S. 479.
- Aug. Silberstein, Denkhäulen im Gebiete der Kultur und Literatur. (Wien, W. Braumüller, 1878.) S. 480.
- Adolf Strodtmann, Dichterprofile. (Stuttgart, Nebeheim, 1878.) S. 480.
- Julian Schmidt, Portraits aus dem 19. Jahrhundert. (Berlin, W. Herg, 1878.) S. 480.
- Prachtausgabe von Schiller's Werken. (Stuttgart, Eduard Hallberger, 1878.) S. 517.
- Jakob v. Falke, Hellas und Rom. (Stuttgart, W. Spemann, 1878.) S. 517.
- Friedrich Bodenstedt, Kunst und Leben, Almanach für das deutsche Haus. (Stuttgart, W. Spemann, 1878.) S. 517.
- Unser Vaterland u. (Stuttgart, Gebr. Kröner, 1878.) S. 517.
- Robert König, deutsche Literaturgeschichte. (Leipzig und Bielefeld, Velhagen & Klasing, 1878.) S. 518.
- Heinrich Krufe, Rosamunde. (Leipzig, S. Hirzel, 1878.) S. 518.
- Felix Dahn, Lieder und Balladen. (Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1878.) S. 518.
- Pauline Schanz, Frithjofs-Sage. (Dresden, Reinhold und Söhne, 1878.) S. 518.
- Emil J. Jonas, Andersen's Märchen. (Berlin, Bichtelen & Co. 1878.) S. 518.
- Gustavison's Märchen. Ebd. S. 518.
- Theodor Storm; Neue Novellen. — Rudolph Lindau, vier Novellen und Erzählungen. — Gustav zu Puttk. Croquet. — Wilhelm Jensen, Mariu von Schweden. — Otto Noquette, Im Hause der Väter. — Berthold Auerbach, Vando lin von Reutershöfen. (Berlin, Gebrüder Paetel, 1878.) S. 519.
- Fritz Reuters's Werke, Volksausgabe. (Wisnar, Hinstorff, 1878.) S. 519.
- D. Spizer, Wiener Spaziergänge. (Leipzig und Wien, Julius Klinkhardt, 1878.) S. 519.



Wallenstein's Ausgang.*)

Die Schlacht von Lützen war geschlagen, in den Staub gesunken der streitbare Held, „der Löwe von Mitternacht“, hinweggerissen mitten aus seinen Plänen, im kräftigsten Mannesalter dahingerafft; bald ruhte seine Leiche in der stillen Gruft der Kirche auf Ribdarsholmen, umgeben von eroberten Fahnen. Laut ging die Todtenklage durch alle evangelischen Lande; nicht wie einen Fremden, wie einen Helden des eigenen Volks betrauertten ihn die Deutschen, und so rief ihm Georg Beckherlin nach:

„Siegreich und selig zwar hat Dich, weil in der Schlacht
Du frei für Gottes Wort Dein theures Blut vergossen,
In die endlose Freud' und Ehr' Dein End gebracht;
Jedoch in Leid und Noth seind Deine Bund'sgenossen,
Weil Deine Herrschung Du mit Sieg, Triumph und Pracht
Dort in dem Himmelreich, anfangend hie, beschlossen.“

Und doch starb Gustav Adolf zur rechten Zeit. Als er das Schwert zog gegen Oesterreich, trotz des großen Umfangs seiner Lande ein kleiner Fürst, der schwerlich mehr als 1½ Millionen Unterthanen beherrschte, von schwachen Mitteln, ohne Bundesgenossen, da konnte solchen verwegnen Entschluß nur die höchste Gefahr des eignen Landes rechtfertigen. Seit Jahrzehnten arbeiteten die schwedischen Herrscher von Gustav Wasa angefangen an der Erwerbung

*) Die folgende Skizze beruht natürlich zunächst auf Ranke's Monographie (1869), deren Auffassung jetzt die maßgebende geworden sein dürfte und die zugleich die gesammte ältere Literatur herangezogen hat. Von neuesten Erscheinungen, die im mernoch Vieles ergänzen und aufklären, sind benutzt: Wittich, Wallenstein und die Spanier, Preuß. Jahrb. Bd. 23 (1869). — Hallwich, Zur Geschichte Wallenstein's im Archiv für sächs. Geschichte 1877 (besonders über die Verhandlungen zwischen Wallenstein und Sachsen). — Lorenz, Zur Wallensteinliteratur in der Histor. Zeitschrift N. F. 1877. — Krone's, Handbuch der österreichischen Geschichte III. (1878), wo zugleich die gesammte Literatur aufgeführt ist. — A. Wolf, Geschichtliche Bilder aus Oesterreich I. (1877). — Hier handelt es sich nur um eine Darstellung der Hauptzüge.

des dominium maris Baltici durch Eroberung des gesammten Küstenringes; sie hatten Rußen und Polen aus dem Felde geschlagen, und siegreich war Gustav Adolf selbst von Kurland her bis über die Weichsel gedrungen, aber indem er die polnische Macht von den Gestaden der Ostsee verdrängte, vertheidigte er nur seine eigene Sicherheit; denn noch hatte der polnische Zweig des Hauses Wasa seine Ansprüche auf die schwedische Krone und auf die Restauration des Katholizismus in Schweden nicht aufgegeben und gefährlicher als jemals erschienen sie jetzt, als das Haus Habsburg seine furchtbaren Heerschaaren bis an die Ostseeküste vorgeschoben hatte und sein gewaltiger Feldherr sich rüstete, als „General des baltischen und ozeanischen Meeres“ seine Hand auch über die Ostsee auszustrecken und seine Flotten hinüberzusenden nach Schweden, dessen Waffen schon das tapfere Stralsund geschützt hatten und dessen blaugelbe Fahnen seitdem auf den Wällen der hochgethürmten Hansestadt wehten. Aber wenn der König und sein Reichstag sich zu einem unabwehrbaren Kriege entschlossen und entschließen durften, weil ihr eigenstes Interesse das verlangte, so steht doch nicht minder fest: dies schwedische Interesse fiel zusammen mit dem allgemeinen der evangelischen Welt und insbesondere des evangelischen Deutschland's. Seit dem Jahre 1629 war kein Zweifel mehr gestattet: der deutsche Kaiser war der deutschen Nation tödtlicher Feind geworden, so gut wie 100 Jahre vorher sein Ahn Karl V. es gewesen. Nicht nur dadurch, daß er seine militärische Despotie an die Stelle der alten Reichsordnungen setzte — denn sie, wie jedes reine Säbelregiment, zerstörte nur den alten Rechtszustand, schuf keinen neuen, besseren und entbehrte somit des höheren Rechts, das jede Revolution für sich haben muß, will sie nicht als ruchloser Frevel erscheinen — vor Allem dadurch, daß er das gesammte geistige Leben der Nation, wie es seit nunmehr 100 Jahren sich im Gegensatz zu der alten Kirche entwickelt, vernichtete oder bekämpfte. Schon als Erzherzog hatte er in seiner Steiermark die evangelischen Unterthanen, weitans die Mehrheit, durch Soldaten und Jesuiten aus dem Lande getrieben oder in die Messe gejagt, als er Kaiser geworden, den besiegten Böhmen dasselbe Schicksal bereitet; eben die kräftigsten Elemente des Volkes, die Edellente und die Bürger der Städte waren ausgewandert, soweit sie nicht im Kampfe und auf dem Schaffot verblutet; was zurückblieb, lebte dahin in dumpfer Erstarrung, gleichgiltig gegen die alte Lehre, die man ihm wieder aufgezwungen, ohne Hoffnung. Noch heute vermögen wir nicht ohne tiefes Grauen zu hören auf die ohnmächtige Klage verzweifelten Schmerzes, die diesen Völkermord eintönig begleitet. Und jetzt drohte dem evangelischen Deutschland eine ähnliche Gefahr. Das Restitutionsedikt vom März 1629, in Formen zu Stande gekommen, die nicht die mindeste Rechtsverbindlichkeit besaßen, verfügte: Alle kirchlichen Güter — allein in

Norddeutschland etwa 120 große und kleine Stifter — die seit dem Passauer Vertrage von 1552 von protestantischen Fürsten in Besitz genommen und reformirt worden waren, die also seit vielen Jahrzehnten Theil genommen hatten an dem neuen geistigen Leben der evangelischen Territorien, sie sollten katholischen Landesherren übergeben, und, was nach der Anschauung jener Zeit die natürliche Konsequenz mit sich brachte, in die alte Kirche zurückgezwungen werden. 80 Jahre nationaler Entwicklung sollten aus der Geschichte gestrichen, die ganze Existenz einer Reihe evangelischer Fürstenthümer in Frage gestellt werden. Und wofür? Für die starre Einheit des restaurirten Katholizismus, für die Herrschaft des Rosenkranzes und der Heiligenverehrung, für den gemüthlosesten geistlichen Despotismus, der prinzipiell jede freie Regung des Glaubens und der Wissenschaft niederhielt und zu seinem eignen Bestande niederhalten mußte. Eine fremde Bildung war es, die sich feindselig dem deutschen Leben entgegensetzte, unendlich verderblicher, als die vielgescholtene französische, welche Deutschland seit dem Ende des dreißigjährigen Krieges bemeisterte; vom Gnadenbilde zu Loreto her hatte der Erzherzog Ferdinand sich die Kraft geholt zur Zerstörung des heimischen Protestantismus der Steiermark; spanischer Geist war es, der den Kaiser vorwärts trieb; nicht zum geringsten Theil fremde Geistliche und fremde Truppen führten seine Pläne durch.

Gab es eine Rettung der Nation von so tödtlicher Gefahr, so konnte sie nur kommen von der Selbständigkeit deutscher Fürsten. Die Landeshoheit zahlloser kleiner und großer Herren zerriß die Einheit der Nation, aber vollends doch erst von dem Momente an, wo des Kaisers Tyrannei das Band hundertjähriger Ehrfurcht, das Volk und Fürsten an ihn fesselte, durchschneidte. Von diesem Augenblicke an war es erste Pflicht der Fürsten, sich ihrem Oberlehnherrn zu widersetzen. Aber nur eine hervorragende Persönlichkeit vermochte die Masse selbständiger und selbstsüchtiger Reichsstände zu geschlossenem Widerstande zu vereinigen. Doch wo zeigt sich eine solche? Groß ist die Zahl wohlmeinender, sehr gering die Zahl geistig bedeutender Landesherren im damaligen Deutschland. Nicht in mangelndem Talent, vielmehr in den ungünstigen Verhältnissen lag das begründet. Aufgewachsen in engen Schranken, an kleinen Gesichtskreis gewöhnt, in starrem Konfessionalismus erzogen vermochte ein deutscher Fürst jener Tage nur sehr selten zu einer weitherzigen Auffassung der Lage, zum Verständniß großer Interessen hindurchzubringen. Und auch solche, denen dies gelang, wie der vielgeschäftige Christian von Anhalt, der schon lange Jahre vor dem Ausbruche des großen Krieges alle Kräfte der evangelischen Welt gegen Habsburg hätte vereinigen mögen, oder der treffliche Moriz von Hessen, der schon im Jahre 1605 Kurfürst Christian II. von Sachsen aufforderte, „als das vornehmste Haupt des evangelischen Deutsch-

lands“ für ein besseres Zusammenhalten der evangelischen Reichsstände Sorge zu tragen, auch sie litten unter dieser Enge der kleinstaatlichen Verhältnisse; sie konnten wohl weitansiehende Pläne schmieden, aber ihnen fehlte ebenso sehr die Macht sie durchzuführen, als selbst das rechte Urtheil über ihre Ausführbarkeit, denn nie hatten sie in großen politischen Geschäften gelernt Maß und Mittel sorglich zu erwägen. Deshalb sind sie im besten Falle diplomatische Dilettanten, keine Staatsmänner.

So mußte es ein Fremder sein, der an die Spitze Deutschland's zu treten berufen ward; einem Fremden gehörte Jahre durch die wärmste Empfindung deutscher Herzen, Jahrzehnte lang die wehmüthige Dankbarkeit eines verzweifelnden Geschlechts, das seine Heldenkraft vom äußersten Verderben errettete. Und ein Glück wenigstens, daß dieser fremde König ein großer Held war und ein liebenswerther Mensch, nicht bloß von genialem Ueblick und Scharfblick beim Entwerfen seiner Pläne, von sicherer Kraft in der Beherrschung der Verhältnisse und Personen, ein fester und einsichtiger Führer der wilden Kriegerschaaren seiner Zeit, sondern auch ein frommer Herr, der selbst die Lieder dichtete, unter deren Klänge seine Schweden angriffen, leutselig und human auch dem Bürger und Bauern gegenüber, die dem gewöhnlichen Kriegsobersten nur als die Lastthiere der Soldaten galten, ein guter Gefell beim Becher ohne doch in die rohe Trunkucht der Zeit zu verfallen, ein Liebhaber kunstloser Musik, der oft einmal einsam über seiner Laute träumte, von seiner Gemahlin Eleonore von Brandenburg schwärmerisch verehrt. Und auch wer seine hohe Gestalt musterte, das hellblonde Haar, die weiße Haut, die blauen, leuchtenden Augen, der konnte den Fremden in ihm nicht erkennen.

Und doch fühlten die deutschen Fürsten, die sich mit ihm im Drange der Noth gegen den Kaiser verbanden, jeden Augenblick, daß er ein Fremder sei. Er war gekommen nicht nur um sie und ihre Kirche wider unheimische Gewalt zu schützen, er beehrte auch deutsches Land für Schweden zu erobern, und als er dann in raschem Siegeszuge, in jähem Ansturm die Macht der katholischen Liga zu Boden geworfen hatte, als seine Heersäulen am Fuße der Alpen standen und an der oberen Donau, als er damit umging, das evangelische Deutschland zum Corpus evangelicorum zu vereinigen und selbst als Herr von Pommern an seine Spitze zu treten, es damit thatsächlich loszureißen vom Kaiser, da erschien der nordische Erretter ihnen nicht weniger schreckhaft, als der Habsburger, und sie dachten an Abfall, an Veröhnung mit dem heimischen Zwingherrn. Um Sachsen's Trennung vom schwedischen Bündniß zu hindern schlug Gustav Adolf die Schlacht von Lützen; doch auch, wenn er den Sieg überlebt hätte, er würde schwerlich lange mehr seine evangelischen Bundesgenossen haben festhalten können, in fruchtlosem Ringen hätte er seine

edle Kraft verzehrt und seine Popularität wäre dahingeschwunden schneller noch als sie erworben war. Daß sein Bild noch jetzt rein und ohne Makel zu uns herüberseht, das verdanken wir seinem frühen, vielbeklagten Tode.

Doch sollte schwedischer Eroberung ein Damm gezogen werden, so konnte das nur geschehen, wenn der Kaiser seine kirchlichen Reaktionspläne fallen ließ, wenn er endgiltig darauf verzichtete, die Konsequenzen seiner ersten Regierungsjahre zu ziehen. Ihn dazu zu zwingen war nicht nur das Verdienst Gustav Adolf's und seiner Siege, eben so sehr das seines Feldherrn, Albrecht von Wallenstein. Nur ein Mann in so gewaltiger Stellung wie er, dem Kaiser mehr gleichberechtigt als sein Diener, konnte das erreichen, erreichen gegen die persönliche Ueberzeugung des Kaisers wie gegen den Willen einer mächtigen Partei und gegen Spanien's Einfluß.

Ein kleiner Landadelmann czechischer Abkunft, aber gebildet in Deutschland und Italien, emporgekommen durch Heirath und Kriegsdienst unter Erzherzog Ferdinand, schon damals ein begüterter Mann, beim Beginne der böhmischen Revolution auffällig durch sein Festhalten an der habsburgischen Sache und bald um sie verdient durch die Anwerbung eines wallonischen Kürassierregiments, das in der Schlacht am Weißen Berge entscheidend mitwirkte, hatte Albrecht Eusebius Wenceslaw von Waldstein eben dadurch den Grund zu seiner Größe gelegt und war wenige Jahre später durch massenhafte Güterkäufe und -schenkungen zum ersten Grundherrn Böhmen's geworden. Seit 1623 schmückte ihn der Titel eines Fürsten von Friedland, und in der That Fürst, nicht Unterthan war der Mann, der drei Jahre nachher auf eigne Kosten dem Kaiser ein Heer von 50,000 Mann warb, der kurz darauf als Entschädigung für seine Auslagen — er gab sie auf drei Millionen Gulden an — das Herzogthum Mecklenburg erhielt und sich seitdem: „Albrecht, von Gottesgnaden Herzog zu Mecklenburg, Friedland und Sagan, Fürst zu Wenden, Graf zu Schwerin, der Lande Rostock und Stargard Herr“ benannte. Vor ihm sank die Macht des niederächsischen Kreises und Dänemark's zu Boden, bis an die Ostsee und bis nach Jütland trug er seine siegreichen Fahnen; er konnte daran denken auch das Meer dem Kaiser zu unterwerfen. Aber nicht ein vorübergehendes militärisches Uebergewicht zu gründen war sein Ziel; die fürstliche Landeshoheit niederzutreten, den Kaiser zum erblichen Oberherrn ganz Deutschland's zu machen, wie die Könige von Frankreich und Spanien es auch waren, das erstrebte er und dazu bekannte er sich offen. Aber eben deshalb stürzte er von seiner Höhe; vor die Wahl gestellt, ob er mit den Fürsten der Liga brechen wolle oder mit seinem General, entschied sich der Kaiser für die Liga, entließ den Feldherrn, reduzirte sein Heer, in demselben Augenblicke, als Gustav Adolf den Fuß auf deutschen Boden setzte (Juni 1630).

Raum anderthalb Jahre später führte der Zwang der Verhältnisse Wallenstein an die Spitze des Heeres zurück, das er sich freilich erst selbst schaffen mußte, wie das erste. Er erhielt unter Bedingungen das Kommando, deren Druck auf den Kaiser eine Hauptursache zur späteren Katastrophe ward, auf denen zu bestehen der Feldherr jedoch in seinem eignen und im allgemeinen Interesse allen Grund hatte. Er sollte es führen „in absolutissima forma“, kein selbständiges Kommando neben dem seinen und keine fremden, d. h. nicht in kaiserlichem Dienste stehenden Truppen sollten im Reiche existiren; denn er dachte, was ihn Schiller zu Quesenberg sagen läßt:

„— Ein König, — einer, der es ist,
Ward nie besiegt noch, als durch seinesgleichen.“

Ihm persönlich war die Zurückgabe des von den Schweden besetzten Mecklenburg zugesichert, das er fünf Jahre früher als Entgelt für seine Auslagen erhalten, oder, falls jenes Herzogthum nicht wieder zu erlangen sei, die Ueberweisung eines andern Reichsfürstenthums als „Rekompens“. Aber er zog nicht bloß aus, um Städte zu belagern und Schlachten zu schlagen, auch nicht nur, um sich selbst eine glänzende Stellung im Kreise der deutschen Fürsten zu erobern, sondern vor Allem, um den Frieden mit den deutschen Protestanten, an erster Stelle mit Sachsen und Brandenburg zu schließen, den schrecklichen Krieg zu beenden. Aber dies konnte nur dann gelingen, wenn er ihnen eins zu bieten hatte: die Aufhebung des verhängnißvollen Restitutionsedikts. Daß Wallenstein nur unter dieser Bedingung zum zweiten Male die Waffen ergriff, dies Zugeständniß dem Kaiser abzwang, das ist es, was ihn zum Staatsmann macht, was die historische Bedeutung seines zweiten Generalats begründet, was ihm den Anspruch giebt, mit anderem Maße gemessen zu werden als mit dem des ehrgeizigen, rucklosen Emporkömmlings.

Sehr viel von einem solchen war allerdings in ihm. Ihn trieb ein gewaltiges Selbstbewußtsein, ein hochstrebender, rastloser Ehrgeiz von Stufe zu Stufe; als kleiner böhmischer Landjunker hatte er begonnen, als Herzog von Friedland und Reichsfürst endete er. Er liebte es, Pläne zu schmieden, Unterhandlungen nach den verschiedensten Seiten anzuknüpfen, ohne gerade immer sie in vollem Ernste zu nehmen oder sie bis zu ihren letzten Konsequenzen zu verfolgen. Heftig war sein Haß gegen alle, die ihm persönlich die Wege krenzten, dann pflegte er wohl in der Erregung harte Drohungen auszustößen, die oft gefährlicher klangen als sie gemeint waren, und gar nicht vermied er es, seine Feinde persönlich seine Rache fühlen zu lassen, besonders, wenn sie im Range über ihm standen. Als Emporkömmling war er Fatalist; wie Napoleon I. an seinen Stern, so glaubte er fest an die wahr sagende Kraft himmlischer Konstellationen, und wenn seine Entschlüsse oft einmal nicht recht

erklärlich erscheinen, so wird immer gut sein, sich zu vergegenwärtigen, daß er mit Faktoren rechnete, die wir nicht zu kontrolliren vermögen. Endlich — und auch das kennzeichnet den jäh zu glänzender Höhe Aufgestiegenen — er liebte es, sich zu isoliren, er umgab sich mit dem Schimmer des Geheimnißvollen und mit ostensibler Pracht, mit einem Hofhalte, der dem des Kaisers kaum nachgab, nur daß er auf dem soliden Grunde einer vortrefflichen Güterverwaltung beruhte, denn sie warf ihm einen jährlichen Ertrag von circa $\frac{1}{2}$ Million Gulden ab. Aber er war doch mehr als ein Emporkömmling. Vom Beginne seiner Feldherrnlaufbahn lenken ihn große Interessen; will er Anfangs des Kaisers Macht über ganz Deutschland ausdehnen, selbst das Nordmeer ihm unterwerfen, so strebt er später nach dem Frieden mit den evangelischen Reichsfürsten. Denn weit entfernt lag ihm konfessionelle Engherzigkeit, freilich auch jede religiöse Wärme. Aber jene großen Gesichtspunkte verbanden sich untrennbar mit den persönlichen, und es ist kein Zweifel: diese standen ihm zuweilen höher als jene und er zeigte sich wenig bedenklich, das Allgemeine zu opfern für sein eigenes Interesse.

Aber zu Allem, was er erstrebte, war doch die feste Grundlage seine Gewalt über das Heer, dies Heer, das er geschaffen, dessen Offiziere er ernannt, die zum Theil auf eigne Kosten ihre Regimenter geworden hatten und nur von seinem Ansehen die Befriedigung ihrer Forderungen vom kaiserlichen Hofe erwarteten, von dem also jeder Einzelne an ihn schon durch äußere Vortheile sich gebunden fühlte, wo kein Unterschied der Nation, auch nicht des Glaubens galt, dies Heer, das eben deshalb losgelöst war vom Staate, dem es diente, und der den Meisten nicht die Heimath war, ja selbst von seinem kaiserlichen Kriegsherrn, den es nie gesehen. Mit ihm hatte er Gustav Adolf bei Nürnberg die Spitze geboten, mit ihm bei Lützen geschlagen, und jetzt, im Winter 1632/3, stand er an der Spitze von über 100,000 Mann, deren Aufstellungen sich von den schlesischen Gebirgen bis an den Oberrhein erstreckten. Freilich war damals die militärische Lage überhaupt wenig günstig. Süddeutschland befand sich vollends seit dem Bündnisse von Heilbrunn fast ganz in den Händen der Schweden, auf wenige Festungen sah sich Max von Baiern beschränkt, in Franken richtete sich eben der hochstrebende Bernhard von Weimar sein Herzogthum ein, dessen Grundlagen die reichen Stiftslande von Würzburg und Bamberg bilden sollten. In Schlessien war schon im Jahre 1632 der kurfürstliche Feldherr Hans Georg von Arnim eingebrochen; den alten Plan Ernsts von Mansfeld und Gustav Adolfs wieder aufnehmend, hatte er die schlesischen Fürsten und Stände zur Erhebung gegen den Kaiser fortgerissen und dessen General Gallas bis nach Reize und an den Rand der ober-schlesischen Gebirge zurückgedrängt. In dieser Lage hätten die rein militärischen Interessen einen

kräftigen Vorstoß von Böhmen her, das wie eine riesige Festung zwischen beiden Kriegsschauplätzen lag, gegen Baiern gefordert, um dort den gefährlichsten Feind, die Schweden, entscheidend zu schlagen. Aber nicht der militärische Gesichtspunkt war für Wallenstein damals der maßgebende. Sein nächstes Ziel war der Friede mit Sachsen und Brandenburg, ihre Loslösung vom schwedischen Bündniß, und für solche Gedanken durfte er bei seinem Gegner in Schlesien, bei Arnim, auf volles Verständniß rechnen. Hatte doch dieser lange Zeit in kaiserlichen Diensten gestanden, an der untern Weichsel und vor Stralsund den Befehl geführt, und war erst infolge des unseligen Restitutionsedikts und von Wallenstein's Entsetzung nach Kurachsen gegangen. Denn einer von den wenigen, weitblickenden Patrioten jener Tage hielt er zwar den Anschluß an Schweden für geboten, so lange die habsburgische Uebermacht Alles zu Boden drückte; als sie aber gebrochen war, da schien ihm der Uebertritt zum Kaiser zur Herbeiführung des Friedens das wichtigste Interesse, und vor allem nach des großen Königs Tode. So war er beständig, wie Wallenstein, zu Unterhandlungen bereit, und eben dies giebt dem Kriege in Schlesien seinen eigenthümlichen Charakter; beide Gegner erstreben den Frieden, nicht den Waffensieg, oder wenigstens diesen nur als Mittel, um zu jenem zu gelangen.

So gingen schon im Januar 1633, als Arnim von Breslau her gegen Neiße vorging, die Unterhandlungen zwischen ihm und Gallas hin und wieder, nur daß beide zunächst über Versicherungen ihrer Friedenswünsche nicht hinaus kamen. Als aber die sächsisch-brandenburgischen Truppen sich um Schweidniß konzentrirten zum Einbruch in Böhmen, und zugleich Arnim zu Strehlen mit Gesandten des Siebenbürgerfürsten Georg Rákóczy über einen Angriff auf Mähren sich verständigte, da hielt es Wallenstein selbst für an der Zeit, indem er nach allen Richtungen seine Dispositionen traf, seinen Vertrauten, den furchtbaren Holk, zwischen Pilsen und Eger mit Front gegen Sachsen Stellung nehmen hieß und zum Schutze Baiern's den Einmarsch eines spanischen Heeres unter dem Herzog von Feria von Mailand her gestattete, persönlich nicht nach Baiern, sondern nach dem schlesischen Kriegsschauplatz aufzubrechen. Mitte Mai verließ er sein Gitschin, mit dem ganzen Pomp eines fürstlichen Hofhalts, mit 14 sechsspännigen Karossen, einer Reize von Gepäckwagen, einem zahlreichen glänzenden Gefolge und nahm sein Hauptquartier in Glas, traf aber schon Ende des Monats mit Gallas bei Münsterberg zusammen. Sofort ruhten die Waffen, die Parlamentäre ritten hin und her, und schon am 8. Juni begrüßten sich Wallenstein und Arnim zu gemeinschaftlicher Unterredung in der Nähe von Nimtsch. Ihre vorläufige Verständigung gelang rasch genug: auf 14 Tage trat Stillstand ein als Einleitung zu Frieden und

Bündniß; dann sollten beide, wie Arnim an seinen Kurfürsten schrieb, „die Waffen mit vereinten Kräften wieder die, so sich unterfangen würden, den Statum Imperii noch weiter zu turbiren und die Freiheit der Religion zu hemmen, gebrauchen.“ Aber über diese Einleitung kam man nicht hinaus, obwohl schon der Kriegsrath Duestenberg zu Wien sich zur Reise nach dem Hauptquartiere rüstete; denn weder am kaiserlichen noch am sächsischen Hofe vermochte man zu einem kräftigen Entschlusse sich emporzuheben. In Wien arbeiteten jesuitisch-spanische Einflüsse gegen den Frieden mit den Ketzern, in Dresden überwog das Mißtrauen gegen Wallenstein. Ungeduldig brach endlich der kaiserliche Feldherr die Unterhandlungen ab, vielleicht auch, weil er auf die neuen Anknüpfungen rechnete, die unter dänischer Vermittlung zu Breslau stattfinden sollten, und rückte, wie es schien zum Kampfe entschlossen, gegen Schweidniß vor. Zugleich überschritt sein Generallieutenant Holf, um auf Sachsen zwingenden Druck zu üben, am 14. August von Joachimsthal aus in drei Kolonnen die völlig ungedeckte sächsische Grenze, überschwebte mit seinen fürchterlichen Horden mordend, plündernd, verwüstend das schon im vorigen Jahre von ihm schrecklich heimgesuchte Land, nahm das geängstete Leipzig durch Uebergabe bis auf die Pleißenburg, sandte seine Streifscharen bis Wurzen, Eilenburg, Halle, Naumburg vor. Um so eifriger eilte Arnim mit Wallenstein sich zu verständigen; in einer persönlichen Zusammenkunft stellten sie einen Waffenstillstand von vier Wochen fest, der am 22. August unterzeichnet, für die kaiserlichen Erblande, Brandenburg und Sachsen, nicht aber für Süddeutschland, also nicht für die schwedische Hauptarmee gelten sollte. Da er auch Holf band, so trat der Schreckliche den Rückzug an, und wie ein Gottesgericht erschien den Bedrängten sein plöblicher Tod am 9. September.

Inzwischen schienen die Friedensverhandlungen in Schlessien günstigen Fortgang zu nehmen; in kurzer Zeit, so schrieb Wallenstein (25. September) dem Kaiser, der von allen diesen Besprechungen beständig unterrichtet wurde, sei „ein erfreulicher guter Schluß zu verhoffen“, und wie sehr dem Monarchen selbst daran lag, konnte der Feldherr aus dem lebhaftesten Danke schließen, mit dem er ihm seine „gnädigste Satisfaktion und unausgesetzte Sorgfältigkeit“ versicherte. Auch in Dresden meinte man rasch zu Ende zu kommen, und völlig einverstanden zeigte sich Brandenburg.

Da trat plötzlich eine unvorhergesehene Wendung ein: Arnim forderte, daß Wallenstein dem Verlaufe des Feldzuges in Baiern ruhig zusehe, gewiß, weil er dort das Uebergewicht der Schweden wünschen mußte, um den kaiserlichen die günstigsten Bedingungen abzurufen. Auf eine solche Beschränkung konnte jedoch Wallenstein um so weniger eingehen, als er die ohnehin vorhandene Verstimmung des Kurfürsten Maximilian nicht überhand nehmen lassen

durfte, um seine eigene Position am Hofe nicht zu gefährden. So brach er ab, griff wieder zum Schwert.

Noch einmal, zum letzten Mal, zeigte er sich als gewaltigen Kriegsfürsten. So bedrohlich erschien die Lage Sachsen's einem etwaigen neuen Einfall aus Böhmen gegenüber, daß Arnim mit dem größten Theile seines Heeres (12 Regimentern Infanterie und 14 Reiterregimentern) dahin aufbrach und bei Pirna an der Straße nach dem Gebirge ein festes Lager bezog. In Schlesien blieb nur der alte Graf Matthias Thurn mit 5000 Schweden und ein paar sächsischen Regimentern an der untern Oder zurück. Dort bei Steinau (nördlich Liegnitz) sah er sich am 11. Oktober von Wallenstein mit gewaltiger Uebermacht auf beiden Seiten des Stromes angefallen. Seine Kavallerie zerstob auf der Stelle vor den imposanten feindlichen Reitermassen von 8000 Pferden, sein Fußvolk vermochte die Schanzen nicht zu halten, ergab sich mit Saß und Pack, mit 16 Kanonen, 60 Fahnen, allen Vorräthen dem Sieger; nur die Oberoffiziere erhielten freien Abzug, und auch den Grafen Thurn, den alten „Erzkezer und Hauptrebell“, wie man ihn in Wien hieß, die „Fackel dieses unglücksel'gen Kriegs“, wie ihn Schiller nennt, entließ vertragsmäßig Wallenstein aus seinem Lager. Der rasche Sieg lieferte ganz Schlesien in seine Hände — fast unmittelbar nachher kapitulirten Liegnitz und Glogau —, er öffnete ihm auch den Weg nach Sachsen und Brandenburg. Grossen und Frankfurt a/D. fielen, die Kroaten streiften durch die Mark bis an die pommer'sche Grenze. Der Feldherr selbst brach in die Lausitz ein, nahm am 3. November Görlitz mit Sturm, am 6. Bautzen durch Uebergabe; drohend schickte er sich an gegen das zitternde Dresden aufzubrechen.

Die Wirkung war eine augenblickliche. Ein flehentliches Schreiben des geängsteten Kurfürsten, durch Herzog Franz Albert von Lanenburg überbracht, betheuerte seinen dringenden Wunsch nach Frieden; der Herzog war zu Verhandlungen bevollmächtigt. Nie konnte Friedland einen günstigeren Abschluß erreichen.

Da zertrümmerte ein einziger Schlag seinen Plan. Um den Abfall der norddeutschen Kurfürsten von dem schwebischen Bündniß zu verhüten, war Bernhard von Weimar zu einer furchtbaren Diversion gegen die kaiserlichen Erblande aufgebrochen. Unbemerkt von Aldringer und Feria, die ihm in Schwaben gegenüberstanden, wandte er sich gegen Regensburg, zwang die Festung durch überwältigenden Angriff zur Uebergabe (15. November), schob seine Kolonnen unter furchtbaren Verheerungen die Donau abwärts bis dicht an die österreichische Grenze vor. Unbeschreiblich war der Eindruck des Ereignisses in Wien und München, und ein Eilbote nach dem andern flog nach dem Norden, um Wallenstein herbeizurufen. Friedland zögerte nicht. Er durfte

die österreichischen Lande nicht gefährden lassen, ohne sich selbst zu schaden; auf der Stelle brach er auf, ging über Leitmeritz und Rakonitz nach Pilsen; von dort eilte er mit 4000 Reitern und auserlesenem Fußvolk am 28. November gegen die bairische Grenze, war zwei Tage später in Furth. Aber der Anmarsch Weimar's, der darauf brannte sich mit dem gefürchteten Gegner zu messen, die strenge Kälte, der Mangel an Lebensmitteln zwangen ihn zum Rückzuge; in Pilsen nahm er sein Hauptquartier.

Und hier entwickelte sich nun die entscheidende Krisis, die nach wenigen Wochen zu blutiger Katastrophe führte. Sie entsprang nicht in erster Linie aus einem Konflikte Friedland's mit seinem Kaiser, sondern mit der spanischen Politik.

So tief erschöpft der spanische Staat jener Tage bereits war, so hochstrebend und weltumspannend erscheint doch noch die Politik seines habsburgischen Herrscherhauses, das den Wahlspruch seines Ahnherrn Karl's V. „Plus, ultra“, „mehr, weiter“ unentwegt als den seinen festhielt und sich noch als die führende Macht des Katholizismus ansah. Seit 12 Jahren rangen wieder spanische Waffen um die Unterwerfung der abtrünnigen Niederlande, des reichsten Landes der Welt, aber da sie als spanischer Besitz die Unabhängigkeit Frankreich's, wo eben Kardinal Richelieu mit eiserner Hand jeden Widerstand gegen das absolute Königthum zu Boden drückte, auf's Stärkste gefährdeten, so unterstützte der Kardinal heimlich und offen die niederländischen Reher und strebte zugleich durch Besitzergreifung des Elsaß den Spaniern die alte Heerstraße von ihrem Mailand nach Belgien abzuschneiden, den einzigen Weg, der ihren Armeen dahin offen stand, seitdem ihre Seeherrschaft gebrochen war. Eben deshalb wollte Spanien zwar den Frieden im deutschen Reiche, keineswegs aber um den Preis des Verzichts auf das Restitutionsedikt, und nur zu dem Zwecke, die Kräfte des Reiches in spanischem Interesse gegen Frankreich zu wenden. Indem Wallenstein den Verzicht erstrebte, den Krieg gegen Frankreich aber verwarf, stieß er in diesen Punkten zunächst mit Spanien feindlich zusammen. Aber noch mehr. Jenen Einmarsch Ferias zum Schutze des Elsaß gegen französische Angriffe hatte Friedland nur gestattet, weil der Kaiser ihn dringend wünschte, doch mit innerem Widerstreben. Und vor Allem: Spanien begehrte für sich selbst, um jene Rheinstraße fester in der Hand zu halten, nicht nur das Elsaß, das ihm ein Vertrag von 1617 zugesichert, sondern auch den Besitz der Rheinpfalz, deren Kurfürst Friedrich V., der böhmische „Winterkönig“, wie der Spott seiner Feinde ihn nannte, seit 10 Jahren geächtet in der Fremde saß; eben dies Land aber strebte Wallenstein für sich selbst zu erwerben, als ein „Rekompens“ für das verlorene Mecklenburg, und er konnte sich dafür auf ein mündliches Versprechen des Kaisers berufen, das

ihm ein Kurfürstenthum in Aussicht gestellt. So waren er und die Spanier einander geschworne Gegner; allgemeine und persönliche Interessen machten sie dazu.

Noch mochte der Feldherr deshalb unbesorgt sein. Denn zwar arbeitete am Wiener Hofe der spanische Gesandte Marquis von Castañeda eifrig gegen ihn, und der Thronfolger Ferdinand von Ungarn, der Gemahl einer spanischen Prinzessin, überdies abhängig von seinem spanischen Beichtvater P. Quiroga, war ihm abgeneigt, aber beim Kaiser selbst überwog noch Wallenstein's Einfluß, den natürliche Dankbarkeit und die Fürsprache Fürst Eggenberg's stützte; der spanisch gefinnte kaiserliche Beichtvater, der Jesuit Lämmermann, vermochte in dieser Sache nichts, so sehr er gegen die Friedenspläne Wallenstein's gestimmt war, denn sie waren den Ketzern nur allzugünstig.

So war es die Aufgabe der spanisch-kerikaln Partei, den Monarchen gegen der Feldherrn einzunehmen, seine Treue zu verdächtigen, und da der Kaiser ohnehin von Herzen kerikal und finanziell von Spanien abhängig war, so schien solche Minorarbeit nicht aussichtslos. In der That, nicht auf dem Schlachtfelde, sondern auf den Parquets fürstlicher Salons und in den Geheimkabinetten der Paläste wurden die Kämpfe ausgefochten, in denen Wallenstein unterlag.

Die Umstände begünstigten seine Gegner. Der Fall von Regensburg hatte, wie natürlich, den Wiener Hof wie ein Donnererschlag getroffen; es wurde dem neuen spanischen Gesandten Graf Dñate, der eben erst nach Wien gekommen war, nicht schwer, das Unglück wesentlich Wallenstein auf die Rechnung zu setzen und seinen verspäteten Zug nach der Donau als böswillige Zögerung darzustellen, was er nicht war. Das erwachende Mißtrauen zu beschwichtigen, dazu that Wallenstein gar nichts, sehr viel aber, um nicht bloß die Spanier, sondern auch den Wiener Hof schwer zu reizen. Die kaiserliche Forderung zunächst, statt im erschöpften Böhmen, in Thüringen und Brandenburg Winterquartiere zu nehmen, schlug er rund ab, übrigens mit gutem Grunde, denn sie war, wie die Dinge standen, unausführbar; dem Obersten Snyß, welchem in der ersten Angst der Kaiser direkt befohlen hatte, gegen Bernhard von Weimar vorzugehen, rief er unter Androhung der Todesstrafe zurück. Jetzt kam ihm oben-
drein, Anfang Januar 1634, durch Pater Quiroga — und Friedland liebte es gar nicht, politisch-militärische Geschäfte mit Geistlichen zu verhandeln — die Mittheilung zu, im Frühjahr werde der Kardinalinfant Ferdinand von Mailand her durch Oesterreich nach den Niederlanden sich in Bewegung setzen; 6000 leichte Reiter der Wallenstein'schen Armee sollten zu ihm stoßen. Verstieß das Erste gegen die Bedingung seines Dienstvertrags, daß kein selbständiges Kommando neben dem seinen im Reiche bestehen dürfe, so schwächte das

Zweite sein eignes Heer ohne Nutzen für den Kaiser, schlechterdings nur zu Gunsten der verhaßten Spanier. Er sah, ihr Einfluß gewann Terrain in Wien; eben deshalb wies er beides ab, sprach aber auch davon, sein Kommando niederlegen zu wollen.

Die Spanier hatten gesiegt in der Hofburg, kaum hätte es noch der ablehnenden Bescheide des Feldherrn bedurft. Denn schon Mitte Dezember hatte Graf Náta die kategorische Erklärung abgegeben: sein Herr werde mit dem Kaiser brechen, ihm jede Hilfe entziehen, wenn derselbe auf Wallenstein's Friedenspläne eingehen wolle. Diese Drohung mußte durchschlagen; bezog doch Ferdinand II. monatlich 50,000 Thaler aus spanischen Kassen; er war verloren, wenn er die finanzielle Unterstützung Spanien's verlor, denn seit dem Beginne des Krieges stand er am Rande des Bankrotts. Materiell und geistig beherrschte die spanische Politik das Kaiserhaus so vollständig wie einst in Karl's V. Tagen.

Und sie verfolgte dieselben Ziele wie er: Erhöhung der kaiserlichen Gewalt, Niederdrückung, wenn nicht Vernichtung des deutschen Protestantismus, durch beide Mittel Einfügung Deutschland's in das spanische System. Ein Anhängsel der spanischen Monarchie sollte es sein, nichts mehr.

Indem Wallenstein sich diesen Plänen widersetzte, indem er den Frieden mit den Protestanten wollte und den spanischen Einfluß in Deutschland bekämpfte, war er mit allen guten Geistern unserer Nation verbündet. Noch konnte er zu siegen hoffen, am kaiserlichen Hofe seine Feinde aus dem Felde schlagen, aber nur unter einer Bedingung: er mußte seines Heeres unbedingt sicher sein.

An der Frage: ob Friedland sich im Kommando behaupten könne, hing eine welthistorische Entscheidung.

Er war fest entschlossen dazu. Am 12. Januar 1634 versammelte er seine Oberoffiziere in Pilsen. Durch Feldmarschall Flow (Flo) ließ er ihnen die kaiserlichen Forderungen und seinen Entschluß zum Rücktritt mittheilen. Die Obersten erklärten, das dürfe nicht geschehen, sie unterzeichneten alle jenen berufenen Revers, der sie verpflichtete, bei ihrem Feldherrn auszuhalten, damit ihm kein Schimpf widerföhre; sie thaten es in ihrem eigenen Interesse, bei guten Sinnen, nicht in dem Taumel eines Rausches; sie empfingen dagegen die feierliche mündliche Versicherung Wallenstein's: er habe nichts gegen den Kaiser vor, nur den Frieden mit Sachsen und Brandenburg wolle er auf seine Weise zu Stande bringen.

Sehr ernstlich ging er jetzt wieder daran. Herstellung des Zustandes von 1618, auch in kirchlicher Beziehung, Abtretung der Lausitzen, der Stiftslande, Magdeburg und Halberstadt, das war es, was er jetzt wieder in Berlin und

Dresden bot. Aber während man dort trotz Arnim's Drängen jetzt so wenig wie früher zu einem raschen Entschlusse zu kommen vermochte, arbeiteten in Wien die Spanier und Klerikalen um so eifriger. Sie wollten Wallenstein's Sturz, noch ging der Kaiser nicht so weit. Da kam dem Grafen Dñate von den verschiedensten Seiten, aus Baiern, Savoyen, Böhmen die verhängnißvolle Meldung: Friedland beabsichtige sich zum König von Böhmen zu machen, die Macht also des Hauses Habsburg bis in ihre Grundfesten zu erschüttern. In der That ist von einem solchen Plane mehrfach die Rede gewesen, aber nicht Wallenstein's Gedanke war das, sondern der der Franzosen und der böhmischen Emigranten, wie des Grafen Kinsky, der damals mit vielen andern in Dresden sich aufhielt. Auf das erste Anerbieten derart ging der Feldherr gar nicht näher ein, ja er hat sogar dem Kaiser Andeutungen davon gemacht, so daß die Franzosen die Verhandlungen ganz abbrachen. Erst als die Dinge zur Entscheidung drängten, im Januar, wurden die Besprechungen wieder aufgenommen, doch ohne daß die Erwerbung Böhmen's dabei als Hauptsache erscheint, und zu irgend welchem festen Entschlusse ist Wallenstein nicht gelangt; nur als einen äußersten Rückhalt scheint er dies Verhältniß zu Frankreich betrachtet zu haben. Er spielte aber doch mit dem Gedanken des Abfalls: „Die Freiheit reizte ihn und das Vermögen“ und das war sein Verhängniß und seine Schuld.

Doch so genau kannten die Spanier die Sache nicht, ihnen war die sehr unsichere Kunde, die sie davon hatten, eben erwünscht, um den letzten entscheidenden Druck auf die Entschlüsse des Kaisers zu üben. Er wie Fürst Eggenberg wich jetzt den spanischen Vorstellungen und den klerikalen Einwirkungen gegen Wallenstein's Friedenspläne, jetzt galt der Feldherr als Verräther.

Aber wie war es möglich, ihm beizukommen, ohne den Gewaltigen zum offenen Aufruhr zu treiben, eben das also herbeizuführen, was man verhüten mußte? Im tiefsten Geheimniß geschah der erste Schritt: ein kaiserliches Patent vom 24. Januar übertrug Gallas das provisorische Kommando, verbot den Obersten, Wallenstein zu gehorchen, verkündete allgemeine Amnestie Allen, außer dem Feldherrn und zwei Andern. Doch so gespannt war die Lage, daß nur unter der Hand Gallas, Piccolomini, Aldringer und andere zuverlässige Generale davon Gebrauch zu machen wagten, um eine Anzahl Offiziere und Truppentheile für den Hof zu gewinnen; ein Versuch Piccolomini's dagegen, im Verein mit Gallas den gefährlichen Mann in Pilsen zu verhaften, mußte aufgegeben werden, weil Friedland der Garnison des Platzes ganz sicher war.

Peinliche Tage vergingen. Noch war kein offener Schritt zum Abfall nachzuweisen, noch offen auch von Wien aus nichts geschehen. Entschlossen aber ging Wallenstein auf sein Ziel. Aber jetzt dachte er auch daran, sich für den

äußersten Fall einen Rückhalt zu versichern: er sandte den Herzog Franz Albert von Lauenburg zu Bernhard von Weimar. Er selbst verpflichtete in neuer Versammlung am 18. und 19. Februar nochmals seine Offiziere zur Treue, nach allen Richtungen ergingen seine Befehle, um bis zum 24. seine Regimenter um Prag zu konzentriren. Hier am Weißen Berge, auf dem Felde der Unglückschlacht, die Böhmen's Rechte und Religionsfreiheit zertrümmert, wollte er den Frieden mit Sachsen und Brandenburg proklamiren, der auf der Gleichberechtigung beider Konfessionen auch in den österreichischen Erblanden, der Wiederherstellung der böhmischen Emigranten, der Sicherung seiner eignen Stellung sich aufzubauen sollte. Wie wollte der Kaiserhof es wagen, seine Anerkennung zu weigern, wenn die Armee ihren Feldherrn mit starkem Arme aufrecht hielt?

Wenn sie es that. Daß Wallenstein fest auf ihre Treue baute, daß er sie, die er in des Kaisers Namen geworben, auch gegen den Kaiser fortzureißen meinte, das war der größte Fehler im Exempel des klugen Rechners. Auf die Nachricht von der beabsichtigten zweiten Versammlung zu Pilsen und dem Scheitern des Verhaftungsversuchs war in Wien der letzte Schlag beschlossen worden: das kaiserliche Patent vom 18. Februar verfügte die sofortige Entsetzung Wallenstein's, Now's, Trčka's*), und wies alle Offiziere an, sie zu verlassen. Durch offene Erklärung, Wallenstein sei ein Verräther, schwankend gemacht, fielen die Prager Regimenter ab, schwuren dem Kaiser aufs Neue die Treue. Ihrem Beispiele folgten rasch alle Truppen in Böhmen, Mähren, Schlesiën. Im Momente der Entscheidung versagte dem Feldherrn sein Heer. Es ging zu Ende.

Am 21. Februar war es, da meldete in Pilsen Oberst Sparr, daß Prag verloren sei. Der Eindruck war tief und niederschmetternd. In wildem Zorne brauste Graf Trčka auf, stumm blickten Now und Rinsky zu Boden. Nur Wallenstein verlor seine Haltung nicht. „Ich hatte den Frieden in meiner Hand“, sagte er dem Oberst Beck; er verbarg sich nicht, daß er verspielt habe. Doch sein persönliches Interesse gab er keineswegs verloren. Noch verfügte er über mehrere Tausend Mann, Pilsen, Eger, Ellenbogen hielt er in seiner Hand, er war kein verächtlicher Bundesgenosse, wenn er jetzt, um sich selbst zu retten, den Schweden sich in die Arme warf. Und das wollte er. Ein Schreiben nach dem andern, immer eiliger, immer dringender — dreizehn Kuriere flogen in diesen drangvollen Tagen zwischen Pilsen und Regensburg hin und her — sandte Now nach Regensburg an Herzog Bernhard, er möge auf Eger marschiren zur Vereinigung mit dem Feldherrn. Bögrend, mißtrauisch setzte sich

*) So ist der richtige Name des von Schiller Terzky genannten Generals.

der Herzog in Marsch, noch meinte er einen Betrug, ein „Schelmstück des Un-
ergründlichen befürchten zu müssen.

Nach Eger wollte auch Wallenstein gehen, denn schon drängten kaiserliche
Truppen heran. Dort war er den Schweden und Sachsen nahe, die Festung
war stark, die Kommandanten schienen, weil protestantisch, zuverlässig, die
Bürgerschaft, mit Gewalt erst vor Kurzem zum Uebertritt zum Katholizismus
gezwungen, dem Kaiser abgeneigt. So brach Wallenstein am Vormittage des
22. Februar mit etwa 2000 Mann von Pilsen auf, selbst verstimmt und leidend;
in einer Sänfte machte er den Weg. Unterwegs bei Mies, wo er nächtigte,
zwang er das irische Dragonerregiment des Obersten Butler, das auf seinen Be-
fehl nach Prag marschiren wollte, sich ihm anzuschließen; er ahnte nicht, daß
es sein Henker war, den er da mit sich führte. Am Nachmittage des 24. zog
er in Eger ein, nahm sein Quartier in dem stattlichen Hause des verstorbenen
Rathsherrn Alexander Bachhälbel am großen Ringe, im Nebenhanse Flow und
Tréka mit ihren Frauen. Butler's Dragoner, denen man nicht traute, lagerten
vor den Thoren, nur der Oberst mit den Fahnen in der Stadt, mehr als Geißel,
denn als Bundesgenosse.

Noch am Abend ließ Friedland den Oberstwachmeister Lesley, den Oberst-
leutnant Gordon und Butler rufen und theilte ihnen seine Absichten mit.
Die gewissenhaften schottischen Calvinisten schwankten: ihr Eid band sie an
den Kaiser, ihre religiösen Sympathien drängten sie zu Wallenstein. Sie ver-
behten ihre Bedenken nicht, erklärten noch am 25. früh dem Feldmarschall
Flow offen ihren Standpunkt. Es war nicht möglich, eine bestimmte Zusiche-
rung ihnen zu entlocken.

Da, als sie schwankten zwischen ihrer Eidspflicht und ihrer Sympathie,
trat die finstere Gestalt des Obersten Butler an sie heran. Aus vornehmer
irischem Geschlecht entsprossen, eifrig katholisch und obwohl ein Fremder ent-
schieden kaiserlich gesinnt, hatte er zwar Wallenstein's Achtung, nie aber sein
Vertrauen genossen. Als er sich ihm unterwegs anschloß, geschah es mit dem
Vorsatz, ihn, nunmehr den gefährlichsten Feind des Hauses Habsburg, unschäd-
lich zu machen, so oder so; ob er dazu eine direkte Aufforderung von Piccolo-
mini*) oder vom Hofe erhalten, ist gleichgiltig, jedenfalls war er gewiß, im Interesse
des Kaisers und im Sinne der katholisch-spanischen Partei zu handeln. Auf's
Lebhafteste stellte er den beiden Schotten die Gefahren der Lage vor Augen
und mußte doch auch betonen, Wallenstein zu verhaften sei bei der Stärke
seiner Truppen und den Gesinnungen der Bürgerschaft ganz unmöglich. In

*) Eine solche hat ihm zutommen sollen und zwar durch seinen Reichsvater Patrik
Taaffe, aber sie kam nachweislich zu spät.

finstere Sinnen verloren stand Lesley, stumm, unentschlossen Gordon, lauernd beobachtete sie Butler. Da bricht das rathlose Schweigen Lesley mit dem Rufe: „Laßt uns sie tödten, die Verräther.“ Eifrig stimmte Butler bei — ihm nahm der Schotte das Wort vom Munde — zögernd gab Gordon nach. Die furchtbare That ward beschlossen.

Die Verhältnisse lagen günstig. Arglos hatten sich Wallenstein's Vertraute, Flow, Tréka, Kinsky und Neumann, ihr Geheimsekretär, für den Abend bei Gordon zu Gaste geladen — es war die Zeit fröhlicher Fastnachts-schmäufe —; an seiner eignen Tafel auf der Burg, die auf steilem Felsen hoch über dem Egerflusse ragt, wollte Gordon seine Gäste ermorden lassen. Es war in den ersten Abendstunden, als sie dort in einem Erker des großen Rundbogensaales im alten Pallas Friedrich Barbarossa's sich zu Tische setzten. Noch genossen sie eine Stunde heiteren Muthes; ihre Gedanken flogen weit voraus in eine glänzende Zukunft, sie brachten Trinksprüche auf Wallenstein und seine Pläne, auf Bernhard von Weimar, den nunmehrigen Bundesgenossen. Da wurden gegen 9 Uhr Lesley die Schlüssel des Burgthores überbracht, es war das verabredete Signal. Die Seitenthüren des Saales flogen auf, Dragoner Butler's dringen herein, den blanken Stoßdegen in der Faust. Zäh gelst ihr Ruf: „Viva Kaiser Ferdinando!“ den überraschten Gästen an das Ohr. Sie greifen nach dem Degen, aber noch ehe sie zum Widerstande fertig sind, fallen sie bereits unter den Streichen der Iren. Nur Tréka reißt die Waffe von der Wand, wie ein Verzweifelter sechtend sinkt auch er. Den Rittmeister Neumann, der bis auf den Hof entkommen, streckt dort ein Schuß der Wache zu Boden. In wenigen gräßlichen Minuten ist Alles vorüber.

Die Getreuen lagen in ihrem Blute, noch blieb ihr Führer. Lesley eilt nach der Hauptwache, um die Leute dort zu unterrichten und für den Kaiser in Pflicht zu nehmen, Butler's Dragoner besetzen die Straßen. Der Sturm, der heulend und rasselnd um Giebel und Schornsteine durch die schwarze Nacht einherfährt, verschlingt jedes Waffengeräusch. Noch einmal haben da im letzten Augenblick die Verschwornen Rath gehalten, ob sie Wallenstein nicht schonen, ihn nur gefangen nehmen sollten, aber die Nähe der Schweden, die Stimmung seiner eignen noch ahnungslosen Truppen machten jeden milderen Ausweg unmöglich, man schritt zur That. Major GERALDIN und Butler besetzten die Zugänge des Hauses am Markte, dann stieg Hauptmann DEVEROUX mit sechs Dragonern die große Treppe hinauf zum ersten Stock. Eben hat der Kammerdiener dem Feldherrn den Schlaftrunk gebracht, als er zurückkehrend auf dem Flur den Bewaffneten begegnet. Ein rascher Stoß macht ihn stumm, die Thür zum Vorzimmer wird gesprengt, die Mörder dringen ein. — —

Wallenstein war aufgesprungen, wahrscheinlich beunruhigt durch das Grenzboten IV. 1878.

Zammergefchrei aus dem Nebenhaufe, wo eben die Gräfinnen Tréka und Kinsky das Ende ihrer Männer beklagten, er stand am Fenster; da sah er Deveroux vor sich, die Hellebarde gefäpft. „Schelm und Verräther, Du mußt sterben!“ schreit ihm der entgegen. Da breitet der Feldherr die Arme weit aus und ohne einen Laut empfängt er den tödtlichen Stoß der Partifane mitten in die Bruft. Er starb als Soldat und als Fatalift; ohne den leiftesten Versuch zu hoffnungslofer Gegenwehr ergab er sich in sein Schickfal.

So fiel der gewaltige Kriegsfürst, der acht Jahre hindurch die Welt mit dem Rufe seiner Thaten und Entwürfe gefüllt, der zweimal dem Kaiser ein Heer gefchenkt, der allein den Siegeslauf Gustav Adolfs gehemmt hatte, durch den Stahl seiner eignen Soldaten. Der kaiserliche Hof erkannte den Mord, den er nicht befohlen, als eine berechtigte Exekution an, er belohnte reichlich die Mörder, er zog Wallenstein's Güter ein als eines Verräthers. Und doch, wer heute das ragende Friedland fieht, das ihm den Namen gegeben, oder das vieltürmige Prag, in dem er sich feinen marmorschimmernden Palaft zu königlicher Hofhaltung erbaute, oder endlich das düftre Eger, um das noch sein blutiger Schatten fchwebt, und das geweiht ist als der Schauplatz der größten historischen Tragödie unserer Literatur, der mag immer daran denken: Wallenstein fiel vor Allem deshalb, weil er einen ehrlichen Frieden wollte, der nicht auf der Vernichtung der einen, sondern auf der Veröhnung beider Parteien beruhte; erst als seine Gegner ihn dazu machten, ward er zum Verräther.

Dresden.

Otto Kaemmel.

Die akademische Kunftausstellung in Berlin.

Von Adolf Rosenberg.

I.

Der günstige Erfolg, den die erste von der königlichen Akademie der Künfte in dem provisorischen Gebäude auf der Spitze der Museumsinsel veranstaltete Kunftausstellung im Jahre 1876 gefunden, hat bekanntlich zu dem Beschluß geführt, die Ausstellungen unter dem Protektorate der Akademie fortan alljährlich stattfinden zu lassen, während diese Ausstellungen bisher nur alle zwei Jahre veranstaltet worden waren. Dieser Beschluß wurde fast allseitig mit Freuden begrüßt. Man wies darauf hin, daß Berlin, nachdem es die Hauptstadt des deutschen Reiches geworden, auch die Führerin auf dem lange ver-

nachlässigten Gebiete der Kunst werden müsse. Die Staatsregierung hatte die ersten Schritte bereits mit einer Reorganisation der vollständig verzapften Kunstakademie gethan. Das lange verwaiste Institut hatte in A. v. Werner einen thätkräftigen Leiter erhalten, und in Knaus, Guffow, Külle, Hertel, Michael, Thumann, F. Meyerheim, F. Schaper u. a. war eine Anzahl tüchtiger Lehrer gewonnen worden, deren gemeinsame Wirksamkeit die erspriechlichsten Resultate hoffen ließ. Es waren ferner die Mittel für ein vor der Hand provisorisches Kunstausstellungsgebäude bewilligt worden, nachdem die beschränkten, lichtlosen Räume in der alten Akademie schon längst das öffentliche Aergerniß erregt hatten. Der jetzige Baurath Orth hatte, im Vertrauen darauf, daß das Provisorium nicht länger als acht bis zehn Jahre andauern würde, in kurzer Zeit einen äußerlich ganz schmucklosen, aber den Bedürfnissen vollkommen entsprechenden Fachwerksbau errichtet, der zum größten Theil auf Pfählen steht, welche in die Spree eingerammt worden sind. Weshalb der Architekt sich zu einem solchen „Pfahlbau“ entschloß, hat seinen Grund darin, daß er das disponible Terrain auf der Museumsinsel für den definitiven Bau, zu welchem er bereits die großartigsten Pläne entworfen, frei halten wollte. Die Aussicht auf eine Ausführung dieser Pläne, denen der Gedanke einer Verbindung der Gemälbegalerie, der Kunstakademie und des Kunstausstellungsgebäudes zu einem imposanten, terrassenartig sich erhebenden Bau zu Grunde liegt, ist jetzt mehr als jemals in die Ferne gerückt, seitdem ganz andere und ernstere Sorgen die Staatsregierung beschäftigen. Baurath Orth hat in dem provisorischen Ausstellungsgebäude zugleich die Beleuchtungsprinzipien durchgeführt, zu welchen er auf Grund eingehender Studien in den wichtigsten Galerien Europa's gelangt war und die sich seither, abgesehen von einigen geringen, noch nothwendigen Modifikationen, als praktisch erwiesen haben. Diese Modifikationen bestehen vorzugsweise darin, daß das allzu stark eindringende Licht durch horizontal aufgehängte Belarien gedämpft werden muß, wie es in den Kunstabtheilungen der Pariser Weltausstellung durchweg geschehen ist. Wenn früher über allzu große Dunkelheit der Ausstellungsräume geklagt wurde, so klagt man jetzt über ein zu scharfes, kaltes, gleichmäßiges Licht.

Die Auspizien, unter welchen die erste Ausstellung in diesem Gebäude eröffnet wurde, waren also ungemein günstig, und die Stimmen der wenigen, die sich gegen eine alljährliche Wiederholung der Ausstellungen erhoben hatten, wurden durch den allgemeinen Jubel übertönt. Die letzteren hatten geltend gemacht, daß Berlin bei weitem noch nicht der Mittelpunkt des geistigen Lebens in Deutschland sei, daß andere Städte wie München und Düsseldorf ein viel reicher entwickeltes Kunstleben und ein viel lebendigeres Kunstinteresse besäßen als Berlin, daß die deutsche Kunst nicht genug Produktionskraft besäße, um

wie die französische alljährlich einen „Salon“ mit neuen Werken zu füllen. Auch wurde darauf hingewiesen, daß unter den Jahresausstellungen die einzige permanente Kunstausstellung, die noch in Berlin ihr dürftiges Dasein fristet, die des Künstlervereins, erhebliche Einbuße erleiden würde. Diese letztere Befürchtung hat sich vollinhaltlich bestätigt. In den letzten zwei Jahren hat die Ausstellung des Künstlervereins mit Ausnahme einiger Gemälde von Maxart und Gabriel Nag, die von spekulativen Kunsthändlern aufgekauft waren und für ein besonderes Eintrittsgeld gezeigt wurden, kaum ein einziges Bild von hervorragender Bedeutung aufzuweisen gehabt. Ein jeder Maler oder Bildhauer spart eben den Trumpf, den er für den besten hält, für die große akademische Ausstellung auf, und die des Künstlervereins muß sich mit dem Abfall begnügen.

Aber auch im übrigen haben die Besonnenen, welche den Hinweis auf Paris, welches alljährlich einen glänzenden Salon eröffnet, nicht für zutreffend erachten konnten, Recht gehabt. Frankreich besitzt laut offiziellen Nachweises 5000 Künstler, von denen mindestens 2000 den jährlichen Salon beschicken. Für Deutschland existirt zwar kein derartiger offizieller Nachweis; aber man wird nicht weit von der Wahrheit abirren, wenn man die Zahl der in Deutschland thätigen Maler und Bildhauer auf 2000 veranschlägt. Von diesen 2000 pflegen sich aber — das beweisen die Kataloge der letzten zehn Jahre — nie mehr als 5–600 an den akademischen Ausstellungen in Berlin zu betheiligen, und zwar erscheinen fast immer dieselben Namen. Es liegt auf der Hand, daß diese Zahl nicht ausreicht, um die Berliner Ausstellung auf demselben hohen Niveau zu erhalten, auf dem wir sie früher, als sie sich nur alle zwei Jahre wiederholte und die in diesem Zeitraum geschaffenen Kunstwerke sammeln konnte, zu sehen gewohnt waren. Diejenige Zahl, die erforderlich ist, um die zweiundzwanzig Säle und Galerien des Ausstellungsgebäudes zu füllen, d. h. etwa tausend Gemälde, Zeichnungen und Skulpturen u. s. w. wird sich ja immer zusammenbringen lassen, besonders wenn die Jury, welche über die Annahme der eingesandten Kunstwerke zu entscheiden hat, fortfährt, so nachsichtig zu sein, wie sie es in diesem Jahre gewesen.

Es kommen noch einige besondere Umstände hinzu, welche auf die diesjährige Kunstausstellung nachtheilig wirkten. In erster Linie die Pariser Weltausstellung. Sie nahm nicht bloß einige ausländische Künstler, welche den Berliner Salon fast regelmäßig beschickten, derartig in Anspruch, daß sie für Berlin gar nicht oder doch nur unbedeutende Sachen übrig hatten, sondern sie absorbirte auch einige unserer hervorragendsten deutschen Künstler, deren Mitwirkung unserer Kunstausstellung charakteristische Züge ihrer gewöhnlichen Physiognomie zu verleihen pflegte. So sind die Belgier, die Italiener und

Oesterreicher fast ganz zurückgeblieben. Nur Alma-Tadema ist erschienen, aber mit einem Bilde, das nicht geeignet ist, seinen Ruf zu erhöhen. Von namhaften deutschen Künstlern vermiffen wir vor allen übrigen Ruans, der seine neuesten Bilder, einen Trödler, der seinen jungen Sohn in die Mysterien des höheren Kleiderhandels einweiht und das dazu gehörige Pendant, wie der Jüngling das erste verdiente Marktstück pfiffig schmungelnd in sein schmutziges Portemounaie steckt, nach Paris geschickt hat, dann A. v. Werner, den einerseits das Arrangement des deutschen Salons in Paris, andererseits die Vorarbeiten zu dem ihm vom Berliner Magistrate aufgetragenen großen Gruppenbilde des Kongresses in Anspruch genommen hatten, ferner Knille, den phantasievollen Schöpfer des Tannhäuserbildes in der Nationalgalerie, Gussow, den kühnen bahnbrechenden Realisten, den phantastischen Böcklin und verschiedene andere, denen ein hervorragender Antheil an dem Erfolge gebührt, welchen die deutsche Kunst in Paris erzielt.

Auch die Noth der Zeit, die von Jahr zu Jahr schwerer auf unserer Kunst lastet, mag ihre Schuld daran tragen, daß die diesjährige Ausstellung so erheblich hinter ihren Vorgängerinnen zurück geblieben ist. Sie hat besonders auf die Malerei großen Stils, auf die Historienmalerei gewirkt, die gerade in diesem Jahre so dürftig vertreten ist wie nie zuvor. In Frankreich riskiren die Maler auch in schlechten Zeiten ein Bild, das einen großen Zeit- und Geldaufwand erfordert, weil die Aussicht eines Verkaufs ohne jeden Vergleich größer ist als in Deutschland, da dort der Staat planmäßig die Malerei großen Stils durch Ankäufe für die Museen der Hauptstadt und der Provinzen unterstützt. In Deutschland, speziell in Berlin, glaubt man genug gethan zu haben, wenn man alle Jahre einem werdenden Künstler einen Staatspreis für einen zweijährigen Aufenthalt in Italien zuwendet. Was später aus ihm wird, darum kümmert sich der Staat nicht im geringsten. Belohnungen und Ankäufe „zur Ermuthigung“, die in Frankreich zu den stehenden Institutionen gehören, kennt man in Deutschland nicht.

Wenn man die zweinndzwanzig Säle und Galerien des Kunstausstellungsgebäudes durchwandert hat, glaubt man nichts weiter gesehen zu haben als Porträts und zwar überwiegend schlechte, Landschaften und Genrebilder. Und in der That haben diese drei Spezies der Malerei numerisch ein so starkes Uebergewicht, daß das Duzend Historienbilder, das herauskommt, wenn man den Begriff des Historienbildes ziemlich weit zieht und historisches Genre mit hineinrechnet, neben den 112 Porträts, den 330 Landschaften und den 270 Genrebildern gar nicht zur Geltung gelangt. Was noch fehlt, um die Summe von 836 Gemälden voll zu machen, vertheilt sich auf das Stilleben (41), das Thierstück (18), das Architekturbild (14) und das mythologische Genre (10).

Daß das Stillleben, eine Gattung ziemlich untergeordneter Art, in solchen Massen auftritt, ist auch ein Zeichen der Zeit. Es dokumentirt einerseits die an die Maler dringender als jemals herantretende Nothwendigkeit, Gebiete zu kultiviren, die einen leidlichen Absatz auf dem gewöhnlichen Kunstmarkt ermöglichen, andererseits das Ueberwuchern des Dilettantismus, der sich von jeher mit besonderer Vorliebe der Blumen des Feldes und der Früchte des Südens anzunehmen pflegte. An sich ist das kein großes Unglück für die Kunst. Solche Schlingpflanzen haben sich immer am stolzen Stamme der deutschen Kunst eingefunden. Bedenklicher wird erst die Sache, wenn der Dilettantismus auch, wie es leider in diesem Jahre sichtbar geworden ist, Invasionen in höhere Gebiete, besonders in das der Porträtmalerei, macht. Unter solchen Umständen bietet die akademische Kunstausstellung in diesem Jahre ein wenig erquickliches Bild: auf der einen Seite der Dilettantismus, der sein Haupt immer höher erhebt, auf der andern Seite die sich spreizende Unfähigkeit, das gedankenlose Streberthum, das von allerlei Protektion getragen und großgezogen, sich herausnimmt, mit riesigen Strecken bemalter Leinwand zu paradiren, nur in der Absicht, ein urtheilsloses Publikum zu verblüffen.

Wie anders würde sich die diesjährige Kunstausstellung ausgenommen haben, wenn sich die Jury entschlossen hätte, mit resoluter Hand alles, was sich in der breiten Gasse der Mittelmäßigkeit und noch weiter abseits bewegt, auszumergen. Es ist wahr: drei- bis vierhundert Bilder wären dann dem Urtheilspruch der Jury zum Opfer gefallen. Aber der Genuß an dem Uebrigen wäre dann wesentlich erhöht und mancher unheilvolle Irrthum in dem Herzen eines strebenden Kunstjägers hätte durch die Ehre der akademischen Ausstellung keine neue Nahrung erhalten.

Bekanntere Interessen konnten dabei nicht in die Waagschale fallen. Denn daß die Menge noch nicht durch die Masse angezogen wird, beweist die einfache Thatsache, daß die Ausstellung im Jahre 1876, dem ersten in dem neuen Gebäude, von 120,462 Personen besucht war, während sich die Frequenz im folgenden Jahre nur auf 92,771 Personen belief, also eine Abnahme um ein Dritteltheil zeigte.

Bevor wir auf eine nähere Besprechung der bedeutendsten Werke eingehen, bemerken wir noch, daß von den ca. 500 Künstlern, die sich an der Ausstellung betheiligt haben, 195 aus Berlin, 104 aus Düsseldorf, 54 aus München, 26 aus Weimar, 17 aus Dresden, 17 aus Karlsruhe, 14 aus Königsberg, 7 aus Rom, 6 aus London und 6 aus Wien kommen. Die übrigen vertheilen sich auf die Städte Stuttgart, Amsterdam, Frankfurt a. M., Breslau, Hamburg u. a. m. —

Daß die meisten unserer Maler, auch diejenigen, die sonst auf diesem Ge-

biere obenanstanden, in diesem Jahre als Porträtisten keine Ehre eingelegt haben, liegt zum großen Theile an dem, der sie alle meistert, an Gustav Richter. Er ist mit einer so außergewöhnlichen Leistung auf den Schauplatz getreten, daß nicht bloß alle übrigen Porträts neben dem seinigen verbleichen, sondern daß auch seine eigenen früheren Schöpfungen, selbst das glänzende Bildniß der Fürstin Carolath, das gegenwärtig in der deutschen Abtheilung auf dem Marsfelde glänzt, durch diese neue in den Schatten gestellt werden. Es ist ein Bildniß der Gräfin Karolhi, der Gattin des österreichischen Vot- schafters am Berliner Hofe. Die Dame, eine der gefeiertsten Schönheiten der Berliner Salons, ist ungefähr bis zu den Knien dargestellt. Sie trägt ein dunkelgrünes Seidenkleid mit einem gleichfarbigen Ueberwurf von gepreßtem Sammet. Der herzförmige Ausschnitt des Ueberwurfs ist mit breiten weißen Spitzen garnirt, welche die Brust und einen Theil der Schultern bedecken. An der linken Schulter ist eine halb erblühte Rose befestigt. Sie stützt den schönen Kopf etwas nachdenklich mit der unbehandschuhten Linken leicht auf einen mit braunem, gepreßtem Leder überzogenen Sessel, dessen steife, alterthümliche Form mit der schlanken, graziösen Gestalt der Gräfin pikant kontrastirt. Auf der Lehne des Sessels liegt ein rother Sammetpelz auf, den die Gräfin mit dem Ellenbogen festhält. Das andere Ende des Pelzes, das um den Rücken geschlagen ist, hat sie mit der Linken gefaßt, die mit einem feinen grauen Handschuh bekleidet ist. Den Kopf bedeckt ein schwarzer, breitkrämpiger Hut mit einer großen weißen Feder, unter welchem das leicht gekräuselte, hellbraune Haar auf die Stirn herabfällt. Die Gestalt hebt sich in vollkommener plastischer Rundung von einem dunkelgrauen, ungemein fein abgetönten Hintergrunde ab. Das Arrangement des Bildes ist vielleicht zu gesucht; man merkt eben, daß es arrangirt ist. Aber das Auge des Beschauers wird durch die Nebendinge, so wunderbar sie auch, besonders der sammetne Ueberwurf mit seinen eingepreßten Blumen, gemalt sind, von dem herrlichen Kopfe nicht abgelenkt. Das Antlitz ist mit einer unvergleichlichen Zartheit modellirt und mit einem goldigen Glanze übergossen, der sich mit dem Rosenroth der Wangen zu einer bezaubernden Wirkung vermählt.

Gustav Richter ist bisher in der glücklichen Lage gewesen, nur schöne Frauen, charakteristische oder geistig bedeutende Männerköpfe und hübsche Kinder zu malen. Es mag sein, daß ihm von dieser nur dem Kultus der Schönheit gewidmeten Thätigkeit eine leichte Neigung zum Idealisiren zu eigen geworden ist. Aber dieser Neigung opfert er nur unwesentliche Züge, die nicht bestimmend für den Charakter der darzustellenden Persönlichkeiten sind. Vor seinen Bildern hat man dasselbe Gefühl wie vor den Porträts eines Holbein, eines van Dyk: man möchte darauf schwören, daß sie ähnlich sind, auch wenn

man die Originale nicht kennt, weil man in den klar und offen dargelegten Zügen wie in einem aufgeschlagenen Buche zu lesen glaubt und den Charakter des Urbilds mit leichter Mühe erkennt. Die vornehme Einfachheit seines malerischen Vortrags streift nie an die süßliche Eleganz unserer Modemaler. Die Form bleibt ihm immer die Hauptsache; sie geht ihm niemals unter pitanten, malerischen Effekten verloren.

Von derselben charakteristischen und auf den ersten Blick überzeugenden Wahrheit ist auch ein Brustbild des Kaisers, das Richter im vorigen Jahre nach der Natur gemalt hat. Es stellt den Monarchen im Hansteide dar, d. h. soweit von einem solchen bei Kaiser Wilhelm die Rede ist. Der Uniformrock ist aufgekнопft, sodas die weiße Weste, die der Kaiser stets zu tragen pflegt, in ihrer ganzen Breite und darüber das blaue, um den Hals gezogene Band des Ordens pour le mérite sichtbar wird. Alle jene Charaktereigenschaften, die wir an dem Kaiser verehren, seine gewinnende Herzengüte, sein milder Ernst, seine vertrauende Offenheit, vereinigen sich hier zu einem Gesamtbilde, dem trotz des legeren Kostüms das Imponirende, Ritterliche nicht fehlt.

Keinem der andern Maler, die in diesem Jahre ein Bild des Kaisers auf die Ausstellung schickten, ist es gelungen, diese nicht leichte Aufgabe, an der schon Männer wie Lenbach und v. Angeli vollständig gescheitert sind, in ähnlicher Weise zu lösen wie es Gustav Richter geglückt ist. Freilich war es nur einem von ihnen, dem Frankfurter Donner, vergönnt gewesen, eine Sitzung von dem Kaiser bewilligt zu erhalten. Aber dieser eine, der den Monarchen in Zivil dargestellt hat, wie er sich im Badeaufenthalt zu bewegen pflegt, besitzt nicht die malerische Kraft, um ein irgendwie bemerkenswerthes Bild zu schaffen. Am nächsten kommt dem Richter'schen Porträt noch Konrad Freyberg, der wenigstens die Persönlichkeit des Kaisers in großen Zügen so wiedergegeben hat, das man den Eindruck des Lebens gewinnt. Durch das Bestreben jedoch, seinem Porträt einen historischen Hintergrund zu geben — man sieht darin eine der auf das belagerte Paris gerichteten Batterien — hat der Künstler die gute Wirkung seines Bildes zum Theil wieder aufgehoben. Ihm fehlte nämlich die Fähigkeit, den Hintergrund so weit zu vertiefen und so groß zu gestalten, das die lebensgroße Gestalt des Kaisers in ein richtiges Verhältniß zu seiner Umgebung tritt. Jetzt erscheint der Hintergrund wie ein gemaltes Panorama, vor welches die Figur eines Riesen getreten ist. Freyberg ist ein geschickter und scharf charakterisirender Kleinmaler in der Weise eines Terburg, Mezu oder richtiger eines Wouverman, der ein ebenso passionirter Sportsman war wie Freyberg. Denn der moderne Maler porträtiert mit Vorliebe die glänzenden, ritterlichen Gestalten der Offiziere unseres Gardekorps mit ihren edlen Rossen, bald in Einzelbildnissen, bald in größeren Gruppen, die er geschickt und lebendig

zu arrangiren weiß. So sehen wir auf der jetzigen Ausstellung ein Reiterporträt des Grafen Lehndorff, des Generaladjutanten des Kaisers, und eine Gruppe von Offizieren der Gardes-du-korps. Auf die kleinen Köpfe der Porträtirten hat der Maler großen Fleiß verwendet, ohne in ängstliche Glätte zu verfallen. Die koloristischen Schwierigkeiten, welche ihm eine Reihe gleichartiger Uniformen verursuchten, hat er glücklich überwunden, und in der charakteristischen Darstellung der Pferde, welche nur das feine Auge des Sportsman zu würdigen weiß, rivalisirt er erfolgreich mit Karl Steffek, unserm Pferdemaier par excellence, der in diesem Jahre ein Reiterporträt des Feldmarschalls v. Manteuffel und ein paar Zigeunerknaben ausgestellt hat, die auf derben Kiefern, ohne Sattel und Zaum, durch ein Gehölz galoppiren.

Während sonst Gustav Graef als Maler weiblicher Schönheiten Richter am nächsten kam, hat ihm jetzt Fritz Paulsen den Rang abgelassen. Das Porträt einer jungen Frau in meergrüner Robe von der Hand dieses Malers, der sich schon frühzeitig durch glücklich erfundene fein humoristische Genrebilder bekannt gemacht, zeichnet sich ebensowohl durch eine vornehme, schlichte Auffassung wie durch geistige Belebung aus, während das Bildniß einer jungen Dame in hellblauem Seidentleide von Graef kaum mehr als eine rosig angehauchte Wachsmaske ist. Glücklicher ist diesmal Graef in dem Porträt eines Herrn in den mittleren Jahren gewesen. Hier frappirt uns wieder die einfache, charaktervolle Weise der alten Porträtmaler, die das Auge des Beschauers von den Nebendingen immer wieder auf den Kopf zu lenken wußten und mit unbeflecklicher Treue, oft sarkastisch genug die Fäden des Charakters und der Seele im Angesichte bloß legten. Man werfe nicht ein, daß der Maler kein seelisches Leben ausdrücken könne, wo kein solches vorhanden sei. Man denke nur an die kostbare Galerie feister, hornirter Mönche, welche der alte Holbein einst im St. Ulrichskloster zu Augsburg mit flüchtigen Strichen konterfeit hat und die noch vierhundert Jahren noch in unmittelbarer Lebendigkeit zu uns sprechen. Heute hat freilich ein Modemaler genug mit der Bewältigung der Atlasroben, Spitzen und Brillanten zu thun, auf deren Reproduktion im Grunde von den Auftraggebern mehr gesehen wird, als auf eine richtige Zeichnung der Hände und Arme und auf eine charakteristische Wiedergabe der Gesichtszüge. Ich habe seit zehn Jahren noch auf keiner akademischen Ausstellung so viele schlecht gezeichnete Hände und Arme gesehen wie auf der diesjährigen. Das Studium des Nackten scheint vollends einseitigen koloristischen Bestrebungen gegenüber an den Nagel gehängt worden zu sein. Wenn ich noch die tüchtig gezeichneten und lebendig aufgefaßten Bildnisse zweier Knaben von Ziegler und die Porträts zweier Damen von Schrödl erwähne, welche der Maler à la David in ein griechisches Kostüm gesteckt und griechisch frisirt hat, die

Grenzboten IV. 1878.

aber in ihrer schon stark an Hautgout streifenden Pikanterie ganz modern sind, so ist die Liste der nennenswerthen Porträts geschlossen. Man sieht, die Ausbeute ist karg: von hundertzwoölf Bildnissen bleibt kaum ein Dutzend übrig, das eine ernsthafte Beachtung verdient.

Um seiner bestechenden Technik willen wäre auch noch das Porträt einer alten Dame von dem ganz auf dem linken Flügel der Realisten stehenden Alexander Struys zu nennen, wenn der Maler nicht in der Behandlung der welken Hände, die wie aus Seife geformt erscheinen, in jenen widerlichen Naturalismus verfallen wäre, der schon manches seiner Werke unerträglich gemacht hat. Der Maler ist aus der Antwerpener Malerschule hervorgegangen und in jener krassen realistischen Richtung thätig, die ihre Elemente zum Theil aus den letzten Werken des Franz Hals, zum Theil aus dem eigensinnigen Franzosen Courbet gezogen hat. Struys, der jetzt in Weimar als Lehrer an der Kunstschule thätig ist, bringt zu diesen Elementen persöulich noch eine eminente Kraft der Charakteristik mit; wenn es ihm gelingt, die Grenze nicht zu überschreiten, welche die Wahrheit von der Karrikatur trennt, weiß er packende Wirkungen zu erzielen. Ein solcher günstiger Stern hat ihm in diesem Jahre noch bei einem zweiten Bilde geleuchtet.

Kaum ein anderes Bild der gegenwärtigen Kunstausstellung ist so zeitgemäß wie die soziale Tragödie, die sich auf dem feinen zwischen zwei Personen einerseits und der bitteren Nothwendigkeit andererseits abspielt. Vor dem Schaufenster eines Schlächterladens steht ein altes Mütterchen in abgetragenen Kleidern, das mit zitternden, runzligen Händen Kupferspennige zählt. Das altersschwache Haupt ist tief auf die Brust herabgebeugt; man kann ihre Augen nicht sehen, aber man fühlt es: diese Augen haben durch zahllose Thränen, welche Kummer und Noth ihnen abgepreßt, längst ihren Glanz verloren. Denn an der Schürze der Alten hält sich krampfhaft die kleine Enkelin fest, die ihre stieren Blicke instinktmäßig verlaugend auf die appetitliche Waare heftet, auf das strokende Rindfleisch und die lederen Würste, die verführerisch hinter den Scheiben winken. Aus den hohlen Wangen, aus den eingefallenen glanzlosen Augen, aus den blauen Lippen, aus jeder Falte des armseligen Kleides guckt das Elend und der Hunger. Mit einer überzeugenden Wahrheit, einer flammenden Beredtsamkeit, gegen welche alle Flugschriften und Heftartikel der Sozialdemokraten wie Spreu im Winde verwehen, hat der Maler hier eine der Nachtseiten der modernen Gesellschaft aufgedeckt und eine bittere Anklage gegen sie geschleudert. Aber diese offenkundige Tendenz tritt uns zu brutal entgegen. So große Hochachtung uns das eminente Talent des Malers abzwingt, die letzte Wirkung seines Bildes ist eine tiefe Verstimmung, und eine solche im Herzen des Beschauers zu erregen, das widerspricht dem innersten Wesen des

Kunstwerks. Der Maler hat das Fleisch, das im Laden des Schlächters hängt, die langen Reihen fettglänzender Würste mit derselben Liebe und Ausführlichkeit behandelt wie das zerknitterte Gesicht der Alten, die abgemagerten Hände der Kleinen. So wird die in letzter Linie tragische Wirkung, die das Mitleid mit dem Unglück in uns hervorruft, durch den Blick auf die kraft und aufdringlich behandelten Nebendinge, die doch nur Mittel zum Zweck und nicht Selbstzweck sein sollen, wieder aufgehoben. Daß der Maler lebensgroße Figuren gewählt hat, gehört mit zum Glaubensbekenntniß der modernen Realisten, die von Frankreich, England und Belgien gleichzeitig auf uns einströmen und natürlich in Deutschland die gläubigsten Nachbeter finden.

Einer der obersten Grundzüge dieser Stürmer, die uns den alten Himmel der Kunst rauben wollen, ist die Aufhebung jeglicher Luftperspektive. Sie stellen die Gegenstände und die Figuren im Raume so dar, wie sie sich dem ungebildeten Auge oder dem Auge zeigen, das sie, ein jedes einzeln, von einer gleich nahen Entfernung aus betrachten würde, ohne die zarten Vermittlungen und Uebergänge, welche die Luft bildet, ohne die mannigfachen Abstönungen, welche das Licht in verschiedenen Intervallen hervorbringt. Es ist einleuchtend, daß der Kunst überhaupt der Garaus gemacht wird, wenn diese unheilvolle Richtung sich Bahn bricht. Vor der Hand tritt sie nur in den Formen einer epidemischen Krankheit auf, die zwar nicht bloß unter der niedrigen Heerde talentloser Nachahmer wüthet, welche sich mit begieriger Hast auf alles Neue stürzen, sondern auch edlere Opfer fordert; aber es steht zu hoffen, daß sich dieser Ansturm an dem Idealismus der deutschen Künstler brechen wird. Die Kunst würde damit auf das Niveau der Photographie herabsinken und, wenn erst die neuerfundene Farbenphotographie vervollkommenet worden ist, am Ende ganz überflüssig werden. Aber damit hat es noch gute Wege. Gerade auf der diesjährigen Ausstellung haben die jüngeren Anhänger die neue Richtung diese durch eine Menge von Stümperarbeiten so gründlich diskreditirt, daß sie sich sobald nicht von dieser Niederlage erholen wird.

Eines der edleren Opfer, welches die neue Theorie von der Aufhebung der Luftperspektive gefordert hat, ist Alma-Tadema, der in England ansässige, aus der Schule von Henri Leys hervorgegangene Holländer, der seit sechs Jahren durch seine Bilder aus dem klassischen Alterthum ganz Berlin in Entzücken versetzt. Keiner kann das Marmorgetäfel eines römischen Fußbodens, den Lüster einer Bronzeschaale, das Fell eines Tigers mit so täuschender Wahrheit wiedergeben wie er. Um dieser Fertigkeit willen hat man ihm bereits in Berlin das höchste verfügbare Ehrenzeichen, die große goldene Medaille, verliehen; aber er scheint auf diese Auszeichnung nicht viel zu geben, da er vergessen hat, sie im offiziellen Katalog der Pariser Weltausstellung unter den

zahlreichen übrigen, ihm zu Theil gewordenen anzuführen. In diesem Jahre hat er das klassische Alterthum verlassen und uns ein Bild geschickt, dessen Stoff dem Hofleben der fränkischen Könige entlehnt ist. Die Geschichte ist sehr weit hergeholt und nicht Jedermann geläufig. Der Katalog muß daher aushelfen und uns erzählen, daß die blonde Dame mit den ungeheuer langen Schenkeln, welche auf einem Lederpolster hinter dem Vorhang eines Bogenfensters sitzt und sehr mißvergnügt ins Freie blickt, Fredegunde ist, das Weib des Königs Chilperich. Die Ursache ihres Mißvergnügens wird uns klar, wenn wir ihren Blicken hinaus ins Freie folgen. Man sieht da eine wirre Menge kleiner, bunter Figürchen, Frauen und Männer, welche jubeln und Blumen streuen, Geistliche vor einem Altare, den König, der einer königlich geschmückten Frau ein Diadem aufsetzt u. s. w. Der Katalog sagt uns, daß die empfangene Fürstin die neue Gemahlin des Königs, Galeswintha, ist, und aus diesem Umstand erklärt sich der Mißmuth der zurückgesetzten Fredegunde. Ob die Schönen Sachen, die vor ihr stehen, Spangen, güldene Ketten und Toilettengeräthe, zum Hochzeitsgeschenk für die neue Gebieterin oder zu ihrem eigenen Gebrauch bestimmt sind, ist nicht recht ersichtlich.

Die kleinen Figuren im Hintergrunde sind, wie gesagt, ohne Luftperspektive neben und hinter einander gestellt. So entsteht ein unklares Sammelfurium: man weiß nicht, wer auf den vordersten Plan, wer auf den mittleren und wer in den Hintergrund gehört. Die ganze Geschichte macht den Eindruck, als sähe Fredegunde aus ihrem Fenster dem Spiele eines Puppentheaters zu. — Dasselbe Bild ist übrigens auch im diesjährigen Pariser „Salon“ in Aquarell zu sehen. Dort bildet es den Mittelpunkt eines Cyklus von mehreren Bildern, der erst die Geschichte verständlich macht, welche Alma-Tadema den Berlinern nur bruchstückweise vorzutragen geruhte.

Die Noth der Belgoländer.

Nach Errichtung des deutschen Reichs hat wohl schon Manchem die Frage sich öfter aufgedrängt, ob es nicht wünschenswerth und möglich sei, dieses so dicht an den deutschen Küsten liegende, von unseren Stammesgenossen bewohnte und nur in Folge der früheren Ohnmacht Deutschland's uns verloren gegangene Eiland wiederzugewinnen. Zum mindesten will es für das neue deutsche Reich nicht recht würdig erscheinen, daß uns die englische Flagge so dicht vor

der Nase weht. Wenn die Reichsregierung auf Wiedererlangung der Insel ausgegangen wäre, so würde sich die erste Gelegenheit dazu möglicherweise auf dem Berliner Kongresse geboten haben. Wenigstens hätte es, wie es scheint, vielleicht nicht allzuschwer gehalten, sich diese Bedingung für das ehrliche Mat-tergeschäft auszumachen. Gerade bei England ist so etwas sehr gebräuchlich. Für dieses aber hat die Insel doch schwerlich den Werth, wie man sich früher in London eingebildet, vielmehr sollte man dort nach den gemachten Erfahrungen froh sein, die Insel, ähnlich wie einst die jonischen Inseln, auf gute Manier wieder los zu werden. Allein schwerlich denken die englischen Staatsmänner so, selbst wenn wir ihnen sagen wollten, daß Deutschland eine solche Insel, die in ähnlicher Weise vor der Themse läge, geru ohne Entgelt überlassen würde. Aber auch weder auf Helgoland noch in Deutschland hat sich ein ernstes Verlangen nach Abtretung kundgegeben, hauptsächlich wohl deshalb, weil sich das deutsche Reich, abgesehen von einem etwaigen Kaufpreise, sehr bedeutende Kosten aufgeladen haben würde. Das deutsche Handelsblatt allein hat, und zwar 1871, seine Stimme für Erwerb der Insel durch Kauf ausgesprochen. Es fand nirgends Anklang und auch wir verwahren uns, im Folgenden etwa für eine demnächstige Erwerbung der Insel aufzutreten zu wollen.

So fern dies dem deutschen Reiche gegenwärtig liegen mag, so will es uns doch scheinen, als habe es wegen der Stammesverwandtschaft der Helgoländer und mit Rücksicht auf die Vergangenheit wenigstens die moralische Pflicht, für die endliche Herstellung ordnungsmäßiger Rechts- und Verfassungszustände auf der Insel sich bei der englischen Regierung zu verwenden. Es wäre angemessen, wenn die öffentliche Meinung hierauf hinzuwirken suchte und sich der bedrängten Inselaner annähme, die nicht mehr wissen, wie sie zu ihrem Rechte gelangen sollen.

Als England 1807 ohne vorhergehende Kriegserklärung Helgoland in Besitz nahm, wurde in dem Uebergabevertrag, welchen der dänische Befehlshaber mit dem Kommandeur Falkland schloß, der die dort erschienenen drei, nachher zehn englischen Kriegsschiffe befehligte, den Bewohnern zugesichert, daß sie in ihren Amtsverrichtungen, Rechten, Gewerben, „kirchlichen Verfassung und Konstitutionen“ ungestört erhalten bleiben sollten. Diese Zusage ist nicht zurückgezogen, als die Insel 1814 im Kieler Frieden formell abgetreten wurde, sie ist auch 50 Jahre lang von der englischen Regierung im Ganzen ebenso treu gehalten, als vordem eine ähnliche Zusage von der dänischen Regierung, welche dort seit 1714 geherrscht hatte.

Für die infolge der Lostrennung von Schleswig hervorgetretenen Minderungen und Verluste mußte natürlich angemessener Ersatz gefunden werden. Namentlich waren durch das Wegfallen des Landvogts, des Obergerichts und

der Konsistorien Lücken entstanden. Diese wurden aber von englischer Seite auf die unpraktischste Weise und unter großer Unkenntniß der Verhältnisse der Insel ausgefüllt. Es genügt hier zu erwähnen, daß der Gouverneur eine Art zweiter Instanz ausübte, was um so bedenklicher erschien, als er mehrfach geradezu theilhaftig war, z. B. in Strandungsfällen Prozente bezog. Es kamen die wunderbarsten Urtheile vor, z. B. Beurtheilungen auf Grund mißverständener Stellen eines vor 500 Jahren erlassenen Gesetzbuchs zu Strafen, die inzwischen längst abgeschafft waren.

Die Zustände wurden derart, daß man auch in England die Nothwendigkeit einer Aenderung einsah. Das Natürlichste wäre nun gewesen, man hätte sich hierüber mit den Insulanern in Verbindung gesetzt und zu verständigen gesucht; statt dessen wurden diese plötzlich durch eine Verfassung vom 8. Januar 1864 überrascht, durch welche das gesammte öffentliche Recht der Insel umgestoßen und statt dessen wiederum die allerunpassendsten Einrichtungen getroffen wurden. Die Verfassung war gar nicht wie für die kleine Insel mit ihren einfachen Verhältnissen bestimmt, sondern da sollte es auf einmal geben einen gesetzgebenden Rath, ein Gemeindehaus, einen Kabinettsrath u. s. w., lauter Dinge, die sich für die Insel ziemlich komisch ausnahmen. Gleichwohl hätte es noch gehen mögen, wenn ein einsichtsvoller, geschäftserfahrener, Vertrauen genießender Mann zur Ausführung vorhanden gewesen wäre. Als solcher bewies sich jedoch der 1863 zum Gouverneur ernannte Oberstlieutenant Maxse nicht. Derselbe erließ eine lange Reihe von Verordnungen, welche von fortdauernder Unkunde und Ungeheiß zeugten und zugleich auf Mißverständnissen, Unwahrheit und Entstellung beruhten. Es war kein Wunder, daß die Zustände noch unerträglicher wurden. Was soll man auch zu der Leichtfertigkeit sagen, mit welcher ein gar nicht vorhandenes „schleswig-holstein'sches Zivil- und Kriminalgesetzbuch“ für eingeführt erklärt wurde?

Die Helgoländer wandten sich nunmehr im Jahre 1866 mit bitteren Beschwerden an die Königin Viktoria. Sie erinnerten an die 1807 englischerseits erteilten Verheißungen und klagten über die ohne Zuziehung der Bewohner vorgenommenen Eingriffe, rügten auch namentlich die stattgehabte „strafbare Gewissenlosigkeit bei der Verwaltung des Bürgerguts“. Die Eingabe hatte jedoch trotz ihrer lebhaften Schilderung keinen Erfolg, sie wurde vielmehr vom Kolonialamte in einer von der größten Unkenntniß der Verhältnisse zeugenden Weise abgelehnt. Erst nachträglich suchte der Kolonialminister dieselben kennen zu lernen, als er im Sommer 1867 die Insel besuchte. Die Helgoländer suchten ihm nochmals alle Mißverhältnisse vorzuführen, es hatte aber auch dies so wenig Erfolg, daß der Minister schließlich erklärte, an eine Aufhebung der Verfassung von 1864 sei gar nicht zu denken.

Was blieb den armen Inselanern nun noch übrig zu thun? Von Natur die loyalsten Staatsbürger, griffen sie nun zum Mittel der Steuerverweigerung. Das schien endlich doch einigen Eindruck zu machen. Die Verfassung von 1864 wurde mit derselben Möglichkeit, mit der sie ertheilt war, wieder aufgehoben und es sollten wieder neue Einrichtungen geschaffen werden. Das geschah jedoch abermals ohne Zuziehung einer Landesvertretung. Als Probe, welcher Art die Verfassung vom 29. Februar 1868 ist, dient z. B. der Art. 3, wonach der Gouverneur „von Zeit zu Zeit Gesetze machen kann für die Ruhe, Ordnung und gute Regierung der Insel,“ oder der Artikel, wonach der Gouverneur das Recht hat, alle Beamten und öffentlichen Diener, Geistliche, Richter und Magistrate zu ernennen, und zwar — „alle nur auf die Dauer des Gefallens“. Und wie wenig unter der neuen Verfassung reformirt worden, geht unter Anderem daraus hervor, daß ein englischer Unteroffizier, welcher das Deutsche und Helgoländische weder sprechen noch lesen kann, zum Unterrichter ernannt worden ist.

Wenige der deutschen Badegäste auf Helgoland werden Neigung gehabt haben, sich ihre Kur durch Beschäftigung mit diesen unerquicklichen Dingen stören zu lassen, die sie ja auch nichts angehen. Aber Professor Taylor aus Cambridge, der in Hamburg 1876 von den Zuständen hörte, besuchte die Insel, eigens um sich von der Wahrheit zu überzeugen, denn er glaubte nicht, daß unter der englischen Herrschaft so etwas möglich sei. Er fand indeß Alles vollkommen bestätigt und kehrte voll größtem Unwillens heim. Dann suchte er sich beim Kolonialamte Einsicht in den Vertrag von 1807 zu verschaffen, dieses schlug aber das Begehren rundweg ab. Darauf brachte er die Sache in englischen Blättern zur Sprache und veranlaßte auch den Lord Roseberry, im März 1876 im Oberhause die Vorlegung jenes Vertrags zu verlangen. Der Kolonialminister lehnte abermals ab und hatte die Kühnheit, den Peers zu versichern, die Verfassung von 1864 habe für Helgoland die glücklichsten Erfolge gehabt.

Das war jedoch zu spät; zwei Deutsche, welche die Dinge weit besser kannten, erhoben hiergegen öffentlich Widerspruch: Herr Münkel auf Helgoland, welcher den obigen Vertrag der Öffentlichkeit übergab und der deutsche Reichs- und preußische Landtagsabgeordnete Dr. Fr. Detter, welcher in der Kölnischen Zeitung 1876 auftrat. Nun erschien auf der anderen Seite eine halbamtliche Denkschrift, welche den Erlaß der Verfassung von 1868 mit der Steuerverweigerung und mehreren bis dahin bestandenen Mißständen entschuldigte, die jedoch lediglich durch das ungeschickte Verfahren der englischen Regierung und Gouverneure veranlaßt waren.

So steht die Sache noch. Die Inselaner leiden noch immer unter den

traurigsten Rechts- und Verfassungsverhältnissen; alle ihre Mittel sind erschöpft. Da ist in diesen Tagen Dr. Dettler, der früher lange Zeit als Verbannter auf Helgoland lebte und schon 1855 eine Schrift über die Insel herausgegeben hat, mit einer zugleich deutsch und englisch erschienenen Schrift unter dem Titel „Verfassung und Recht auf Helgoland“ (Stuttgart 1878) aufgetreten. Er nennt die Schrift einen „Appell an die öffentliche Meinung in England“ und legt, gestützt auf die genauesten Mittheilungen, dar, daß auf der Insel, insbesondere seit 1868, eine in der gebildeten Welt unerhörte schrankenlose Willkürherrschaft besteht, und daß die Gerichtseinrichtung dort die schärfste Brandmarkung verdiene.

Wöge vorstehender Hinweis dazu beitragen, die öffentliche Meinung auch Deutschland's für die bedrängten Stammesgenossen zu gewinnen!

Die dritte Woche des deutschen Reichstags.

Die Kommission von 21 Mitgliedern, an welche der Entwurf des Sozialistengesetzes am 17. September vom Reichstage zur näheren Prüfung gewiesen wurde, hat, unter fortdauernder Aussetzung der Sitzungen des Reichstags, bei ihrem am 19. September unter dem Vorsitze von Bennigsen's begonnenen Beratungen auch in der eben beendeten Woche sich ihrer schwierigen Aufgabe mit großem Fleiße und offenbar mit dem allseitig aufrichtigen Bestreben gewidmet, ein brauchbares, wirkungsvolles Gesetz mit den Regierungen zu vereinbaren. Die Vertreter aller Parteien haben in der Kommission die von der Sozialdemokratie drohenden Gefahren und die Nothwendigkeit, denselben kräftig entgegenzutreten, anerkannt. Die Vertreter derjenigen Parteien, welche im Plenum sich überhaupt ablehnend gegen das Gesetz verhielten, die des Zentrums und der Fortschrittspartei, erklärten sich wiederum für Ergänzungen bestehender Strafbestimmungen für alle Staatsbürger; nach diesem Grundsatz ausgearbeitete selbständige Gesetzentwürfe sind jedoch nicht vorgelegt worden, obwohl Stauffenberg und Lasker hierzu provozirt hatten. Eine aus 7 National-liberalen und 6 Konservativen bestehende Mehrheit entschied sich für ein Spezialgesetz, und selbst ein Mitglied des Zentrums mußte zugeben, daß vorbeugende Maßregeln nicht zu umgehen seien. Nachdem jene Entscheidung getroffen, haben sich auch die Mitglieder der grundsätzlich ablehnenden Richtungen an den Arbeiten betheiliget.

Es ist anzuerkennen, daß bei der nach 8 Sitzungen am 27. September beendeten ersten Lesung der Vorlage von allen Seiten ein erhebliches Maß von Opferwilligkeit kundgegeben worden ist und daß man bei verschiedenen Auffassungen durch tieferes Eingehen in die Sache ernstlich darauf bedacht war, sich gegenseitig zu nähern, so daß die Parteigegensätze innerhalb der Kommission bei Weitem nicht so sehr wie sonst hervortraten. Selbst über die schwierigeren Punkte des Entwurfs, bei denen am meisten für das Gesetz befürchtet werden mußte, ist, wenn auch zum Theil erst nach langen Erörterungen, eine vorläufige Einigung erzielt ohne daß von den Vertretern des Bundesraths ein Veto entgegengekehrt wäre.

Beim Beginn der Einzelberathung schienen Hänel und mit ihm wohl die ganze Fortschrittspartei sich schwer bedrückt dadurch zu fühlen, daß sie im Plenum wiederum einen rein negativen Standpunkt eingenommen und so, für Jedermann einleuchtend, als unpraktische Männer erscheinen mußten. Dazu hatte der Kanzler am 17. September die Fortschrittspartei noch ganz extra in derselben Weise beleuchtet, wengleich die betreffenden Aeußerungen zunächst nur gegen Richter gegangen waren. Das wollte die Partei nicht auf sich sitzen lassen, sie stellte daher eine Fassung des § 1 auf, welche zugleich als Gegenentwurf angesehen werden sollte und durch welche, in Ergänzung des § 130 des Strafgesetzbuchs, der von früher her berüchtigte sogenannte Haß- und Verachtung-Artikel selbst nach dem Urtheile der fortschrittlichen Hauptpreßorgane bedeutend übertroffen wurde. Und um so wunderlicher nahm sich dies aus, als gerade Hänel den Vorschlag vorzubringen hatte, er, der noch drei Tage zuvor jene Philippika gegen den „unannehmbaren und unamendbaren“ Entwurf gehalten hatte. „Wenn wir gewußt hätten“, sagte die fortschrittliche Berliner „Volks-Zeitung“, „daß ein solcher Entwurf im Hintergrunde lauerte, so wäre es uns lieber gewesen, die wirklich prächtige Rede Hänel's wäre gar nicht gehalten“. Ein Versuch der Klausner'schen fortschrittlichen Korrespondenz, den Widerspruch zu erläutern, rief selbst in den meisten übrigen Blättern dieser Partei nur Hohn hervor; eins derselben sprach Hänel allen Charakter ab und meinte, sein Vorschlag gehöre „zu dem Schlimmsten, was bisher im Genre der legislativen Gummi-Artikel vorgekommen ist“. Hänel und Genossen hatten wohl selbst nicht an Genehmigung ihres Vorschlags geglaubt, aber es war doch sehr gewagt, einen solchen Vorschlag bloß deshalb zu machen, um, wie die Bossische Zeitung erläuterte, die Partei vor dem Verdachte der Negation zu bewahren. Nun, wir meinen, unpraktischer hätte bei dieser Sorge für's eigene Haus nicht verfahren, ungeschickter der Boden des Positiven nicht betreten werden können. Hänel sah für seinen Vorschlag nur Brüel und Reichensperger eintreten und mag froh gewesen sein, als letzterer einen ähnlichen formulirte, zu

Grenzboten IV. 1878. 5

dessen Gunsten er sich flugs des eigenen wieder entledigte. Die Vorschläge wurden abgelehnt, bleibend aber ist der Eindruck dieser fortschrittlichen Selbstbeleuchtung. Daran ändert auch die Darstellung nichts, welche Hänel in der „Kieler Zeitung“ vom 27. September gab.

Weit mehr Glück auf dem praktischen Felde hatte Lasker, welcher seinem Schweigen im Plenum die Wortführung der Nationalliberalen in der Kommission folgen ließ, wie wenn er beweisen wollte, daß des Kanzlers abfälliger Ausspruch über seine parlamentarische Wirksamkeit unbegründet wäre. Gleich die Begriffsbestimmung der zu verbietenden Vereine wurde nach Lasker's Vorschlag genehmigt. Daß die gewählte Bezeichnung der fraglichen Vereine als solche, welche den „Umsturz“ der bestehenden Staats- oder Gesellschaftsordnung bezwecken, der Bezeichnung „Untergrabung“ vorzuziehen sei, will uns nicht einleuchten. Der größte Theil der fraglichen Agitation ist weit mehr, ja ganz wesentlich auf die mittelbare, allmähliche, heimliche, unausgesetzte und vielgestaltige Thätigkeit des Untergrabens gerichtet; ein direktes und offenes Vorgehen lassen Klugheit und Taktik den Agitatoren als unthunlich erscheinen; freilich ist der Umsturz das Ziel auch des Untergrabens, allein deshalb hätte man lieber beide Ausdrücke verbinden, statt sich gegenüber stellen sollen.

Die beschlossenen Aenderungen des Entwurfs laufen zum größten Theile auf präzisere Fassungen und die Anbringung von Sicherheiten gegen etwaigen Mißbrauch der den Behörden verliehenen besonderen Befugnisse hinaus. Weides gilt namentlich von den ferneren die Vereine und Versammlungen sowie von den die Druckschriften der fraglichen Art betreffenden Paragraphen. Der Bundesrathsbevollmächtigte Graf Eulenburg hat einige dieser Aenderungen, namentlich soweit sie eine genauere Fassung betreffen, ausdrücklich als Verbesserungen anerkannt, andere offenbar nur als unschädliche vorläufig passieren lassen. Zu letzteren gehört unter Anderen die Ersetzung des Ausdrucks „Vereine (Druckschriften), welche u. s. w. Bestrebungen dienen,“ durch den Ausdruck „in welchen u. s. w. Bestrebungen zu Tage treten“. Diese Aenderung ist gewiß sehr gut gemeint und scheint im ersten Augenblicke zu bestechen, allein wir fragen: werden dadurch nicht die Verwaltungsbeamten gehindert, umstürzenden Bestrebungen, von deren Wirksamkeit hinter den Koulissen sie überzeugt, die aber nicht in greifbarer Form an die Oberfläche oder „an den Tag“ getreten sind, entgegenzutreten? Es läßt sich noch gar nicht voraussagen, in welch' vielfältig neuen Formen die sozialdemokratische Agitation nach Erlaß des Gesetzes versuchen wird sich breit zu machen. Wie fatal, wenn man denselben mit Novellen nachhinken müßte! Wie wäre es, wenn man sagte: „Bestrebungen, welche zu Tage treten oder sonst erkennbar sind?“ In einem anderen Falle, bei § 12, hat man, auf einen Hinweis Graf Eulenburg's, in der That von einem

anscheinend genaueren Ausdruck lediglich deshalb wieder abgesehen, um nicht den Sozialdemokraten damit Hintertüren zu öffnen, die jetzt vielleicht noch nicht sichtbar sind. Durch einen von Lasker veranlaßten Beschluß hat sich die Bestimmung von einer Verwarnung, welche dem Verbote einer periodischen Druckschrift vorangehen soll, in dieses Gesetz verirrt. Es führt das nur ganz unnötig zu längerem Leben eines Blattes, welches den Tod reichlich verdient hat. Auf Besserung ist bei wirklich sozialdemokratischen Blättern nicht zu rechnen. Uebel angebrachte Humanität hat uns schon im Strafgesetzbuche vielen Schaden gebracht. Auffallend ist andererseits der zu § 12 gefaßte Beschluß, daß die Unkenntniß des Verbots eines Vereins von der Straffälligkeit nicht ausschließen soll. Die Bestimmung wegen Unterfügung des Gewerbebetriebs ist, nach den Vorschlägen der Konservativen, von einer vorgängigen Verwarnung abhängig gemacht und in einer Fassung genehmigt, welche den Gewerbetreibenden wahrscheinlich größere Beruhigung gewähren wird. Die Bestimmung, daß Druckereien, welche geschäftsmäßig zur Förderung der betreffenden Bestrebungen benutzt werden, geschlossen werden können, ist seltsamer Weise gestrichen. Für die Verhängung des sogenannten zivilen Belagerungszustands ist die Bedrohung der öffentlichen Sicherheit mit unmittelbarer Gefahr als Bedingung gesetzt.

Versuche zur Erschwerung mißbräuchlicher Anwendung des Gesetzes sowie der möglichsten Ausschließung einer Mitleidenschaft anderer Bevölkerungsklassen mußten allerdings gemacht werden; es ist aber nicht zu verkennen, daß dies nur geschehen konnte, indem in das Gesetz, zu dessen möglichster Wirksamkeit großes Vertrauen zu den ausführenden Behörden erforderlich ist, nothwendig eine Dosis gerade entgegengesetzten Geistes hineingetragen werde. Das ist nun einmal ein Verhängniß für dieses Gesetz, welches nicht abzuwenden stand; es kam nur darauf an, jene Dosis so klein wie möglich zu greifen. Wir erkennen nun an, daß auf der hierdurch gezogenen oft haarscharfen Kante die Balance in den meisten Fällen nicht verloren ist, wenigstens soweit sich vorerst nach dem Wortlaute der geänderten Paragraphen urtheilen läßt; es läßt sich aber die Möglichkeit noch nicht ausschließen, daß sich später herausstellt, dem Gesetze sei in der Praxis infolge einzelner Aenderungen der Kommission die Schärfe genommen. Die Besorgniß, daß beim besten Willen am Ende zu viel gedoktort werde, konnten wir nicht los werden, begreifen auch vollkommen, daß eine nervöse Natur sich bei gleicher Befürchtung recht aufregen konnte; das mindert jedoch die ungemaine Taktlosigkeit des Zwischenrufs nicht, welchen die für zuweilen vom Kanzler inspirirt geltende „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ sich am 23. September erlaubte. Bei einem Reitpferde mag ein unmotivirter Hieb mit der Gerte für alle Fälle ganz heilsam sein; gegenüber dem äußerlich noch

durch nichts gestörten Fortgange der Kommissionsarbeiten war aber die Drohung mit abermaliger Auflösung plump und unwürdig. Dadurch konnte das Blatt im Publikum nur dem leidigen Mißtrauen wieder Nahrung geben, welches ohnehin schon dem Gesetze zu viel anhängt. Freilich hätten die National-liberalen klüger gethan, beim Verständigungs-Werke ihre Anträge nicht gerade in die Hände derjenigen Persönlichkeit zu legen, welche der Kanzler nun einmal als ein Haupthinderniß parlamentarischer Verständigung bezeichnet hatte. Und dagegen kam auch nicht in Betracht, daß, wie die „Elsfelder Zeitung“ vom 28. September sagt, die Anträge Lascker's nur bestimmt waren, dessen Rückzug aus der früheren Stellung zu decken.

Die größte Schwierigkeit bereitete die Bestimmung der obersten Rekursinstanz. Dem Zwecke des Gesetzes würde der ursprüngliche preussische Vorschlag eines Reichsamtes für Vereine und Presse am besten entsprochen haben, weil auf diese Weise der Instanz wohl die nöthige größtmögliche Freiheit verliehen wäre; nachdem aber dieser Vorschlag an der partikularistischen Richtung der Bundesregierungen einmal gescheitert war, war auch für diese guter Rath theuer. Der Bundesrath, in der Nothwendigkeit die Lücke auszufüllen, setzte in Verlegenheit einfach das Nächstliegende: einen Ausschuß seiner selbst, im Grunde aber hatte er damit die Auffindung jener Behörde wohl nur dem Reichstage zuschieben wollen. Alle sechs in der Kommission aufgetauchten Vorschläge beruhten jedoch ebenwohl mehr oder weniger auf Verlegenheit. Man konnte sich weder für das oberste Landesverwaltungsgericht, noch für den Kanzler unter parlamentarischer Kontrolle, noch für das zu verstärkende Reichsheimathsammt recht erwärmen. So kam, nach Ablehnung der bezüglichlichen Anträge Lascker's, Stauffenberg's, Gneist's und von Kardorff's, Herr von Helldorf auf den Bundesrathsausschuß zurück, nur mit der Aenderung, daß dessen Mitgliederzahl sich nur auf drei belaufen und diesen sieben zum Richteramt befähigte Personen beigegeben werden sollten. Für diesen Vorschlag fanden sich nur drei Stimmen, aber der darin liegenden Idee eines verkappten Reichsamtes für Vereine und Presse bemächtigten sich Harnier, von Gökler und von Schwarze. Sie bereiteten ein Gebräu, wonach jedem Theile etwas gegeben zu sein scheint. Daß der Bundesrath eine „Kommission“ von neun Mitgliedern und hiervon vier aus seiner Mitte wählen soll, scheint den Charakter des Bundesrathsvorschlags aufrecht erhalten zu sollen; sachlich jedoch ist der ursprüngliche preussische Vorschlag wieder hervorgekehrt und so der Kreislauf des Suchens vollendet. Ein Vorzug jenes Vorschlags lag darin, daß alle Mitglieder aus der Zahl der im Reichs- oder im Staatsdienst angestellten Personen berufen werden und nur fünf etatsmäßig angestellte Richter sein sollten, sodasß also das juristische Element in den Hintergrund gedrängt war. Nach dem Vorschlag von Harnier

und Genossen sollen aber fünf der neun Mitglieder aus den Richtern an den höchsten Gerichten des Reichs oder der einzelnen Bundesstaaten genommen werden. Schon die Art, wie dieser Vorschlag zur Annahme gelangte, kennzeichnet ihn erst noch als Verlegenheitsbeschluss. Es macht den Eindruck, als ob Gneist im letzten Augenblicke, als die Ablehnung durch Stimmgleichheit fast schon entschieden zu sein schien, nur deshalb zu den Zustimmenden übergetreten sei, um gleichsam das legislatorische Ansehen zu retten, denn nach Ablehnung von sechs mühsam zu Stande gebrachten Vorschlägen hätte sich, beim Mangel jeder weiteren Aussicht, allerdings der Eindruck einer gewissen gesetzgeberischen Ohnmacht von der Verlegenheit, zum Triumphe der Gegner, kaum trennen lassen. Sachlich steht er freilich mit dieser Frage vorerst auch jetzt nicht viel besser. Die Berufung einer Mehrheit von Richtern erscheint bedenklich, weil auf diese Art in einer mit dem Charakter des Gesetzes unverträglichen Weise der juristische Gesichtspunkt zu sehr in den Vordergrund würde gedrängt werden. Daß die Mittelstaaten sich durch solche Wiederholung des preussischen Vorschlags nicht dupiren lassen wollen, hat der württembergische Bevollmächtigte schon angedeutet. Die Zufügung einer Zeitbeschränkung für die Gültigkeit des Gesetzes erscheint im Hinblick auf die immerhin vorhandene Ungewißheit, wie dasselbe in der Anwendung sich gestalten wird, wünschenswert; ob aber gerade der beschlossene Zeitpunkt (31. März 1881) der geeignete ist, darüber läßt sich streiten.

Bei der am 1. Oktober, wie es scheint, unter Betheiligung des Reichskanzlers stattfindenden zweiten Lesung dürfte sich die zunächst entscheidende Frage mehr heraus stellen, wie sich die Bundesregierungen zu den von der Kommission beschlossenen Aenderungen stellen werden.

Berlin, 29. September.

L.

Literatur.

Aus deutscher Vergangenheit. Ein Dreigestirn von Liederdichtern: Walther von der Vogelweide, Hans Sachs, Simon Dach. Nach ihrem Leben und Liedern in Vorträgen gekennzeichnet von Dr. Th. Krabbe, Pastor zu Roggendorf in Mecklenburg-Schwerin. Gütersloh, Bertelsmann, 1878.

Wir haben den Titel des vorliegenden Buches mit aller bibliographischen Genauigkeit wiedergegeben, weil uns dadurch eine Kritik des Buches halb und halb erspart wird. Denn wie der Titel, so ist das ganze Buch: genau so

langwierig, genau so bieder, genau so geschmackvoll, genau so vollendet in der sprachlichen Darstellung (ihrem Leben und Liedern!). Die Zusammenstellung der drei im Titel genannten Dichter zu dem nicht mehr ganz ungewöhnlichen und schon oft mit Glück verwendeten „Dreigestirn“ mag man gelten lassen; der Verfasser begründet sie im Vorwort, indem er die drei Namen als die Repräsentanten dreier wichtiger „Dichterschulen“ — er meint wohl Richtungen der deutschen Poesie? — in Anspruch nimmt, Walther als den Vertreter des „lieblichen Minnegefangs“, Hans Sachs als den des „ehrenwerthen Meistergefangs“, Simon Dach als den der „gelehrten Poesie“. Aber die Ausführung dieser drei Lebensbilder ist doch derart auf den Horizont der Zuhörer des Verfassers zugeschnitten, sie sind so philiströs „gekennzeichnet“ und so mit platten moralisirenden Gemeinplätzen durchflochten, daß sie getrost auf den Kreis, für den sie ursprünglich bestimmt waren, hätten beschränkt bleiben können. Rein Zweifel, daß die Vorträge herzlich gut gemeint sind, auch daß der Verfasser Freude damit gestiftet und wohlthätige Anregung damit ausgestreut haben wird. Sie in den Buchhandel zu bringen, lag aber nicht die geringste Nöthigung vor. Wenn alle Vorträge aus den letzten sechs, sieben Jahren, in denen Walther von der Vogelweide das Thema der Erörterung gebildet hat, gedruckt worden wären, welche Summe von Broschüren würde das ergeben haben! Biographische Vorträge wie die hier gebotenen, in denen weder neue Thatfachen beigebracht werden, noch über die bekannten Thatfachen ein neues Licht verbreitet wird, noch die bekannten Dichtungen in irgendwie neuer, geistvoller Auffassung erscheinen, kann bei den vorhandenen Hilfsmitteln eben heutzutage jeder einigermaßen wissenschaftlich gebildete Mensch zusammenbauen, bessere sogar. Denn der Verfasser müht sich zum Theil mit älteren Quellen ab und ist mit der neueren einschlägigen Literatur nicht vertraut. Wir wollen kein Gewicht darauf legen, daß ihm für Hans Sachs und Simon Dach die monumentalen Ausgaben des „Stuttgarter literarischen Vereins“ unbekannt geblieben sind, aber wer heutzutage über Walther schreiben will, der sollte doch wenigstens die Arbeiten von Uhland, Menzel und Pfeiffer kennen und benutzen. Für „Volksbibliotheken“ darf das Buch vielleicht empfohlen werden; nur hätte eine darauf bezügliche Bemerkung im Titel angebracht werden sollen, damit nicht Leser darnach greifen, für die es gar nicht bestimmt ist.

Ueber die Fremdwörter im Deutschen. Von Th. Heinze. (106. Heft der „Deutschen Zeit- und Streit-Fragen“). Berlin, Habel, 1878.

Ein oft besprochenes und leider nicht oft genug zu besprechendes Thema, das aber vielleicht noch nie in so engem Rahmen nach so verschiedenen Gesichtspunkten und mit so reichem Beweismaterial behandelt worden ist, wie hier.

Das Schriftchen bildet eine willkommene Ergänzung gleichzeitig zu zwei Büchern, die in der letzten Zeit ein gewisses Aufsehen gemacht haben: zu G. Andresen's „Deutscher Volksetymologie“ (Heilbronn, Gebr. Henninger) und zu A. Lehmann's „Sprachlichen Sünden der Gegenwart“ (Braunschweig, Breden).*) Es klingt dies etwas unwahrscheinlich, denn die erstere der beiden genannten Schriften ist ja eine objektive populärwissenschaftliche Darstellung einer weitverbreiteten interessanten sprachlichen Erscheinung, während die letztere gegen eine Anzahl grammatischer Verstöße ankämpft, die leider in unsrer Muttersprache jetzt mehr und mehr um sich greifen und auf eine bedauerliche Abstumpfung und Vergröberung unsres Sprachbewußtseins schließen lassen. Die Fremdwörterfrage ist aber eben eine doppelte: einerseits eine wissenschaftliche, die sich mit dem von Andresen behandelten Gegenstande eng berührt, zum Theil sogar deckt, andererseits eine beklagenswerthe „Zeit- und Streitfrage“; es kommt ganz darauf an, was man unter Fremdwort versteht. Der Verfasser der vorliegenden Schrift erwirbt sich nun das Verdienst, daß er beide Seiten der Frage — natürlich, wie es das einzig Richtige ist, sorgfältig von einander getrennt — behandelt. Er betrachtet zuerst die verschiedenen Stadien, die das Fremdwort im Deutschen durchgemacht hat, von der vollständigen Aneignung des Wortes an, wobei es selbst von sprachlich gebildeten nicht mehr als fremdes Gut empfunden wird, bis herab zu dem von Jedermann noch als solches erkannten Fremdworte. Hier wird unter anderm auch der Fall der „Umdeutschung“ des Fremdwortes durch sogen. Volksetymologie berührt und zu dem reichen von Andresen zusammengebrachten Material eine hübsche Nachlese gegeben, ferner die ebenfalls auf einer Art volksetymologischen Triebe beruhende Geschlechtsverwandlung des Fremdwortes und die Fortbildung, welche fremde Wortstämme auf deutschem Boden gefunden haben, besprochen. Dann geht der Verfasser die einzelnen Sprachen durch, die zu dem Fremdwortervorrath des Deutschen beigefeuert haben, und deutet dabei zugleich die kulturgeschichtlich interessanten Resultate an, die sich hieraus ergeben. Endlich geht er dem Fremdworte auf den verschiedenen Gebieten des Lebens nach und zeigt, bis zu welchem Grade der Wortschatz aller dieser Gebiete: Religion und Kirche, Staat und Recht, Handel und Gewerbe, Münzen, Maße und Gewichte, Seewesen, Heer- und Kriegswesen, Kunst, Wissenschaft und Privatleben, mit Fremdwörtern versetzt ist. In der Auswahl der Beispiele beschränkt er sich dabei durchaus auf solche Worte, denen man die auswärtige Herkunft nicht auf den ersten Blick ansieht.

In dem polemischen Theile seiner Schrift zeigt sich der Verfasser keineswegs von übertriebenem Reinigungseifer befeelt, es kommt ihm nicht in den Sinn, völlig eingewurzelt und unentbehrlich gewordenes fremdes Gut verbängen zu wollen; er bekämpft nur die thörichte Sucht, durch Anwendung überflüssiger Fremdwörter der Sprache einen vornehmeren Anstrich zu verleihen. Um recht einleuchtend vor Augen zu führen, wie weit diese Sucht gegenwärtig wieder um sich gegriffen hat, führt er scherzweise das Leben eines vornehmen deutschen „Garçon“ vor, wie es vom Morgen bis zum Abend verläuft. Das zweite, dritte, höchstens das vierte Wort in dieser Schilderung ist ein Fremdwort, und dabei ist der Scherz fein und ohne Uebertreibung durchgeführt! Beschämender kann unsre traurige Fremdwörterunart uns kaum vorgehalten

*) Beide Schriften, in früheren Nummern dieser Blätter eingehend besprochen und warm empfohlen, sind kürzlich in neuen, bereicherten Auflagen erschienen.

werden, als es hier geschieht. Mit Schrecken gewahrt man, welchen riesigen Umfang die Unsitte bereits wieder erreicht hat. In allen deutschen Literaturgeschichten steht zu lesen, daß das 17. Jahrhundert die Zeit der traurigsten Sprachverderbniß in Deutschland gewesen sei, daß zu keiner Zeit die Sucht der Ausländerei schlimmer grassirt habe als damals. Es ist das eine einfache Unwahrheit, wenngleich es eine Literaturgeschichte der andern nachbetet und dabei selbstgefällig darauf hinweist, wie doch in diesem Punkte es unsre Zeit so herrlich weitgebracht. Die Wahrheit ist die, daß die Fremdwörter, die im 17. Jahrhundert im Deutschen eingeführt waren, zum Theil, aber auch nur zum Theil, wieder ausgeschieden sind, daß aber dafür eine unverhältnißmäßig größere Anzahl deutscher Worte inzwischen durch neue Fremdwörter verdrängt worden sind. Man nehme das erste, beste Zeitungsblatt unsrer Tage und stelle es sich so gedruckt vor, wie man im 17. Jahrhundert alles zu drucken pflegte, nämlich so, daß die als fremd empfundenen Worte oder Worttheile in lateinischer Schrift dargestellt werden, vergleiche es mit dem ersten, besten Druck aus der Zeit des 30jährigen Krieges, und man wird sich sofort überzeugen, daß unsre Sprache heute mit dreimal so viel ausländischem Sprachgut verunzert ist, wie damals.

Leider herrscht in denjenigen Kreisen, die vor allen über der Reinhaltung unsrer Muttersprache zu wachen berufen wären, vielfach die größte Gleichgiltigkeit gegen diese wie gegen alle anderen „sprachlichen Sünden der Gegenwart“. Mit wissenschaftlich klingenden Redensarten, wie die, daß die sprachliche Entwicklung ein natürlicher Prozeß sei, dem durch künstliche Mittel keine bestimmte Richtung aufgeprägt werden könne und dürfe, sucht man Halbbildung, Unwissenheit, Stumpfsinn, Dornfaulheit zu beschönigen. Die Schule, vor allem das Gymnasium, wälzt fort und fort den Sisyphusstein, auf Richtigkeit und Reinheit unsrer Muttersprache zu dringen. Aber wie lange wirkt ihre Mühe nach? Eine unüberwindliche Macht steht ihr gegenüber, die ununterbrochen wieder niederreißt, was die Schule aufbaut: das ist die mit besinnungsloser Hast arbeitende, ewig geistig aus der Hand in den Mund lebende Tagespresse. Für den größten Theil der Menschen bildet ja leider die tägliche Zeitung den einzigen Lesestoff, zu dem sie greifen! Und gegen die gewissenlose Sprachschlunderei, die von dort ausgeht, müssen alle Anstrengungen der Schule fruchtlos bleiben. Das Uebel schreitet mit Riesenschritten vorwärts. Menschen von einigem sprachlichen Feingefühl, die gewöhnt sind, nicht über das, was sie lesen, hinzujagen, sondern mit Bedacht zu lesen und dabei auf die Form zu achten, können eine Tageszeitung kaum noch anders als mit Ekel aus der Hand legen. Von den amtlichen Bekanntmachungen an der Spitze des Blattes an bis herab zu den telegraphischen Depeschen am Schlusse — überall wird man durch dieselben groben sprachlichen Verstöße verletzt. Was einmal in fünfzig Jahren daraus werden soll, weiß Gott. Man möchte aber schon jetzt unsre Enkel bebauern, wenn man sich ausmalt, in welcher lexikalisch verhunzten und grammatisch verlodderten Gestalt unsere theure Muttersprache sich ihnen einst darstellen wird.

An die Herren Verleger!

Wir bitten um baldigste Zusendung der Werke, die in unsrer Weihnachtsbücherschau berücksichtigt werden sollen.

Leipzig, Anfang Oktober 1878.

Die Redaktion des Grenzboten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hans Blum in Leipzig.

Verlag von F. E. Herbig in Leipzig. — Druck von Hübel & Herrmann in Leipzig.

XXXVII. Jahrgang.

II. Semester.

Die
Grenzboten.

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst.

N^o. 41.

Ausgegeben am 10. October 1878.

Inhalt:

	Seite
Ungedruckte Goetheana. Mitgetheilt von C. A. S. Burkhart.	41
Die Leipziger Augustereignisse 1845. I. Der zwölfte August. Hans Blum.	46
Rückblicke auf den orientalischen Krieg 1877—1878. I. Das Vor- spiel des Krieges und die Heere der Kriegführenden. Von Lb.	58
Die vierte Woche des deutschen Reichstags. V.	70
Literatur. James Sims, Leipzig. — Adolf Strodtmann, G. E. Lessing.	74

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1878.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Billh. Granow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern des In- und Auslandes.

Im Verlage von **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig ist erschienen:

Die russisch-asiatischen Grenzlande von Oberst Wenjukow.

Aus dem Russischen in's Deutsche übersetzt vom Hauptmann **Krahmer** im Großen Generalstabe.
Mit 2 Uebersichtskarten. gr. 8°. Preis 15 Mark.

In **Ferd. Dümmler's** Verlagsbuchhandlung (Hartwig & Gohmann) in Berlin erscheint:

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Begründet von **Joseph Lehmann**. 47. Jahrgang. Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen Quart.
Preis vierteljährlich 4 Mark.

No. 39 des „Magazin“ enthält folgende Artikel:

Deutschland und das Ausland. Friedrich Diez. — **England.** Benjamin Disraeli, Earl of Beaconsfield als Romandichter. (Schluß.) — „Grünes“ in Paris und London. — **Frankreich.** Sainte Beuve's Correspondenz. — **Italien.** Zur neuesten Dante-Literatur III. Schluß. — **Mancherlei.** — **Neuigkeiten der ausländischen Literatur.**

No. 40 des „Magazin“ enthält folgende Artikel:

Deutschland und das Ausland. F. W. Bergmann's Studien über den Thor-Cyclus der Edda. — **England.** Smiles; George Moore. — **John Morley; Diderot.** — **Italien.** Eine neue italienische Zeitschrift für romanische Philologie. — **Italienische Belletristik.** — **Russland.** Eugen Lwow; Mad Sibirien in die Strafarbeit. — **Loffius; Jürgen und Johan Uexfüll.** — **Kleine Rundschau.** Kilcorran, by the Hon. Mrs. Fetherstonhaugh. — **Reynald; Der spanische Erbfolgekrieg.** — **Revue philosophique.** — **Reinhardtstütter; Grammatik der Portugiesischen Sprache auf Grundlage der Lateinischen und der Romanischen Sprachvergleichung.** — **Reichel's Geschichte der Erdkunde.** — **Hellwald; Die Erde und ihre Völker.** — **Mancherlei.** — **Neuigkeiten der ausländischen Literatur.**

Im Verlage von **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig ist erschienen:

Julian Schmidt,

Geschichte der deutschen Literatur. 5. Aufl. 3 Bde. 25 Mk. 50 Pf.

Dieses rühmlichst bekannte Werk umfaßt die deutsche Literatur von Lessing's Tod, 1751, bis heute die Zeit von 1651 bis 1751 behandelt genau in derselben Weise die

Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland. 2 Bände. 23 Mk.

Beide Werke bilden ein zusammenhängendes Ganzes.

Geschichte der französischen Literatur seit Ludwig XVI. 1774

von
Julian Schmidt.

Zweite vollständig umgearbeitete Auflage.
Complet in 2 Bänden. gr. 8. Preis 23 Mark.

Geschichte der Mauren in Spanien bis auf die Eroberung Andalusiens durch die Morawiden

(711—1110)

von **H. Dözy,**

Ritter des Ordens Karls III. von Spanien, correspondirendem Mitglied der Akademie für Geschichte in Madrid, ausländischem Mitglied der asiatischen Gesellschaft in Paris, Professor der Geschichte an der Universität Leyden etc.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen, mit Verbesserungen und Zusätzen des Verfassers.
2 Bände gr. 8°. Preis 21 Mark.



Angedruckte Goetheana.

Mitgetheilt von C. A. S. Burkhardt.

I.

Zum Goethe-Dalberg'schen Briefwechsel über den Auszug der Jeneser Studenten 1792.

Hochwürdigster pp.

Es geht wie man vernimmt eine Anzahl in Jena Studirender, die mit den Anstalten, welche man dort zu Sicherung der öffentlichen Ruhe zu treffen*) für nöthig gefunden, unzufrieden sind mit dem Gedanken um: sich für den Augenblick von der Academie zu entfernen und nach Erfurt und andern Orten zu ziehen, um von dorthier gleichsam als von einem monte sacro mit den patribus zu capituliren und sich beliebige Conditionen zu machen.

Man ist keineswegs gesonnen diejenigen aufzuhalten, welche sich in die Anordnungen, die man zum allgemeinen Besten räthlich glaubt, nicht fügen wollen und wird sie in Frieden ziehen lassen, umsomehr da die Academie nur durch diese Krise gewinnen kann, indem sie rohe und unruhige Subjekte los wird und so kann ihr dieser sonst unangenehme Vorfall zum Nutzen gereichen.

Ich werde durch die Herrn Geheimenräthe veranlaßt, Ew. Erzbischöflichen Gnaden hiervon einige Nachricht zu ertheilen und halte es selbst umsomehr für Pflicht als ich vermuthen kann, daß es denenselben angenehm seyn dürfte, die Ankunft dieser Emigranten zum Voraus zu erfahren, wenn sich das Gerücht davon nicht schon verbreitet haben sollte.

*) Die Regierung hatte eine Compagnie Jäger und Husaren nach Jena gelegt, um die Ordnung aufrecht zu erhalten, die in Folge der Abschaffung des Duells und der Ordensverbindungen bedroht war. Das Nähere in der „Authentischen Nachricht von dem am 19. Juli 1792 gehaltenen Auszuge der Studirenden aus Jena u. s. w.“ (Verfasser: Professor H. L. Fernow.)

Es scheint, daß wir in unsern Gegenden wenigstens das Bild jener größten Nebel nicht entbehren sollen, es ist nur gut, daß es diesmal nur eine Kinderkrankheit ist, von der hoffentlich die größte Anzahl der Patienten geheßen wird.

In wenigen Tagen habe ich das Glück Ew. Erzbischöfliche Gnaden persönlich aufzuwarten und mir Ihre Befehle nach den Rhein- und Mayn-gegenden zu erbitten.

Der ich mich pp.

W. d. 19. Juli 1792.

An

Goethe.

des Herrn Coadjutors Freyh. v. Dalberg
Erzbischöfliche Gnaden.

Dalberg*) an Goethe.

Hochwohlgebohrner Hochgeehrtester Herr Geheimderath. Ich danke Ew. Hochwohlgeboren für die mitgetheilte Nachricht, deren wesentlicher Inhalt mir bereits bekannt war. Diese kleine Stürme werden vorübergehen und die trefflichen Anstalten in Jena werden bleiben. Bey jeder schicklichen Gelegenheit werde ich die junge Leute zur Ruh, Ordnung und Verehrung ihrer Vorgesetzten ermahnen. Die Wahrheit und das eigne Wohl dieser Jugend legen mir diese Pflicht auf. Ich freue mich, Ew. Hochwohlgeboren bald mündlich von der großen Hochachtung zu versichern, mit der ich bin, Ew. Hochwohlgeboren ergebenster aufrichtiger Diener

Erfurt d. 19. Juli 1792.

v. Dalberg.

Goethe's Niederschrift über den Studenten-Auszug.

Am 19. July 1792 kurz nach der Mittagsstunde**) begab sich Endesunterzeichneter in das Gartenhaus der Kriegssecretair Meyern***), um die Ankunft der wandernden Studenten zu beobachten. Er fand den Schlagbaum des Kegelhorns niedergelassen, der Adjutant hielt vor demselben zu Pferde, zwey Husaren an der Seite der Brücke gegen die Mühle zu. Man sah viele Menschen die Chaussée herunterkommen, es waren Weimaraner, welche die Reugierde den jungen Abentheurern entgegengeführt hatte. Die nachfolgenden Studenten konnte man, weil sie auch ohne Ordnung gingen, von dem Trupp nicht eher unterscheiden, der vor ihnen her nach der Stadt eilte, als bis sie auf der

*) Eigenhändig.

**) Goethe war schon früh 6 Uhr in der Conferenzung gewesen.

***) Es lag an dem Ausgang der Gerbergasse an der Zim, von wo aus man die alte Straße von Jena überschauen konnte.

Mitte der Brücke Halt machten, und wie mir es schien stußig und mißtrauisch das versperrte Thor, die ins Gewehr getretene Wache, den Adjutanten und die Husaren ansahen. Sie blieben jedoch ohne Schein von Berathschlagung einige Minuten stehen, endlich setzten sich die Vordersten in Bewegung, kamen herunter, begrüßten den Adjutanten, der ihnen den Weg anzeigte, den sie zu nehmen hatten. Die Husaren ritten gegen das Gerberthor zu und die Studenten folgten ihnen. Es war ein Einziger dabey zu Pferde, der den Zug anführte, nachdem ohngefähr ihrer dreyßig als Avantgarde vorausgegangen waren.

Sie suchten nunmehr ihrem Marsch einiges Ansehen zu geben. Drey oder vier gingen Arm in Arm neben einander, einige die nebenher gingen bemühten sich vergebens die Glieder in Ordnung zu bringen und eine langsam anständige Bewegung einzuleiten.

Sie waren meistentheils sauber gekleidet, theils in sehr kurzen Jäckchen theils in sehr langen Ueberröcken. Meist hatten sie Hirschfänger und Säbel überhängen und ein Theil trug Stöcke. Wenige hatten Pistolen im Gürtel. Sie gingen alle still und man dürfte wohl sagen verdrüsslich, keinen Ausdruck von Frechheit oder Wildheit bemerkte ich. Man schätzt den Zug gegen 300, ob ich gleich niemand gesprochen habe, der sie gezählt hatte.

Es folgten einige offene Fuhrwerke zu zwey bis drey Studenten. Sodann etwa zehn Leiterwägen mit Koffern, jedoch nicht schwer beladen.

So ging der Zug, wie ich höre, ruhig den angewiesenen Weg bis zum Erfurter Thor hinaus. J. W. v. Goethe.*)

II.

Goethe's Gutachten über die Einführung der Censur 1799.

Nachstehendes Gutachten ging aus dem Drange nach der Verbesserung der Universitätsgesetze in Jena hervor, wo bekanntlich* völlige Censurfreyheit gewesen war. In Folge des Goethe'schen Gutachtens gelangte man am 20. April zu dem Entschluß, daß Goethe's Ideen, insoweit sie die Schriften akademischer Personen betreffen, in weitere Berathung gezogen werden sollten, da man es für wünschenswerth erachtete, daß in den ernestinischen Ländern conforme Maßregeln für das Censurwesen überhaupt zu ergreifen seien. —

„Der Conflict zwischen den Autoren, welche eine unbedingte Freyheit der Presse fordern und den Staatsverwesern, die solche nur mehr oder weniger zu gestehen können, dauert seit Erfindung der Buchdruckerkunst und kann niemals aufhören.

*) Dictat mit eigenhändiger Unterschrift.

Da sich voraussehen läßt, daß in der nächsten Zeit die Schriftsteller ihr angemessenes Recht immer weiter auszudehnen, die Gouvernements aber dasselbe immer mehr einzuschränken suchen werden, woraus dann nothwendig heftige Collisionen entstehen müssen, so ist es wohl Pflicht darüber nachzudenken: ob nicht in dem Kreise, in welchem man lebt und wirkt, dem Uebel vorgebeugt werden könnte.

Eine Censur nach alter Art, da wo sie jetzt noch nicht Statt hat, einzuführen, würde wenn es auch zu rathen wäre, doch großen Schwierigkeiten unterworfen seyn.

Nicht allein ist die Welt in zwey politische Partheien gespalten, sondern fast jede Wissenschaft ist in verschiedene Meynungen und Vorstellungsarten getrennt, alles ist in so lebhafter Bewegung, daß sowohl im allgemeinen als im besondern schwer zu unterscheiden ist, was Vorschritt, Stillstand oder Rückschritt sey. Noch schwerer ist es zu beurtheilen, was man zu begünstigen oder zu verhindern habe, in so fern man es könnte.

Demohingeachtet finde ich um so nöthiger, daß irgend ein Schritt gethan werde, da die Sache immer von Innen oder von Außen wieder zur Sprache kommen muß. Ich thue daher zuerst für Weimar, wo bisher keine Censur eingeführt war, folgenden Vorschlag: Man mache den beyden bestehenden Buchdruckereyen zum Gesetz, kein Manuscript zu übernehmen, das nicht von drey in fürstlichen Diensten stehenden Personen unterzeichnet sey.

Wenn ich diesen Vorschlag näher betrachte, so will mir dessen Fruchtbarkeit sehr ausgebreitet erscheinen.

Wollte man auch den Autor selbst unter diesen drey Personen, wenn er ein einheimischer Gelehrter ist, gelten lassen, so wird die Berathung über ein Manuscript theils eine freundschaftliche Angelegenheit, theils würde sie von mehreren von einem öffentlichen Standpuncte her betrachtet. Denn jeder der hierbey gleichsam zum Garant, zum Zeugen, zum Theilnehmer aufgefordert wird, sieht ein solches Manuscript nicht als eine gleichgültige Sache an, die allenfalls auch öffentlich hingehen könnte, sondern er wird es näher beurtheilen und sich fragen: ob es denn auch öffentlich erscheinen kann und soll.

Kein einheimischer Gelehrter ist dadurch genirt, denn er wird immer zwey Freunde haben, die an seinen Arbeiten Theil nehmen und sollte er etwas außerdem in die Welt zu wagen Lust haben, so würde ihm niemand verwehren, es auswärts drucken zu lassen.

Bei Zeitschriften und Zeitblättern, welche fort dauern, könnten sich ein für allemal drey Personen unterzeichnen, welches hier keine Schwierigkeit machen würde. Wollte man, da vieles hier über Kunst geschrieben wird: auch Künstler in ihrem Fache eine Stimme geben, so würde nichts dagegen zu sagen seyn.

So läßlich diese Einrichtung im Ganzen ausieht, indem sich jeder seinen Richter selbst wählt, so möchte ich sie doch einer schiefen Fläche vergleichen, woburch man der Gewalt des Wassers am besten widersteht.

Drey Personen zusammen werden erst für ein Collegium gehalten und mit Recht; denn gewöhnlich, wenn zwey sich über etwas allenfalls vergleichen, so findet der dritte schon einen Einwurf.

Da man einem jeden namhaften Manne das Recht erteilt, in seinem Fache an dieser Quasicensur Theil zu nehmen, so ist vorauszusehen, daß nach und nach ein allgemeines Censurat entstehen wird und derjenige, der seinen Namen einmal unter ein Manuscript geschrieben, bekennt sich zur censirenden Klasse und unterwirft sich allgemeinen Regeln, die sich gewiß nach Vernunft- und Klugheitsgesetzen von selbst bilden werden.

Ferner wird jeder, indem er andere oft zurecht weist, mehr oder weniger auf sich selbst aufmerksam werden, und so hat, wie mich dünkt, diese Einrichtung den Vortheil, daß sie mehr pädagogisch als legislatorisch ist.

Bedenkt man ferner die Neugierde, die Tadelsucht und andere löbliche Eigenschaften des Publikums, so wird man sich überzeugen, daß diejenigen, welche ein Manuscript auf diese Weise unterzeichnen, genug strenge Aufscher finden werden.

Als Norm des Beyfalls oder Verwerffens würde nur im allgemeinen zu bestimmen seyn, daß nichts gedruckt werden solle, was den bestehenden Gesetzen und Ordnungen zuwider sey.

Man müßte deutlich erklären, daß übrigens der Garant eines Buchs wegen seiner Unterschrift nicht zur Verantwortung gezogen werden solle.

Was Fremde betrifft, die etwas zum Druck hierher schicken, so ist unser litterarischer Kreis weit genug ausgebreitet, daß Jeder hier durch Freunde und Bekannte leicht die erforderliche Unterschrift bewirken kann. Ueberhaupt wäre dies die Angelegenheit des Buchdruckers, diese Gefälligkeit allenfalls von hiesigen Gelehrten zu erbitten.

Die Sache überhaupt wäre wohl fürstlicher Regierung zu unterwerfen bey welcher die Buchdrucker nach jeder Messe eine Tabelle einzureichen hätten, auf welcher folgende Columnen ausgefüllt wären: Tittel des Buchs, Format und Bogenzahl, Name der Verfasser, Name der Verleger, Name der Garants oder wie man sie heißen will.

Was die Ausführung betrifft, so dürßten sich nur ein halb Duzend hiesiger qualifizirter Männer bereden: daß man gegen Einheimische und Fremde, in entstehendem Falle, diese kleine Gefälligkeit ausüben wolle. Gewiß würden bald mehrere dazu treten und die Einrichtung bald im Gange seyn.

Was die Academie Jena betrifft, so könnte die bisherige Einrichtung be-

stehen bleiben, daß nämlich die Decanen, die in ihr Fach einschlagenden Bücher censurten. Die Professoren hingegen, welche bisher ganz Censurfrey gewesen, hätten sich einer gleichen Einrichtung wie eben für Weimar vorgeschlagen worden, zu unterwerfen.

So viel, nur gleichsam aus dem Stegreife, von einer Sache, die eine weitere Bearbeitung fordert und wozu ich nach meinen Kräften gern das mögliche beytragen will, um so mehr, als ich wünsche, daß wir, die wir bisher in dem Ruf der größten Liberalität gestanden, auch diese Liberalität in einer nöthigen Einschränkung zeigen mögen.“

Weimar am 15. April 1799.

G. *)

Die Leipziger Augustereignisse 1845.

I.

Der zwölfte August.

Der Königliche Sächsische Kultusminister a. D. Herr Dr. Johann Paul von Falkenstein hat vor kurzem in der Verlags-Handlung von Wilhelm Baensch in Dresden eine Biographie und Charakteristik des Königs Johann von Sachsen herausgegeben,**) welche wohl das schönste Denkmal der Pietät ist, das diesem edeln und um sein Land so hochverdienten Fürsten gesetzt wurde. Kaum war auch ein Andern mehr berufen, dieses Buch zu schreiben, als der Mann, der Jahrzehnte lang den Prinzen und König Johann kannte und verehrte, ihm vielleicht persönlich näher stand als irgend ein anderer Minister, und alle die schweren Prüfungen, welche den Prinzen und König Johann als Menschen und Fürsten in seinem langen Leben heimsuchten, auf das tiefste mit seinem Herrn empfunden hat — namentlich die politischen Ereignisse, welche das Herz des Monarchen mit Betrübnis und Wehmuth erfüllten. An dem Charakterbild, das Herr von Falkenstein von diesem deutschen Fürsten gezeichnet, treu und wahr nach der Natur, schrittweise folgend unwiderleglichen Urkunden und sonstigen zeitgenössischen Quellen, wird sich Jeder erfreuen, auf welchem politischen Standpunkte

*) Dictat mit Goethe's Correcturen, Unterschrift eigenhändig.

***) Johann, König von Sachsen. Ein Charakterbild von Dr. Johann Paul von Falkenstein. Mit drei Porträts und acht Beilagen. Dresden, W. Baensch, 1878. Künstlerisch vollendet ist namentlich das Porträt des Prinzen in seinem neunten Jahre.

er auch stehen mag. Denn viele der großen Züge unsres Kaisers, vor allem die unermüdlche Pfllichterfüllung im Dienste des Staates, das Streben jedes Opfer zu bringen, das dem Glücke des Volkes dient, selbst das Opfer der aus einer früheren Zeit überkommenen theuren Ueberzeugung, finden sich in dem Bilde dieses Königs ausgeprägt. In dieser Hinsicht kann auch ein von Herrn von Falkenstein völlig abweichender Standpunkt nicht anders urtheilen, als er gethan, und es gereicht zu besonderer Freude, daß das Bild des Fürsten in Wahrheit immer in den Tagen am reinsten sich zeigt, in denen politische Leidenschaft es zu verzerren und zu verdunkeln bestrebt war: so 1845, 1848, 1866. Wer die Quellen nachliest, die Herrn von Falkenstein zu Gebote standen, und diejenigen, welche zu der nachstehenden Darstellung benutzt sind, wird erkennen, wie vollständig sie sich decken in dem Bericht über das Verhalten des Prinzen an einem der schwersten Tage seines Lebens, am 12. August 1845 in Leipzig. Diese Uebereinstimmung der Auffassung ist um so unabhängiger, als die nachstehende Darstellung jener Ereignisse bereits geschrieben und gedruckt war, als mir das Buch des Herrn von Falkenstein zu Gesicht kam.

Das Eine aber, was dem Buche des Herrn v. Falkenstein vorzuwerfen ist und worin er nicht königlicher, sondern bei weitem weniger weitsichtig ist, als der König, den sein Buch feiert, ist seine beinahe hervorragende Unfähigkeit, sich mit den Ideen, die seit etwa fünfunddreißig Jahren Deutschland und Sachsen insbesondere bewegt haben, irgendwie zu befreunden. Im Jahre des Heils 1878 bezeichnet uns Herr von Falkenstein alle die Ideen, welche in Sachsen vom Jahre 1833 an bis zum Jahre 1848 sich regten, nur als „den unruhigen, ins Ungewisse nach sogenanntem Fortschritt strebenden Zeitgeist“, den „Geist, der stets verneint“ *). — Doch wer sich auch nur ganz oberflächlich mit der sächsischen Geschichte beschäftigt hat, weiß, daß zu diesen Ideen hauptsächlich das Streben nach einer gründlichen Reform des damaligen sächsischen Strafrechts und Strafverfahrens gehört, an welcher der damalige Prinz Johann den lebhaftesten Antheil genommen, durch deren gesegliche Anerkennung und Durcharbeitung er sich nicht den kleinsten Ruhm seiner Regierung als König erworben hat. Und so könnte im Einzelnen noch an hundert Beispielen dem Standpunkt des Herrn, welcher sich in den vierziger Jahren bis zum Jahre 1848 von dem mit reichster Hoffnung des Volkes begrüßten Minister Sachsen's zu dem mit Recht bestgehaßten entwickelte, nachgewiesen werden, wie wenig ein allgemeiner Steckbrief gegen den Zeitgeist zur schlichten geschichtlichen Wahrheit und vor Allem auch zu dem großen Bilde des Fürsten paßt, welcher in jenem Buche gefeiert werden soll. Aber ein solcher Nachweis würde Bogen füllen

*) S. 143.

und schließlich doch nur wenige Nichtsachsen interessiren. Dankbarer ist die Aufgabe, Herrn von Falkenstein an einem einzelnen Falle nachzuweisen, daß er ganz einseitig urtheilt, daß er stets geneigt ist, wo ein Konflikt zwischen Volk und Regierung zu Tage tritt, dem Volke entschieden Unrecht zu geben, die Fehler der Regierung — namentlich derjenigen, die er selbst mit leitete, — zu übersehen. In dieser Hinsicht sind die Leipziger Augustereignisse des Jahres 1845 besonders lehrreich für seine historische Auffassung. Er führt die Erzählung dieser Ereignisse ein durch die Bemerkung: „Die revolutionäre Partei, die damals“ — in der Mitte des Jahres 1845, in der Schreckenszeit des reaktionären Ministeriums Könneritz! — „das große Wort führte, hatte kein Mittel gesucht, den religiösen Fanatismus aufzuregen.“*) Und S. 160 heißt es weiter: „Wahrscheinlich hatten freilich die Parteiführer dabei“ — nämlich bei Erregung der Leipziger Exzesse des 12. August — „den Gedanken: zu probiren, inwieweit für spätere Zeiten auf die revolutionären Gesinnungen des Publikums zu rechnen sein werde.“ Der Herr Minister a. D. insinuirt hier also: die revolutionäre Partei habe damals in Leipzig den Ton angegeben. Ihre Parteiführer hätten die Exzesse des 12. August planmäßig in Szene gesetzt, als Kraftprobe für ihre revolutionären Absichten. Diese Behauptung wird wiederholt mit dem Gewicht, welches das gedruckte Wort auch eines verabschiedeten Ministers in den Augen deutscher Leser immer hat, im Jahre 1878, nachdem schon vor dreiunddreißig Jahren gerade durch die Untersuchungen der sächsischen Regierung selbst für alle Einsichtigen außer allem Zweifel steht, daß kein wahres Wort an diesen Insinuationen ist. Zudem ist es klar, auf wen diese Anschuldigungen zielen, auf den Führer der damaligen sächsischen Bewegung, der seit dreißig Jahren todt ist, auf Robert Blum.

Es erscheint daher gewiß gerechtfertigt, aus meiner in wenig Wochen (bei E. Keil) erscheinenden Biographie Robert Blum's diejenigen Abschnitte herauszuheben, welche die Leipziger Augustereignisse des Jahres 1845 betreffen, um zu zeigen, wie unrichtig die obigen Behauptungen des Herrn von Falkenstein sind. Sein Bild und seine Thätigkeit nach jenen Ereignissen werden von den Quellen freilich nicht in ungetrübter Schönheit zurückgestrahlt. Innächst muß hier ein flüchtiger Umriss der damaligen politischen Lage in Sachsen gegeben werden.

Am 1. September 1843 war der tüchtigste, verdienstvollste und freisinnigste Minister, den Sachsen je besaßen, Bernhard von Lindenau, von seinem Amte in das Privatleben zurückgetreten. An seiner Stelle hatte der bisherige Justizminister von Könneritz die Leitung des Ministeriums übernommen. Sein

*) S. 159.

Name an dieser Stelle bedeutete den Triumph der Reaktion. Das Ministerium hatte dieser seiner Bedeutung entsprechend gehandelt: die Presse wurde geknebelt, mißliebige Schriftsteller wurden mit Ausweisung, Konfessionseuzziehung, Anklagen verfolgt; der Anspruch der II. Kammer des Landtags auf eine entscheidende Stimme bei der Gesetzgebung war von dem jetzigen Premier verhöhnt worden, schon als dieser noch bloßer Justizminister war.

Durch nichts jedoch war das verhasste Ministerium von Könneritz unpopulärer geworden, als durch seine Haltung gegenüber den Ultramontanen, den Deutschkatholiken und den Reformbestrebungen im protestantischen Lager.

Zunächst war die Klage über ultramontane und jesuitische Umtriebe im Lande schon seit dem Jahre 1831 auf jedem Landtage erhoben worden. Die Anträge, eine besondere katholische Fakultät zu begründen, und nur diejenigen Erlasse katholischer Behörden mit gesetzlicher Gültigkeit zu versehen, welche sich ausdrücklich auf das Placet des Staates berufen könnten, wurden schon unter Lindenau abgelehnt. Und auch stete Klagen des Landes und der Landtage über zunehmende Uebergrieffe der katholischen Hierarchie waren schon unter Lindenau vernommen worden. Entrüstet beschloß die zweite Kammer, daß protestantische Soldaten nicht mehr zur Kniebeugung in der katholischen Hofkirche kommandirt werden sollten. In scharfer Rede geißelte der ehrwürdige Superintendent Großmann von Leipzig denselben Mißbrauch, die Härte der Regierung gegen seinen Amtsbruder in Penig, als dieser ultramontane Umtriebe ans Licht gezogen, das „auf Socken Einhergehen der hohen Behörden,“ wo es sich um Uebergrieffe der katholischen Hierarchie handle „als wenn sie glaubte, einen Kranken oder Empfindlichen oder Reizbaren nicht im mindesten stören zu dürfen.“ Diese Klagen veranlaßten selbst den Prinzen Johann, für den Wegfall der Kniebeugung protestantischer Soldaten zu stimmen, „da die ersten protestantischen Geistlichen eine Beeinträchtigung ihrer Kirche darin sänden.“

Kaum war indessen die Aufregung über diese Vorgänge im Schwinden begriffen, so erscholl plötzlich der Alarmruf: „Jesuiten im Lande!“ Hinter dem Altar einer neuen Kirche in Annaberg fand man das bekannte jesuitische Wahrzeichen, die Kirche selbst wurde dem vornehmsten, jesuitischen Schutzpatron geweiht. In Brauna bei Camenz wurde ohne Wissen der Regierung eine Filiale der Pariser Erzbrüderschaft „vom unbefleckten Herzen Maria“ zur Bekehrung der Sünder errichtet. Eine Anzahl anderer gleichartiger Ueberhebungen der ultramontanen Geistlichkeit,^{*)} verstärkte die ungeheure Gährung, welche diese Enthüllungen in der ganzen, namentlich in der protestantischen Bevölkerung hervorrief.

*) Zu vergl. Biedermann, Sächs. Zustände, S. 309 flg. in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Unsere Gegenwart und Zukunft,“ 1846. Leipzig. Gustav Mayer.

Zum ersten Male verhielt sich die Regierung gegen alle Beschwerden, die aus diesem Anlaß an sie gerichtet wurden, rein ablehnend. Selbst als die Kreisdirektion zu Zwicau die Befürwortung der Vorstellungen übernahm, welche Rath und Stadtverordnete zu Annaberg wegen der dortigen Jesuitengeschichte an die Regierung richteten, erklärte die Regierung, daß dieser Vorfall keinen Anlaß zum Einschreiten gegen die betr. katholische Behörde biete!

In schroffem Gegensatz zu dieser Gunst gegen den Ultramontanismus stand die rauhe Behandlung, die das Ministerium Könneritz nun den Deutschkatholiken gedeihen ließ. Die Anerkennung einer besonderen Religionsgemeinde hatte die Regierung den Deutschkatholiken zwar auch bisher schon versagt. Sie hatte verboten, daß Kirchen und Gemeindefhäuser den Deutschkatholiken zu deren Gottesdienste eingeräumt würden, und hatte den Predigern der Deutschkatholiken jede kirchliche Handlung verboten. Dagegen hatte die Regierung bisher klug durch die Finger gesehen, wenn diese dem Rechtsstandpunkt der Regierung entsprechenden Gebote übertreten wurden. Sie hatte geschehen lassen, daß kirchliche und bürgerliche Gemeinden ihre Räume den Deutschkatholiken zur Verfügung stellten; daß die Prediger deutsch-katholisch taufte, daß die protestantischen Pfarrer derartige Akte in die Kirchenbücher eintrugen, daß die deutsch-katholischen Wanderprediger überall, vor Glaubensgenossen wie vor Andersgläubigen Reden und Andachten hielten. Nun auf einmal wurde das Alles anders, in Allem das Gebot der Regierung aufs strengste durchgeführt. Die allgemeine Mißstimmung stieg daher um so bedenklicher, als der Rechtsstandpunkt der Regierung keineswegs unbestritten war und die aufgeklärten Protestanten des Landes überall dem Deutschkatholizismus des Landes begeistert zugejubelt, ihn nach Kräften unterstützt hatten.

Der letzte Zweifel über die kirchlichen Anschauungen der Regierung mußte aber fallen und der Trägste und Gleichgültigste auch im protestantischen Lager aus seiner Ruhe aufgerüttelt werden, als die Regierung durch ihre berufene Bekanntmachung vom 17. Juli 1845 erklärte „die Minister hielten sich durch ihren Eid verpflichtet, für Aufrechthaltung der auf die Augsburgerische Konfession gegründeten Kirche zu sorgen, die Einheit derselben zu wahren und dem Entstehen von Sekten in solcher vorzubeugen.“ Damit war nicht bloß, wie die Regierung zunächst beabsichtigte, jenen dissidentischen und zugleich halb politischen glaubenslosen Sekten-Vestrebungen der „protestantischen Lichtfreunde“ die zu Pflugstäben in Röhren eine Versammlung vieler Tausende abgehalten, und dann in Schaaren Uhlig, Wislicenus und Anderen in Leipzig, Dresden und Zwicau und wo diese sonst in Sachsen sich zeigten, zu Füßen geseßen hatten, der Boden zu jeder weiteren, agitatorischen Thätigkeit entzogen. Nicht nur jede Versammlung und Rede, jeder Zweigverein und jedes Presseorgan dieser Rich-

tung konnte fortan einfach verboten werden, und wurde verboten, sondern die Juliordonnanz des Ministeriums Könneritz erklärte geradezu der damals auch in Sachsen herrschenden Richtung der protestantischen Kirche, der rationalistischen, den Krieg. Als ein Jahrzehnt vorher der Wunsch geäußert wurde, es möchte auch in Sachsen, wie in Preußen, die Union der lutherischen und reformirten Kirche vollzogen werden, durfte Großmann versichern, „dogmatisch und im Herzen sei die Schranke längst gefallen, und das Weitere möge man ruhig der Zeit überlassen.“*) Als derselbe Großmann im Jahre 1844 versuchte, die Rosenmüller'sche Bekenntnißformel bei der Konfirmation durch das apostolische Glaubensbekenntniß zu ersetzen, stieß er bei einem Theil der Leipziger Geistlichkeit und in der Presse auf den heftigsten Widerstand. Namentlich machte Blum in den „Vaterlandsblättern“ auf das Gefährliche der Neuerung aufmerksam und die Bürgerschaft wurde lebhaft erregt. Gerade dieser Vorfall brachte Allen zum Bewußtsein, was eigentlich der lutherischen Kirche fehle, eine Umgestaltung ihres seit der Reformation unentwickelt gebliebenen Verfassungslebens, die Mitwirkung der Gemeindeglieder an der innern und äußern Entwicklung der Kirche. Eben insolge dieser aufsteigenden Klarheit hatte man den Reformgedanken der Lichtfreunde sein Ohr geschenkt, und nun erklärte plötzlich das Ministerium, daß es den im Protestantismus erwachten freien Geist gewaltsam zurückdrängen wolle in die engen Fesseln eines starren Symbolglaubens, den Großmann schon vor einem Jahrzehnt für gefallen erachtete, den die große Mehrzahl der Bevölkerung und Geistlichkeit nicht mehr bekannte!

Die Gährung, welche diese Regierungsmaßregel hervorrief war ungeheuer. An vielen Orten wurden öffentliche Versammlungen abgehalten, Proteste an das Ministerium gerichtet, offen die Anklage erhoben, die Bekanntmachung vom 17. Juli sei verfassungswidrig, da sie die in der Verfassung allen Staatsbürgern gewährleistete Gewissensfreiheit verlege. Dieser Agitation hat auch Robert Blum seine Zeit und Kraft geliehen. Namentlich gaben die „Vaterlandsblätter“ die kluge Lösung aus, die Regierung auf ihrem eigenen Gebiete zu bekämpfen, für sämtliche Dissidenten die gesetzliche Anerkennung zu fordern und dadurch von selbst eine Aufhebung der Verordnungswillkür der Regierung zu erzielen. Infolge dessen reichten sämtliche Dissidenten Sachsen's am 20. August 1845 ein weit umfassenderes Glaubensbekenntniß und Verfassungsstatut ein, als dasjenige der Deutschkatholiken gewesen war und baten um staatliche Prüfung desselben und um Anerkennung und Ertheilung kirchlicher Korporationsrechte.

Ehe jedoch dieser letzte Schritt der Dissidenten geschah, hatte schon das

*) Fathé, Säch. Geschichte. 3. Band. S. 539.

bisherige Verhalten der Regierung, welche auch die allgemeine Entrüstung der Bevölkerung über die Juli-Bekanntmachung einfach ignorirte, zu einem furchtbaren Ausbruch des Volkswillens geführt.

Seitdem das sächsische Regentenhaus, das solange der rühmlichste Vorkämpfer der deutschen Reformation gewesen, um der unseligen Krone Polen's willen, zum katholischen Glauben übergetreten war, machte das rege Mißtrauen des protestantischen Volkes stets den katholischen Hof in erster Linie verantwortlich für solche Mißgriffe der Regierung, hier namentlich für die Begünstigung der Jesuiten, die Unterdrückung der Deutsch-Katholiken. Unbegreiflicher Weise bezeichnete damals die öffentliche Stimme in erster Linie den Bruder des regierenden Königs Friedrich August, den Prinzen (und späteren König) Johann von Sachsen als Förderer der jesuitischen Umtriebe und als geheimes Mitglied des Ordens. Dieser Prinz hatte die reichste humanste Bildung genossen. Als ganz jungen Mann hatte Jean Paul ihn kennen gelernt und ihm begeistertes Lob gespendet. Seine literarischen Neigungen und Studien waren weltbekannt. Er führte sein Leben am liebsten zurückgezogen, seiner Familie, seinen Studien hingegeben. Bei dem geringen Altersunterschied, der zwischen ihm und dem regierenden, älteren Bruder bestand, dachte er kaum daran diesem jemals in der Regierung zu folgen. Von seinem ersten öffentlichen Auftreten an in der Sächsischen Ersten Kammer hatte er sich als scharfsinniger Jurist, als wohlwollender und aufgeklärter Menschenfreund erwiesen, der jeder schroffen Parteiäußerung abhold war. Seine Aeußerung bei Gelegenheit des Kniebeugungsstreites zu Gunsten der von den protestantischen Superintendenten verfochtenen Meinung ist schon oben erwähnt worden. Seine ganze spätere Thätigkeit als Prinz und als König hat niemals den Schatten eines Verdachtes dafür aufkommen lassen, als sei er ein religiöser Fanatiker, zugeneigt kirchlichem Hader, thätig für eine streitbare, von Grund aus unsittliche Ordensgewalt. Aber wann wird jemals die Vernunft erfolgreich rechten mit vorgefaßten Meinungen des Volksglaubens? Genug, daß der Prinz im Jahre 1845 allgemein als Träger der ultramontanen Bestrebungen in Sachsen, als die festeste Stütze der reaktionären kirchlichen Politik der Regierung überhaupt galt. Es fehlte nur der äußere Anlaß, um dieser Mißstimmung in grellen Dissonanzen Ausdruck zu verschaffen. Dieser Anlaß sollte sich leider finden. *)

*) Die von mir über die Leipziger Augustereignisse benutzten Quellen sind: die Sächs. Vortagsmittheilungen von 1845/46. — Das Leipziger Tageblatt vom 14. August 1845 an (Leipziger Rathsbibliothek). — Eduard Hermsdorf, Mittheilungen aus den Plenarverhandlungen der Stadtverordneten zu Leipzig, 2. Band, 2. Heft, Jahrgang 1845. Leipzig, Festsche Buchhandlung, 1846, S. 38 flg. — Wiedermann, Sächs. Zustände a. a. D. S. 333—351. — Deutsche Allgemeine Zeitung, 1845 vom 14. August an. — Dr. Carl Krause, der 12. 13. 14. und 15. August 1845 in Leipzig, Leipzig, Hofffeld,

Prinz Johann war General-Kommandant der Kommunalgarden des Königreichs Sachsen. In dieser Eigenschaft kam der Prinz am 12. August Nachmittags nach Leipzig, stieg im Hôtel de Prusse ab und begab sich sofort nach dem Exerzierplatz bei Gohlis zur Abnahme der Revüe über die Kommunalgarden. Sein Gruß wurde von den Mannschaften nur lau erwidert. Die Uebungen der Bürgerwehr selbst dagegen wurden zur Zufriedenheit des Prinzen ausgeführt; das Verhalten der Truppen bis zur Beendigung der Revüe war tadelnfrei. In das am Schlusse derselben vom Kommandanten Dr. Haase ausgebrachte Hoch auf den Prinzen wurde abermals nur matt und lau eingestimmt und die Musik fiel in den Tusch nicht ein, weil sie über dem Schreien und Pfeifen der Menge, welche sich um die Truppe drängte, das Hoch der Garde nicht hörte und den Kommandanten nicht sah. Diesen ärgerlichen Zufall legte die skandalfüchtige Menge als absichtliche Demonstration gegen den Prinzen aus und steigerte ihr lärmendes und feindselig-höhnendes Pfeifen und Schreien, bis der Prinz mit seiner Suite in die Stadt nach der Kaserne der Pleißenburg ritt. Auf dem Wege dahin umdrängten Straßenbuben den Prinzen; viele Neugierige folgten ihm, als er kurze Zeit nachher mit seiner Suite zu Fuß von der Kaserne nach seinem Hôtel sich begab. Irgend ein Exzeß fand dabei nicht statt. *)

Während der Prinz in dem Hauptgebäude des Hôtel's, das nach dem Kopplatz und den Promenaden Ausblick gewährt, in der ersten Etage die Spitzen der Behörden um sich versammelte und sich wiederholt lobend über Leistung und Haltung der Kommunalgarde aussprach, hatten sich, wie gewöhnlich, Neugierige vor dem Hôtel versammelt. Heimkehrende Arbeiter kamen hinzu. Doch war die Zahl der Menge nicht bedeutend. Vereinzelt Pfeifen und Schreien hörte man aus der Menge, die sich unruhig und bewegt zeigte. Vor dem Hôtel stand ein Doppelposten der Schützen.

Kurz vor 9 Uhr Abends setzte sich der Prinz mit den Spitzen der Behörden im Hofsaal (Gartensalon) des Hôtel's zur Tafel. Dieser Saal läuft parallel mit dem Hauptgebäude und ist von diesem durch einen Hof von etwa dreißig Meter Tiefe getrennt. Man hörte hier anfänglich nichts mehr von

1845. — Die Opfer des zwölften August, Leipzig, Bönde, 1845. — Die Leipziger Augustnacht (12. August 1845) und die Verhandlungen der gegenwärtigen sächsischen Ständeversammlung über dieselbe, nebst dem Deputationsberichte der 2. Kammer, allen Altenstädten und einem Situationsplan. Leipzig, Bönde, 1846. — Bekanntmachung des Königl. Sächs. Ministeriums des Innern, das Ergebnis der kommissarischen Erdörterungen über die am 12. August 1845 in Leipzig stattgefundenen Ereignisse betreffend. Nebst Beilagen. Mit höherer Erlaubnis. Nebst Situationsplan. Leipzig, V. G. Teubner 1845.

*) Bei Darstellung der Ereignisse vom 12. August folge ich nur den offiziellen Berichten.

dem Geräusch auf dem Plage. Vor viertel zehn Uhr Nachts erschien der große Zapfenstreich der Kommunalgarde vor dem Hôtel mit einem Theil der Wachmannschaft und mit diesem eine große, heftig bewegte Volksmenge, welche so laut schrie, pfiß und tobte, daß man die Musik fast nicht hören konnte. Nach wenigen Minuten schon zog die Musik, auf Anweisung des Kommandanten Dr. Haase, ab. Man glaubte, die unruhige Menge werde sich mit der Musik verziehen. Aber man irrte. Die Menge blieb auf dem Roßplatz und ihre Aufregung wuchs immer mehr. Rufe: „Es lebe Kouge, Czarski! Nieder mit den Jesuiten!“ wurden laut. Plötzlich stimmte die gesammte Menge, die Kopf an Kopf vom Hôtel bis in die Promenaden, die sogenannte Lerchenallee einstand, das ernste Trost- und Schlachtlied der Reformation an: „Ein feste Burg ist unser Gott“. Alle Strophen des Liedes wurden gesungen. Dann folgten andre Lieder: „Ein freies Leben führen wir“, „Gute Nacht, gute Nacht“ u. s. w., gewöhnliche Gassenhauer. Gelächter, Loben, Schreien, Pfeifen, gemeine Schimpfworte, die offenbar dem Prinzen galten, füllten die Kunstpausen aus.

Es war halb zehn Uhr geworden; der Prinz hatte die Tafel aufgehoben und unterhielt sich im Gartensalon mit seinen Gästen. Das Geschrei vom Plage war nun auch im Gartensalon hörbar. Der Prinz fragte einen der Anwesenden: „Was ist das?“ worauf dieser mit traurigem Byzantinismus erwiderte: „Es wird ein Vivat sein, das man Erw. Kgl. Hoheit bringt, 'ein Hurrah.'“*)

Schon bei Tafel hatten einige Bataillonskommandanten der Kommunalgarde, Dr. Osterloh und von Canig, den Kommandanten Dr. Haase durch Zeichen darauf aufmerksam gemacht, daß es wohl nöthig sei, Generalmarsch schlagen zu lassen, um den Platz durch die Kommunalgarde zu säubern. Die Herren wiederholten diese Vorstellung nach Aufhebung der Tafel nachdrücklich, da unterdessen der Tumult vor dem Hôtel einen wesentlich ruchloseren Charakter angenommen hatte. Der Pöbel nämlich, des Singens und Brüllens müde, und keineswegs gewillt, in der milden Augustnacht schon nach Hause zu gehen, hatte Massen von Steinen nach der vorderen Fensterfront des Hôtels geschleudert. Durch einen dieser Steine ward sogar aus dem Gitter des Balkons der ersten Etage ein Stück Eisen von drei Viertel Ellen Länge herausgeschlagen. Mehrere Steine flogen in die Hansflur des Hauptgebäudes und selbst bis in den hinter demselben gelegenen Hof. Doch fand weder gegen den Doppelposten vor dem Hôtel, noch gegen die Chaine der Polizeimannschaften, die vor dem

*) Offizielle Bekanntmachung des Ministeriums (letzte der S. 52. 53. namhaft gemachte Schriften) S. 16.

Hôtel noch einen kleinen Platz frei hielt, irgend ein persönlicher Angriff statt. Wenn irgend einer der bei dem Prinzen versammelten Würdenträger eine Ansprache an die erregte Menge gehalten hätte, so wäre gewiß weiteres Unheil vermieden, der bei weitem größte, bloß aus neugierigen Zuschauern bestehende Theil der versammelten Menge zum Nachhausegehen bewogen worden. Dazu fehlte es aber allen Anwesenden, und nicht am wenigsten den königlichen Beamten, an persönlichem Muth. Der Kommandant der Kommunalgarde, Dr. Haase, hatte nicht einmal den Muth, Generalmarsch schlagen zu lassen. Auf die Vorstellungen seiner Offiziere, ferner des Regierungsrathes Ackermann von der Kreisdirektion und der Offiziere der Garnison, entschloß er sich vielmehr nach langem Zaudern endlich nur dazu, den Hauptmann Dr. med. Heyner nach der Hauptwache auf den Raschmarkt zu entsenden, um diese herbeizuholen. Es war dies kurz nach halb zehn Uhr. Dr. Heyner seinerseits getraute sich Anfangs nicht durch die Menge über den Kopfplatz und verlor kostbare Minuten um den Schlüssel zur Gartenthüre zu finden. Als dies nicht gelang, eilte er zum Hauptthor des Hôtels hinaus, verkündete mit seiner überaus kräftigen Stimme, daß er die Hauptwache hole und schritt in voller Uniform unbehelligt durch die Menge. Beweis genug, daß von wirklich gefährlichen Absichten und vollends von einem plaumäßigen Vorhaben der Massen gegen die Sicherheit und das Leben des Prinzen gar keine Rede sein konnte.

Gleichwohl wartete man im Hôtel keineswegs die Rückkehr des Dr. Heyner ab. Der Weg nach dem Raschmarke und zurück konnte frühestens in fünfzehn Minuten zurückgelegt werden. Aber schon zehn Minuten, nachdem der Befehl zur Herbeiholung der Wachmannschaft an Dr. Heyner ertheilt worden war, erhielt der Oberstlieutenant von Süßmild auf Andringen des Regierungsrathes Ackermann, und ohne, daß die anwesenden Vertreter der Gemeinde, denen zunächst die Bestimmung über die zur Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung anzuwendenden Mittel obgelegen hätte, auch nur befragt worden wären, durch den Obersten von Buttler den Befehl, ein Bataillon Schützen aus der Kaserne herbeizuholen. Dieser Schritt ist nur dann vollkommen erklärlich, wenn man die Kommunalgarde überhaupt nicht zur Wiederherstellung der Ordnung verwenden wollte, wie auch später der Kriegsminister v. Rostiz-Wallwitz offen vor der zweiten Kammer eingestand!*) Diese Absicht wurde auch sofort klar durch die Behandlung, welche die Kommunalgarde nun erfuhr. Fünf Minuten nach zehn Uhr treffen die Schützen unter Führung Süßmild's — den die Menge gleichfalls in voller Uniform unbehelligt nach der Kaserne zu hatte passiren lassen — im Sturmschritt ein und stellten sich halbkreisförmig

*) Landtagsmittheilungen über die Sitzung der 2. Kammer am 14. Mai 1846.

vor dem Hôtel auf. Zwei Minuten später trifft die Hauptwache der Kommunalgarde unter Dr. Heyner, über vierzig Mann stark, ein und wird von den Offizieren der Schützen verächtlich bei Seite geschoben, und Gewehr bei Fuß außer Dienst unter den Akazien des benachbarten „Kurprinzen“ aufgestellt, die Front in der Verlängerung des Schrötergäßchens, fast im rechten Winkel zur Stellung der Schützen. Oberstlieutenant von Süßmilch ruft dem Hauptmann Dr. Heyner gebietend zu: „Sie sind nicht mehr nöthig, gehen Sie zurück. Stellen Sie sich aus der Schußlinie, stellen Sie sich hierher.“ Mehrere Gardisten haben später zu Protokoll erklärt, daß Oberst von Buttlar auch geäußert habe: „Es wird geschossen werden, hier können Sie nicht stehen bleiben“*); von Buttlar hat diese Aeußerung in Abrede gestellt. Jedenfalls ist die Kommunalgarde absichtlich zur Zerstreuung der Menge nicht verwendet und in der ungebührlichsten Weise zur Rolle müßigen Zuschauers der nun folgenden schweren Katastrophe verurtheilt worden. Die Verwendung von Militär, bevor die Kommunalgarde zur Herstellung der Ruhe wirklich verwendet worden, war geradezu ungesetzlich.

In wenig Minuten hatten die Schützen, Gewehr in Arm, ohne Anwendung des Bayonettes, den ganzen Platz gesäubert. Die ganze große Masse war in die enge Lerchenallee und den dahinter laufenden Fahrweg zurückgewichen und hier zusammengedrängt und strömte ab, so schnell das im dichten Gewühl bei dem engen Raum anging. Die Schützen wichen nun wieder in ihre vorige Stellung zurück. Der Platz blieb frei. Nur einige verwegene Buben, nach allen Berichten blutjunge Menschen, übersprangen die Barrieren der Allee, liefen auf das Militär zu, schimpften und warfen mit Steinen. Deshalb wurde, unter dem Vortritt der Polizeimannschaft, der Lieutenant Vollborn mit einem Peloton Schützen beordert bei Thaer's Denkmal in die Lerchenallee einzurücken und die Menge aus dieser zu vertreiben. Er drang da in der linken Flanke der Masse ein, und auch hier wich diese, von einzelnen Steinwürfen Nichtswürdiger abgesehen, widerstandslos zurück, wie sämmtliche abgehörte Polizeimannschaften befunden. Wegen des dichten Gedränges konnten die Menschen nicht schneller weichen. Jedenfalls war nun längst jeder Schatten von Besorgniß für die Sicherheit des Prinzen und seiner Leute, namentlich auch der Truppe, zerstreut.

Da trafen mit einem Mal zahlreiche Schüsse durch die stille Nacht; von Süßmilch und Lieutenant von Abendroth lassen vom Hôtel her über den Platz in die Front der abströmenden Menge feuern, Lieutenant Vollborn läßt seine Leute in Flanke und Rücken der Massen Kottenseuer geben. Nach Versiche-

*) Offizieller Bericht S. 29.

rung dieser drei Offiziere und einiger ihnen nahe Stehender war dem Schießen eine Aufforderung an die Menge zum Auseinandergehen vorangegangen. Sehr viele Andere aber, die dicht bei den genannten Offizieren standen, haben von dieser Aufforderung nichts vernommen. Von der Menge, an die sie gerichtet gewesen sein soll, hat jedenfalls nicht ein Einziger diese Aufforderung hören können.

Die Wirkung des Feuers war furchtbar. Auf dem Koßplatz, zu dessen Säuberung das Militär lediglich herbeigeeilt war, lag nur ein einziger Erschossener — der Polizeidiener Arland. In Erfüllung seiner Pflicht hatte ihn die im Namen der Ordnung entsendete Kugel hingerafft. Alle übrigen Todten und Verwundeten waren in den Promenaden und sogar am Eingang der Universitätsstraße — etwa 3 Minuten vom Koßplatz entfernt — von dem mörderischen Blei getroffen worden. Die Meisten hatten die Todeswunde im Rücken, zum Beweise dafür, daß sie auf dem Nachhausewege, unschuldig, getödtet worden waren. Am Arm seiner Braut fiel der Postsekretair Priem, nahe bei ihm der Postsekretair Jehn; wenige Schritte von seiner eigenen Wohnung der bejahrte Privatgelehrte Nordmann; zwei gesezte Männer, der Markthelfer Kleeberg und der Schriftsezer Müller, und ein vielversprechender Jüngling aus gutem Bürgerhanse, der Handlungskommis Freygang, lagen todt in ihrem Blute. Die Verwundeten füllten die Krankenhäuser der Stadt.*) Es war halb elf Uhr Nachts; seit dem Erscheinen des Militärs waren kaum zehn Minuten verlossen!**)

Die Aufregung, welche die Kunde dieses grauenvollen Vorfalles in der Stadt erzeugte, war ungeheuer. Das Entsetzen und die gerechteste Entrüstung Tausender begleitete die Bahren der Erschossenen und Verwundeten.

Am bezeichnendsten für das Urtheil der Zeitgenossen über die That, ist die Darstellung der gelesensten und maßvollsten politischen Zeitschrift jener Tage. „Die Grenzboten“ schrieben: „Ein plötzliches Kommando befahl Feuer!“ Die Schützen schossen unter die prominirende Menge! Keine Aufforderung, keine direkte Drohung hatte die zum allergrößten Theile aus Neugierigen, darunter Weiber und Kinder, bestehende Masse ahnen lassen, daß zu diesem fürchterlichen, alleräußersten, nur in Momenten eines Bürgerkrieges oder einer Revolution zu entschuldigenden Mittel gegriffen werden könnte. Dieses bezeugen Hunderte von Zuschauern mit dem heiligsten Eide. Kein Anstürmen, keine Beleidigung eines Soldaten hatte dieses unheilvolle Kommando nöthig gemacht. Ja selbst im Falle eines Vordringens war das in Reih und

*) Diese Details sind dem Leipziger Tageblatt vom 14. August 1845 an entnommen.

**) Offizieller Bericht, Anlage C (Zeitberechnung der Ereignisse des 12. August).
Grenzboten IV. 1878.

Glied stehende, mit Bayonetten und Munition verfehene Militär dem gänzlich unbewaffneten, ungeordneten, führerlosen Haufen unendlich überlegen.“

Die Studenten erbrachen den Fechtboden und rotteten sich zusammen, um die Schützen und deren Kaserne anzugreifen. Ihnen und Hunderten Gleichgesinnter tritt die Kommunalgarde entgegen, die endlich um Witternacht durch Generalmarsch unter die Waffen gerufen wird, und ruhig und mühelos, ohne Waffengewalt, die von neuem und in weit gefährlicherer Stimmung auf dem Kopfplatz sich sammelnde Menge zerstreut. Auch dahin war sie mit Hohn entsendet worden. Als die Garde verlangte, selbst die Wache vor dem Hôtel des Prinzen zu übernehmen, erwiderte Oberst von Buttlar: „daß er unter keinen Verhältnissen seinen Platz verändere, und so lange S. Kgl. Hoheit im Orte wären, das Militär von seinem Stande nicht abgehen lassen werde, auch daß er von Niemandem, selbst nicht von S. Kgl. Hoheit, Befehle annehmen könne, übrigens für die Kommunalgarde, wenn sie, wie ihr zustehe, Exzedenten arre- tieren wolle, Gelegenheit genug zum Einschreiten sich darbiete.“*)

Von Berwünschungen und Steinwürfen verfolgt, von reitender Kommunalgarde aus der Stadt geleitet, enteilte am Morgen des 13. August auf Seitenwegen, der an dem Gemengel völlig schuldlose Prinz. Er hatte keine Ahnung davon gehabt, welche Katastrophe der Uebereifer seiner Getreuen vorbereite, bis das Entsetzliche geschehen war. Und dennoch glaubte am Morgen des 13. August ganz Leipzig, der Prinz sei der Urheber des Feuerns gewesen. Ja, nicht ein Einziger von allen Denen, die diesem traurigen Gerücht hätten entgegentreten können, die mit dem Prinzen zu Tische gegessen, die mit ihm gesprochen bis zur Katastrophe und bezeugen konnten, daß er durch das Feuern auf's Höchste überrascht und bestürzt gewesen, nicht Einer von ihnen, außer dem mannhaften Rektor der Universität, dem Domherrn Dr. Günther, hatte den Muth, der Wahrheit die Ehre zu geben.

Haus Blum.

Rückblicke auf den orientalischen Krieg 1877—1878.

von Lb.

I.

Das Vorspiel des Krieges und die Heere der Kriegführenden.

Im Sommer 1875 hatte eine Steuereintreibung in der Herzegowina Unruhen zum Ausbruch gebracht, die sich rasch weiter verbreiteten, auch auf Bosnien ausdehnten und bald in einen völlig politischen Aufstand der griechisch-

*) Ebenda, S. 43.

katholischen Christen dieser Landestheile übergingen, dessen ausgesprochenes Ziel die Lostrennung von der Pfortenherrschaft war. Die Pforte bekämpfte diesen Aufstand erst lau und mit unzureichenden Mitteln, dann zeitweis energischer; zeitweis schien sie, völlig erlahmt, ihn ganz seinem Schicksale zu überlassen. Montenegro und Serbien unterstützten den Aufstand erst heimlich dann immer offener, bis im Frühjahr 1876 seitens beider Staaten eine förmliche Kriegserklärung an die Türkei erfolgte, indem zugleich Serbien sich von der Oberherrschaft der Pforte völlig unabhängig erklärte. Der Aufstand trat damit in den Hintergrund.

Die Pforte, nun offen erklärten Feinden gegenüber, raffte mit wachsender Energie Streitkräfte zusammen, und während der Monate Juli bis Oktober 1876 gelang es ihr nicht nur, die Gegner erfolgreich abzuwehren, sondern sogar, wenn auch sehr langsam und mit großen Verlusten, in Serbien einzudringen und das serbische Heer ernstlich zu schlagen. Der Erfolg der Tage von Alexinaß (1. September) und Džunis (23. Oktober), verbunden mit dem kräftigen Auftreten des damaligen Großveziers Midhat-Pascha ließ sogar die öffentliche Meinung Europa's wieder ein günstigeres Urtheil über die Kräfte des türkischen Reiches fällen, und auch die Großmächte schienen von dieser unerwarteten Kraftentwicklung zum Theil überrascht. Sie vermittelten zunächst einen Waffenstillstand mit Serbien, um dieses vor völliger Eroberung und Besetzung durch die Türken zu schützen; freilich mußte am 30. Oktober ein russisches Ultimatum dieser Vermittelung erst den gehörigen Nachdruck geben. Mehr aber noch als die Unruhen in Bosnien und der Krieg mit Serbien hatte ein Aufstand der Bulgaren das Eingreifen der Großmächte herausgefordert. Die Pforte jedoch hatte diesen Aufstand blutig unterdrückt und antwortete auf die Forderung von Reformen, welche eine Konferenz von Vertretern der Großmächte in Konstantinopel für die aufständischen Völkerschaften als notwendig festgesetzt hatte, mit einem selbstbewußten „non possumus“. Das durch die Rundreise des General Ignatieff, russischen Botschafters in Konstantinopel, zu Stande gebrachte Londoner Protokoll formulirte nur aufs neue die Wünsche der Großmächte, deren Erfüllung wiederum die Pforte in vornehmer Haltung, als mit ihrer Souveränität unvereinbar, versagte. Da trat Rußland nochmals für dieses Programm drohend ein, und die ernente Ablehnung seitens der Türkei führte zum Kriege.

Rußland hatte schon unterm 13. November 1876 die Mobilmachung von 6 Armeekorps angeordnet und seitdem seine Rüstungen vervollständigt; das türkische Heer stand noch vom serbischen Kriege her versammelt und bereit. Den ersten Worten konnten also die Thaten auf dem Fuße folgen.

Ehe wir aber die Ereignisse selbst an uns vorüberziehen lassen, scheint

es angezeigt, einen Blick auf die Heere zu werfen, welche auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen handelnd aufzutreten berufen waren. Es ist auf der einen Seite das türkische Heer mit den Hilfstruppen der osmanischen Vasallenstaaten, auf der andern das russische Heer mit den Truppen der christlichen Vasallenstaaten auf der Balkanhalbinsel, welche durch diesen Krieg die Oberlehns Herrlichkeit der Pforte endgiltig abschütteln sollten.

Die türkische Armee bestand nach dem Organisationsplane von 1869, der seitdem nur in Aeußerlichkeiten abgeändert worden war, aus dem stehenden Heere (Nizam), der Landwehr (Redif) und dem Landsturm (Muschafiz). Wehrpflichtig waren nach dem Gesetz alle männlichen Unterthanen der Pforte; zum Dienst wurden jedoch nur herangezogen die Mohamedaner; von den Christen wurde, und zwar gleich bei der Geburt jedes Knaben, eine Kriegsteuer von 3000—5000 Piaster (600—1000 Mark) erhoben. Auch für die Mohamedaner galten eine Reihe lokaler Befreiungen, so für die Bewohner der Hauptstadt, der Insel Creta, des Vilajet Skutari in Albanien, einiger Landstriche im Taurus-Gebirge, eines großen Theiles von Kurdistan u. s. w. Die Dienstpflicht dauerte 20 Jahre, davon 4 (bei Kavallerie und Artillerie 5) im stehenden Heere, 2 in dessen Reserve, 6 in der Landwehr und 8 im Landsturm. Bei einer jährlichen Aushebung von planmäßig circa 50,000 Mann, welche die Geldverhältnisse der Türkei aber auf weniger als 30,000 Mann eingeschränkt hatten, sollte die Streitmacht auf Kriegsfuß zählen im stehenden Heere einschließlich der Reserve 220,000, in der Landwehr 300,000 Mann und ebenso viel im Landsturm, zusammen 820,000 Köpfe. Diese Stärke sollte 1878 erreicht werden. Ende 1875 betrug die Stärke nach dem damaligen Standpunkte der Organisation 220,000 Mann im stehenden Heere und 115,000 Mann in der Landwehr. Der Landsturm war noch nicht organisiert; dafür traten in der Folgezeit in immer zunehmender Anzahl Freiwillige und Irreguläre auf, die zu Fuß (Baskibozuks) und zu Pferde (Spahis) zunächst mit rund 70,000 Mann zu veranschlagen waren, so daß der Türkei zu Lande 405,000 Mann mit beiläufig 672 Geschützen zu Gebote standen.

Formirt war das Heer in 7 Armeekorps, deren Stäbe der Nummerfolge nach ihren Sitz hatten in Konstantinopel, Schumla, Monastir, Erzerum, Damascus Bagdad und Sanaa, und deren Ergänzungsbezirke umfaßten: für das I. Korps das nördliche Kleinasien, für das II. Bulgarien, Rumelien und einen Theil von Kleinasien, für das III. Bosnien, Herzegowina, Albanien, Thessalien, und den südwestlichen Theil von Kleinasien, für das IV. Armenien und Theile von Kurdistan und Aramarien, für das V. Syrien und Palästina, für das VI. das südliche Kurdistan, El Dschesreh oder Mesopotamien und Irak Arabi, und für das VII. Jemen und Hedhsas, während in der Hauptsache dieses Korps sich

aus dem ganzen Reiche ergänzte. Jedes Armeekorps zählte planmäßig 6 Regimenter Infanterie zu 3 Bataillonen, 6 Schützenbataillone, 4 Kavallerie-Regimenter, 1 Artillerie-Regiment und 1 Geniekompagnie. Das I. Korps war um 1 Infanterie-Regiment, 3 Kavallerie-Regimenter, 1 Artillerie-Regiment und 1 Schützenbataillon stärker, ebenso das III. Korps um 4 Infanterie-Regimenter und 2 Schützenbataillone (dabei ist eine gesehlich nur in Bosnien selbst zu verwendende bosnische Brigade mitgezählt), dagegen waren das VI. und VII. Korps um je 1 Infanterie-Regiment, 1 Schützenbataillon und 2 resp. 3 Kavallerie-Regimenter schwächer. Im Ganzen zählte das stehende Heer 45 Infanterie-Regimenter = 135 Bataillone, 43 Schützenbataillone, zusammen also 178 Bataillone; 26 Kavallerie-Regimenter mit je 6 (eins nur zu 5, eins zu 4), dazu 2 selbständige Eskadrons, im Ganzen demnach 155 Eskadrons; 7 Feldartillerie-Regimenter mit 102 Batterien, daneben 10 Regimenter Küsten- und Festungs-Artillerie und 2 Regimenter Artillerie-Handwerker; endlich 7 Kompagnien Sappeure. Ein Korps von 16 Regimentern Gendarmen (Zaptié) bot gleichfalls eine für den Kriegsdienst verwendbare Truppe.

An Landwehr sollte jeder der 45 Regiments-Erfaz-Bezirke je 4 Bataillone 1. und 4 Bataillone 2. Aufgebots stellen, doch war die Errichtung der Kadres noch nicht beendet. Für 60 Eskadrons und 6 Artillerie-Regimenter, welche planmäßig aufzustellen waren, fehlten noch Organisationsplan und Kadres. Für etwaige Aufbietung des Landsturms war noch gar nichts vorgesehen.

Neben der rein lokalen Einteilung in Armeekorps gab es keine bestimmten Divisions- und Brigade-Verbände. Auch die Regimenter waren durch Abkommandirungen schon im Frieden vielfach zerrissen, so daß eigentlich das Bataillon derjenige Truppenkörper war, über den vom Kriegsministerium aus direkt verfügt wurde.

Einen Generalstab im europäischen Sinne besitzt die türkische Armee nicht. Die höheren Führer wählen sich ihre Organe nach Gutdünken. Die Intelligenz ist im Heere vertreten durch die wenigen aus der Militärschule von Konstantinopel hervorgegangenen Offiziere; die Mehrzahl der Offiziere aber steht an Bildung wenig oder gar nicht über ihren Untergebenen. Trotz fehlender Bildung und Ausbildung aber geben Offiziere wie Mannschaften bei der Folgsamkeit, der Ruhe im Gefecht, der Ausdauer und Genügsamkeit der Türken ein sehr tüchtiges Material, dem nur die entsprechende Organisation und Leitung fehlt, um mit ihm jede Operation erfolgreich durchzuführen.

Für die Mobilmachung des türkischen Heeres fehlte es an jedem Plane. Schon seit Beginn der bosnischen Unruhen waren die Bataillone einzeln dahin befördert worden, wo man sie gerade brauchte; dort wurden aus ihnen nach

Bedarf höhere Verbände gebildet. Eine regelmäßige Ergänzung fand nicht statt. Man zog es vor, aus den eingezogenen Reservisten und Landwehrleuten immer neue Bataillone zu errichten und diese dann, nothdürftig ausgerüstet, nach dem Kriegsschauplatz zu befördern. Die Zahl der Bataillone stieg damit über jedes normale Verhältniß, ihre Stärke aber hat wohl niemals dem Etat entsprochen und sie kann während des Feldzuges nur zu höchstens 600 Mann veranschlagt werden. Die Abgänge an Kavallerie wurden vollends ausschließlich durch irreguläre Truppen ersetzt, die reichlich beitrugen, die Kopfstärke der Heere manchmal in unerwarteter Weise anschwellen zu lassen, und an denen die asiatische Türkei sich besonders fruchtbar erwies.

Ein Ueberblick dessen, was die Türkei wirklich aufgeboten, ist bei dieser Sachlage und in Ermangelung jeder offiziellen Veröffentlichung unmöglich zu geben; nur annähernd lassen sich für einzelne Zeitpunkte die Zahlen der Truppenkörper berechnen, und nur wo ganze Truppenkörper in russische Hände fielen ließ sich die Kopfstärke derselben feststellen. Oben sind 178 Bataillone, 155 Eskadrons, 102 Batterien für das stehende Heer und 180 Bataillone des 1., 180 des 2. Aufgebots der Landwehr als etatsmäßige Truppenzahl aufgeführt, (wobei von letzterer Zahl die Menge der nicht völlig unterworfenen und noch nicht organisirten Distrikte abzuziehen ist, so daß entsprechend den oben angegebenen 115,000 Mann Landwehr höchstens 200 Bataillone als organisiert gelten können). Nach türkischen Quellen werden aber für die Zeit der Eröffnung des Krieges, Mitte April 1877, als auf den verschiedenen Punkten be-
findlich aufgezählt:

in der europäischen Türkei:	402 Bat.	86 Esk.	70 Battr.	=	253,100 Mann.
in Asien:	108 Bat.	32 Esk.	30 Battr.	=	70,700 Mann.
zusammen:	510 Bat.	118 Esk.	100 Battr.	=	323,800 Mann.

Während also bei der Kavallerie und Artillerie noch nicht einmal die planmäßigen Friedenskadres der Feldarmee hatten kriegsbereit aufgestellt werden können, waren bei der Infanterie schon Reformationen in erklecklicher Anzahl gebildet wobei allerdings für den Kriegsschauplatz in Asien auch schon irreguläre Formationen mit eingerechnet sind.

Den türkischen Truppen zur Seite stand das Kontingent von Aegypten. Dieses Land hat eine reguläre Armee von 16 Infanterie-Regimentern zu 4 Bataillonen, jedes 840 Köpfe stark, 8 Kavallerie-Regimentern zu 5 Eskadrons, 4 Feldartillerie-Regimentern mit zusammen 40 Batterien, 3 Regimentern Festungs-Artillerie und einer Anzahl irregulärer berittener Truppen. Die 64 Bataillone, 40 Eskadrons, 40 Batterien sollten zählen 53,760 Mann, 5120 Pferde und 240 Geschütze. Die Armee war jedoch durch den vorangegangenen Feldzug gegen Abyssinien empfindlich geschwächt und einigermaßen desorganisiert; ferner

hatte eine damals herrschende Seuche den Pferdebestand des Landes beträchtlich gelichtet. Das von Aegypten gestellte Kontingent erreichte in Folge dieser Umstände statt der vertragsmäßigen Stärke von 15—20,000 Mann Infanterie, 2000 Reitern, 24 Geschützen, im Ganzen nur eine Kopfstärke von rund 12,000 Mann. Darüber, aus welchen Truppentheilen dies Kontingent bestand, fehlen bis jetzt verlässliche Angaben. Die Truppen zeigten sich in dem strengen Klima wenig verwendbar und mußten bald aus der vorderen Linie zurückgezogen werden. Ihre Hauptaufgabe blieb dann die Deckung von Varna gegen das russische Dobrudscha-Korps.

Das stehende Heer von Tunis sollte planmäßig aus 5 Infanterie-Regimentern zu 4 Bataillons, 2 Eskadrons und 2 Regimentern Artillerie bestehen und auf Kriegsfuß rund 20,000 Mann zählen, woneben noch ca. 10,000 Irreguläre aufgeboden werden konnten. Das Land war zur Stellung von 4000 Mann Fußvolk, 1000 Reitern und 8 Geschützen verpflichtet, es wußte aber unter allerhand Vorwänden sich dieser Vasallenpflicht zu entziehen, und tunesische Truppen kamen nirgends zum Vorschein.

Die Streitkräfte zu Wasser, über welche die Türkei gebot, setzten sich zusammen aus 19 Panzerfahrzeugen zur Verwendung auf hoher See und 12 Panzerfahrzeugen der Donau-Flotille. Von Verwendung ungepanzelter Schiffe nahm man wohl von vornherein Abstand, entgegen dem, was auf Seite der Russen geschah. Die Schiffe waren theils Breitseitschiffe älterer Konstruktion, theils Thurm-, theils Kasematt-Schiffe. Ihr Werth war also sehr verschieden. Bei der Verwendung aber machte sich besonders der Mangel ausgebildeter Offiziere und Mannschaften fühlbar. Die Wirksamkeit der Flotte war wider Erwarten gering. Es wird genügen, ihrer zu erwähnen, wo einzelne Schiffe sei's an der Donau, sei's im schwarzen Meere in Thätigkeit traten.

Rußland stellt bei der großen Ausdehnung seines Gebietes und der Verschiedenartigkeit der dasselbe bewohnenden Völkerschaften auch an die Wehrhaftigkeit seiner Bewohner verschiedene Ansprüche. Innerhalb des Rahmens der seit 1874 eingeführten allgemeinen Wehrpflicht sind, abgesehen von den zahlreichen Befreiungen vom Dienste, vier große Gruppen zu unterscheiden. Für die Hauptmasse der Bevölkerung gilt 20 jährige Wehrverpflichtung und zwar in Europa 6 jährige aktive Dienstpflicht, 9 jährige Reservepflicht, für die übrigen 5 Jahre Verpflichtung zur Reichswehr. Die nicht Ausgehobenen gehören vom 21. bis 40. Lebensjahre der Reichswehr an, deren vier jüngste Jahrgänge im Bedarfsfalle noch zum Heere einberufen werden können, während die älteren besondere Truppenkörper bilden. In Asien gilt 7 jährige aktive Dienstpflicht, und nur 3 jährige Reservepflicht. Abweichend davon ist die Wehrpflicht der

Irregulären in den verschiedenen Kasakenländern und die Milizpflicht einiger sogenannter Fremdvölker, meist in Kaukasien.

Rußland's Heer setzt sich zusammen aus 1., der eigentlichen Feldarmee mit den zugehörigen Reserve- und Ersatz-Truppen; 2., den Lokaltruppen und zwar a), Festungs-Infanterie und -Artillerie, b) Lokaltruppen im engeren Sinne (Regimenter, Bataillone und kleinere Kommandos), welche zum Garnison- und Sicherheitsdienst bestimmt sind in Gouvernementshauptstädten, Etappenorten pp., wo keine Truppentheile der Feldarmee stehen, oder zur Uebernahme des Dienstes, wo die Truppen der Feldarmee ausrücken, c) die zum Dienst in den asiatischen Grenzländern bestimmten Linienbataillone im Kaukasus und den asiatischen Gebieten, in größerer Zahl in Turkestan, wo auch eine Schützenbrigade von 4 Bataillonen und Artillerie in dieselbe Kategorie gehören; 3., den Irregulären (Kasaken) und 4., den Milizen pp. der Fremdvölker.

Für den Orientkrieg kommen alle vier Bestandtheile des Heeres in Betracht; die Lokaltruppen hauptsächlich in so fern, als eine große Anzahl Festungs- und Lokal-Bataillone in Reservebataillone umgewandelt, als solche mobil gemacht und zu Reserivedivisionen formirt wurden, behufs Uebernahme des Etappendienstes in den besetzten türkischen Gebieten. Der Grund dafür lag in den Ersatzverhältnissen der russischen Armee. Bei der früheren langen Dienstzeit war die Zahl der ausgebildeten Reservemannschaften verhältnißmäßig gering, Nach Einführung der allgemeinen Wehrpflicht und Herabsetzung der aktiven Dienstzeit von 15 auf 6 Jahre wurde nur allmählig die Zahl der jährlich einzustellenden Mannschaften von früher 100,000 auf in den letzten Jahren 218,000 Mann erhöht, die älteren Reserven aber schieden regelmäßig nach dem fünfzehnten Dienstjahre aus. Bei Ausbruch des Krieges fehlten nun, nach erst dreijähriger Wirksamkeit der allgemeinen Wehrpflicht, zwar nicht der Zahl nach die nöthigen Mannschaften zur Aufstellung aller Kriegsbildungen, wohl aber die genügende Anzahl ausgebildeter Leute zur Ausfüllung der für Verwendung im Felde bestimmten Truppentkörper. Mit dem ausgebildeten Material konnten nur die Feldtruppen auf rund 800 Mann statt der etatzmäßigen 1000 für das Bataillon gebracht werden, und für den Etappendienst nahm man lieber die festgefüzten Kadres der Lokaltruppen mit ihrem Friedensstande an ausgebildeten Leuten, als lanter Neuformationen mit flüchtig ausgegerzten Mannschaften.

1. Die Feldarmee bestand aus 48 Infanterie-Divisionen (3 der Garde, 4 der Grenadiere und 41 der Linie) jede zu 4 Regimentern, die 12 der Garde ohne Nummer, 16 Regimenter der Grenadiere und 164 der Linie der Nummerfolge nach den Divisionen angehörend. Die Regimenter der Garde und der 7 Divisionen der kaukasischen Armee, (Kaukasische Grenadiere und Nr. 19. 20. 21. 38. 39. und 41) also 40 Regimenter hatten je 4, die 152 Regi-

menter der übrigen 38 Divisionen noch je 3 Bataillone, erstere zu 4, letztere zu 5 Kompagnien, die ganze Infanterie der Feldarmee zählte demnach 616 Bataillone zu planmäßig 1000 Mann auf Kriegsstärke. Daneben gab es in 8 Schützenbrigaden zu je 4 Bataillonen noch 32 Schützenbataillone von derselben Stärke. Jeder Infanterie-Division war eine Feld-Infanterie-Brigade von 6 Batterien zu je 8 Geschützen zugetheilt, mithin in 288 Fußbatterien 2304 Geschütze. An Kavallerie gehörten zur Feldarmee, abgesehen von kleinen Abweichungen in der Friedensformation 3 Garde-, 14 Armee- und 1 Don-Kasaken-Kavallerie-Division, jede zu 4 Regimentern und (die Kasaken-Division ausgenommen) 2 zugetheilten reitenden Batterien. Die 1. Garde-Division hatte 4 Kürassier-, die Kasaken-Division nur Kasaken-Regimenter, die übrigen 16 Divisionen je 1 Dragoner-, 1 Ulanen-, 1 Husaren- und 1 Kasaken-Regiment. Die Kasaken-Regimenter hatten 6 Esotnien^{*)}, alle andern je 4 Eskadrons. Im Kaukasus trat hinzu 1 kaukasische Kavallerie-Division aus 4 Dragoner-Regimentern = 16 Eskadrons und eine kombinierte kaukasische Kasaken-Division, aus 2 Kuban- und 2 Teret-Kasaken-Regimentern zu je 6 und 4 Esotnien, zusammen 20 Esotnien gebildet. Die Kavallerie zählte mithin für das europäische Heer 208 Eskadrons, 96 Esotnien mit 34 reitenden Batterien zu je 6, zusammen 204 Geschützen, für den Kaukasus 16 Eskadrons, 20 Esotnien. Wie hier schon Kasaken-Truppentheile fest eingefügt in höhere Verbände der Feldarmee erscheinen, so führte die Mobilmachung in Gestalt neuer Kavallerie-Divisionen wie als Divisionskavallerie den Heeren auf beiden Kriegsschauplätzen neue Bestandtheile an Irregulären zu. An technischen Truppen waren (in 5 Brigaden) 15 Sappeurbataillone zu je 4 und 8 Pontonnierbataillone zu 2 Kompagnien vorhanden.

Von Reservetruppen sollten planmäßig für jedes Infanterie-Regiment 1 Bataillon, für jede Artillerie-Brigade 1 Batterie, für jedes Kavallerie-Regiment 1—2 Eskadrons und dazu im Ganzen 20 Sappeurkompagnien aufgestellt werden. Ihre Errichtung erfolgte erst allmählig im Laufe des Feldzuges, zum Theil, wie schon oben gesagt, aus Festungs- und Lokal-Bataillonen.

Die Zahl der Ersatztruppen betrug für jedes Infanterie-Regiment, jede Schützen- und jede Sappeur-Brigade je 1 Bataillon, für die Artillerie-Brigade je 1 Batterie, für das Kavallerie-Regiment je 1 Eskadron. Letztere bestanden schon im Frieden, ebenso die Kadres für einige reitende Ersatz-Batterien.

Bis zur Mobilmachung im Herbst 1876 stand über den Divisionen nur der territoriale Verband der 14 großen Militärbezirke (I. Petersburg, II. Finnland III. Wilna, IV. Warschau, V. Kiew, VI. Odessa, VII. Moskau, VIII. Charkow, IX. Kasan, X. Kaukasus, XI. Drenburg, XII. Westsibirien, XIII. Ostsibirien, XIV. Turkestan), nur für die Garde war, wenigstens nominell, ein Korpsver-

^{*)} Von dem Worte *ssto* = 100.

band vorhanden. Ende 1876 und im Februar 1877 wurden 15 neue Korpsverbände geschaffen, einer für die drei europäischen Grenadier-Divisionen unter Zuthellung der 14. Kavallerie-Division, in die übrigen 14 wurden je 2—3 Infanterie-Divisionen und je 1 Kavallerie-Division nach der augenblicklichen Dislokation eingereiht, so daß nur die 2. 3. 23. und 40. Infanterie-Division und die obengenannten 7 kaukasischen Divisionen außerhalb der Korpsverbände blieben.

Die Mobilmachung der Feldarmee ging nach einem bestimmten Plane ähnlich wie in Deutschland ordnungsgemäß und, mit Rücksicht auf die noch unsertige Organisation und die großen Entfernungen, auch ziemlich rasch von Statten. Indessen machte sich neben dem Mangel an ausgebildeten Reservisten namentlich auch der an Offizieren geltend. Speziell den Train betreffend, der bis dahin lediglich Sache der einzelnen Truppentheile war, wurden besondere Formationen für das Verpflegswesen wie für den Krankendienst, die selbständig neben den Truppentheilen standen, erst während des Kriegszustandes neu geschaffen. Ebenso war der Etappendienst, wie er nach deutschem Vorbilde im Rücken des Heeres eingerichtet und gehandhabt wurde, eine bis dahin dem russischen Heere fremde Einrichtung. Die gleichzeitige Mobilmachung des ganzen Heeres erfolgte übrigens nicht. Es wurde am 13. November 1876 zunächst nur die Mobilmachung von 6 Armeekorps (Nr. 7—12) mit 12 Infanterie- und 6 Kavallerie-Divisionen für den Kriegsschauplay in Europa befohlen, also die Bataillone zu 800 Mann, die Eskadrons und Esotnien zu 145 Pferden berechnet, von 144 Bataillonen, 108 Eskadrons und Esotnien, 72 Fuß- 12 reitenden Batterien mit 115,200 Mann, 15,660 Pferden, 648 Geschützen. Der Uebergang anderer Truppen auf Kriegsfuß, ja schon die Zuthellung von Schützen und Kasaken zu dieser ersten Feldarmee, wurde nicht mehr öffentlich bekannt gemacht, wir werden sie erst nach und nach in der europäischen Türkei wie an der kaukasisch-türkischen Grenze auf den Kriegsschauplätzen erscheinen sehen.

2. An Lokalkorps waren vorhanden für den Festungsdienst: 24 Festungs-Infanterie-Regimenter zu 4 Bataillonen, im Frieden meist nur Cadre-Bataillone, deren Vertheilung sich nach der Größe und Bedeutung der festen Plätze richtet, welche sie besetzen sollten, und nach denen sie auch benannt wurden. Auf Kriegsfuß zählte die Festungs-Infanterie rund 100,000 Mann. Die Festungs-Artillerie ist ebenfalls je nach dem Bedarf der einzelnen Festungen in Kompagnien und Bataillone formirt; im Ganzen bestehen im europäischen Rußland und im Kaukasus 150 Kompagnien, und ihre Gesamtstärke berechnet sich auf nahezu 50,000 Mann. Die theilweise Feldverwendung der Festungsinfanterie ist oben angedeutet, wie viel Festungsartillerie zu den Belagerungstrains zc. herangezogen worden, darüber fehlt bis jetzt eine offizielle Mittheilung. Be-

lagerungs-Geschütz wurde sehr bald nach Beginn des Feldzuges an der Donau verwendet, eine eigentliche Belagerung jedoch nur vor Kars durchgeführt.

Die eigentlichen Lokalkruppen bilden theils (9) Regimenter zu 4 Bataillonen, theils (13) Bataillone zu 2 und 4 Kompagnien von 400 bis zu 1000 Köpfen, theils (an 600) kleinere Lokalkommando's der verschiedensten Stärke und Begleitkommando's zum Transport von Arrestanten. Insgesamt erreichen diese Lokalkruppen eine Kopfstärke von über 150,000 Mann, aber während einzelne größere Garnisonen bestimmte feste Etats haben, wechselt die Stärke der meisten Etats je nach dem Bedürfniß wie z. B. durch das Eingehen eines bisher nothwendigen Wachpostens.

Von den 34 Liniebataillonen mit einer Gesamtkriegsstärke von rund 35,000 Mann, sind 7 kaukasische, die nur im Innern Kaukasien's zur Verwendung kamen, sonst 2 orenburgische, 4 west- 6 ost-sibirische und 15 turkestanische.

3. Von irregulären Truppen, kamen für die letzten Feldzüge in Betracht: die Kasakenheere des Don, des Kuban, des Terek und theilweise die von Astrachan, vom Ural und von Orenburg. Die weiter östlich angesiedelten Kasaken von Sibirien, Semiratschensk, Transbaikal und dem Amur waren auf den Kriegsschauplätzen nicht vertreten.

Das Heer der Don-Kasaken stellt bei 20jähriger Dienstpflicht in drei Kategorien 60 Reiter-Regimenter zu 6 Esotnien und 21 Batterien zu 6 Geschützen. Ein Drittel davon ist schon im Frieden im Dienst und ist daher oben (bis auf 2 einzeln stehende Regimenter) in den Kavallerie-Divisionen der Feldarmee nachgewiesen. Die dort genannte Don-Kasaken-Division erhielt schon Batterien der zweiten Kategorie. Die übrigen Regimenter und Batterien der zweiten und dritten Kategorie wurden theils zur Bildung zweier neuer Kavallerie-Divisionen und Streifkorps verwandt, theils als Divisionskavallerie den Infanterie-Divisionen zugetheilt. Abgesehen von kleinen Abtheilungen der Ural- und Kuban-Kasaken bei der Garde u. wurden in Europa nur Don-Kasaken verwendet.

Das Kuban-Heer stellt bei 22 Dienstjahren für die Pflichtigen 27 Reiter-Regimenter zu 6 Esotnien, 6 Fußbataillone zu 5 Esotnien (die Plakuntun) und 5 reitende Batterien zu 8 Geschützen, das Terek-Heer 14 Reiter-Regimenter zu 4 Esotnien und 2 Batterien zu 4 Geschützen. Die Regimenter der oben genannten kaukasischen Kasaken-Division sind in diesen Zahlen mit eingeschlossen: Das Heer von Orenburg stellt 17 Regimenter zu 6 Esotnien und 8 Batterien, das Ural-Heer 9 Regimenter, die übrigen sind noch schwächer. Wie und wo die einzelnen Kasaken-Truppentheile zur Verwendung gekommen sind, darüber ist bis jetzt noch wenig Zuverlässiges bekannt geworden.

4. Von den einheimischen Milizen, die, schon um sie aus der un-

ruhigen Heimath zu entfernen, der Operationsarmee in Asien zugeführt wurden, sind zu nennen: Die Reiter-Regimenter von Daghestan und von Kutais zu je 6 Esotnien, die Grusiniſche Fuß-Drushina, die Gurische Fuß-Esotnie, die Milizen von Daghestan, vom Kuban und vom Teret, die Miliz des Andischen Bezirks und die Suchum'sche Wache. Bei allen diesen Formationen handelt es sich nur um eine geringe Anzahl von Kompagnien.

Eine Berechnung der Gesamt-Stärke der russischen Wehrkraft hat für den letzten Orientkrieg wenig Werth, denn die Kräfte kamen erst nach und nach zur Geltung, und es wird besser sein, bei den einzelnen Kriegseignissen die Zahlen anzuführen, mit denen man in dem gegebenen Falle zu rechnen hatte.

Die Seestreitkräfte Rußland's im schwarzen Meere, 2 Panzerschiffe (Popowka's) mit zusammen 4 und 24 Kriegsdampfer mit rund 80 Geschüßen, kamen angesichts der starken türkischen Panzerflotte nur durch die kühnen Thaten einzelner Schiffe zur Geltung; aber das Personal auch eines Theiles der Ostseeflotte nahm sehr thätigen Antheil an dem Kampfe auf der Donau und besetzte dort theils eine neu geschaffene Strom-Flotille, theils die den Türken abgenommenen Fahrzeuge.

Als Bundesgenossen der Russen erscheinen in erster Linie die Rumänen, dann auch gleich vom Beginn des Krieges an die Montenegriner, und in den späteren Perioden des Krieges die Serben.

Das rumänische Heer zerfiel in das stehende Heer und die Territorial-Armee. Bei im ganzen 26 jähriger Wehrpflicht dienten die Ausgehobenen 4 Jahre im stehenden Heere, 4 Jahre in dessen Reserve, 6 Jahre in der Territorialarmee und 2 Jahre in deren Reserve, darüber hinaus in der nur für Sicherheitsdienst im Innern aufzubietenden Miliz.

Das stehende Heer zählte 8 Infanterie-Regimenter zu 2 Feld-, 1 Depot-Bataillon, 4 Jägerbataillone, 2 Kavallerie-Regimenter zu 4 Feld-, 1 Depot-Eskadron, 2 Feldartillerie-Regimenter mit je 8 Batterien zu 6 Geschüßen, 1 Sappeurbataillon und 1 Pontonierkompagnie, Sanitätsstruppen ic., im Ganzen auf Kriegsfuß über 42,000 Mann.

Die Territorialarmee wurde am 1. Januar 1877 in 16 Regimenter Fußvolk (Dorobanzen) zu 2 Bataillonen und ein einzelnes Bataillon getheilt,*) ebenso sollten 33 Eskadrons (Kalaraschi) und 33 Batterien aufgestellt werden, und schließlich die Miliz ebensoviel Bataillone und Eskadrons zählen. Die Kriegsstärke der Territorialarmee war auf 36,000 Mann und 12,000 Pferde mit 198 Geschüßen berechnet.

*) Vorher 8 Regimenter zu 4 Bataillonen.

Nach der schon im November 1876 aufgestellten Ordre-de-Bataille war die Armee, entsprechend der Friedenseintheilung, in 4 Divisionen eingetheilt, in denen jeder Infanterie-Brigade je 1 Linien-, 1 Dorobauzen-Regiment und 1 Jäger-Bataillon zugetheilt war. Spätere Veränderungen wurden nicht mehr veröffentlicht. Die Armee hatte neben der Thätigkeit im Felde noch einen auferlegenden Besatzungs- und Stappen-Dienst zu leisten, so daß alle Theile der Wehrkraft aufs äußerste angespannt waren. Das Heer zeigte sich dabei in seiner ganzen Organisation, Ausbildung und Ausrüstung über Erwarten tüchtig und kriegsbrauchbar.

Montenegro, dessen Thätigkeit während des russisch-türkischen Krieges einen beträchtlichen Theil der türkischen Streitkräfte fesselte, ist in seiner ganzen Verfassung wie Verwaltung militärisch organisiert. Dem Verwalter (Serdar) jeder der acht Nahien des Landes steht ein Wojwode als Militärchef zur Seite, welcher das in 3 bis 5 Bataillone zu formirende Aufgebot der Nahie befehligt. Die Häupter der einzelnen Geschlechter (Plemena), deren 39 bestanden, waren zugleich Führer der entsprechenden, 5—12 Kompagnien zählenden, Bataillone. Die Dienstpflicht dauerte vom 17.—50. Jahre und man zählte rund 18,000 Pflichtige, dazu noch als 2. Aufgebot die Leute von 14—17 und von 50—60 Jahren, gaben weitere 7000 Mann, so daß 25,000 Mann oder 15% der Bevölkerung zum Dienst verfügbar waren. Die Stärke der aufgebotenen Mannschaft richtet sich nach dem jedesmaligen Bedarf. Schon der Verpflegung wegen entläßt man die Leute, sowie es irgend angeht, und ruft sie zum nächsten Gebrauchstage wieder zusammen. Im April 1877 wurde die Streitmacht berechnet auf 15,804 Mann des 1., 2060 Mann des 2. Aufgebots und 6890 Herzegowiner, welche in die montenegrinischen Truppen mit eingereicht waren, zusammen 24,754 Mann.

Die serbische Armee war nach Beendigung des Feldzuges 1876 noch im November des genannten Jahres vollständig neu organisiert und neben einer kleinen stehenden Truppe war die frühere Miliz in die eigentliche aktive Armee und deren Reserve umgewandelt worden. Wehrpflichtig ist jeder Serbe vom 20. bis zum 50. Lebensjahre, davon 3 Jahre dienstpflchtig im stehenden Heere, 3 in dessen Reserve, vom 26. Jahre an in der Nationalarmee, der alle Nichteingestellten sofort angehören.

Das stehende Heer bildet eine Brigade von 4 Bataillonen Infanterie, 2 Eskadrons Kavallerie, je 1 Bataillon Pioniere und Pontoniere (letztere nur 3 Kompagnien), dann 1 Zug berittener Garde, Gendarmerie, Laboratoriums-Arbeiter, Train- und Sanitätsabtheilungen, zusammen rund 4000 Mann.

Die aktive Armee zerfällt in 4 Armeekorps, nach ihren Territorien benannt 1. der Schumadja, 2. der Drina, 3. der Morawa und 4. des Ti-

mos, jedes zu 4 Brigaden, und die Stärke beträgt 21, respektive 17, 17 und 20, zusammen 75 Bataillone, jedes planmäßig zu 800 Mann, also 60,000 Mann Infanterie; an Kavallerie wurden aufgestellt 5 Regimenter, (2 beim Schumadja, 1 bei den andern Korps) mit zusammen 22 Eskadrons zu 155 Pferden, also 3410 Pferde; endlich 4 Artillerie-Brigaden zu je 8 Batterien, schwere zu 8, leichte und Gebirgs-Batterien zu 4 Geschützen. Die Artillerie zählte in 25 schweren und 7 Gebirgs-Batterien zusammen 228 Geschütze. Ob diese Armee im Dezember 1877 schon in der angegebenen Stärke in Thätigkeit trat, oder was von den Formationen noch rückständig war, ist nicht genau anzugeben. Nach dem unglücklichen und verlustreichen Feldzuge von 1876 trat das Heer in seiner neuen Gestalt wieder erfolgreich auf und hatte, wenn auch nicht mehr der ungeschwächten Türkei gegenüber, bei seinem Vordringen doch noch eine Reihe hartnäckiger und blutiger Kämpfe zu bestehen.

Die vierte Woche des deutschen Reichstags.

Die Kommission zur Vorberathung des Sozialistengesetzes hat die zweite Lesung desselben am 1. und 2. Oktober erledigt, leider aber ohne in einigen Hauptpunkten eine Verständigung mit den verbündeten Regierungen erreicht zu haben, sodas diese Aufgabe, ihrem größten Umfange nach, für die beginnende Woche dem Plenum zufällt, nachdem der Bericht an dasselbe am 4. Oktober von der Kommission festgestellt worden.

Wir hatten uns von dieser zweiten Lesung in der That viel mehr versprechen zu dürfen geglaubt, denn bei der ersten Lesung war die Stellung einiger Kommissionsmitglieder nicht so klar und bestimmt hervorgetreten, wie es bei ihrer Grundrichtung eigentlich hätte erwartet werden können, anscheinend um ihre bevorstehende Zustimmung zu wesentlichen Punkten der Vorlage in der Zwischenzeit noch gegen die Regierungen zu verwerthen. Man durfte im Hinblick auf die schweren Folgen, welche nach dem unternommenen Anlaufe ein abermaliges Scheitern des Gesetzes haben müßte, wohl annehmen, daß Diejenigen, welche ernstlich für dessen Zustandekommen einzutreten gewillt sind, den wesentlichen Wünschen der Regierungen schon in der Kommission zum Durchbruch verhelfen würden. Es wäre von weit günstigerem Allgemein-Eindruck und geeigneter, den Reichstag für den vollen Geist des Präventivgesetzes zu gewinnen, wenn eine Mehrheit der Kommission schließlich herzhast und ent-

schlossen den Regierungen die wahrlich nicht geringe Verantwortlichkeit wesentlich in der Weise aufgelegt hätte, wie sie dieselbe zu tragen wünschten. Aber der tiefe Widerstreit der zwei grundsätzlichen Richtungen, welcher dieses Gesetz von Anfang an auf seinem Wege begleitet, verhinderte, daß dasselbe in einer den Umständen entsprechenden, auch äußerlich imponirenden Weise zur Entstehung geführt wurde.

Die Regierungen ließen der Kommission gegenüber die Absicht möglichster Vermeidung von Konflikt deutlich hervortreten und nahmen durch Graf Eulenburg in der Art Stellung, daß sie in Betreff einiger Hauptpunkte den Beschlüssen der ersten Lesung Widerspruch entgegensetzten, einige der beschlossenen Abänderungen, z. B. die von einer Subkommission zu § 1 ausgearbeiteten Punkte über das Klassenwesen, ausdrücklich als Verbesserungen anerkannten, die übrigen aber durch Stillschweigen zu genehmigen schienen.

Der erste jener Hauptpunkte bezog sich auf die im § 1 festzusetzende nähere Bestimmung des Begriffs der sozialistischen Bestrebungen. Wir hoben schon im vorigen Berichte den großen Unterschied hervor, der hervortritt, wenn man von Untergrabung oder wenn man von Umsturz der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung redet, und wir hatten es den Regierungen schon verdacht, daß sie dem letzteren Ausdruck nicht schon in erster Lesung bestimmter entgegengetreten waren. Wie sich nun herausstellte, hatten sie dies entgegenkommend in der Unterstellung unterlassen, daß in der Praxis Beides insofern auf dasselbe hinauslaufen werde, als es selbstverständlich nicht Absicht sein könne, das allmähliche Wählen der Sozialdemokraten von der Verfolgung auszuschließen. Die auf dieser Erwägung ruhende Absicht ist jedoch übel gelohnt worden. Die erst in zweiter Lesung und mit dem Anspruch der Annahme in den Kommissionsbericht von Lascker vorgebrachten Motive für die in erster Lesung beschlossene Aenderung des § 1 haben gewaltig enttäuscht, denn durch diese sollte nach Absicht des Antragstellers gerade die allmähliche und nach unserer Meinung gefährlichere Agitationsart dem Gesetze entzogen werden. Wenn, nach Lascker, wirklich diejenige „reformatorische Thätigkeit“ unverfolgt bliebe, „welche die allmähliche Umleitung der gegebenen in neue Verhältnisse durch den Wechsel der Ueberzeugung herbeizuführen strebt und diese Ansicht nicht durch bloßes Wortbekenntniß, sondern durch die Wahl der Mittel darthut,“ so würde gerade ein von den sozialdemokratischen Blättern jetzt starkbetonter Wunsch erfüllt, durch welchen sie irre zu führen suchen. Wenn die „Berliner Freie Presse“ täglich auf Lascker's grünem Tische läge, so möchten wir doch wissen, ob er wirklich z. B. in der Art, wie dieses Blatt Thering's neues Buch über das Rechtsprinzip herausstreicht, nur eine unschuldige „reformatorische Thätigkeit“ erblickt. Diese in das Gewand von Humanität, Wissen-

schaft, Aufklärung und dergleichen gekleidete Wühlerei ist jetzt stark im Gange. Niemals waren wir daher von der Richtigkeit des Bismarck'schen Urtheils über Lascker's Thätigkeit mehr überzeugt, als nachdem dieser obige Motive verlesen.

Es war natürlich, daß die Regierungen nunmehr auf die Herstellung des Ausdrucks „Untergrabung“ besonderes Gewicht legten und auch die Beseitigung der Worte „in einer den öffentlichen Frieden oder die Eintracht der Bevölkerungsklassen gefährdenden Weise“ wünschten; einmal aufmerksam gemacht auf die bedenkliche Tendenz jener Motive, mußten sie nun auch darauf bedacht sein, daß nicht etwa umstürzende Bestrebungen der bewußten Art, welche in anderer, in indirekt gemeinschädlicher Weise zu Tage treten, als zulässig erschienen. Von der Abstimmung über die Motive ist nun zwar, unter dem Eindrucke dieses Verlangens, in versöhnlicher Absicht abgesehen und somit wenigstens eine unnöthige Verschärfung des Gegensatzes vermieden; es liegt aber auf der Hand, daß nach den erwähnten Vorgängen die Regierungen nicht umhin können werden, im Plenum auf jenem Verlangen zu beharren. Nachdem dieser Gegensatz einmal zur Sprache gekommen, läßt er sich nicht mehr vertuschen; wenn Bennigsen gleichwohl die Kommission ausdrücklich hierzu veranlaßte, so mag dies geschehen sein, um der Kommissionsarbeit erst einmal vom Flecke zu verhelfen; im Plenum ist die Sache um so mehr auszutragen, als die Wiederherstellung des Ausdrucks „Untergrabung“ von der Kommission abgelehnt und auch vom übrigen Zusätze nur ein Theil wieder beseitigt wurde.

Der zweite der hauptsächlicheren Differenzpunkte betrifft die Gestaltung der Rekursinstanz. Der in erster Lesung schließlich mit knapper Noth zu Stande gebrachte Beschluß, welcher auf eine theilweise Wiederaufnahme des ursprünglichen preussischen Vorschlags hinauslief, hat wider Erwarten die Zustimmung der mittelstaatlichen Regierungen erhalten, der Bundesrath verlangt jedoch die Beseitigung der Verschlechterung, durch welche der Vorschlag, wie es scheint, den oppositionellen Elementen annehmbarer hatte gemacht werden sollen. Nach dem ganzen Geiste und Zwecke des Gesetzes erscheint eine juristische Mehrheit der Rekursinstanz so ungeeignet, daß sich der Gegenvorschlag der Regierungen, wonach die vom Bundesrath außerhalb seines Kreises zu wählenden vier Mitglieder nicht bloß den höchsten Gerichtshöfen, sondern auch den obersten Verwaltungsgerichten der Einzelstaaten entnommen werden können, fast von selbst ergab. Wohl um ganz sicher zu sein, daß der Behörde der Charakter im Sinne des Gesetzes gewahrt werde, wurde regierungsseitig die freie Ernennung des Vorsitzenden durch den Kaiser gewünscht. Aus den Verhandlungen der Kommission über diesen von den Konservativen als Antrag aufgenommenen Vorschlag ist nicht zu entnehmen, welche Anhaltspunkte, nachdem die Kom-

mission denselben verworfen, für eine Verständigung über diesen Punkt im Plenum vorhanden sind.

Auch der Wunsch der Regierungen nach einer längeren als 2 $\frac{1}{2}$ jährigen Geltungsdauer des Gesetzes hat in der Kommission keine Gnade gefunden. Daß nach einiger Zeit das Gesetz und seine Wirkungen einer Prüfung der gesetzgebenden Faktoren unterzogen werde, wird von den konstitutionellen Grundgesetzen in Verbindung mit dem Außerordentlichen der Maßnahmen erheischt. Bis wann aber das Gesetz seinen Zweck völlig erfüllt haben werde, kann von Niemandem vorhergesagt werden, gegenwärtig lassen sich darüber nur Vermuthungen anstellen, welche aber auf ganz unmeßbaren Grundlagen ruhen. Keiner der beiden Theile kann sich auf einen bestimmten Zeitraum steifen wollen; allseitig feststehend dürfte nur das Eine sein, daß der Zeitraum nicht zu kurz gegriffen werden darf, sonst könnte für die vollziehende Gewalt eine verschiedenlich sehr fatale Lage eintreten. In erster Linie wollen denn auch die Regierungen keine Aufnahme einer Zeitdauer und sie betrachten es schon als Zugeständniß, daß sie unter Umständen hiervon überhaupt abzugehen bereit sind. Wenn überhaupt, so wird im Plenum die Einigung über einen Zeitraum zwischen 2 $\frac{1}{2}$ und 5*) Jahren zu Stande kommen müssen.

Gegen die erwähnten Meinungsverschiedenheiten in den drei Hauptpunkten will es wenig in Betracht kommen, daß die Kommission in zweiter Lesung zwei an sich recht wesentliche Zugeständnisse gemacht hat, daß es nämlich zu § 6 wieder aufgegeben ist, das gänzliche Verbot einer periodischen Zeitschrift vom zweiten Verbote einer einzelnen Nummer derselben abhängig zu machen und daß in § 16 die Zulässigkeit der Gewerbeentziehung bezüglich der Gastwirthe, Buchdrucker u. s. w., welche für die sozialistischen Bestrebungen agitiren, wieder hergestellt ist.

Die Zugeständnisse der Kommission sind nicht in Folge eines besonderen Kompromisses mit den Regierungen erfolgt. Mit welchem Grade von Entschiedenheit diese an ihrer Auffassung obiger Hauptpunkte schließlich festzuhalten entschlossen sind, ist in der Kommission nicht sonderlich hervorgetreten; doch glauben wir, daß kein Grund vorliegt, etwa das durchweg konziliatorische Verhalten der Bevollmächtigten des Bundesraths als Zeichen minderer Entschiedenheit deuten zu wollen. Nach unserer Ansicht sind die Regierungen überhaupt außer Stande, in den Hauptpunkten viel nachzugeben, weil Zweck und Charakter des Gesetzes sonst ganz verfehlt würde. Das scheint auch der Sinn der Erklärungen des Fürsten Bismarck gegenüber einzelnen Abgeordneten zu sein.

*) Hoffentlich fünf Jahren! D. Red.
Kreuzboten IV. 1878.

Nach der ersten der beiden Kommissionsitzungen in zweiter Lesung scheint die preussische Regierung noch die besten Hoffnungen gehabt zu haben, denn ihr halbamtliches Organ sprach am 2. Oktober die Zuversicht aus, daß bei der zweiten Lesung in der Kommission eine natürlichere Mehrheit als bei der ersten es zu einer Verständigung kommen lassen werde; derselbe Tag brachte jedoch die Täuschung. Gleichwohl haben die Verhandlungen der Kommission ohne jeden Mißklang geendet.

Wir vermögen nicht einzusehen, warum die in Gemeinschaft mit den Konservativen zur schließlichen Entscheidung berufenen Nationalliberalen es verschmäht haben, schon in der Kommission auch in Betreff der letzten Differenzpunkte nachzugeben. Als Opfer der Ueberzeugung kann doch die Zustimmung zu diesem anomalen Gesetze überhaupt nicht angesehen werden, eine scheinbare Sprödigkeit und zögernde Taktik in Betreff jener Punkte ist offenbar ganz ausichtslos und schließlich werden die Nationalliberalen letzteren im Plenum doch zustimmen müssen, wenn anders sie ihr den Wählern gegebenes Wort halten wollen, ein wirksames Gesetz zu Stande bringen zu helfen. Die nationalliberale Fraktion tritt zwar erst am 6. Oktober zur Berathung des Kommissionsberichtes zusammen; es ist aber bei der überhaupt herrschenden Zerfahrenheit der Ansichten sehr fraglich, ob die Fraktion es den Führern in vorliegender Sache nicht eher verdammt, als verübelt hätte, ihrer Entscheidung in der Kommission vorgegriffen zu haben. Die am 9. Oktober im Plenum beginnende zweite Lesung wird weitere Aufklärung und Entscheidung bringen.

Berlin, den 6. Oktober.

L.

Literatur.

Lessing. By James Sime. In 2 Volumes. With Portraits. London, Trübner & Co., 1877.

G. E. Lessing. Ein Lebensbild. Nach James Sime's „Lessing, his life and writings“ (sic). Frei bearbeitet von Adolf Strodtmann. Autorisirte deutsche Ausgabe. Berlin, Hofmann & Co., 1878.

Später, als uns selber lieb ist, bringen wir das erste der beiden vorstehenden Werke zur Anzeige. Die Verzögerung hat aber wenigstens das Gute gehabt, daß unsere Besprechung, nachdem durch eine Reihe angesehener deutscher Zeitschriften für das hinlängliche Bekanntwerden des Buches in Deutschland gesorgt worden ist, gewisse Dinge übergehen, über die bisher erschienenen Kritiken eine Art Superkritik üben und die inzwischen herausgegebene deutsche

Bearbeitung des englischen Werkes, deren Erscheinen ja voranzusehen und nur zu wünschen war, zum Vergleich mit heranziehen kann.

Sime's Lessingbiographie wurde bei ihrem Erscheinen auch in Deutschland sofort mit allgemeiner Freude willkommen geheißen. Man wünschte beiden Glück, den Engländern und uns, daß einer der größten Geister unseres Volkes einen so trefflichen Biographen jenseits des Kanals gefunden, einen noch besseren als Schiller in Carlyle — die Bulwer'sche Skizze kann hier nicht in Betracht kommen — und Goethe in Lewes; man freute sich um so mehr darüber, da Lessing, trotzdem daß er der Bahnbrecher Shakespeare's in Deutschland gewesen ist und trotz der sonstigen zahllosen Verührungspunkte seiner Studien mit der englischen Literatur, schon um seiner theologischen Richtung willen dem englischen Volke bisher weniger sympathisch war als Schiller und Goethe, es also einer doppelt gebiegenen und gehaltvollen Darstellung bedurfte, um diese mangelnden Sympathien anzufachen; ja man beneidete die Engländer um dieses Buch, erneuerte die schon oft mit patriotischen Vellemmungen gezogene Parallele zwischen Lewes' Goethebiographie und dem bei uns in dieser Richtung bisher Geleisteten und gestand sich, daß eine ähnliche für uns beschämende Parallele von nun an auch in der Lessingliteratur werde gezogen werden müssen. Darauf erhob die zünftige deutsche Literaturwissenschaft ihre Stimme — eine der jugendlichsten unter ihren zünftigen Schwestern, die sich aber trotzdem bereits gewaltig fühlen gelernt hat — und suchte der allgemeinen Erregung einen kleinen Dämpfer aufzusetzen. Wozu der Lärm? hieß es, das Buch von Sime enthält ja absolut nichts Neues, es ist nichts weiter als eine geschickte Verarbeitung des in Deutschland längst bekannten Materiales, mit aller Umsicht zwar und allem Fleiß veranstaltet, so daß von der einschlägigen deutschen Literatur dem englischen Verfasser nichts Wesentliches entgangen ist, aber doch kein Buch darnach, um bei uns in Deutschland solches Aufhebens davon zu machen. Bis dann endlich in der allerjüngsten Zeit sich noch einmal eine halbjüngstlerische Stimme im gegentheiligen Sinne vernehmen ließ, mit breitem Behagen Auszüge aus dem Buche brachte, die immer mit den Worten eingeleitet wurden: „Hierüber sagt Sime“ und „Darüber sagt Sime“, so daß es nun wieder fast den Anschein gewann, als ob in dem Buche des Engländer's so gut wie alles neu, und als ob alles das, was „Sime sagt“, vorher noch von keinem Sterblichen gesagt worden sei.

Wie stehen nun die Dinge? Was ist eigentlich die Wahrheit? — Nach unsrer Meinung Folgendes: Wir hatten bisher in Deutschland zwei biographische Werke über Lessing, das umfassende Werk von Danzel und Guhrauer und das bekannte Buch von Stahr. Danzel's Darstellung gehört zu jenen wichtigen Materialsammlungen, an denen wir Deutschen keinen Mangel haben,

die jeder respektvoll nennt, wenige lesen und niemand kauft, die auf Bibliotheken stehen und dann und wann von denen konsultirt werden, die ex professo mit fachwissenschaftlichen Studien sich beschäftigen. Für den weiteren Kreis der Gebildeten ist das Buch schlechterdings ungeeignet. Aus ihm hat seiner Zeit Stahr mit geschickter, freilich auch etwas leichtfertiger Hand seine Darstellung zusammengeschrieben. In eine lesbare Form hat er das Danzel'sche Material unzweifelhaft umgegossen, dabei hat es aber mehr als einen recht unangenehmen Zusatz bekommen. Dahin gehört vor allem der auf die Dauer unausstehliche panegyristische Ton, in dem das Ganze geschrieben ist. Stahr drückt den Leser fortwährend mit der Nase darauf, was Lessing doch für ein großer Mann gewesen, er kommt aus seiner krampfhaften Bewunderung nicht heraus. Um diesen panegyristischen Ton nirgends herabstimmen, nirgends einen Schatten neben das Licht stellen zu müssen, verrennt er sich sogar in die seltsamsten Auffassungen. Man lese z. B. sein Kapitel über die „Emilia Galotti“, in welchem der alte Goethe sich von Adolf Stahr muß sagen lassen, daß er das Stück gar nicht verstanden habe, und nun eine Charakteristik der Emilia konstruirt wird, die in psychologischer Unmöglichkeit wahrhaft Harksträubendes leistet — nur, um andere Vorwürfe, die Lessing gemacht worden sind, abzuweisen! Neben dieser plumpen Glorifizirung aber ein ewiges Raisonniren und Lamentiren über die Noth, in der Lessing gesteckt, und über die schlechten Menschen, die ihm das Leben sauer gemacht haben, gepfefferte Ausfälle gegen Gott und alle Welt, gegen die Fürsten, gegen die traurigen politischen Zustände Deutschland's, gegen die „Pfaffen“, gegen die „gelehrten Philister“ — kurz, eine Darstellung, die sich mit dem monumentalen Charakter, den eine Biographie an sich tragen sollte, sehr schlecht verträgt, Lessing's aber am allerwenigsten würdig ist.

Die Darstellung von Sime verbindet die Vorzüge der beiden deutschen Biographien mit einander und vermeidet ihre Schwächen. Das ist die simple Wahrheit. Ein größeres Lob aber kann dem Buche kaum gespendet werden. Sime kennt unsre Lessingliteratur gründlich, bis herab auf den unbedeutendsten Zeitungsartikel. Sachlich Neues, das ist wahr, enthält sein Buch so gut wie nichts, wenn es auch keineswegs an neuen Gesichtspunkten darin fehlt. Aber wer erwartet heute noch wesentlich neues biographisches Material über Lessing, vollends von einem Ausländer, und wenn derselbe sich auch Jahre lang in Deutschland aufgehalten hat und dabei den Spuren Lessing's überall auf's gewissenhafteste nachgegangen ist? Auch „geistreich“ kann man das Buch nicht nennen; nach leuchtugelartig schillernden Aperçus wird man sich vergebens darin umsehen. Aber Sime hat das vorhandene Material sorgfältig und verständig benutzt, alles, was er mittheilt, ist sachlich korrekt, er hat die klarste

Einsicht in Lessing's wissenschaftliche Methode und in die Eigenthümlichkeit seines Stils, die Gruppierung des Materials ist augenscheinlich das Resultat reifer Erwägung. Etwas flach ist gelegentlich der Hintergrund gezeichnet, von dem die Hauptgestalt sich abhebt; hier hat sich Sime, wie er selbst bekennt, an sekundäre Quellen, wie Biedermann's „Deutschland im achtzehnten Jahrhundert“ und Hettner's „Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts“ gehalten, und es ist begreiflich, daß wir auf diese Weise nur einen vermittelsten Eindruck gewinnen. Vor einem Urtheil wie das über Goethe's Faust, dessen tragisches Motiv Sime (I, 203) lediglich in der Sucht nach Vergnügen (love of pleasure) findet — im Gegensatz zu Marlowe's und Lessing's Faust, bei denen es in der Sucht nach Macht (love of power) und in der Sucht nach Wissen (love of knowledge) liege — hätte er übrigens durch Hettner bewahrt bleiben sollen. Musterhaft dagegen in ihrer treffenden Auffassung und ihrer maßvollen Beurtheilung sind die Kapitel über die Lessing'schen Hauptdramen, musterhaft vor allem auch die beiden Kapitel über den „Laokoon“ und die „Hamburgische Dramaturgie“. In dem Verständniß des ersteren ist Sime allerdings wesentlich gefördert worden durch die erläuterte Blümner'sche Ausgabe, während er für die Dramaturgie die inzwischen erschienenen Arbeiten von Cosack einerseits, Schröter und Thiele andererseits noch nicht verwerthen konnte. Auf jeden Fall gebührt ihm das Verdienst, daß er den wohl gelungenen Versuch gemacht hat, Lessing's ästhetisches System, das ja entschieden in beiden Schriften niedergelegt ist, wenn es auch in der Form, in der es vorliegt — hier in den oft nur lose zusammenhängenden, von allerhand Exkursen unterbrochenen Kapiteln, dort in den völlig unzusammenhängenden Theaterkritiken — nicht hervortritt und nur den Blicken desjenigen sich erschließt, der in langer, treuer Arbeit sich in diese Schriften vertieft und zwar gleichzeitig in beide vertieft, dieses System herauszuschälen und in eine geordnete Folge zu bringen.

Angenehm ist die Darstellungsweise Sime's. Zwar gewinnt man nicht den Eindruck eines großartigen Gesamtbildes, dessen einzelne Particeln straff konzentriert, dessen Farben in feinen Uebergängen vertrieben sind, sondern eher den einer Frieskomposition, die in sauberer Mosaikarbeit an unserm Auge vorüberzieht. Aber die schlichte Art, mit welcher der Verfasser die Thatfachen reden läßt, hat — namentlich im Hinblick auf Stahr's Darstellung — etwas ungemein Wohlthuendes. Wo er tadelt, da geschieht es mit der Bescheidenheit, die Lessing gegenüber sich gebührt, wo er lobt, mit herzlicher, fast kindlicher Freude und Aufrichtigkeit.

Es ist und bleibt zu bedauern, daß wir in Deutschland derartige Bücher nicht fertig bringen. Die tiefe Kluft zwischen fachwissenschaftlicher und populärwissenschaftlicher Literatur, die bei uns lange Zeit bestanden hat, ist zwar in

der letzten Zeit ein wenig ausgefüllt worden. Namentlich durch die verführerisch reichen Honorare, die einzelne der neu entstandenen deutschen Monatschriften zu zahlen im Staube sind, ist mancher zünftige Gelehrte von seinem hochragenden Katheder herabgelockt worden in die gemischte Gesellschaft der „Schriftsteller“ von Metier. Mit Verwunderung gewahrt man, wie gefeierte akademische Namen es nicht verschmähen, unter der Anführung eines simplen Journalisten mit in Reih und Glied zu treten. Die Lust zu schnellem und leichtem Gewinn, die man andern zum Vorwurf macht, hat auch in diesen Kreisen ansteckend gewirkt. Aber zur Ausarbeitung eines im besten Sinne des Wortes populären Buches, welches das vorhandene Material vollständig beherrscht und auch im kleinsten Detail auf der Höhe der Forschung steht, welches nicht an die Fachgenossen, sondern, um ein Lessing'sches Wort zu brauchen, an „die Besten und Erleuchtetsten der Nation“ sich wendet, welches die Resignation übt, den schwerfälligen Ausruf, den die Abfälle des wissenschaftlichen Rohmaterials bilden, aus der Werkstatt zu beseitigen und nur das reinliche literarische Kunstwerk dem Leser zu zeigen, zu solcher Arbeit entschließt der deutsche Gelehrte sich doch nur selten. Er überläßt das leider in der Regel unberufenen, halbunterrichteten Federn. Es fehlt uns ja nicht ganz an solchen Büchern, namentlich die deutsche Kunstwissenschaft hat mehr als eines davon aufzuweisen; Springer's eben vollendetes Werk über Raffael und Michel Angelo ist das jüngste leuchtende Beispiel dieser Art. Aber gerade auf dem Gebiete der Literaturwissenschaft werden ähnliche wohl noch lange auf sich warten lassen.

Die deutsche Uebersetzung, beziehentlich Bearbeitung des Sime'schen Buches hat Strodtmann im Ganzen takt- und geschmackvoll besorgt. Er hat Partien ausgeschieden oder verkürzt, die nur für das englische Publikum nothwendig waren, und seine Uebersetzung liest sich fast durchweg tadellos und glatt. Selten begegnen verunglückte Konstruktionen, wie S. 431: „um eine auf seine Stiefkinder bezügliche Geschäftssache zu ordnen, die nach wie vor bei ihm lebten“ (im Original vollkommen deutlich: „to arrange some business connected with his step-children, who continued to live with him). An Flüchtigkeiten und Mißverständnissen fehlt es freilich nicht ganz. Sime nennt sein Buch kurz und gut: „Lessing“. Wie kommt Strodtmann dazu, daraus „Lessing, his life and writings“ zu machen? S. 20 schreibt Strodtmann von dem Unterricht auf der Meißner Fürstenschule: „Ein großer Theil der Zeit ward auf die Lektüre und Auslegung der Bibel verwandt, und die Knaben wurden systematisch in der Theologie und Kirchengeschichte unterrichtet; doch wurden auch die alten Sprachen nicht vernachlässigt. Einige Stunden waren der französischen Sprache, der Mathematik, der Geographie und Geschichte gewidmet; in den höheren Klassen ward auch Hebräisch, Logik und Ethik gelehrt. Das

Hauptgewicht lag jedoch, neben der Religion, auf dem Studium des Lateinischen und Griechischen." Wie auf einer Sache das Hauptgewicht liegen kann, die drei Zeilen zuvor bloß „nicht vernachlässigt“ wird, ist schlechterdings nicht einzusehen. Im Original steht aber auch etwas ganz anders; dort heißt es: In other respects their training was chiefly „classical“. — S. 21 nennt Strodtmann den Mathematikus der Meißner Fürstenschule, an den der junge Lessing sich besonders angeschlossen, Klemm, begeht also dieselbe Flüchtigkeit mit diesem Namen wie Stahr. Sime hat ebenso wie Danzel die richtige Form, Klimm (Vgl. J. A. Müller, Geschichte der Fürsten- und Landschule zu Meissen 1787, II, S. 278). Was hatte Strodtmann hier im Geringsten für einen Grund, die Glaubwürdigkeit seines Originals anzuzweifeln? — In dem Kapitel über die „Wolfenbüttler Fragmente“ schreibt Sime: „Up to the last years of his life it was not publicly known that Lessing paid the smallest attention to theology.“ Das übersetzt Strodtmann scheinbar wörtlich, aber durchaus unverständlich: „Bis zu seinen letzten Lebensjahren war es Wenigen bekannt, daß Lessing der Theologie die geringste Aufmerksamkeit widme.“ Wollte er den Sinn des Originals wiedergeben, mußte er wenigstens schreiben: „auch nur die geringste Aufmerksamkeit“ oder „irgend welche Aufmerksamkeit“. — Ueber ein thörichtes Gerücht, das wegen der „Fragmente“ über Lessing ausgesprengt worden war, schreibt Sime (II, 336): „a report which he deemed important enough to demand a formal denial.“ Strodtmann giebt diese Worte wieder: „ein Geschwäß, zu dessen förmlicher Widerlegung er sich herbeiliess.“ Sie enthalten aber gerade das Gegentheil: Lessing ließ sich nicht zur Widerlegung herbei. Kirchlichen Dingen scheint Strodtmann fern zu stehen; sonst könnte er nicht S. 20 von einem „lutherischen Priesterstande“ reden — Lutheran pastors steht bei Sime. Auf kleinere Flüchtigkeiten wollen wir, nach diesen Beispielen, kein Gewicht legen. Strodtmann scheint z. B. allen Ernstes zu glauben, daß Formen, wie intriguant, Epikuräer, anticipiren grammatisch richtig sind, während es doch bekanntlich intrigant, Epikureer, anticipiren heißt. In solchen Kleinigkeiten nehmen's ja unsre Herren „Schriftsteller“ überhaupt nicht sehr genau. Eine unangebrachte Genauigkeit ist es dagegen, wenn Strodtmann da, wo es sich nicht um wörtliche Ausführungen aus Lessing, sondern um bloße Wiedergabe seiner Ideen handelt, veraltete Lessing'sche Originalausdrücke, wie Artist, Kunsttrichter, Attrice, S. 254 sogar Mouvemant (anstatt Tempo) in seiner Uebersetzung anwendet.

Nicht ohne Beschämung kann man das englische Original und die deutsche Bearbeitung hinsichtlich ihrer äußeren Ausstattung vergleichen. Das englische Buch präsentirt sich, was Papier und Druck betrifft, in einem so gebiegenen und vornehmen Gewande, wie es nun einmal — man rühme das deutsche

Buchgewerbe der letzten Jahre, so viel man will — nur der französische und englische Buchhandel leistet. Außerdem ist jeder Band mit einem Porträt geschmückt: der erste mit einem Lichtdruck nach dem besten vorhandenen Bildniß Lessing's, welches sich ehemals im Gleim'schen „Freundschaftstempel“ in Halberstadt befand und hier zum ersten Male in einer authentischen Nachbildung geboten wird, der zweite mit dem aus der Schöne'schen Publikation von Lessing's Briefwechsel mit seiner Frau entlehnten Stahlstich nach dem Porträt von Eva Lessing. Wie dürftig nimmt sich dagegen das dünne Kleidchen der deutschen Bearbeitung aus! Sind wir Deutschen nur eine gar so arme Sippschaft, daß wir nichts Besseres bezahlen können? Daß die Porträts hier weggefallen sind, hat nicht viel auf sich. Aber die Verlags-handlung hat das Buch — horribile dictu! — auf zweierlei Papier gedruckt, von Bogen 1—18 auf gelbes, von Bogen 19—28 auf blaues! In solche Klemme zu gerathen, das kann doch nur einem deutschen Verleger passiren. Wenn sich jemand ein Duzend Porzellantassen kauft und er bekommt sieben bläuliche und fünf gelbliche, so nennt er das „Aussschuß“ oder „Ramsch“. Mit welchem Namen bezeichnet der deutsche Buchhandel derartige zweifarbige Bücher? Uebrigens aber ist das Buch als Publikation des „Allgemeinen Vereins für deutsche Literatur“ in den uniformen Einband der Schriften dieses Vereins gesteckt worden, an dessen sterilem Stangenornament man sich nun auch nachgerade satt gesehen hat. Und wie lange wird das Dofengesichtchen von einer Athene mit einer Filzmütze anstatt eines Helmes auf dem Kopfe, wie lange der dumme Lederriemen, der einen jetzt auf allen Briefbogen, Briefkouverts, Prospekten und Titelblättern verfolgt, auf diesen Einbänden als Rahmen des Athenekopfes noch paradiren? So lange ein so vornehmer Verein, wie der „Allgemeine Verein für deutsche Literatur,“ der in den Kreisen der höchsten Aristokratie seine Mitglieder hat, an unser Buchgewerbe so äußerst bescheidene Ansprüche stellt, so lange wollen wir uns doch ja nicht einbilden, daß von einer ernstlichen Hebung dieses kunstgewerblichen Zweiges die Rede sein kann. Unsrer paar „Prachtwerke“ thun's wahrlich nicht.

An die Herren Verleger!

Wir bitten um baldigste Zusendung der Werke, die in unsrer Weihnachtsbücherschau berücksichtigt werden sollen.

Leipzig, Anfang Oktober 1878.

Die Redaktion der Grenzboten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hans Blum in Leipzig.

Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Gützel & Herrmann in Leipzig.

XXXVII. Jahrgang.

II. Semester.

Die
Grenzboten.

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst.

N^o. 42.

Ausgegeben am 17. October 1878.

Inhalt:

	Seite
Die akademische Kunstausstellung in Berlin. II. Von Adolf Rosenberg.	81
Goethe's Gedichte in Frankreich.	92
Die Leipziger Augustereignisse 1845. II. Die Folgen des zwölften August. Hans Blum.	103
Die fünfte Woche des deutschen Reichstags. V.	114

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1878.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Bülh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern des In- und Auslandes.



Die akademische Kunstausstellung in Berlin.

Von Adolf Rosenberg.

II.

Vier Wochen nach Eröffnung der Ausstellung ist uns von München her noch eine angenehme Ueberraschung gekommen: ein Meisterwerk ersten Ranges, welches die winzige Zahl der Historienbilder in erfreulicher Weise vermehrt. Freilich, wenn wir den Schöpfer dieses Bildes, Franz Defregger, auf seine Nationalität prüfen, käme sein Werk nicht der deutschen Kunst zu gute. Aber der Tiroler aus dem Pustertthale ist ebenso wie seine Landsleute Mathias Schmidt und Alois Gabl, die als Schilderer tirolischen Lebens zu großem Ansehen gelangt sind, ganz und gar auf deutschem Boden erstarkt, in München, in der Schule Piloty's, deren größte Zierde der nunmehrige Historienmaler Franz Defregger bildet. Ursprünglich war auch er nur der liebevolle Schilderer seines heimatlichen Lebens, der uns seine Landsleute gern bei Spiel und Tanz in fröhlicher Festeslust zeigte. Ein bißchen Schwermuth war zwar allemal dabei; aber sie streifte noch lange nicht an die trübselige Sentimentalität der modernen Dorfgeschichtenerzähler. Dann wandte Defregger seinen Blick aus der Gegenwart rückwärts in die Vergangenheit. Der Maler ließ dem Patrioten den Vortritt, und so entstanden jene herrlichen, auf das tiefste ergreifenden Darstellungen aus dem Verzweilungskampfe der Tiroler gegen ihre Unterdrücker, von denen „die Heimkehr der Sieger“ und vor allem „das letzte Aufgebot“, ein Bild von erschütternder Tragik, am bekanntesten geworden sind. Aber diese Bilder waren am Ende nur historische Genrebilder in kleinem Rahmen. Die ungewein scharf charakterisirten, sehr lebendigen Figuren erreichten kaum den vierten Theil der Lebensgröße. Auch war der Held des „Trauerspiels in Tirol“ aus ihrer Mitte nicht in den Vordergrund getreten.

Jetzt ist aus dem Epiker ein Dramatiker, aus dem Genremaler ein Historienmaler großen Stils geworden, der uns in lebensgroßen Figuren, von dem Grenzboten IV. 1878.

Feuer patriotischer Begeisterung durchglüht, den „Todesgang Andreas Hofer's“ dargestellt hat.

Es war am 20. Februar 1810, als sie den edlen Kämpfer für die Freiheit seines Volks aus den Kasematten der Feste Mantua zum Tode führten. Seinen mitgefangenen Landsleuten wurde gestattet, von ihrem Führer auf seinem letzten Gange Abschied zu nehmen. Diesen Augenblick hat Defregger auf seinem Bilde dargestellt. Auf dem dunklen Korridor, der auf den Hof führt, wo ein Peloton französischer Soldaten des Verurtheilten harret, ist Hofer aufgehalten worden. Seine Getreuen, neun an der Zahl, umdrängen ihn von allen Seiten. Drei sind ihm zu Füßen gestürzt und drücken krampfhaft seine Hände oder umklammern seine Kniee. Ein alter Mann hat im Uebermaß des Leids die Hand an sein Haupt gedrückt und schaut mit dem Ausdruck unfählichen Schmerzes zu seinem Helden empor, der stolz mit aufgerichtetem Haupte dasteht und den Wehklagenden tröstende Worte der Zuversicht auszusprechen scheint. Vor ihm kniet ein jüngerer, der sein Haupt in beide Hände verbirgt, und von links her schleppt sich ein am Fuße Verwundeter an einer Krücke herbei. Er und die neben ihm Stehenden blicken fragend zu Hofer auf, als vermöchten sie die schreckliche Wahrheit noch nicht zu fassen. Auf Hofer und die vor ihm Knieenden fällt aus der Thüröffnung ein breiter Lichtstrom, der sein edles Haupt verklärt. Alle übrigen Figuren stehen im Halbschatten. Die letzten verlieren sich in der Dämmerung des Korridors: dort sieht man nur die ehrwürdige Gestalt eines Geistlichen, der mit innigem Mitgefühl auf die Abschiedsszene blickt, einen Soldaten, der zur Bedeckung gehört, und die Bajonette seiner Kameraden.

Auf der Treppe, die in den Hof führt, kauert noch ein Tiroler, der am Arme verwundet sich mühsam hinaufschleppt und nun sehnsüchtig die Ankunft Hofer's erwartet, damit auch er noch einen letzten Händedruck empfangen. Bei diesem Manne scheint die Kraft des Künstlers, der zum ersten Male einer so umfangreichen Aufgabe gegenüberstand, erlahmt zu sein. Der französische Offizier, welcher das Peloton kommandirt, und seine Soldaten im Hofe sind sehr schlecht fortgekommen. Sie sind auffallend flüchtig und skizzenhaft behandelt und dabei so hölzern, daß eine komische Wirkung nicht ausbleiben kann. Der Offizier schaut zwar sehr martialisch drein; aber den Bart, den ihm der Künstler verliehen hat, trugen noch nicht die Offiziere des ersten Napoleon. Den brachte erst der Neffe des großen Ohms in die Mode, und dessen Aussehen war, wie männiglich bekannt, ein gar wenig kriegerisches.

Durch diese Vernachlässigung ist leider die Harmonie des schönen Bildes gestört. Man wird für manche andere Mängel, für die nach akademischer Schablone aufgebaute Komposition, für die etwas theatralesche Haltung Hofer's,

der den linken Fuß wie tänzelnd vorgerückt hat, für gewisse Einförmigkeiten in der malerischen Behandlung, besonders in der der Hände, für diese und andere Mängel wird man durch die wunderbar scharfe und tiefe Charakteristik der meisten Figuren, durch einige wahrhaft grandiose Köpfe und durch viele koloristische Schönheiten, die eine ungewöhnliche Meisterschaft bekunden, vollauf entschädigt; aber über die Komik der aufmarschirten Soldaten kommt man nicht hinweg. Es scheint, als fehlte es dem Künstler, der im Kleinen so Großes geschaffen, an der geistigen Kraft, die nöthig ist, um eine Komposition von solcher Ausdehnung in allen ihren Theilen gleichmäßig zu durchdringen und zu beherrschen.

Troßdem wird man dieses Bild neben dem Richter'schen Porträt der Gräfin Karolyi als den Haupttreffer der diesjährigen Ausstellung bezeichnen müssen. Es ist eine Arbeit, die jedem Beschauer den höchsten Respekt einflößt. Koloristisch noch interessanter ist ein weiblicher Studentkopf, den Defregger zugleich mit dem eines härtigen Tirolers bereits früher eingeschickt hat. Ein interessantes blaßes Mädchenantlitz blickt, von einem schwarzen Schleier umrahmt, den Beschauer mit schwermüthigen Augen an. Es spricht eine tiefe Behmuth aus den schönen Bügen, ein Seelenschmerz, dessen erste Bitterkeit bereits überwunden ist, der aber noch schwer genug auf dem jungen Herzen lastet. Das Bild ist nur in drei Tönen gemalt: in Schwarz, Weiß und Braun. Unter dem schwarzen Schleier nämlich ist das schlicht gescheitelte, kastanienbraune Haar sichtbar, welches den kalten Ton der alabasterweißen Stirn angenehm belebt.

Von rein koloristischen Gesichtspunkten aus betrachtet, dürfte die große Tartarenschlacht, welche der in München ansässige Pole Joseph Brandt, auch ein Pilotyschüler, der zugleich bei Franz Adam militärische Studien gemacht, für die Nationalgalerie gemalt hat, als das beste Bild der diesjährigen Kunstausstellung zu gelten haben. Der furchtbare Kampf, der sich vor unseren Augen entrollt, geht an den sumpfigen Ufern des Dnjestr vor sich. Rechts vom Beschauer zieht sich ein kahler Höhenzug hin, der von Seitenthälern durchschnitten ist. Aus einem dieser Thäler scheint die Wolke polnischer Reiter hervorgebrochen zu sein, die sich wie ein Gewittersturm über die tartarischen Räuber entladet, welche sich mit ihren beutebeladenen Wagen eine kurze Rast gegönnt haben. Es ist eine Episode aus den Kämpfen der Tartaren und Polen am Beginn des 17. Jahrhunderts. Das gräßliche Handgemenge, das Gemetzel, das der Maler mit genialer Kraft, mit packender dramatischer Gewalt geschildert hat, entzieht sich jeder Beschreibung durch das Wort. Es läßt sich nicht einmal der Gesamteindruck der Komposition wiedergeben, weil dem schrecklichen Gewirr von Menschen, Pferden, Hindern und Wagen jede Einheit,

jede Konzentration auf einen Mittelpunkt, ja fast auch jede Sonderung in Gruppen fehlt und auch fehlen mußte, wenn der Maler seinen Zweck, den Anprall der mit elementarer Gewalt heranrasenden Polen zu versinnlichen, erreichen wollte. Mit einer regelrechten, leicht zu überschauenden Komposition wäre hier nichts gethan. So mußte das Kolorit die Einheit und die Haltung wieder einbringen, und das ist dem Maler durchaus gelungen. Gewitterschwere Wolken haben sich am Himmel zusammengeballt, ein fahles, graues Licht fällt auf das undurchdringliche Menschengewimmel, auf die aufgewirbelten Staubmassen und die baumlose Steppe, die links vom Beschauer von Sümpfen kuppirt ist, durch welche sich einige von den Tartaren zu retten suchen. Ganz im Vordergrund jagt ein Mongole mit einem schönen polnischen Weibe davon, das sich halbnaakt mit der Kraft der Verzweiflung gegen den Räuber wehrt, den im nächsten Augenblicke sein Geschick ereilen wird. Unweit davon erwartet eine Gruppe vornehmer Frauen um einen Priester geschaart die heranstürmenden Befreier. Jeder Zug, jeder Pinselstrich des Bildes ist vom höchsten Interesse. Aber die eigenthümliche, fast wilde Genialität des Künstlers dürfte mehr auf Rechnung seiner slavischen Herkunft, als auf die seiner deutschen Erziehung zu setzen sein. So könnten wir diese interessante künstlerische Individualität nur zum Theil für die deutsche Kunst in Anspruch nehmen.

Die neuere und neueste Geschichte hat unseren Malern in diesem Jahre nur wenige Motive geboten. Camphausen würde sich mit seiner Episode aus der Schlacht bei Fehrbellin, die uns nicht viel bereitet als eine Illustration für eine Jugendschrift den Augenblick schildert, wie der große Kurfürst von seinen Dragonern aus einer gefahrdrohenden Umschlingung der Schweden herausgehauen wird, kein neues Blatt für seinen Ruhmeskranz verdient haben, wenn er nicht zugleich eine andere bedeutsame, für den Hauptbetheiligten minder gut abgelaufene Katastrophe aus einer Entscheidungsschlacht, nämlich den Dezembermann im Granatfeuer von Sedan, dargestellt hätte. Es ist wirklich durch glaubwürdige Berichte bestätigt worden, daß die Worte, mit denen Napoleon seinen Brief an König Wilhelm begann: *N'ayant pas pu mourir au milieu de mes troupes*, nicht hohle Phrasen gewesen sind. Die Granaten, die also vor dem verzweifelten Kaiser niederfahren und explodiren, sind keine Mythe. Wir wollen auch glauben, daß der Mann, der mit übernächtigen Mienen im Sattel hängt, so geschlottert hat, wie es uns Camphausen in seiner Charakteristik zeigt. Der Kaiser hält auf seinem Pferde, das in seiner Angst vor dem Prasseln der zerspringenden Granaten meisterhaft dargestellt ist, ganz im Vordergrund, hinter ihm einige Generale. Noch weiter im Fond sieht man Truppen vorüberziehen, deren Disziplin bereits gelockert ist. Einer der Soldaten streckt die geballte Faust nach dem gebrochenen Cäsar aus. Es ist ein Bild, das nach der Seite

des Malerischen wie nach seiner Charakteristik gleich wohl gelungen und um so interessanter ist, als Bleibtreu, Camphausen's ebenbürtiger Rivale auf dem Gebiete der Kriegsmalerei, die Katastrophe dargestellt hat, welche dem ersten Napoleon definitiv den Thron kostete: die Schlacht bei Waterloo oder vielmehr den letzten Akt dieses Drama's, die Flucht Napoleon's. In gestreckter Karriere faust der Kaiser auf weißem Rosse, dem er nur widerwillig die Zügel schießen läßt, dahin. Ihm zur Seite jagt der Marschall Soult, mit der Hand dem Kaiser den Weg durch das Gedränge der Fliehenden weisend. Keine Faser zuckt in dem gelben pergamentenen Antlitz des Geschlagenen; nur die dunklen, in unheimlichem Feuer erglühenden Augen verrathen den furchtbaren Seelenkampf, der den eisernen Mann bewegt. Im Hintergrunde stehen noch seine Gardes aufrecht, in deren Reihen das feindliche Granatfeuer starke Lücken reißt. Auch Bleibtreu hat den tragischen Moment ergreifend dargestellt; nur war sein Vorwurf dankbarer und würdiger als der schlottrige Mann, der den Tod an der Spitze seiner Truppen nicht finden konnte.

Braun und Emelé, die unermüdblichen Chronisten des deutsch-französischen Krieges, haben auch in diesem Jahre einige ihrer interessanten Erinnerungstafeln an Hauptmomente und Episoden aus jener Zeit ausgestellt, die man mit Vorliebe die „denkwürdige“ zu nennen pflegt, deren Andenken aber in unserer schnelllebenden, hastigen, pietätslosen Generation von Jahr zu Jahr verblaßt; indessen können sich die Bilder dieser beiden Maler mit der Meister-schöpfung Camphausen's nicht messen.

Einen glücklichen Griff in die nordische Sage hat der klassizirende Romantiker H. v. Heyden mit einem Gemälde großen Stils, dem nächtlichen Ritt Herrn Olofs über das Moor, gethan. Herder hat in seinen Stimmen der Völker eine alte dänische Ballade mitgetheilt, die nachmals Goethe so mächtig ergriff, daß sie ihm seinen Erbkönig inspirirte. Der junge Herr Olof reitet zur Nachtzeit über das Moor, um Gäste zu seiner Hochzeit zu laden. Da naht sich ihm die Tochter des Erbkönigs mit ihren Elfen und wirbt um seine Liebe. Den echt dramatisch pulsirenden Dialog, den die alte Ballade von der werbenden Elfe mit dem auf Tod und Leben dahinjagenden Ritter führen läßt, hat Goethe genau nachgebildet.

Auch dem Maler ist es gelungen, den dämonischen Zug, der die Ballade durchweht, auf seinem Gemälde, welches auch ohne das Gedicht verständlich ist, zum ungeschmälerten Ausdruck zu bringen. Nur unterwärts von einem weißen, langhinwallenden Schleier bedeckt, dessen Enden sich in den Nebel verlieren, schwebt die schlanke Gestalt der Elfe, gespenstisch und wesenlos wie ein Nebelstreif, über dem rabenschwarzen Rosse Olofs und streckt in liebendem Verlangen die Hand nach dem Ritter aus, der mit entsetzensvollen Mienen zu

ihr emporschau. Sein weiter rother Mantel flattert über seinem Haupt und bildet so einen effektvollen Hintergrund für den zarten Oberkörper der Elfe und ihren ausgestreckten Arm. Das Pferd jagt mit verhängtem Zügel über das Moor, kaum daß seine Hufe die Spitze des Schilfs berühren. Weißer Schaum fließt aus seinem Maule, die Rüstern dampfen, und unter dem Brustriemen schäumt der Schweiß. Dem Pferde voraus springt die Dogge des Ritters in mächtigen Sätzen. Ein kleiner Elf, ein finsterner Gefelle mit seltsam dämonischem Blick und einem grünen Flammenkranz im buschigen Haar, berührt schon den Hals des Hundes, als wollte er sich auf seinen Rücken schwingen und den tollen Ritt mitmachen. Vorn schweben über einem kleinen Gewässer, über welches Dlofs' Roß eben hinwegsetzt, zwei andere Dämonen und eine zweite Elfe in Schleiergewändern, ebenfalls mit grünen Flämmchen in den Haaren, mit welchen der Maler in sehr geistreicher und anschaulicher Weise die Irrlichter personifizirt hat.

Wenn wir noch eine in großem Stile komponirte, an den Ernst und die Würde eines Cornelius erinnernde Madonna auf Golgatha mit dem todtten Christus im Schooße und zwei trauernden Engeln von dem jüngst verstorbenen Alexander Teschner erwähnen, so ist damit die Uebersicht über die historische Malerei für einen Bericht geschlossen, der die breite Mittelmäßigkeit und die talentlosen Stümper bei Seite läßt, um nur die Spitzen einer verdienten Würdigung zu unterziehen.

Die Berliner Genremaler haben sich diesmal von den Düsseldorfern und Münchenern den Rang ablaufen lassen. Ich habe schon erwähnt, daß Knaut und Gussow, die freilich beide nicht auf Berliner Boden erwachsen und erstarkt sind, sich an der Ausstellung nicht betheiligt haben. Aber auch die anderen, die sonst den Düsseldorfern und Münchenern wacker Stand hielten, haben in diesem Jahre keine Treffer gezogen. Der lebenswürdige, empfindsame Amberg ist manierirt und schwächlich geworden. Er treibt ein anmuthiges, aber ziemlich langweiliges Spiel mit Sonnenstrahlen, die durch ein grünes Blätterdach fallen und nach Bedarf ein oder zwei hübsche Mädchen beleuchten. Carl Becker, der uns früher die Pracht der venetianischen Renaissance so lebendig und so verführerisch zu schildern wußte, hat sich in eine dekorative Mache, in eine oberflächliche Charakteristik verloren, die uns kein Interesse mehr abgewinnt. Auch Breitbach, Brandewetter, Ehrentraut, Kraus, Meyer von Bremen haben nichts geleistet, was neben den Arbeiten der Düsseldorfser Beachtung verdient. Nur muß die Thatsache konstatiert werden, daß die Berliner Genremaler allgemach aus dem Traum erwachen, in dem sie so lange befangen waren. Sie schieben die alten abgedroschenen Kalendergeschichten von Großvaters Liebling, von Brüderlein und Schwesterlein, von dem schmach-

tenden Liebespaar unter der Linde und ähuliche interessante Stoffe nach und nach bei Seite und schauen sich in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft um. So ein Gänsemarkt auf dem Berliner Schillerplatz, wie ihn Albert Conrad gut beobachtet und treu und charakteristisch wiedergegeben hat, ist hundertmal mehr werth als ein paar schöne Dämchen in koketten Kokotokostümen, die in einem mit allerhand Chinoiserieen ausgestatteten Salon sitzen. Nur aus der immerwährenden Berührung mit dem Leben der Gegenwart kann die Kunst neue Impulse und neue Kräfte schöpfen. Mit der ewigen Stoff- und Modellpuppenmalerei kommt sie nicht einen Schritt vorwärts. Da ist die Verzopfung unausbleiblich. Das haben glücklicherweise noch andere eingesehen, z. B. Kraus, der einen Leiermann aus dem Berliner Thiergarten gemalt hat, dem sein Töchterchen zur Winterszeit den erwärmenden Nachmittagskaffee bringt, und A. Jacob, der zwei glückliche Griffe in das Berliner Straßenleben gethan hat. Die Leser erinnern sich vielleicht aus meinen Berichten über die Pariser Weltausstellung des Italiensers de Nittis, der mit so frappirender Wahrheit und mit einem hervorragenden koloristischen Talente Szenen aus dem Leben und Treiben der beiden Weltstädte Paris und London darzustellen weiß. An ihn erinnert Jacob, der freilich mehr Landschafts- als Genremaler ist, während de Nittis beide Seiten zu einer seltenen Harmonie vereinigt. Dem Berliner Maler fehlt die Noblesse des Italiensers und vor allen Dingen seine künstlerische Bildung. Er ist viel derber, sein Kolorit ist roher, sein Pinsel struppiger. Er malt mit Vorliebe nicht das Schöne, das Angenehme, sondern das Reizlose, Triste, Melancholische bis zum Häßlichen und Trivialen. So zeigt er uns auf den beiden Bildern, die uns zu dieser Charakteristik den Stoff geliefert haben, die Situation und den Verkehr einer Berliner Straße in der Vorstadt bei Regentwetter und den Eingang zu einem Kirchhofe mit harrenden Wagen, mit Blumenverkäuferinnen und Besuchern in trostloser Herbstzeit. Er gehört einer Sekte von Berliner Malern an, die der wunderlichen Ansicht huldigen, daß das Leben und die Natur von ihren Rehr- und Nachtseiten die dankbarsten künstlerischen Motive darböten. Man würde über diese sonderbaren Käuze kein Wort verlieren, wenn sich nicht unter ihnen einige von unleugbarem Talent befänden, außer jenem Jacob noch Max Liebermann, ein eigensinniges Genie, das sich am behaglichsten fühlt, wenn es im Schmutze waten kann.

Wir beeilen uns, von diesen Schmutzmalern wieder in reinliche Gesellschaft zu kommen. Fritz Werner, der den Ehrennamen des deutschen Meissonnier mit vollstem Rechte trägt, hat auch einmal die Zeit des Kokoto verlassen, um einen Griff in die Gegenwart zu thun. Er hat sich zugleich wieder als ausgezeichneter, das Charakteristische der Formen scharf erfassender Architekturmaler gezeigt, indem er das alte Thor des märkischen Städtchens Tangermünde und

die von ihm in's Freie führende, mit kleinen Figuren belebte Straße darstellte. Fritz Werner malt in kalten, scharf von einander abgegrenzten Lokaltönen ohne Luftperspektive. Er weiß aber dafür mit der Linearperspektive so genau Bescheid, daß kein einziges der Figürchen aus seinem Plan heraus- und in einen anderen hineinfällt, wie es Alma Tadema auf seinem in dem vorigen Artikel geschilderten Bilde passiert ist.

Unter den Düsseldorfer Genremalern steht dieses Mal L. Botelmann obenan, ein Künstler, der erst seit einem Jahre durch den jetzt in Paris befindlichen „Zusammenbruch einer Volksbank“ die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hat, weil er durch eine glückliche Stoffwahl den Nerv der Zeit berührte. War dieses Bild in den Gruppen der Verzweifelten und Wehklagenden, die vor dem Bankgebäude versammelt sind, nicht ohne tiefe, herzbewegende Tragik, so ist der Hauptzug seines neuen Bildes, das ebenfalls eine Straßenszene darstellt, aber eine fröhlichere, ein feiner, liebenswürdiger Humor, jener naive, schalkhafte Humor, der unseren Nachbarn jenseits des Rhein's so ganz und gar ausgegangen ist, oder den sie vielleicht niemals besessen haben. Es scheint, daß Botelmann nicht unbeeinflusst von der französischen Technik geblieben ist. Seine Figuren sind scharf umrissen und vollkommen plastisch herausgebildet, auch ohne Luftperspektive, so daß jeder Lokaltön isolirt wirkt. Das ist die Manier, welche die junge Generation in Frankreich, die auf den Schultern Meissonnier's steht, in die Mode gebracht hat. Der Deutsche ist nicht so fein und geistreich, aber dafür lebensfrischer und ergöglicher. Vor der geöffneten Thür eines durch ein paar Lampen erhellten Bazars, dessen Inhaber hoch hinter dem Ladentische stehend ihre spottbilligen Waaren den staunenden Kleinstädtern aupreisen, steht eine Schaar Frauen und Mädchen mit gerötheten Wangen — es ist Winterzeit und der Schnee liegt dick auf der Straße, — unschlüssig, ob sie den Ruf der Lockvögel folgen oder ihre Wanderung fortsetzen sollen. In der Thür drängen sich die Kommenden und die Gehenden. An einem Fenster des Ladens sieht man zwei Bauerfrauen, die mit mißtrauischen Blicken das Gewebe des eben erhandelten Linnenzeuges prüfen.

Neben diesem lebensvollen, fest hingeworfenen Bilde provinziellen Lebens verblaßt selbst der Altmeister Bantier, dessen Tanzpause auf einer elßässischen Hochzeit zwar einen seltenen Reichthum von hübschen, herzigen Mädchengestalten aufweist, aber so flau gemalt ist, daß man doch nicht zum rechten Genuße kommt. Eine andere Tanzpause von dem Düsseldorfer Seyppel zeigt wenigst eine scharf charakterisirte Figur, einen laugen Flötisten, welcher den Moment der Ruhe benutzt, um den fälligen Obolus von den Dorfkavalieren einzusammeln, und der gerade an einen Burschen gekommen ist, dem es offenbar Schwierigkeiten macht, seiner Westentasche den Tribut abzurufen. Carl

Hoff ist auf einem Genrebilde mit Figuren in Kostümen des dreißigjährigen Krieges — ein junger Soldat hat einer würdigen, vornehmen Dame, die von einem Priester und einer jungen Dame getröstet wird, eine Trauerbotschaft gebracht — auch nicht tief in die Charakteristik gegangen und überdies in einen schwärzlich grauen Ton gerathen, der nicht zu seinem Vortheil an die alte Düsseldorf'sche Manier erinnert. Simmler entfaltet in seinen Wildbienen, die eben dabei sind, einen erlegten Hirsch auszuweiden, aber durch des Försters Mops, der hinten in einer Dichtung sichtbar wird und anschlägt, in ihrem Geschäft gestört werden, einen angenehmen Naturalismus, der sich von jeder Uebertreibung fern hält. Auf einem Bilde des trefflichen Architekturmalers Seel, der in diesem Jahre seine Berliner Rivalen Graeb und Wilberg angestochen hat, erhebt sich die Staffage zu genrebildlichem Werth. Der Maler zeigt uns das Innere eines ägyptischen Harems, eine ungemein reich gestaltete, maurische Architektur, mit Frauen, Sklavinnen und Kindern, die auf den weichen Teppichen sitzen und neugierig dem Spiele zweier Polichinells zuschauen, welche von einer Negerin in Bewegung gesetzt werden. Die Wände des hohen Gemachs sind über und über mit farbigen Fliesen decorirt, der Fußboden ist mit bunten Decken belegt, und ringsherum stehen allerlei zierliche Geräthschaften umher, Sessel, die mit Perlmutter ausgelegt sind u. dgl. m.; aber das vielfarbige Gewirr ist fein harmonisch zusammengestimmt. Endlich ist von den Düsseldorf'schen Genremalern noch Alfred Böhm mit einer sehr gut beobachteten, wenn auch mit photographischer Richtigkeit wiedergegebenen Szene nach einem Brande zu erwähnen. Unterhalb einer Chaussee im Wiesengrunde liegt die Brandstätte mit noch rauchenden Trümmern, umgeben von den Beschädigten, die ihr armseliges, gerettetes Mobiliar zusammensuchen, und oben auf dem Wege stehen Vertreter der Behörden und neugierige Gaffer, viele kleine Figuren, die mit großer Liebe und Sorgfalt ausgeführt sind. Es ist ein kalter, grauer Frühlingmorgen, dessen trübe Stimmung mit dem traurigen Ereigniß, das sich unten vollzogen hat, trefflich harmonirt.

Der Münchener Holmberg hat mit einer Darstellung des berühmten Tabakkollegiums in Wusterhausen einen glücklichen Griff in die preussische Geschichte gethan. In die Gesellschaft der wettergebräunten Haudegen, die hinter den Bierkrügen um ihren König sitzen, tritt der kleine zarte Prinz Friedrich mit seiner älteren Schwester Wilhelmine und begrüßt den gestrengen Herrn Vater, der mit wohlgefälligem Lächeln auf den schmucken Knaben blickt. Adolf Menzel ist diesmal mit einer denkwürdigen Episode aus dem Leben Friedrich's des Großen, die er grau in grau für die bekannte Gustav Freytag-Galerie gemalt hat, nicht so glücklich gewesen. Im Jahre 1750, als man die Särge der Vorfahren des Königs aus der Gruft des alten Doms in die neuen über-

Ordnungsboten IV. 1878.

führte, wurde der Sarg des großen Kurfürsten im Beisein Friedrich's geöffnet. Der König, so heißt es, ergriff die Hand seines großen Ahnen und brach, Thränen im Auge, zu seinem Gefolge in die Worte aus: „Messieurs, der hat viel gethan.“ Diese Szene hat Menzel dargestellt, aber nicht mit der frappirenden Originalität und Verve, die wir selbst auf dem kleinsten Blatte von seiner Hand zu finden gewohnt sind.

Die beiden tiroler Bauernmaler Mathias Schmidt und Alois Gabl sind wieder, wie schon erwähnt, mit einigen niedlichen Genrebildern aus dem Bauernleben vertreten, Schmidt leider nur mit einem, auf dem wir ein bildsauberes Tiroler-Mädchen auf einer Ofenbank eingeschlafen sehen. Unter den Gabl'schen Bildern ist besonders dasjenige durch seine tiefe und scharfe Charakteristik bemerkenswerth, welches eine Gesellschaft von Bauerndirnen darstellt, die um eine Gefährtin neugierig staunend versammelt sind, welche eine Handnähmaschine probirt.

Das Erfreulichste ist von den Landschaftsmalern geleistet worden. Die Landschaftsmalerei allein ist auch qualitativ auf ihrer alten Höhe geblieben. Sie bildet gegenwärtig den festesten Grundpfeiler der deutschen Kunst, der zwar auch schon stark von den Wogen des Realismus umspült wird, aber noch Widerstandskraft genug besitzt, um sicher und fest zu stehen. Auf diesem Gebiete zeigt sich auch der reichste und hoffnungsvollste künstlerische Nachwuchs. Ich könnte eine Reihe von vierzig Malern aufzählen, die ein jeder auf der Höhe seines Strebens stehen und die ein jeder für sich eine scharf ausgeprägte künstlerische Individualität besitzen. Neben dem großen Marinemaler, Andreas Achenbach, der nicht bloß der größte seiner, sondern aller Zeiten ist, behauptet sich noch eine stattliche Anzahl anderer: die Berliner Eichle, Salzmann, Sturm, Hundt von Hafften, der Karlsruher Gude, der Düsseldorfer Dücker. Achenbach's Partie von der Zuyder-See bleibt freilich an Großartigkeit hinter früheren Schöpfungen zurück. Aber man schüttelt die Meisterwerke auch nicht alle Jahre aus dem Aermel. Dafür hat Salzmann mit seiner „Einfahrt in den Colberger Hafen“ ein Seestück von packender Gewalt und Großartigkeit geschaffen, hie und da zwar noch etwas dekorativ und in der malerischen Behandlung des Wassers nicht so klar und durchsichtig wie auf den Achenbach'schen Mariinen, aber im Ganzen doch von überzeugender Wahrheit.

Döswald Achenbach hat auf drei italienischen Landschaften gewagte koloristische Experimente versucht, die ihm nicht geglückt sind. Ein etwas jüngerer Düsseldorfer, Flamm, der angenscheinlich von ihm beeinflusst ist, hat ihm in einem Campagnabilde mit der Aussicht auf das Albanergebirge den Rang abgelaufen. Ihm reiht sich ein junger Berliner, Flickel, an, der in einer interessanten Partie aus dem Garten der Villa d'Este ein hervorragendes kolo-

ristisches Talent besonders in effektvoller Beleuchtung durch die Sonne bekundet. Ähnliche kühne Probleme, wie Achenbach, hat sich Albert Hertel in Berlin gestellt; aber er hat sie auch glücklich gelöst. Sein „nahender Sturm an der genuesischen Küste“ und ein Blick auf das Cap von Portofino bei Genua sind zwei Bilder von feinsten koloristischer Wirkung, die besten italienischen Landschaften der Ausstellung.

Vennewitz von Löfen, der Claude Lorrain der Mark Brandenburg, und Karl Scherres wetteifern mit einander, der mit Unrecht verschrieenen Streusandbüchse des römischen Reiches immer neue malerische Motive abzugewinnen. Beide haben einen stark melancholischen Zug gemeinsam, der ihren Bildern einen fesselnden poetischen Reiz verleiht. Wir erwähnen noch im Fluge die heroischen Landschaften von Kanoldt, die trefflichen Ansichten von der Insel Rügen von dem Karlsruher Bracht, dessen Terrainbehandlung in der ganzen deutschen Malerei nicht ihres Gleichen findet, die großartigen Alpenbilder von Kamete, um mit Paul Meyerheim, der sich auf einer Landschaft aus den bairischen Alpen als ein ebenso großer Thier- wie Landschaftsmaler gezeigt hat, unsere Uebersicht über die Malerei zu schließen.

Auf dem Kupferstich lastet die Noth der Zeit am schwersten. Die Ausstellung enthält auch nicht eine Reproduktion eines klassischen Werkes von Bedeutung. Von modernen Sachen ist nur ein Stich nach Ruau's, die Gratlantlin von Ludy, zu erwähnen. Als geistreicher Radierer hat sich der Landschaftsmaler Baron von Gleichen-Nußwurm in Weimar, ein Enkel Schiller's, rühmlich hervorgethan.

Fast eben so dürrig fällt das Resultat einer Umschau in der Plastik aus. Streng genommen enthält die plastische Abtheilung nur ein hervorragendes Werk: das Gipsmodell für das Kölner Bismarckdenkmal von Fritz Schaper, eine Schöpfung von großer, monumentaler Wirkung. Schlicht, echt wie der Fürst im Leben aufzutreten pflegt, hat ihn auch der Künstler dargestellt: unbedeckten Hauptes, im Interimsrock der Kürassieroffiziere, die Hand auf den Pallasch gestützt, und gerade durch diesen Verzicht auf jeglichen Prunk, auf jede Dekoration ist der mächtige Eindruck erzielt worden. Wie in der Malerei das Porträt eine bedeutsame Rolle spielt, so überwiegt in der Plastik die Büste. Aber das Resultat ist dort wie hier das Gleiche: wenig gute Büsten, viel mittel-mäßige und schlechte. R. Vegas, Donndorf und Keil haben das geringe Kontingent der ersteren gestellt.

Seit einem Jahre wird auch die Architektur zur akademischen Kunstausstellung zugelassen. Die Betheiligung war in diesem Jahre im Hinblick auf die ungünstigen Zeitverhältnisse eine ziemlich rege. Von großen Monumentalbauten ist gegenwärtig nur einer in Berlin im Ban begriffen:

das Gewerbemuseum von Gropius und Schmieden, dessen Façade uns in einem plastischen Modell vor Augen geführt wird. Von hervorragenden Privatbauten ist das riesige Eisenbahnhotel an einem Haupthaltepunkt der in der Ausführung befindlichen Stadtbahn von Hennicke und van der Hude zu nennen, dessen Kosten auf drei Millionen Mark veranschlagt sind, und ein palastähnliches Haus für die Lebensversicherungsgesellschaft Germania, das, wie der Entwurf zeigt, von den Architekten Kayser und v. Großheim in den Formen der deutschen Renaissance ganz aus hanuöver'schem Sandstein aufgeführt werden soll.

Goethe's Gedichte in Frankreich.

Was neulich in diesen Blättern über die Lessingbiographie des Engländer's Sime gesagt wurde, gilt auch von einem vor kurzem erschienenen französischen Werke über Goethe's Gedichte: Wir können uns und dem Auslande Glück dazu wünschen, ja wir könnten das Ausland fast darum beneiden.*) Ernst Lichtenberger, jedenfalls ein Elsasser, — sein Buch ist in Paris verlegt, aber in Straßburg gedruckt — hat einen Beitrag zur Goetheliteratur geliefert, wie wir Deutschen mit unsrer schwerfälligeren Gründlichkeit ihn nun einmal nicht schaffen können oder wollen. Man wende nicht ein, daß der Verfasser im Grunde vielleicht auch ein Deutscher sei, deutsch mindestens in seinem Namen, in seinen Anschauungen, in der Richtung seiner Studien, wenn sein Bildungsgang auch vielleicht ein französischer gewesen, denn solches Französisch wie er schreibt kein Deutscher. Wir würden dann eben nur auf literarischem Gebiete dieselbe Erfahrung machen, die die Pariser Ausstellung auf dem Gebiete der Kunst und des Gewerbes so vielfach wieder ergeben hat: daß der Deutsche in Frankreich dem Deutschen in Deutschland oft an Geschicklichkeit überlegen ist. Wenn ein deutsches Talent für den Franzosen arbeitet, so ist es, als ob ein Fisch in frisches Wasser gesetzt würde. Der deutsche Musterzeichner, der für seine Anlagen und Kenntnisse bei uns keine Verwendung finden kann, geht nach Paris und arbeitet für französische Geschäfte. Dann kommt seine Arbeit nach Deutschland, und wir machen sie mühselig nach. Hätte Lichtenberger sein Buch deutsch geschrieben, was er wahrscheinlich im Stande gewesen wäre, so

*) Étude sur les poésies lyriques de Goethe par Ernest Lichtenberger. Paris, Hachette & Cie., 1878.

ist zehn gegen eins zu wetten, daß man in Deutschland die Nase gerümpft und gesagt hätte: „Ach ja, ein ganz nettes Buch, geeignet für die Frauenwelt und für die reifere Jugend, aber was hat es neben so gelehrten Arbeiten wie denen von Dünker, Viehoff u. A. zu bedeuten?“ Er schreibt es französisch — und siehe da, es ist ein Schuß in's Schwarze, und wenn wir klug sind, sorgen wir recht bald für eine gute deutsche Bearbeitung davon. Es ist eine alte Geschichte, doch bleibt sie ewig neu.

Von Frankreich aus sind in den letzten Jahren eine Anzahl namhafter Beiträge zur deutschen Literaturgeschichte gesendet worden. Wir erinnern nur an das zuletzt erschienene Werk von Foret: „Herder et la renaissance littéraire en Allemagne“, womit das Ausland dem gegenwärtig auch in Deutschland wieder erwachten Interesse für Herder, welches in der großen Suphan'schen Herder-Ausgabe und in Haym's Herderbiographie seinen Ausdruck findet, voraus-eilte. Diesen Werken reiht sich nun das Buch von Lichtenberger über Goethe's Gedichte an.

Die erste Frage, die sich dem Buche gegenüber aufdrängt, ist die: Wie stellt es sich zu den beiden bekannten deutschen Commentaren von Viehoff und Dünker? Hierauf ist ein Doppeltes zu antworten. Erstens behandelt der französische Commentar nicht, wie die beiden deutschen, sämmtliche in der gewöhnlichen zweibändigen Ausgabe vereinigten Gedichte Goethe's, sondern nur eine Auswahl derjenigen, die für weitere Kreise, zunächst in Frankreich, aber wir können, wenn wir ehrlich sein wollen, getrost hinzusetzen auch in Deutschland Interesse haben. Ob die Auswahl das Richtige trifft, ob sie zu eng oder zu weit ist, auf diese Frage kann nicht geantwortet werden, ohne zugleich des zweiten, wichtigeren Unterschiedes zwischen dem französischen Werke und den beiden deutschen zu gedenken. Die deutschen Erklärer geben einen Commentar zu jedem einzelnen Gedichte, und zwar schließen sie sich dabei natürlich derjenigen Reihenfolge und Gruppierung an, in welche Goethe selber in späterer Zeit seine Gedichte gebracht hat. Lichtenberger wagt es, den Versuch, den Hirzel und Bernays in ihrem „Jungen Goethe“ gemacht, die Gedichte wieder in ihre ursprüngliche chronologische Reihenfolge zu bringen, auf die Goethe'schen Gedichte überhaupt, soweit sie hier berücksichtigt werden, auszudehnen und die Besprechung derselben in einen fortlaufenden biographischen Faden einzusplechten. Hierin liegt der Hauptwerth und der Hauptreiz des vorliegenden Buches. Die Viehoff'schen und nun vollends die Dünker'schen Erläuterungen wird kein Mensch zur Hand nehmen, um sie zu „lesen“; sie sind nichts als Materialsammlungen, Nachschlagewerke. Lichtenberger hat, bei aller Gründlichkeit der Arbeit, doch zugleich ein angenehmes, im Zusammenhange zu lesendes Buch geschaffen. Das

ist es, wozu wir uns bisher aus allerhand Bedenlichkeiten nicht entschlossen haben, und worin uns der Franzose wieder einmal den Rang abläuft.

Mehr als einmal hat Goethe selber es ausgesprochen, daß seine Gedichte „Gelegenheitsgedichte“ seien in dem tieferen Sinne, daß all' sein dichterisches Schaffen von etwas in der Wirklichkeit gegebenem ausging, daß seine Poesie nur dasjenige künstlerisch gestaltet, gesteigert und geläutert, darstellte, wozu bestimmte äußere Anlässe, bestimmte Lebensereignisse ihn drängten. Und wenn auch natürlich ein Goethe'sches Gedicht, wie jedes echte Kunstwerk, zu genießen ist von dem, der nichts davon weiß, wann und unter welchen Umständen der Dichter es geschaffen, welche Erlebnisse er darin dargestellt hat, so wird doch ein tieferes Verständniß seiner Dichtungen nur dem ermöglicht sein, der in die Verflechtung zwischen Poesie und Leben, die bei keinem Dichter eine so innige war wie bei ihm, sich klare Einsicht verschafft hat. Diesen Beziehungen bei jedem einzelnen Gedichte nachzuspüren ist, wenn es in der Anordnung geschieht, in der Goethe selber später seine Gedichte nach allerhand stofflichen Gesichtspunkten geordnet hat, ein unerquickliches und vergebliches Bemühen, bei welchem nichts als eine Unmasse vereinzelter Thatsachen gewonnen wird, die mit der Zeit wohl oder übel sich zu einem Gesamtbilde fügen werden, aber freilich zu einem Bilde, das überall wahrheitswidrig verwirrt und verzerrt sein muß. Nur wer die künstlichen Gedichtgruppen Goethe's wieder auflöst und die einzelnen Gedichte in ihre ursprüngliche Reihenfolge bringt, nur der kann hoffen, das mit der Zeit ein richtiges und deutliches Bild des Dichters vor seinem geistigen Auge erstehen wird.

Vollständig hat sich die chronologische Folge freilich nicht durchführen lassen und wird sich auch nie durchführen lassen. Wenn auch unter den „Gedichten“ Goethe's der Fall selten vorkommen dürfte, der sofort einträte, wenn man Dichtungen von größerem Umfange mit berücksichtigen wollte, daß ihnen nämlich kaum ein bestimmter Platz in der Zeitfolge anzuweisen ist, weil die Arbeit des Dichters an ihnen sich auf Jahre erstreckt und vertheilt, so nöthigen doch andre Ursachen bisweilen dazu, auf die chronologische Folge zu Gunsten einer mehr stofflichen oder formalen Gruppierung zu verzichten. Lichtenberger hat denn auch beide Eintheilungsprinzipien mit einander verbunden. Er sagt darüber im Vorwort: „Meine Darstellung sucht die Gedichte Goethe's durch sein Leben, und sein Leben durch seine Gedichte zu erklären. Zu gleicher Zeit betrachtet sie diese Gedichte an sich und befragt sie um das Geheimniß ihrer Schönheit. Dieser doppelte Zweck erschwert auf den ersten Blick die Wahl des zu befolgenden Planes. Wenn die Gedichte das Leben und die Empfindungen Goethe's aufhellen sollen, so ist die chronologische Anordnung gebieterisch gefordert: die verschiedenen Perioden seines Lebens bilden die natür-

lichen Abschnitte meiner Arbeit. Ganz anders gestalten sich diese Abschnitte mit Rücksicht auf die Aesthetik. Diese stellt jedes Gedicht zu der Gattung, zu der es gehört, und fordert, daß man nach und nach die Lieder, die Oden, die Balladen, die Epigramme, die Elegien betrachte. Welcher von diesen beiden Anordnungen empfiehlt sich's nun zu folgen? Wenn wir Goethe selbst fragen, so scheint er uns die letztere zu nennen. Denn in seinen gesammelten Werken sind die Gedichte, was ihre Entstehungszeit betrifft, bunt durcheinander geworfen, nach Kategorien gruppiert. Aber diese Methode, die man bei jedem andern Dichter gelten lassen möchte, kann auf Goethe keine Anwendung finden. Wir sind nicht berechtigt, die Wirklichkeit, die äußeren Umstände, die mannigfachen Empfindungen, die seine Seele bewegten, in den Hintergrund zu drängen, denn es handelt sich um einen Dichter, dessen Gedichte nach seinem eignen Geständniß Gelegenheitsgedichte sind. Andererseits, an die chronologische Reihenfolge sich ohne Einschränkung zu binden, das hieße, die Analyse zerstückeln, Anschauungen verzerren, die man doch verständiger Weise im Zusammenhang geben muß. Im Hinblick auf die offenbaren Inconvenienzen beider Methoden, bin ich dazu gelangt, eine wie die andre zu verwerfen, oder vielmehr sie mit einander zu verbinden, so daß beide gegenseitig Zugeständnisse machen müssen. Diese Verschmelzung macht sich leichter als es anfangs scheint. Ein Dichter, der, wie Goethe, nicht handwerksmäßig schafft, sondern die Inspiration abwartet, bringt seine Empfindungen stets in die ihnen angemessenste Form: sind sie stürmisch, so brausen sie in der Ode oder im Dithyrambus einher; sind sie sanft, so verbreiten sie sich gemächlich in der Elegie. Nun entsprechen aber auch gewisse Gattungen bestimmten Perioden von Goethe's Leben. In seiner Jugend hat er keine Elegien geschrieben, nach seinem vierzigsten Jahre keine Ode mehr gedichtet. Andre Gruppen, wie die Ballade, das Epigramm, die einen größeren Raum einnehmen, haben wenigstens eine Zeit des Glanzes und der besondern Pflege: dies ist dann der Zeitpunkt, den ich zur Betrachtung wähle. Bieten aber Gedichte, die zu diesen Gruppen gehören, in erster Linie biographisches Interesse, so trage ich kein Bedenken, sie daraus abzulösen und in ihre Entstehungszeit zu setzen. Eine einzige Gattung breitet sich über das ganze Leben des Dichters aus: das Lied. Es ist die Gattung, die dem Goethe'schen Genius am natürlichsten war, der er das unauslöschlichste Gepräge aufgedrückt hat, Ihr widme ich mehrere Kapitel, deren Platz nach der Entstehungszeit der Lieder und nach den Gegenständen, die sie behandeln, bestimmt wird."

Nach diesen Grundsätzen, gegen die sich schwerlich etwas wird einwenden lassen, theilt Lichtenberger seine Darstellung in 14 Abschnitte. Der erste Abschnitt behandelt das Leipziger Liederbuch, der zweite die Friderikenlieder, der dritte die odenartigen Dichtungen, wie „Wandrer's Sturmlieb“, „An Schwager

Kronos“, „Prometheus“ u. a. Im vierten Abschnitte sind diejenigen Gedichte besprochen, die Goethe selbst unter der Ueberschrift „Kunst“ zusammengestellt hat, dazu „Hans Sachsens poetische Sendung“, im fünften und sechsten die Lieder auf Lili und Frau von Stein, im siebenten die beiden merkwürdigen Gelegenheitsgedichte: „Auf Nieding's Tod“ und „Almenau“ nebst den Gedichten aus „Wilhelm Meister“. Dann folgen die Römischen Elegien, die Venetianischen Epigramme nebst den Xenien und das zweite Buch der Elegien („Alexis und Dora“, „Der neue Pausias“, „Euphrosyne“ u. a.) Die vier letzten Abschnitte endlich bringen die Balladen, die Sonnette und die geselligen Lieder, den „Divan“, eine kleine Anzahl von Gedichten philosophischen Inhalts und „Letzte Gedichte“.

Mit der umfänglichen deutschen Goetheliteratur ist Lichtenberger sehr wohl vertraut. Bis herab auf die neuesten Publikationen über Friederike von Sessenheim und Marianne Willemer, das Urbild und zum Theil die Verfasserin der „Suleika“, hat er alles Vorhandene benutzt. Die letzte abschließende Arbeit von Creiznach über die Willemer ist erst nach Lichtenberger's Buche erschienen. Um von der ganzen Art seiner Behandlung, die auch sonst wesentlich von der unsrer deutschen Kommentare abweicht, eine Vorstellung zu geben, theilen wir im Nachfolgenden eine Probe in treuer Uebersetzung mit. Wir wählen dazu das unvergleichlich anmuthige, zarte und tief sinnige Idyll, dessen Entstehung jedenfalls noch Goethe's Straßburger Zeit angehört: „Der Wanderer“. Mit Recht, wie uns scheint, ist Lichtenberger in der Datirung dieses Gedichtes noch einen Schritt weiter gegangen, als Hirzel und Bernays, die es in die Frankfurter Zeit (Herbst 1771 — Frühjahr 1772) setzen, und hat ihm seinen Platz am Schluß der Friederikenlieder angewiesen. Seine Besprechung beginnt mit einer Konfrontation der auf die Entstehungszeit des Gedichtes bezüglichen Dokumente und lautet, wie folgt:

Am 7. Mai 1831 schrieb Felix Mendelssohn aus Neapel an Zelter: „Von dem Gedicht ‚Gott segne dich, junge Frau‘ behaupte ich das Total aufgefunden zu haben; ich behaupte sogar, daß ich bei der Frau zu Mittag gegessen; aber natürlich muß sie jetzt ganz alt, und ihr säugender Knabe ein stämmiger Bignerol geworden sein, und an beiden fehlte es nicht. Zwischen Pozzuoli und Bajä liegt ihr Haus, ‚eines Tempels Trümmer‘ und nach Cuma ist es ‚drei Meilen gut.‘“ Als Goethe diesen Brief zu Gesicht bekam, schrieb er dem Freunde: „Was du nicht verrathen mußt, ist, daß jenes Gedicht ‚Der Wanderer‘ im Jahre 1771 geschrieben ist, also viele Jahre vor meiner italienischen Reise. Das aber ist der Vortheil des Dichters, daß er das voraus ahnet und werth hält, was der die Wirklichkeit suchende, wenn er es im Dasein findet und erkennt, doppelt lieben und höchlich sich daran erfreuen muß.“ Wenn aber Mendelssohn sich über die Entstehungszeit und die erste Anregung zu

diesem dialogisirten Idyll irrte, so beging Goethe selbst einen noch seltsamern und unerklärlicheren Irrthum. Im September 1773 schrieb er nämlich an Kestner: „Du wirfst auf S. 15. (des Göttinger Musenalmanachs) den ‚Wandrer‘ an-treffen, den ich Lotten an's Herz binde. Er ist in meinem Garten an einem der besten Tage gemacht, Lotten ganz im Herzen, und in einer ruhigen Ge-nügslichkeit, all' eure künftige Glückseligkeit vor meiner Seele. Du wirfst, wenn du's recht ansiehst, mehr Individualität in dem Dinge finden, als es scheinen sollte; du wirfst unter der Allegorie Lotten und mich, und was ich so hundert-mal bei ihr gefühlt, erkennen.“ Was kann anscheinend klarer und bestimmter sein? Mit welcher Zuversicht konnten die Erklärer sich in der Vorstellung wiegen, in der jungen Bäuerin von Cumä die Züge der lebenswürdigen Lotte Werther's wiederzuerkennen? Und doch, die Veröffentlichung der Briefe Herder's und seiner Braut, Caroline Flachsland, sollte alle diese Vermuthungen umstürzen. In einem Briefe vom April 1772 schreibt die Letztere an ihren Bräutigam: „Goethe steckt voller Lieder. Eins von einer Hütte, die in Ruinen alter Tempel gebaut, ist vortrefflich.“ Darauf eingehender, in einem späteren Briefe: „Der Wanderer auf den Ruinen — die Frau mit dem Knaben auf dem Arm — und der Wanderer mit dem Knaben auf dem Arm*) — und die letzte Bitte um eine Hütte am Abend — o ich kann Ihnen nicht sagen, wie alles das mir in die Seele geht! Gott, wo werden wir zwischen der Vergangenheit er-habenen Trümmern unsere Hütte flicken!“

So schreibt Caroline Flachsland im Mai 1772, und die erste Begegnung Goethe's mit Lotte fand einen Monat später statt! Wie soll man nun diesen Irrthum erklären? Sollen wir annehmen, daß Goethe Kestner und Lotte habe täuschen wollen? Aber die Natürlichkeit seines Herzenzergusses selbst, das Wohlgefallen, mit dem er seine Erinnerungen wachruft und sie sich wieder ver-gegenwärtigt, seine Festigkeit, seine Offenheit, alles sträubt sich gegen eine derartige Annahme. Hat er, wie Viehoff meint, in Wezlar sein Gedicht umgearbeitet und dabei erst Beziehungen auf Lotte eingeflochten? Die Einzelheiten aus dem letzterwähnten Briefe von Caroline Flachsland und die Einheit des ganzen Idylls selbst berechtigen kaum zu einer Vermuthung, die doch nur dazu dient, dem Erklärer den Rückzug zu decken. Die Lösung des Räthfels ist wo anders zu suchen. Man erinnere sich, daß Goethe, als er nach Sesenheim kam, den Kopf voll Reminiscenzen an Goldsmith's Erzählung „Der Landprediger von Wakefield“ hatte, daß er von zahlreichen Aehnlichkeiten überrascht wurde, die die Dichtung mit der Wirklichkeit bot, und daß er beim Eintreten von Frideriken's jüngerem

*) Die letzten Worte sind in der französischen Uebersetzung, wohl durch ein Versehen beim Druck, ausgefallen.

Bruder sich kaum enthielt, auszurufen: „Moses, bist du auch da!“ Seitdem bestand bei ihm eine Art Wechselwirkung zwischen dem Roman und dem Leben. Die Glieder der Familie Primrose entlehnten ihre Züge von der Familie Brion und gewannen an Deutlichkeit und Schärfe; die Gestalten der Bewohner von Seseenheim erschienen Goethe von dem poetischen Nimbus umgeben, mit welchem Goldsmith seine Figuren zu umkleiden verstanden hatte. Er gab sich in seiner augenblicklichen Freude keine Rechenschaft von diesem beständigen Austausch, dieser numerklichen Umbildung; später aber wurde er sich sehr wohl darüber klar und zergliederte sie selbst in „Dichtung und Wahrheit“. In Wezlar ging in seinem Innern sicher eine ähnliche Verschmelzung vor. Goethe hatte eben den „Wandrer“ gedichtet, eben das Bild jener jungen, „einfachnatürlichen, liebenswürdigen, gastfreundlichen, glücklichen Frau in dem bescheidenen Rahmen ihres alltäglichen Lebens gezeichnet — da begegnet er in Lotie ihrem leibhaftigen Ebenbilde. Ist es nicht natürlich, daß abermals dieses Spiel der Reflexe entstand, und daß er, als er in schönen Sommertagen, in stillem Glücke, „Lotten ganz im Herzen“, seine Verse wieder las, sich selber täuschte und aus den Zeilen seiner Dichtung das Bildniß der Geliebten lächeln zu sehen glaubte?

Thatsächlich knüpft unsre Dichtung noch an das Elsaß und an Friederike an. Den Rahmen und das Motiv dazu erhielt Goethe in Niederbronn, auf einem Ausflug in die Vogesen. „In diesen von den Römern schon angelegten Bädern — so schreibt er in „Dichtung und Wahrheit“ — umspülte mich der Geist des Alterthums, dessen ehrwürdige Trümmer in Resten von Basreliefs und Inschriften, Säulen-Knäusen und Schäften mir aus Bauerhöfen zwischen wirthschaftlichem Wust und Geräthe gar wunderbar entgegenleuchteten.“

Die Entstehungszeit, der Kontrast zwischen der unbewußten Naivetät des Weibes und den verfeinerten Empfindungen des Wandrers, alles weist auf die Beziehungen Goethe's zu Friederike hin. Und die Gewißheit wächst noch, wenn wir die letzten Zeilen unsres Gedichtes mit der dritten Strophe des Liedes „An die Erwählte“ vergleichen. An beiden Stellen gedenkt der Dichter der Hütte in der Nähe des Pappelwäldchens, die er sich zum Zufluchtsorte seines Glückes auserkoren hat.

Auch wenn Goethe nicht ausdrücklich in „Dichtung und Wahrheit“ des Einflusses gedacht hätte, den Lessing's „Laokoon“ auf ihn ausgeübt, ein aufmerksam Studium unsres Gedichtes würde hinreichen, ihn außer Zweifel zu setzen. In der That, alle die geistvollen und tiefbegründeten Vorschriften Lessing's über die Auflösung der Beschreibung in Handlung, über die sparsame Verwendung malerischer Einzelheiten, über die Aufeinanderfolge der Bilder in der Dichtung, alle finden wir sie hier beobachtet, und zwar nicht mit schülerhafter,

kleinlich sich anklammernder Neugierlichkeit, sondern mit dichterischer Freiheit und Leichtigkeit und mit der schöpferischen Kraft des Genie's.

Wenige Worte, die gewechselt werden, ersetzen sofort im Anfange eine weitläufige Exposition:

Wandrer: Gott segne dich, junge Frau,
Und den säugenden Knaben
An deiner Brust!
Laß mich an der Felsenwand hier
In des Ulmbaums Schatten
Meine Bürde werfen,
Neben dir ausruhn.

Frau: Welch Gewerb treibt dich
Durch des Tages Hitze
Den staubigen Pfad her?
Bringst du Waaren aus der Stadt
Im Land herum?

Der Wandrer lächelt, und anstatt der jungen Frau eine Antwort zu geben, die sie doch nicht begreifen würde, bittet er sie, ihm einen Brunnen zu zeigen, an dem er seinen Durst stillen könne. Sie führt ihn einen Felsenpfad hinauf, und er sieht allmählich die Trümmer eines alten Tempels auftauchen, einen Architrav, mit Moos bedeckt, eine verwitterte Inschrift, einsame Säulen, „die majestätisch trauernd herabschauen auf die zertrümmerten Schwestern zu ihren Füßen.“ Er zürnt der Natur, die „ihres Meisterstück's Meisterstück“ in dieser Weise zerstört, er vergißt ganz die Frau an seiner Seite, hört nichts von ihren Bemerkungen, ihren freundlichen Anerbietungen. Jedes von beiden verfolgt seine eigene Gedankenreihe, der Wandrer in seiner Betrachtung und seinen Klagen versunken, die junge Frau nur darauf bedacht, dem Wandrer eine Erquickung zu bieten, seinem ersten Wunsche gemäß, dem einzigen, den sie begreift, weil er natürlich und allgemein menschlich ist. Was ist es nun, was die Gedankenreihe beider einander nähert, sie auf ein und denselben Punkt richtet, den Mann der Bildung, den Künstler, der über die Verstümmelung seiner abgöttisch verehrten Kunstwerke empört ist, der die Vergangenheit in seiner Einbildung wiederherzustellen sucht, mit der Gegenwart, mit der Natur, mit dem Leben ausöhnt? Der Uebergang ist von ebenso großer Simplität wie Parteilichkeit, ebenso sinnreich wie rührend.

„Nimm den Knaben,“ redet die Mutter den Wandrer an, „daß ich Wasser schöpfen gehe.“ So wird der Mann veranlaßt, sich niederzulassen, das Kind auf seine Arme zu nehmen, und so richtet er seine Blicke und Gedanken von den Ruinen, über die sie eben noch schweiften, auf die süße Last, die ihm anvertraut ist.

Der Zauber ist gelöst: Das Interesse für die Vergangenheit weicht der

Gegenwart, dem Leben, welches auf allen Seiten seinen Blicken sich zeigt, im Grün der Bäume, in der Hütte, die von den Ruinen sich abhebt, in der heitern Lebhaftigkeit des Kindes, in dem treuherzigen Gepoluder und dem gastlichen Sinn der jungen Mutter. Der Wanderer söhnt sich mit der Natur aus, er preist ihre nie versiegende Fruchtbarkeit, ihre unablässige Thätigkeit, das Leben, das unaufhörlich über den Tod triumphirt:

Natur! du ewig keimende,
Schaffst jeden zum Genuß des Lebens,
Hast deine Kinder alle mütterlich
Mit Erbtheil ausgestattet, einer Hütte.
Hoch baut die Schwalb' an das Gesims,
Unfühlsnd, welchen Bierzath
Sie verklebt;
Die Raup' umspinnt den goldnen Zweig
Zum Winterhaus für ihre Brut;
Und du stichst zwischen der Vergangenheit
Erhabne Trümmer
Für dein Bedürfniß
Eine Hütte, o Mensch,
Genießest über Gräbern!

Seine Gedanken nehmen hier, wie man sieht, poetischen Schwung an. Während die junge Frau sich in schlichten, schmucklosen, alltäglichen Worten ausdrückt, sucht der Wanderer seine Worte dem Grade der Erregung anzupassen, die ihn durchdringt. Es ist kein breiter, überfließender Redeschwall, sondern eine Reihe von Bildern, mit deutlichen Umrissen, ein gehobener Ausdruck, der maßvoll erscheint, weil seine Kühnheit immer glücklich ist. Wir haben bisher in Goethe's Poesie den Gesang, die Musik der Sprache*) bewundert, die, wenn man Bettina glauben darf, Beethoven zu der Aeußerung veranlaßte, daß sie „das Geheimniß der Harmonieen schon in sich trage“; in dem vorliegenden Gedicht enthüllt sich zum ersten Male sein plastisches Genie, seine Fähigkeit den Umriß der Dinge zu erfassen, sie aus Worten und Silben herauspringen zu lassen.

Im „Wanderer“ erkennt man den Gegensatz von Natur und Bildung wieder, den Rousseau zuerst verkündet hatte. „Natur, Natur“, rief Goethe in seiner Rede zu Ehren von England's großem dramatischen Genius aus, „nichts so Natur, als Shakespeare's Menschen!“ Natur — das ist das Schlagwort des neuen Geistes, der um 1770 in allen Zweigen der menschlichen Thätigkeit wehte; es ist der Heerd, von dem die verschiedensten Ideen und Reformen wie Funken ausprühten; es ist das Band, welches die entgegengesetztesten

*) Der Verfasser hat namentlich das Leipziger Liederbuch und die Friderikenslieder aus der Straßburger Zeit im Auge.

Geister vereinigte: in Frankreich Rousseau, Diderot, Bernardin de Saint-Pierre, Mably, Raynal; in Deutschland Möser und Bajedow, Herder und Hamann, Bürger, Lenz, Klingler, die Stolberg. Politik, Moral, Erziehung, Wissenschaften, alles wird erschüttert, umgestaltet, erneuert. Die alten Formen bersten, die alten Götzen werden umgestürzt, „ein unbedingtes Bestreben, alle Begrenzungen zu durchbrechen, ist bemerkbar.“ Im Jahre 1772 gründet Goethe mit seinen Freunden Merck, Schloffer, Höpfner eine Zeitschrift, in der das neue Evangelium verkündigt und gepredigt werden soll. „Warum sind die Gedichte der alten Skalden und Celten und der alten Griechen, selbst der Morgenländer so stark, so feurig, so groß? Die Natur trieb sie zum Singen wie den Vogel in der Luft. Uns — wir können's uns nicht verbergen — uns treibt ein gemachtes Gefühl, das wir der Bewunderung und dem Wohlgefallen an den Alten zu danken haben, zu der Leyer, und darum sind unsere besten Lieder, einige wenige ausgenommen, nur nachgeahmte Copien.“ Damit die Poesie wieder natürlich und ursprünglich werde, muß der Dichter vor allen Dingen Empfindungen haben, die werth sind besungen zu werden, er muß lieben, er muß sich in den Strudel des Lebens stürzen. Inbrünstig sehnt Goethe diesen befreienden Genius der deutschen Poesie herbei, dessen mächtige Flügelschläge er in sich selber spürt; an ihn richtet er jene wunderbare, wahrhaft lyrische Apostrophe, in der die Kritik zu prophetischem Tone sich erhebt: „Laß, o Genius unsers Vaterlandes, bald einen Jüngling aufblühen zc.“ —

Soweit der Kommentar Lichtenberger's zu dem vorliegenden Gedichte. Die wunderbare, aus dem tiefsten Herzen quellende, zugleich von dem entzückenden Wilde Lotte's durchwobene indirekte Prophezeiung Goethe's über seine eigene zukünftige dichterische Größe, mit der die Besprechung abschließt, mag jeder beim Dichter selber nachlesen. Sie steht in einer der von Goethe für die „Frankfurter Gelehrten Anzeigen“ während seines Wehlarer Aufenthalts geschriebenen Kritiken (Gedichte von einem polnischen Juden. Goethe's Werke, Hempel'sche Ausgabe, Bd. 29, S. 39, oder Der junge Goethe II, S. 440 *).

Ein Vergleich des französischen Kommentators mit den beiden deutschen Erklärern fällt, auch abgesehen von den oben besprochenen prinzipiellen Unterschieden, in mehr als einer Beziehung zu Gunsten des ersteren aus. Lichtenberger verwendet nicht ganze Seiten dazu, die abweichenden Lesarten der ver-

*) Die Zitate des französischen Erklärers lassen zu wünschen übrig. Zu der vorher erwähnten Stelle: „Warum sind die Gedichte der alten Skalden“ zc., die aus der Goethe'schen Rezension der „Lyrischen Gedichte von Blum“ stammt (Der junge Goethe II, 434), giebt er gar kein Zitat, zu der eben erwähnten ein total falsches. Wer als Deutscher beim Studium von Lichtenberger's Buch die aus Goethe übersetzten Stellen im deutschen Original nachlesen möchte und in der Goetheliteratur nicht ausnehmend bewandert ist, wird manchmal viel Zeit versuchen können, bis er das Betreffende findet.

schiedenen Ausgaben zu registriren und jeden einzelnen Versfuß zu bestimmen, auch umschreibt er den Inhalt nicht in einer jener profaischen Paraphrasen, welche die unnachahmliche Spezialität der Dünker'schen Kommentare bilden. Er weiß eben, für wen er schreibt, worüber sich der deutsche Erklärer, der seine Kommentare womöglich gleichzeitig für den „Goetheforscher“ — daher die Lesarten — und für den Schulknaben — daher die Versfüße und die Paraphrasen — einrichten möchte, nie klar zu sein scheint. Aber das, was er giebt, und die Art, wie er es giebt, verdient vielfach den Vorzug vor den deutschen Kommentaren.

Wie anschaulich gruppirt er gleich am Anfange die Altstücke über die Entstehungszeit des Gedichtes, so, daß der Widerspruch, der zwischen ihnen herrscht, von selbst in die Augen springt! Bei Viehoff und Dünker ist dies nicht halb so geschickt geschehen. Mit welcher psychologischen Feinheit löst er den Widerspruch dann auf! Viehoff nimmt an, daß Goethe das Gedicht in Wezlar nochmals „um- und durchgearbeitet“ habe und überläßt es im Uebrigen dem Leser, die Behauptung Goethe's, daß er das Gedicht in Wezlar angefaßt von Lotte's zukünftigem Glück geschrieben habe, „auf das rechte Maß zurückzuführen.“ Dünker meint, diese Behauptung Goethe's müsse „auf einer Verwechslung beruhen“; wenn er auch das Gedicht in Wezlar „noch einmal durchgenommen“ haben möge, so sei es doch „unbegründet“, es für eine Allegorie auf sich und Lotte anzugeben. Lichtenberger versucht den Widerspruch in einer Weise zu lösen, daß weder eine plumpe Verschiebung der Thatfachen noch eine gewöhnliche Gedankenlosigkeit angenommen zu werden braucht.

Ferner sind in keinem der beiden deutschen Kommentare die ursprünglichen Beziehungen des Gedichtes vollständig nachgewiesen. Der antiken Trümmer von Niederbronn gedenken sie beide, aber damit ist nur die Hälfte des Gedichtes erklärt. Die andere Hälfte wird erst verständlich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß Goethe's Seele im Herbst 1771 entschieden noch mit der Vorstellung von der Möglichkeit einer dauernden Verbindung mit Friderike erfüllt war. Es scheint also durchaus zutreffend, wenn Lichtenberger für das eigentliche Original der jungen Bäuerin Friderike in Anspruch nimmt, an deren Stelle erst später in Wezlar in Goethe's Phantasie Lotte substituirt wurde. Treffend ist auch bei Lichtenberger die Hindeutung auf den „Laokoon“, die sich in den deutschen Erklärungen nirgends findet, wengleich auch sie auf die Geschicklichkeit aufmerksam machen, mit welcher der Dichter die Schilderung eines immer wechselnden Lokales in den Dialog verflochten habe, treffend endlich auch am Schlusse der Hinweis auf den tieferen Zusammenhang auch dieses Gedichtes mit den Ideen, welche die Sturm- und Drangzeit überhaupt bewegten, ein Zusammenhang, der ebenfalls den deutschen Erklärern entgangen ist.

Wir empfehlen den gebildeten Kreisen Deutschland's das Lichtenberger'sche Buch auf's wärmste. Es gewährt immer ein eigenthümliches Vergnügen, in fremder Zunge so liebenswürdig, so verständig und zugleich so elegant über einen deutschen Dichter sprechen zu hören. Daß aber auch der spezifische „Goetheforscher“ das Buch nicht ganz wird ungehen können, ist gar kein Zweifel. Wir haben absichtlich an einem einzelnen Beispiele ausführlicher gezeigt, daß es ein ungerechtes Urtheil sein würde, wenn man an Lichtenberger's Kommentar nichts weiter rühmen wollte, als die sorgfältige und geschickte Benützung der deutschen Goetheliteratur, wenn man behaupten wollte, daß das Buch für uns „nichts Neues“ enthalte. Und wenn es hie und da nur die Art der Behandlung wäre, die wir uns zum Muster nehmen können! Aber neu oder nicht neu, gleichviel; freuen wir uns, daß abermals eine tüchtige und berufene Hand sich gefunden hat, die es unternommen, mit den friedlichen Waffen des Geistes in dem wiedergewonnenen Elsaß nicht bloß, sondern in ganz Frankreich deutschem Geistesleben freie Bahn zu machen.

Die Leipziger Augustereignisse 1845.

II.

Die Folgen des zwölften August.

Völlig gelähmt durch den Schrecken über das ungeheure Ereigniß, das sich am Abend des 12. August in Leipzig zugetragen, waren der Rath, die königlichen Behörden, selbst das Militärkommando. Der Rath, an dessen Spitze der unfähige Bürgermeister Groß stand, erließ eine der wunderbarsten Offenbarungen seiner Weisheit. „Gewiß hat jeder wohlgesinnte Bürger und Einwohner unserer Stadt den größten Unwillen und tiefsten Schmerz über die beklagenswerthen Ereignisse empfunden, welche in der vergangenen Nacht stattgefunden haben.“ Und „zur Aufrechterhaltung der auf so traurige Weise gestörten Ordnung“ verordnete der Rath, „zu diesem Entzweck (!): „1) Alle Lehrherren und Meister, sowie alle Eltern unerwachsener (!) Kinder werden dringend aufgefordert, ihre Lehrlinge und Kinder von acht Uhr Abends an zu Hause zu behalten und bei eigener Verantwortung ihnen das Ausgehen nicht weiter zu gestatten. 2) Alle Hausthüren sind von 9 Uhr an geschlossen zu halten. 3) Alle Personen, welche nach dieser Zeit in größeren Truppen (!) auf

der Straße sich treffen lassen, haben auf erfolgte Bedeutung der Patrouillen der Kommunalgarde sofort auseinanderzugehen. 4) Der Aufenthalt in öffentlichen Schankstätten ist Gästen nur bis 9 Uhr zu gestatten“ u. s. w. Gleichzeitig eröffnete der Rath der durch diesen Ulas nur noch mehr verstimmtten Bürgerschaft: „Der zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit allhier erforderliche Dienst der bewaffneten Macht ist ausschließend (!) der hiesigen Kommunalgarde, der sich zu diesem Zwecke die Herren Studirenden auf das Bereitwilligste angeschlossen haben, übergeben worden.“

Nichts bezeichnet wohl so sehr die Rathlosigkeit des Rathes und der königlichen Behörden, als daß man — und zwar mit Vorwissen der königlichen Kreis-Direktion — „die Herren Studirenden“, die noch vor wenigen Stunden die bewaffnete Macht attackiren wollten, zu Hütern der Ordnung einsetzte; und es war daher den Musenfühnen durchaus nicht zu verargen, daß sie, einmal zu einer Art Leipziger Vorsehung erhoben, sich sofort anschliefen ihre Rolle würdevoll zu spielen. Sie ließen an allen Straßenecken eine Einladung zu einer Versammlung der Studirenden, die im Schützenhause Nachmittags zwei Uhr stattfinden sollte, anschlagen. Hier fanden sich etwa siebenhundert Studirende und etwa dreimal so viel Bürger ein. *) Immer wilder wogten die Leidenschaften in der großen Versammlung. Den lebhaftesten Beifall ernteten die extremsten Vorschläge. Immer höher stieg die Hitze des Zorns, immer verwirrter wurden die Vorschläge, die Anträge, immer unheimlicher ward der Ruf nach Sühne und Vergeltung; schließlich erschien das Verlangen nach Rache um jeden Preis als der herrschende Grundton der Stimmung dieser Versammlung. Wenn die wildeste Meinung siegte und dann die entfesselten Tausende, die studirenden Hüter der Ordnung an der Spitze, fraternisirend mit der durch Militär und königliche Behörden tief gekränkten Kommunalgarde, sich durch die Stadt ergoffen, Rache heischend und suchend — was dann? Seit dem Tage, da der fliehende Napoleon am Ende der Völkerschlacht seinen Myrmidonen in Leipzig den Befehl hinterlassen, die Stadt nur als rauchenden Trümmerhaufen dem einziehenden Sieger zu überliefern, hatte die Stadt nicht mehr in so ernster Gefahr geschwebt, als heute.

Da trat, „von seinen Freunden auf die Tribüne gedrängt, und von der Versammlung mit dem lautesten Beifall begrüßt,“ **) Robert Blum als Redner auf. Er war die vorhergehenden Tage in Geschäften verreist gewesen und hatte eben erst am Bahnhof die Schreckenskunde des Geschehenen vernommen. Sofort war er in die Volksversammlung des Schützenhauses geeilt. Sein Wort zündete wie kein anderes zuvor; begeistert hingen die erregten Tausende an

*) D. Allg. Btg. v. 15. August 1846. **) Ebenda.

seinem Munde, obwohl er, der erste unter allen Rednern, die Nothwendigkeit betonte, nur auf gesetzlichem Boden das Verlangen nach Sühne geltend zu machen. Hier feierte die mächtige Redegabe, der klare Blick und die maßvolle Persönlichkeit des Mannes unstreitig den größten Triumph seines Lebens. Er hat später noch stolzere, größere Tage gesehen, an denen die erwählten Vertreter ganz Deutschland's mit derselben Spannung seinen Worten lauschten, wie hier die mandattlosen Bürger einer erregten Stadt. Aber einen schöneren, größeren Erfolg hat er seinem Talent und Charakter kaum jemals verdankt, als an diesem Tage. Ich will nicht leugnen, daß jenes Urtheil viel Wahres enthält, das die Geschichtsschreiber dieser Zeit über ihn fällen und über sein Auftreten in dieser Stunde, „da jener merkwürdige Mann, der von da an eine so bedenkliche Rolle in der Geschichte Sachsen's, ja Deutschland's spielen sollte, in den Vordergrund der politischen Schaubühne trat, schon hier die ihm eigene Virtuosität bekundend, die Unruhe wollend, die Ruhe zu predigen.“ *) Hat er doch selbst am 3. November 1845 an Johann Jacoby geschrieben: „Wohl kann ich mit Schiller's Jungfrau sagen: „ach, es war nicht meine Wahl,“ daß ich ein miserables Piano anstimmte, wo Zeit und Umstände, Hoffnungen und Aussichten, Gegenwart und Zukunft ein Fortissimo gebieterisch forderten.“ Aber ist es nicht gerade diese richtige Erkenntniß der Sachlage, die Unterordnung individueller Anschauungen unter die Umstände, Kräfte und Menschen, mit denen im Augenblick zu rechnen ist, um nur einen Durchschnittserfolg anzustreben und zu erzielen, sind das nicht die Eigenschaften, welche den Staatsmann zum Staatsmann machen? Und war es nicht eine wirklich staatsmännische Leistung, daß Robert Blum, vielleicht der radikalste und unerschrockenste Geist der ganzen Versammlung, das große Wort gelassen aussprach, das Alle um ihn vereinte: daß auf dem Boden des Gesetzes die Sühne für das vergossene Blut gefordert und gewährt werden müsse? Wer endlich gab ihm das Recht und die Macht, in dieser Stunde und dann noch beinahe eine volle Woche hindurch als leitender Führer der ganzen Bürgerschaft aufzutreten? Abermals doch nur sein gesunder, maßvoller Sinn, und die völlige Rathlosigkeit aller Behörden. In diesem Urtheil treffen alle zeitgenössischen Quellen überein, auch solche, wie die D. Allg. Z.,**) welche keineswegs mit Blum denselben politischen Standpunkt theilten. Sie sagt, er habe „in längerer Rede auseinandergesetzt, daß nur in dem Boden des Gesetzes und der Ordnung die Stärke der Versammlung und die Nothwendigkeit einer Genugthuung ruhe; aber nur durch die ebenso entschiedene als gesetzliche Haltung des Volkes könne diese erreicht werden. Er schlug einen Zug — feierlich, ernst

*) Flätze, a. a. D. S. 545. **) a. a. D. Grenzboten 1878. IV.

und still wie ein Leichenzug, denn es gelte ja eben die Sühne geliebter Todter, nach dem Markte vor, und dort solle die ganze Versammlung die Antwort des Stadtraths erwarten. Dieser Vorschlag wurde sofort angenommen, Herr Blum durch Akklamation dem Ausschuss einverleibt und man setzte sich in Bewegung. Der Zug war würdevoll und imposant, die Masse so gewachsen, daß der Anfang sich mitten auf dem Markte befand, als das Ende erst die Post erreicht hatte, kein Lant störte denselben, und es ist unmöglich, Menschen in ruhigerer Haltung zu einer so ernsten und aufregenden Mission wandern zu sehen. Auf dem Wege sendete der Kommandant der Kommunalgarde einige Gardisten an die Führer, die Mitwirkung (!) der Versammlung für die Erhaltung der Ruhe in Anspruch zu nehmen und erhielt beruhigende Versicherungen. Als die Versammlung auf dem Markte angelangt war, ermahnte Herr Blum nochmals zur Ruhe und Ordnung und Aufrechterhaltung der wahrhaften Majestät dieser Volksversammlung*), worauf sich der Ausschuss auf das Rathhaus begab.“ Ruhig wartete drunten die auf etwa zehntausend Köpfe angewachsene Versammlung.

Endlich erscheint Blum wieder an der Spitze der Deputation, umgeben von den anwesenden Mitgliedern des Stadtrathes — der Rath war in solcher Stunde nicht einmal vollzählig beisammen! — und verkündet den harrenden Tausenden von dem Balkon des Rathhauses herab, daß der Rath die Beschlüsse der Schützenhausversammlung genehmigt habe. Im Grunde hatte Blum diese Beschlüsse den anwesenden Rathsmitgliedern einfach diktiert und die Versicherung dieser Rathsherren, daß der Stadtrath „diese Anträge theilweise schon in den Vormittagsstunden beschlossen habe“ und daß der andere noch nicht beschlossene Theil derselben „ohne Zweifel die Zustimmung des Rathskollegiums erhalten werde,“**) war ebenso bezeichnend für das Würdegefühl dieser Herren, als die Thatsache, daß der Rath nun nicht einmal selbst diese erfreuliche Uebereinstimmung mit den Wünschen des „Volkes“ verkündete, sondern in seinem Namen Blum dies thun ließ! Eine Lithographie hat uns ein Bild der merkwürdigen Szene erhalten. Blum steht inmitten der Deputation und des Rathes auf dem Balkon und redet. Unten jubelt die Menge. Die Rathhausuhr zeigt auf vier Uhr Nachmittags. —

Die Bedingungen, welche der Rath der erregten Bürgerschaft zugestanden hatte, waren: 1. Daß die Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung in der

*) In dem Aufsatz „das Königreich Sachsen“ 1830—49, Gegenwart, Band 5 S. 585 heißt der Ausdruck: Blum habe erklärt, dem Stadtrath „die Majestät des Volkes zeigen zu wollen“.

**) „Die Opfer des 12. August“ S. 8. Tageblatt v. 15. August 1845. D. Allg. Ztg. a. a. D.

Stadt ausschließlich der Kommunalgarde überlassen werde. 2. Daß das Militär aus der Stadt entfernt werde und ein Garnisonwechsel stattfinde. 3. Daß eine strenge Untersuchung über die Vorfälle am 12. August eingeleitet und zwar nicht nur gegen die Tumultuanten, sondern gegen Alle, welche bei jenem beklagenswerthen Ereigniß ihre Pflicht nicht gethan oder überschritten haben.“ u. s. w. Die letzte Bedingung war die feierliche Beerdigung der Erschossenen.*) Das Organ des besonnenen Fortschritts in Leipzig, die D. Allg. Btg. schließt ihren Bericht über diese unglaubliche Erniedrigung des Rathes mit den Worten: „Wahrlich, diese imposante Volksversammlung, ihre Haltung und Würde, ihr Sinn für Ordnung und Gesetzmäßigkeit unter so aufregenden Umständen, gibt den Bewohnern Leipzig's das ehrenvollste Zeugniß.“

Am nächsten Tage legte dann, beiläufig bemerkt, noch der Kommandant der Garnison, Herr Oberst von Buttler, das glänzendste Zeugniß ab für die Rathlosigkeit, in der er selbst sich den Ereignissen gegenüber befand. Auch er empfing eine Deputation der Schützenhausversammlung, welche ihm „die Bitte und den Wunsch aussprach, er möge die geeigneten Maßregeln treffen, daß an dem Tage der Beerdigung sich kein Schütze in den Straßen sehen lasse (!), damit bei der zu erwartenden größeren Aufregung der Gemüther die traurige Feierlichkeit in keiner Weise gestört (!) werde. Oberst von Buttler erklärte, daß er bereit sei, den Wunsch der Versammlung zu erfüllen, auch dazu bereits die nöthigen Einleitungen getroffen habe“ — gerade wie der Rath Tags zuvor! Noch fügte er hinzu: „die versammelten Bürger möchten aber auch bedenken, daß die Schützen ihre Pflicht hätten erfüllen und gehorchen müssen; die Bürger möchten ihre Vorwürfe auf den werfen, der den Befehl gegeben habe.“**)

Auf den 13. August Nachmittags 5 Uhr hatte der Vorsteher der Stadtverordneten, App. R. Dr. Haase das Kollegium zu einer Sitzung berufen. Hier wurde eine Adresse an den König beschlossen, in der folgende Stelle vorkam: „Unser Schmerz wird noch dadurch vermehrt, daß, um die gestörte Ruhe wieder herzustellen, nicht die eigene Kraft unserer Stadt, unsere Kommunalgarde, in Anspruch genommen worden ist, welche, folgen wir der allgemeinen Stimme, nach der Revue nicht entlassen oder doch nach dieser zeitiger herbeigerufen, treu ihrer Pflicht, nichts verabsäumt haben würde, das blutige Unglück abzuwenden, das uns Alle mit gerechter Trauer erfüllt. Wir bitten Ew. Königl. Majestät ehrefurchtsvoll um eine strenge Untersuchung gegen Alle, welche bei diesen Er-

*) D. Allg. Btg. a. a. D.

**) „Generalanzeiger für Deutschland,“ Leipzig, den 15. Aug. 1845. — Biedermann, Unfre Gegenwart und Zukunft, Sächsishe Zustände, S. 340. — „Die Opfer des 12. August!“ S. 14.

eignissen, von welcher Seite es sei, theilhaftig sind.“ In der Sitzung selbst fielen Anklagen, die direkt auf den Prinzen zielten. In der vom Stadtrath gleichzeitig beschlossenen Adresse heißt es: „Mit uns beklagen alle loyalen Bürger Leipzig's die verhängnißvollen Ursachen dieses Unglücks, deren weitere Ermittlung auf dem Wege des Rechts gewiß erfolgen wird.“ Die Adreßdeputation des Rathes und der Stadtverordneten reiste am vierzehnten August nach Dresden und kehrte bereits am Abend des nämlichen Tages nach Leipzig zurück. Am Ausgang des Bahnhofes wurde sie erwartet von einer Deputation der Schützenhausversammlung, die bereits Tags zuvor sich neben den legitimen Behörden der Stadt gleichsam als Sicherheitsausschuß etablirt hatte. Die städtische Deputation fand keine Demüthigung, keine Inkorrektheit darin, daß sie, unmittelbar von den Stufen des Thrones zurückgekehrt, der Aufforderung dieser Schützenhausdelegirten folgte und der mandatslosen Volksmenge im Schützenhause den Bescheid des Landesvaters verkündete. Dieser Bescheid war wenig trostreich. Wohl war der König, wie die Deputation versicherte „bis zu Thränen gerührt und tief ergriffen.“ Aber er erklärte auch: Er fühle sich um so schmerzlicher berührt, als mit den in den Adressen enthaltenen Aeußerungen sofort Anträge verbunden worden wären, aus welchen ein Mißtrauen (?) hervorzugehen scheine.“ „Weiteren Resolutionen haben wir entgegen zu sehen,“ schloß die städtische Deputation ihren Bericht.

Die große Schützenhausversammlung war zu sehr mit den Vorbereitungen zum feierlichen Leichenbegängniß der Erschossenen beschäftigt, das am 15. August früh stattfinden sollte, um die zweideutige Antwort des Königs eingehend zu erwägen. Daß der Stadt alle Gerechtigkeit versagt werden könne, mochte ohnehin damals noch Niemand glauben. Das Begräbniß der Erschossenen wurde begangen von der ganzen Stadt als der denkbar imposanteste Volkstrauerakt. Selbst Dr. Großmann, der die Weihrede hielt, sprach an den offenen Gräbern die bedeutungsvollen Worte: „Wer wagt's, den Empfindungen der Bewohner einer Stadt Sprache zu leihen, die sich mitten im tiefsten Frieden in eine Wahlstatt verwandelt sieht? Wer ist im Stande, den Abgrund der Gefahren zu beschreiben, die über das ganze Vaterland aus den Ereignissen dieser Tage heraufziehen? Denn die Feinde unserer Kirche, unserer Verfassung, unserer bürgerlichen Freiheit, unserer Wohlfahrt, gewiß sie werden die traurige Veranlassung dieses traurigen Leichenzuges auf alle Weise auszubenten bemüht sein und Alles aufbieten, um das Vertrauen zwischen König und Volk zu erschüttern, um Samen der Zwietracht auszustreuen, um wo möglich peinliche und schreckliche Maßregeln hervorzurufen.“ Und später in der ersten Kammer sagte er: „Ich habe die schauervolle Stunde erlebt, am 15. August vor den

sechs Särgen*) zu stehen, aber ich habe nicht verhehlt, daß der Fluch der Sünde auch Unschuldige oft in den Strom des Verderbens hinabzieht.“ In schweren Worten sprachen Dulk, Dr. Zille, Dr. W. Jordan am Grabe, am eindringlichsten und mächtigsten Robert Blum: daß volle Sühne für die grauenhafte That sicher werde geboten werden, geboten werden müsse, vermöge allein über das Entsetzliche in etwas zu trösten.

Die nächsten Tage enthüllten schon den Standpunkt der Regierung. Am 14. August war Minister von Falkenstein mit einem Extrazug nach Leipzig gekommen und als er die Ueberzeugung gewonnen, daß die Ruhe der Stadt keineswegs gefährdet sei, man also auch schroff auftreten könne, reiste er getrost auf demselben Wege sofort wieder nach Dresden zurück. Sonderbarerweise brachte noch an demselben 14. August die ministerielle „Leipziger Zeitung“ eine „Privatmittheilung“ über die blutige Nacht, in welcher auf das Verfüdeste nicht geradezu behauptet, aber doch angedeutet wurde, das Militär sei erst aufgeboten worden und eingeschritten, nachdem die Kommunalgarde die Unruhe nicht zu stillen vermocht habe. Viedermann wies in seinem „Herold“ diese wissentlich falsche Beschuldigung des königlichen Blattes mit der gebührenden Energie zurück. Am dritten Tage nach der blutigen Nacht, am 15. August hatte der Kriegsminister, wie er später vor der zweiten Kammer bekannte, bereits die Berichte seiner unfehlbaren Offiziere in Händen, welche ihm „die Mittel an die Hand gaben, die Sache beurtheilen zu können“, d. h. ihn getrost den Versuch wagen ließen, dem Verlangen der treuen Stadt nach Untersuchung und Sühne die eiserne Stirn zu bieten. Demgemäß wurde in Dresden gehandelt.

In einer der nächsten Nächte weckte Robert Blum die Gattin mit geheimnißvoller Miene und führte sie an das Fenster seines hochgelegenen Arbeitszimmers. Der Mond bestrahlte fast tageshell das Gleis der Dresdner Bahn, die am Garten des Hauses vorüberführte. Leise, ohne ein Wort zu sagen, deutete er auf die Züge, die hier einer hinter dem andern herankuckten, ohne Pfiff, ohne Signal und dicht vor seinem Garten Halt machten, ohne in den Bahnhof einzufahren. In den Wagen flimmerte und klirrte es von Waffen, Pferde hörte man stampfen und wiehern, dann kurze Kommando's, schwarze Massen mit funkelnden Waffen in Reihen aufmarschirt, Infanterie, Kavallerie, Artillerie, dann immer entfernter klingender Taktschritt der Truppen. Am Morgen war Leipzig von einer erdrückenden Militärmacht besetzt, behandelt wie eine eroberte Stadt. Im Schloßhof standen Kanonen aufgeföhren.

Unter dieser kriegerischen Machtentfaltung hielt der königliche außerordent-

*) Das siebente Opfer wurde erst Nachmittags beerdigt.

liche Kommissar Geheimrath von Langenn am 16. August seinen Einzug in die Stadt; der Mann, der Sühne und Gerechtigkeit bringen sollte und von dem die Stadt dies vertrauensvoll erwartete, da er damals noch nicht für immer gerichtet war durch die Todtengräberarbeit, die er später an dem Mecklenburgischen Verfassungsrecht durch den Freienwalder Schiedsspruch vollzog. Sein erstes Auftreten in Leipzig zeigte freilich sofort, wessen man von diesem Herrn sich zu versehen hatte. Noch konnte die Regierung nur die Berichte ihrer Kreaturen über die unglückseligen Ereignisse besitzen. Kein Zeuge der That, kein Mitglied einer städtischen Behörde, einschließlich der Kommunalgarde, war noch vernommen. Und gleichwohl trat dieser Mann vor die von ihm versammelten Gemeindevertreter und erklärte in der hochschreiendsten, schroffsten Weise: „die Regierung wird die von ihren Organen ergriffenen Maßregeln vertreten; zu irgend einer Diskussion hierüber bin ich nicht beauftragt.“ Der Schluß seiner Worte aber lautete: „Die bewaffnete Macht hat also den bestehenden Gesetzen nach gehandelt!“ Und gleichzeitig verlas der königliche Kommissar den erstaunten Gemeindevertretern die schriftliche Antwort des Königs auf die Leipziger Adressen. Falkenstein hatte sie kontrafirmirt.

Sie war herb und streng gehalten. Nachdem von dem „unwürdigen Frevel“ eingehend die Rede gewesen, dessen „Schauplatz das vielfach gesegnete und blühende Leipzig“ gewesen, lauteten die einzigen Sühne — aber welche Sühne! — verheißenden Zeilen wörtlich also: „Strenge Untersuchung der stattgefundenen Unordnungen und eine unbefangene Betrachtung des Verfahrens der Behörden wird Licht über das Ganze verbreiten*) . . . so daß es hoffentlich nicht ernsterer Maßregeln bedürfen wird, um dem Gesetze seine Geltung zu verschaffen. Aber mit tiefem Schmerz muß ich es aussprechen: Wankend geworden ist mein Vertrauen zu einer Stadt, in deren Mitte (?) auch nur der Gedanke einer solchen Handlung entstehen, unter deren Augen (?) er ausgeführt werden konnte.“

Mit diesen Eröffnungen war die Richtung der Erörterungen klar bezeichnet, welche die Regierung über die furchtbaren Ereignisse vorzunehmen willens war. „Strenge Untersuchung der stattgefundenen Unordnungen“ und „eine unbefangene Betrachtung des Verfahrens der Behörden“! Um keinen Zweifel über seine und der Regierung Tendenz bei der Sache aufkommen zu lassen, ließ von Langenn noch am nämlichen 16. August den Wortlaut seiner Anrede an die Gemeindevertretung und die Antwort des Königs in die Leipziger Zeitung

*) Der König gab also in seiner vom 15. August datirten Antwort selbst zu, daß noch Dunkel über den Vorgängen vom 12. August liege. Herr von Langenn dagegen erklärte gleichzeitig, die Regierung werde „ihre Organe vertreten“, sie hätten „nach dem Geheiß gehandelt!“

einrücken. *) Und wer es nur immer hören wollte, konnte von dem königlichen Kommissar unversehrt äußern hören, daß Leipzig eine Genugthuung nur zu geben, nicht zu erwarten habe. Ueberall sprach er nur von dem gar nicht zu sühnenden Frevel gegen den Prinzen, von dem Schießen aber als einer ganz gerechtfertigten Maßregel.**)

Durch solche Erklärungen mußte das Vertrauen in die Unparteilichkeit der außerordentlichen Untersuchungs-Kommission, die gleichzeitig mit von Langenn in Leipzig eintraf, von vornherein untergraben werden. Dazu kamen mannigfache andere Bedenken gegen ihre Arbeit. Diese Kommission empfing ihre Instruktionen direkt vom Ministerium des Innern.***) Nicht sie, sondern das Ministerium hat die Ergebnisse ihrer Erörterungen, und auch diese nur theilweise, veröffentlicht. Die Kommission durfte, da es sich nicht um eine förmliche richterliche Untersuchung, sondern nur um polizeiliche Vorerörterungen handelte, die vernommenen Zeugen nicht vereiden. Statt des Eides wurde die bedenkliche „Versicherung auf Ehrenwort“ bei Zivilisten, der „pflichtgemäße Rapport“ bei Soldaten, die als Zeugen abgehört wurden, substituiert. †) Auf die außerordentlich bedeutenden Widersprüche zwischen den Aussagen der Zeugen, namentlich der völlig neutralen Zeugen, welche weder eine thätliche Provokation des Militärs seitens der Menge wahrgenommen haben wollten, ehe geschossen wurde (zu diesen Zeugen gehörten sämtliche Leipziger Polizeidiener, welche an der Tête des Pelotons Bollborn die Promenade säuberten), noch auch gehört hatten, daß vor dem Schießen die gesetzlich nothwendige Aufforderung zum Auseinandergehen vernehmbar verkündigt worden sei, hatte man fast gar kein Gewicht gelegt. Man hielt eben für bewiesen, was man beweisen wünschte. Das Verfahren der Militärbehörde wurde als gerechtfertigt anerkannt und nur gegen die Zivilbehörde wegen zu spätem Einschreitens gegen den Tumult eine Disziplinaruntersuchung vorbehalten. ††) Dieser Vorbehalt war um so unbegreiflicher, als später in den Kammerverhandlungen über die Augustereignisse der Minister von Rostiz-Wallwitz gleich zu Anfang der Debatte unaufgefordert erklärte, „daß an jenem Abend in Leipzig die Kommunalgarde nicht aus Mißtrauen nicht berufen worden sei, sondern aus unzeitiger Schonung, aus Rücksicht auf die von derselben während des Tages ausgehaltenen Strapazen!“ †††)

Um so härter wurde gegen die Schuldigen dritten und vierten Ranges,

*) Nr. 196, 1845. **) Wiedermann, Sächs. Zustände, a. a. D. S. 348.

***) Wiedermann, ebenda S. 349.

†) Erklärung des Kriegsministers v. Rostiz-Wallwitz in der letzten Sitzung der zweiten Kammer über die Augustereignisse.

††) Bekanntmachung der Regierung über die Untersuchungsergebnisse vom 29. Aug. 1845.

†††) Landtagsmittheilungen der 2. Kammer über die Sitzung vom 14. Mai 1846.

d. h. die paar Exzedenten eingeschritten, die man am 12. August beim Kragen gefaßt hatte. Gleichzeitig wurden „Erörterungen“ angestellt gegen besonders verhaßte Persönlichkeiten, denen man gern beigekommen wäre, aber nicht beigekommen konnte, u. A. gegen Robert Blum. Diese Erörterungen wurden sehr bald eingestellt. Man konnte ihm ja doch nichts vorwerfen, als daß er die Stadt vor den wildesten Ausbrüchen der Anarchie gerettet habe. Um so bequemer war die Stellung der Regierung den verhaßten „Schriftstellern“ gegenüber. Selbst Dr. W. Jordan, obgleich in Sachsen naturalisirt, wurde ausgewiesen. Die Schützenhausversammlungen, denen sich Bürgermeister Groß in den Tagen der höchsten Gefahr blindlings untergeordnet hatte, wurden bereits am 16. August von demselben Würdenträger verboten. Am 26. August folgte seitens der Landesregierung das Verbot aller Volksversammlungen auf Grund der Bundesbeschlüsse von 1832. Damit glaubte man den Heerd der Benuhigung des Volkes mit einem Male verschüttet zu haben. Die Bürgervereine, die vom Voigtland aus sich über einen großen Theil des mittleren Erzgebirges und der Schönburg'schen Lande verbreitet hatten, waren damit in der That in ihrer Wurzel bedroht.

Die Regierung würde übrigens sicher mehr Maß gehalten haben in ihrem Verfahren wider Leipzig, wenn die Leipziger Gemeindevertretung sich auch nur einigermaßen mannhaft gezeigt hätte. Statt jedoch das Verlangen einer gerechten Beurtheilung und Sühne für das vergossene Blut nachdrücklich festzuhalten, legten sich die Stadtverordneten in einer zweiten Adresse vom 2. September 1845 dem König demüthig zu Füßen mit der Versicherung, sie „könnten sich in ihrer Unschuld sagen, daß sie den Verlust der Gnade und des Vertrauens ihres geliebten Landesherrn nicht verdient haben und glauben sich deshalb nur um so mehr der Hoffnung hingeben zu dürfen, daß die Gerechtigkeit Ev. Majestät die Frevelthat von einigen Wenigen einer ganzen Stadt nicht zur Last legen werde.“ Eine dritte gleichwerthige Adresse wurde am nämlichen Tage an den Prinzen Johann abgelassen. Der hochkonservative, aber freilich mannhaft-unbeugsame Stadtverordnete Kramermeister Poppe, versagte beiden Adressen seine Zustimmung. Selbstverständlich folgte der klagliche Rath sofort am 5. September dem guten Beispiel der Stadtverordneten mit einer Adresse von ähnlichem Inhalt an den Prinzen Johann. Der Rath sprach sogar von einem gegen den Prinzen „verübten frevelhaften Attentat“! Die Antwort auf diese Kriecherei erhielten die städtischen Kollegien durch den Leipziger Mund der Regierung, Herrn von Langenn. Allem bisher von der Regierung Benommenen setzte diese Antwort die Krone auf, indem sie direkt gegen die erhobenen Thatfachen, und recht eigentlich zum Hohne der übersießenden Loyalitätsversicherungen der Leipziger Gemeindevertreter „die Hoffnung Sr. Maj.“

aussprach, „es werde sich diese Gesinnung durch die That und namentlich durch die Bemühungen, dem Geiste der Gefeslichkeit und der Anhänglichkeit an Fürst und Vaterland allenthalben wieder Eingang zu verschaffen, bewähren!“ Die Sitzung, in der diese Antwort verlesen wurde, war sehr bewegt und das Kollegium beschloß die Erklärung in sein Protokoll aufzunehmen: „Nur das beruhigende Bewußtsein, daß die Bürgerschaft Leipzig's an jenen unheilvollen Ereignissen keinen Theil genommen, sich vielmehr zu allen Zeiten und unter weit schwierigeren Umständen durch unerschütterliche Treue und Anhänglichkeit an Fürst und Vaterland bewährt habe, habe den höchst schmerzlichen Eindruck zu mildern vermocht, den diese Antwort des Königs in den Herzen Aller hervorrief.“*)

Ungeheuer war die Entrüstung über die Leipziger Ereignisse, über das Verhalten der Regierung in ganz Deutschland. Wenn die Regierung zweifellos unschuldig war an dem exzessiven Waffengebrauch ihrer Soldaten, so machte sie sich nun zu deren Mitschuldigen, indem sie vor aller Welt deren Handlungen vertrat. So ging denn das zürnende Gedicht von Hand zu Hand, von Mund zu Munde, das Ferd. Freiligrath am 24. August in Meyenberg am Zürcher See „Leipzig's Todten“ widmete mit dem düstern Refrain:

„Ich bin die Nacht, die Bartholomäusnacht,
Mein Fuß ist blutig und mein Haupt verschleiert,
Es hat in Deutschland eine Fürstenmacht
Zwölf Tage heuer mich zu früh gefeiert.“

Es brauste grollend über Deutschland wie ein heraufziehendes schweres Gewitter und unvergessen blieb überall die Leipziger Augustnacht.

Unvergessen blieb aber auch beim Volke das Verhalten Robert Blum's während dieser schweren Tage. An seinem Geburtstage überreichte ihm ein sehr großer Theil der Leipziger Bürgerschaft eine künstlerisch ausgestattete Dankadresse mit Tausenden von Unterschriften bedeckt. Zahlreiche ähnliche Adressen trafen aus Sachsen und aus dem übrigen Deutschland bei Blum ein. Besonders merkwürdig unter ihnen ist diejenige aus Mannheim und Schwetzingen, weil sie einträchtiglich die Unterschriften aller badischen Liberalen vereinigt, die wenige Jahre später so hart sich befehlen sollten. Da steht an der Spitze Carl Mathy, neben und unter ihm Adam von Ißstein, Th. Welcker, Hecker, von Soiron, Baffermann u. A. Blum spricht am 3. November 1845 über

*) Wahrhaft erfreulich im Gegenjaze zu dieser von einer junkerlichen Reaktion dem milden König in die Feder diktierten Antwort lautete die echt königliche Antwort des Prinzen Johann: „Ich war stets von der Anhänglichkeit aller guten und loyalen Bürger Leipzig's überzeugt und bin weit entfernt davon, die Frevel eines aufgeregten Haufens einer ganzen Bevölkerung auferlegen zu wollen.“

das schmerzliche Ereigniß in einem Briefe an Johann Jacoby. Besonders bemerkenswerth in diesem Briefe ist das Urtheil, das Blum über die wahrscheinliche Erfolglosigkeit der Anstrengungen der liberalen Partei im Landtage fällt. Während Aller Augen gespannt auf dem Landtag hafteten und hoffnungsvoll von ihm Sühne für die Leipziger That und Abstellung aller übrigen Beschwerden erwarteten, erklärte der Führer des Fortschritts in Sachsen ganz offen: „Unsere Kammer ist gut, aber sie erzielt natürlich nichts.“

Diese Voraussicht sollte im vollsten Maße sich bewahrheiten.

Hans Blum.

Die fünfte Woche des deutschen Reichstags.

Endlich, nach einer Pause von drei Wochen, ist der Reichstag in die Mitte der Alles bewegenden Frage getreten. Die am 7. Oktober für recht uninteressante Wahlprüfungen wieder aufgenommenen Sitzungen führten am 9. Oktober zur zweiten und entscheidenden Lesung des Sozialistengesetzes. Dicht vor ihr erhob sich das drohende Gespenst einer mehrere Stunden raubenden Präsidentschaftswahl. Sollten nicht Konservative und Centrum, selbst auf die Gefahr dieser langweiligen Prozedur, die Scharte vom 11. September ausweichen wollen? Wirklich erhob sich zum allgemeinen Entsetzen Herr von Hellborn; aber er hatte es so übel nicht gemeint und wollte bloß für diesmal noch so gnädig sein, der beantragten Wiederwahl des Präsidenten durch Applikation sich nicht zu widersetzen, für künftig aber will seine Partei eine Nichtberücksichtigung der Parteistärke nicht wieder so hingehen lassen. Aha! denken wir; künftig gedenken die Konservativen in dieser Frage sich mehr als das vorige Mal dem Centrum anzuschließen. Wirklich ergreift auch sofort Windthorst die Sache bei diesem Zipfel und stellt sich, als sei konservativerseits soeben zugesagt, die bei der ersten Wahl weißgelassenen Zettel künftig mit dem Namen eines Ultramontanen zu füllen. Nun, nach dem Verlauf, welchen die Dinge nehmen, glauben wir hiervon noch weniger als bisher. Das Präsidium, wie es da sitzt, wird rasch wiedergewählt und die Berathung des Sozialistengesetzes nimmt ihren Lauf.

Und welchen Lauf! Zum ersten der 22 §§ sind zwei lange Sitzungen verbraucht. In diesem Tempo wird es natürlich nicht weiter gehen; bei der grundsätzlichen Bedeutung des § 1 wurde eben eine thatsächliche Ausnahme der Generaldiskussion unvermeidlich. Das Centrum freilich, welches den Reigen begann, ließ große Zurückhaltung feierlich ankündigen. Das kann auch gar

nicht auffallen: nach den neulichen Kundgebungen, beim Kulturkampfe auszuhalten zu wollen, kann man, wie die Dinge zwischen Berlin und Rom neuerdings stehen, doch nicht wissen, zu welcher Rolle die streitbaren Helden der Mitte sich am Ende noch werden verstehen müssen. Wozu sich also unnötig vergaloppiren? Und so hält es diese Partei, wie aus der von Herrn von Frankenstein verlesenen Erklärung der 91 Centrumsmitglieder und der 10 an ihren Rockschößen hängenden welfischen Hospitanten hervorgeht, für den Augenblick am angemessensten, ihre Rolle eines Vertheidigers freiheitlicher Bestrebungen gerade jetzt stark hervorzukehren und zu diesem Zwecke die Entscheidung der Kommission für genügend zu halten, um die grundsätzliche Opposition gegen das Ausnahmegesetz aufzugeben und vorwiegend in erhabenem Schweigen als Hort der Freiheit zu glänzen.

Mit um so größerer Eloquenz trat ein neuer und ganz junger Kämpfer der Konservativen, von Marschall aus Mannheim, auf. Die Konservativen leiden, wie sich immer deutlicher zeigt, an einem großen Mangel hervorragender Persönlichkeiten und Redner, sonst hätte man wohl nicht gerade den jüngsten vorgeschickt; aber der junge Herr hat seine Sache ganz gut gemacht. Zum § 1 plädirte er für den Ausdruck „Untergraben“ und erging sich dann in einer ganz hübschen Wiederholung der grundsätzlichen Gesichtspunkte für die Vorlage; sein Hauptverdienst aber besteht darin, daß er als der erste Herr Hänel bei seinem Vorschlage des Haß- und Verachtungsparagraphen zweiten Grades festhielt. Der arme Herr Hänel scheint wirklich den Rückweg nicht recht wieder finden zu können, so sehr es ihn treibt, zu den die Hände ringenden Genossen heimzukehren. Es könnte ihm fast gruselig werden, da der junge Konservative, der ihm so freundlich die Hand bietet, ihm sogar noch eine umfassende Revision des Strafgesetzbuchs und vieler anderer Gesetze in lockende Aussicht stellt. Im weiteren Verlaufe der Verhandlungen gerieth Herr Hänel noch mehr in Bedrängniß. Als Fürst Bismarck ihn wegen seiner Durchbrechung des Bannes der negirenden Fortschrittler belobte, erklärte er dreist, diese billigten sein Verfahren. Ist dem wirklich so, dann steht eben die gesammte fortschrittliche Presse im Kriegszustand mit ihrer eigenen Partei.

Das Loos brachte sodann eine Erscheinung auf die Tribüne, welche hier gar nicht hinzugehören scheint. Wenn in Sonnemann's Rede nur die extremste fortschrittliche Richtung zum Ausdruck gelangt wäre, so würde sie immerhin noch als berechtigt erschienen sein; daß es sich um „ein Tendenzgesetz im schlimmsten Sinne“ handle, daß dasselbe „eine Reihe mühsam errungener Freiheiten vernichtet und unser bestes Gesetz in der schärfsten Weise durchlöchert“, das war eben nur jene unglückliche beschränkte Auffassung, welche schon am 16. September von Hänel vorgebracht war; aber Sonnemann nahm außerdem

noch eine undefinirbare Stellung ein, welche sich durch Bertheidigung des Wesens und der Haltung der Sozialdemokratie, sowie durch Herunterziehung und giftige Behandlung der staatsstreuen Parteien und politischer Persönlichkeiten charakterisirt. Ganz wie seit lange seine „Frankfurter Zeitung“, so machte Sonnemann den Eindruck, als gehe bei ihm die Aufgabe des deutschen Politikers auf in Erfindung von Paradoxen, Schwarzfärbung aller Dinge um jeden Preis und triviale Behandlung ernster Gegenstände. Stark trat denn auch der Widerwille des Hauses namentlich gegen die Art, wie Redner politische Handlungen von Kollegen berührte, hervor. Dabei sah er nicht einmal auf die nothwendigste Korrektheit in Wiedergabe von Thatfachen, sodaß ihm Laster und Bamberger Unwahrheiten nachwiesen, die er dann lezterem auch zugab. Großes schien er sich von der Vorlesung einer Ansprache versprochen zu haben, in der Bamberger vor 29 Jahren sich für die sozialdemokratische Republik ausgesprochen habe, während in Wahrheit nur ein damaliger Berichtstatter über die Ansprache in diesem Sinne geschlossen hatte. Zun wenigsten ist die Absicht des Volksparteilers konstatiert: er ist ebenso, wie noch im Februar 1876 dem alten Gerlach nachgewiesen wurde, ein Feind jeder fortschreitenden Entwicklung der Ansichten, ein Freund der Stagnation, der auf einen politischen Gegner einen Schatten werfen zu können wähnt, wenn er versucht, denselben an dessen Ansichten aus längst vergangenen Zeiten anzunageln.

Noch unklar über das eigentliche Tendenzmixtum der Sonnemann'schen Volkspartei, sahen wir plötzlich den Fürsten Bismarck ein ganz eigenthümliches Licht auf diese Frankfurter Persönlichkeit und seine Zeitung werfen. Freilich waren schon vor 6 Jahren dessen französische Sympathieen im Reichstage bei einer Frage Elsaß-Lothringens in bedauerlichster Weise hervorgetreten und bald darauf von den französischen Blättern hoch belobt worden; es schien aber doch nicht ohne besondere Absicht zu sein, daß der Kanzler die gerade ihm besonders bekannt gewordenen gegenwärtigen Beziehungen jenes Mannes und Blattes mit der französischen Regierung hervorhob, welche durch lezteres bestimmte Akkorde in deutschen Angelegenheiten angeschlagen zu sehen wünsche.

Der übrige Inhalt der Bismarck'schen Rede ist von großer allgemeiner und bleibender Bedeutung. Es gilt dies ebenso sehr von seiner Charakterisirung der jetzigen Sozialdemokratie als von seinen Ausführungen bezüglich unserer parlamentarischen Parteiverhältnisse. Wir wüßten wahrlich nicht, wie Diejenigen, welche sich mit diesem Gesetze nicht befreunden können, besser in letzter Stunde für dasselbe gewonnen werden könnten, als durch die unwiderleglichen Hinweise des Kanzlers auf die allezeit negativen Bestrebungen der Sozialdemokraten, weil sie zu jedem positiven Vorschlage außer Stande sind und deren Streben, im Gegensatz zu allen ähnlichen Bewegungen der Vergangenheit, auf

nichts gerichtet ist, als auf's Niederreißen, die Verführung der Massen und Herabsetzung von Allem was dem Menschen heilig ist. Unendlich beschämend ist es für unser Volk, daß Bismarck nach all' seinen Thaten, welche das Vaterland groß gemacht, im Reichstag konstatiren mußte, wie ein erheblicher Theil der Bevölkerung politischer Einsicht dermaßen ermangelt, daß die internationale Banditenrotte und das Ausland darauf Pläne bauen konnten. Freilich hat das Bismarck nicht ganz mit diesen Worten gesagt, aber es ist nichts anderes, wenn er zeigte, daß die Männer der in Frankreich darnieder geschlagenen Kommune seit 1870 für das beste Versuchsfeld Deutschland ausersehen haben, dessen große Städte durch fortschrittliche Bearbeitung reichlich vorbereitet waren. Ja, es ist in der That so: es gibt keine geeignetere „Vorfrucht“, keinen stärkeren Dünger für die Sozialdemokratie, als die Agitation der Fortschrittler! Noch jetzt bringt jeder Tag Beispiele, wie „die Anerkennung für irgend etwas, was die Regierung thut, gleich in den Verdacht des Servilismus bringt“, gleich als wenn wir in gewissen Kleinstaaten vor 1866 lebten, in denen alle Verhältnisse auf den Kopf gestellt waren.

Die Aeußerungen des Kanzlers über die Schwierigkeiten der parlamentarischen Lage enthalten so offene und ehrliche Aussprüche, daß er damit auf's Neue die Herzen der Patrioten, den Sinn aller ernstesten Politiker gewinnen muß. Er erwähnte die bedauernswerthen Erscheinungen des deutschen Parteiwesens und legte offen dar, wie er mit diesen Thatfachen zu rechnen genöthigt ist. Es ist allerdings „eine traurige Lage der Regierung“, daß ihr „bei Verständigung mit dem Reichstage $\frac{3}{7}$ des Gebiets absolut verschlossen“ und dann auch noch der Rest nicht unter sich eins ist. Daß etwa eine nochmalige Auflösung des Reichstags schwerlich bessere Erfolge hervorbringen werde, lag schon seit dem Ausfalle der letzten Wahlen auf der Hand. Eine Fernhaltung des doktrinären Elements aus dem jetzigen Reichstage ist nicht gelungen, und der Ersatz des liberalen Ausfalles erscheint von zweifelhaftem Werthe, denn mit den bei den Wahlen sich hervordrängenden Elementen, die stark nach Reaktion rochen, konnte Bismarck nicht gebiet sein. So sieht er sich denn zu einer Wiederannäherung an die Nationalliberalen genöthigt. Er weist die reaktionären Tendenzen, die man ihm jüngst beigelegt, entschieden zurück. Wir haben nie an dieselben geglaubt, weil er damit seine eigenen Werke gefährdet haben würde; aber der jetzige Ausspruch jagt wenigstens die finsternen Gestalten wieder fort, die schon glaubten, ihre Zeit wäre wiedergekommen. Wir hätten nur gewünscht, der Fürst hätte eine solche Kundgebung früher erlassen, wozu es an Gelegenheiten wohl schwerlich gefehlt hätte. Es wäre dann ein großer Theil des Parteiwisses der letzten Zeiten erspart geblieben. Seine Empfindlichkeit, von den Nationalliberalen in den Steuerfragen im Stiche gelassen zu

sein, gibt er zu und, ohne auf eine Wendung des Zentrums mehr zu reflektiren, fordert er die beiden konservativen und die nationalliberale Partei auf, des Landes, nicht der Regierung wegen fest zu dieser zu halten und so eine geschlossene Mehrheit zu bilden gegen das sechsfach zusammengesetzte Groß der negirenden Parteien. Um dieses Zieles willen gibt der Kanzler bereits Fassungen des Gesetzes drau, durch welche „das Schiff umfanglich gezimmert“ wird. Er will um jenen Preis sogar riskiren, daß das Sozialistengesetz vorerst vielleicht hie und da nicht ausreicht und später ergänzt werden muß.

Hiermit war die Durchführung des Gesetzes nach den Kommissionsbeschlüssen, trotz ihrer mannichfach bedenklichen Punkte, gesichert. Glauben die Regierungen bei solcher Gestaltung des Entwurfs die Verantwortlichkeit übernehmen zu können, so ist das auch ein Standpunkt und vorläufig nichts dawider einzuwenden. Im Uebrigen bezeichneten die Erklärungen Bismarck's einen historischen Akt. Welchen Erfolg seine Aufforderung an die drei Parteien haben wird, kann sich frühestens in der nächsten ordentlichen Session des Reichstags zeigen. Daß an eine Verschmelzung dieser Parteien vorläufig nicht gedacht werden kann, darin geben wir Bennigsen vollkommen recht, der nach ausführlicher Darlegung der Gründe seiner veränderten Haltung zum Ausnahmegesetz den patriotischen Appell des Kanzlers freudig und mit Anerkennung aufnahm und wir können es ihm nicht verdenken, daß er Angesichts der bedenklichen, unter die Deutschkonservativen aufgenommenen Elemente von vorn herein die Zweifel in die Möglichkeit eines auch nur gemeinsamen Vorgehens andeutete. Die Gelegenheit, ein solches zu persifliren, ließ sich Windthorst bei späterer und ungeeigneter Gelegenheit nicht entgehen. Der Werth von Bennigsen's Vortrag bestand übrigens zu nicht geringem Theile in der Art, wie er, im Hinblick auf die Verhältnisse England's, die drohende Gefahr von einer neuen Seite schilderte.

Eine große Geduldsprobe war dem Reichstag am 10. Oktober durch die mehr als zweistündige Rede Hasselmann's beschieden. Gewidmet einer ausführlichen Entwicklung der sozialdemokratischen bekannten Probleme, war dieselbe von einer Menge böshafter Angriffe auf den Kanzler durchsetzt. Seine Partei schilderte der Agitator als die friedliche, das Eigenthum schützende, die Familie achtende, die in ihrer Weltbeglückung nur durch die fatale „moderne Gesellschaft“ gehindert werde. Das Hauptverdienst der Rede war die an ihren Schluß verlegte nahezu direkte Aufforderung zum Aufstand. Es nahm sich eigenthümlich aus, daß gegen die Erklärung, „daß durch dieses Gesetz geächtete Volk werde sich mit Gewalt vom Druck der Tyrannei befreien“ nur ein Ordnungsruf zu Gebote stand. Eine wohlthuende Erscheinung nach diesen Phrasen war Löwe mit seinem Hinweis auf den Schwindel, welchen solche

die Arbeiter terrorisirenden Agitatorenberufs mäsig mit deren Noth treiben und wie der Arbeiterstand sich mehr als jeder andere gehoben, wie Die, welche das Meiste für ihn gethan, von den Agitatoren verfolgt würden. Den welfischen Oberkonsistorialrath Brüel mußte man, da er einmal gewählt ist, anhören; daß er mit einem Wehrufe über die Entthronung des Welfenhauses enden würde, war voranzusehen. Auch der Elsfässer Winterer tauchte nur auf, um die Faust zu ballen; ebenso später ein Pole.

§ 1 ist schließlich nach der von der Kommission am 20. September in erster Lesung beschlossenen Fassung genehmigt, sodaß also die Untergrabung wegfällt und die anderen Erfordernisse aufgenommen sind, gegen die sich am 1. Oktober die Regierungen in der Kommission erklärt hatten. Bezüglich des Kommissionszusatzes wegen der zu verbietenden „Verbindungen“ brachte Schulze für die Stellung der Genossenschaften Besorgnisse zur Sprache, die jedoch, nach aufklärenden Erörterungen einerseits von Goflar's und Graf Eulenburg's, andererseits Lasker's und Delbrück's, durch Genehmigung einer von Gareis vorgeschlagenen Fassung Erledigung fanden. Nachdem die §§ 2—4 am 11. Oktober ziemlich glatt zur Annahme gelangt waren, entspann sich am 12. Oktober bei § 5 und 6 ein lebhaftes Treffen mit den negirenden Parteien. Zu beiden §§ erhoben sich Männer des Zentrums für die Volksfreiheit. In dieser Richtung durfte ja dessen obiges Programm des Schweigens durchbrochen werden. Es schien gar nicht übel auf Streit berechnet zu sein, als zu § 5, wonach Versammlungen, in welchen sozialdemokratische u. s. w. Bestrebungen zu Tage treten, polizeilich sollen aufgehoben werden dürfen, Brüel Wahlversammlungen ausgenommen haben wollte. Aber das junge Verhältniß der positiven Parteien hat diese Versuchung bestanden. Bei Freiegebung der Wahlversammlungen könnte das Gesetz gerade in wichtigen Zeitabschnitten illusorisch werden. Es geht durchaus nicht, daß alles in der Zwischenzeit angesammelte sozialdemokratische Gift sich in Wahlversammlungen ergießt. Die Diskussion ergab, daß freilich sozialdemokratische Wahlversammlungen nicht schon als solche verboten sein sollen, daß aber alle Wahlversammlungen unter dieses Gesetz fallen müssen, praktisch also die Sozialdemokraten, wenn sie sich nicht wunderbar reservirt verhalten, sich allerdings ganz um jenes Recht bringen werden. Die Sache so scharf durchgeführt zu haben, ist das Verdienst des Ministers Grafen Eulenburg. Zwar glaubte Hänel, von Lasker trotz Stauffenberg's Ausführungen unterstützt, noch eine Fassung gefunden zu haben, um jene Nothwendigkeit herumzukommen, glücklicher Weise lehnte dies aber eine weit größere Mehrheit ab als sich erwarten ließ, ebenso Brüel's Vorschlag und der § ging durch. Bei allen wichtigeren Fragen fällt die Diskussion leicht in aller Breite in die Generaldiskussion zurück. So war schon zu § 4 Windthorst

auf die veränderte Haltung Bennigsen's und Genossen zurückgekommen, hatte sich weidlich über die neue dreigliedrige Partei Bismarck moquirt, die Untergrabungsfrage des § 1 wieder behandelt und war schließlich sogar bei der Glaubensverfolgung von 15 Millionen Deutscher angekommen. Je weiter die Berathung fortschreitet, um so mehr treten die sozialdemokratischen Abgeordneten, und oft recht ungeberdig hervor. So Bebel zu § 2, Brake zu § 4, wo er „auf das ganze Gesetz pfeift“ und Reinders, der zu § 5 die Anhänger des Gesetzes als Landesverräther bezeichnete.

Als bei dem das Verbot periodischer Druckschriften betreffenden § 6 der ultramontane Freiheitsmann von Hertling, unter Bekämpfung des Liberalismus, die schärferen Bestimmungen fern zu halten suchte, da war es sehr zeitgemäß, daß Bamberger das volle und bewußte Eintreten der Liberalen selbst für drakonische Bestimmungen akzentuirte. Im Uebrigen kam Bamberger mehr als frühere Redner auf allgemeine Fragen zurück, auf Bismarck's Stellung zu Lassalle, auf Wagener, Robbertus, Meyer und Todt; das Beste war aber, daß er die Centrumsmänner als die eigentlichen Förderer der Reaktion hinstellte, zu welcher die Sozialdemokraten die Gesetzgebung treiben. Mit dem hieran sich knüpfenden, lebhaften Fortsetzung versprechenden Streite über die bei den Wahlen vom Centrum den Sozialdemokraten geleistete Unterstützung, insbesondere mit einem gegen Windthorst gerichteten Ordnungsrufe, dem vierten während dieser Verhandlungen, schloß am 12. Oktober die letzte Sitzung in dieser Woche.

Berlin, den 13. Oktober.

L.

An die Herren Verleger!

Wir bitten um baldigste Zusendung der Werke, die in unsrer Weihnachtsbücherschau berücksichtigt werden sollen.

Leipzig, Anfang Oktober 1878.

Die Redaktion der Grenzboten.

Verantwortlicher Redakteur: **Dr. Hans Blum** in Leipzig.

Verlag von **H. L. Gerbig** in Leipzig. — Druck von **Güthel & Herrmann** in Leipzig.

Die
Grenzboten.

Zeitschrift
 für
 Politik, Literatur und Kunst.

No. 43.

Ausgegeben am 24. October 1878.

Inhalt:

	Seite
Rückblicke auf den orientalischen Krieg 1877—1878. II. Vom Beginn des Krieges bis zur ersten Schlacht von Plewna. Von Lb.	121
Die „Kuldtsche-Frage“ zwischen Rußland und China. A. Rauchhaupt.	136
Die Leipziger Augustereignisse 1845. III. Die Landtagsverhandlungen. Hans Blum.	141
Ein sozialdemokratischer Agitator in Kalifornien. Rudolf Doehn.	145
Goethe's Stellung zur Jenaer Literaturzeitung. E. A. S. Burkhart.	150
Die sechste Woche des deutschen Reichstags. L.	156

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.
 Hierzu eine literarische Beilage von Alphons Dürr in Leipzig.

Leipzig, 1878.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postämtern des In- und Auslandes.

Zu Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz & Goshmann) in Berlin erscheint:

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Begründet von Joseph Lehmann. 47. Jahrgang. Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen Quart.

Preis vierteljährlich 4 Mark.

No. 41 des „Magazin“ enthält folgende Artikel:

Deutschland und das Ausland. Sören Kierkegaard und Arthur Schopenhauer. — **England.** Robert Browning's neueste Dichtungen. — **Rom:** Die Philosophie des Krieges. — **Nordamerika.** William Dean Howells. — **Italien.** Cair: Beiträge zur romanischen Etimologie. — **Kleine Rundschau.** Van Hasselt und L. Zehlytte: Charlemagne et le pays de Liège; l'Eburonie avant la conquête des Gaules par Jules César. — Slavische Bibliographie. — **Mancherei.** — **Neuigkeiten der ausländischen Literatur.**

No. 42 des „Magazin“ enthält folgende Artikel:

Deutschland und das Ausland. Die Wissenschaft und das Leben. — **Frankreich.** Pariser Brief. — **England** Englische Briefe. — **Italien.** Villari's Schriften zur socialen Frage. — **Polen.** Wislodzi: Alexander Wielopolski 1803—1877. — **Mancherei.** — **Neuigkeiten der ausländischen Literatur.**

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn** in **Braunschweig.**

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Der Mond

und die

Beschaffenheit und Gestaltung seiner Oberfläche.

Von **Edmund Neison**, Mitglied der Königl. astronomischen Gesellschaft zu London etc.

Autorisirte deutsche Original-Ausgabe.

Nebst einem Anhang: „Ueber einige neuere Veränderungen auf der Mondoberfläche“ von

Dr. Hermann J. Klein.

Nebst einem Atlas von 26 Karten und 5 Tafeln in Farbendruck. gr. 8. geh.

Preis mit Atlas zusammen 18 Mark.

Im Verlage von **G. Reimer** in Berlin ist
soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu
beziehen:

Freimüthige Reden

über

nationale und sociale Lebensfragen.

Von

Dr. G. S. Graue.

1 Mark 50 Pf.

Berlin, 15 October 1878.

Im Verlage von **G. Reimer** in Berlin ist
soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu
beziehen:

Religionsphilosophie

auf

geschichtlicher Grundlage

von

Dr. Otto Pflleiderer,
Professor an der Universität zu Berlin.

11 Mark.

Berlin, Anfang October 1878.

In unserm Verlage ist soeben erschienen:

Aus Friedrichs d. Großen Zeit.

Vaterländische Erzählungen

von

Friedrich Adami.

2 Bändchen.

Preis für jedes Bändchen 1 Mark.

Inhalt des ersten Bändchens:

Der König und der Lieutenant.

Wie sie Friedrich den Großen jagen wollten.

Inhalt des zweiten Bändchens:

In Sanssouci und bei Hochkirch.

Ein Werbe-Hauptmann Friedrich Wilhelms I.

und ein Soldat Friedrichs II.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Goshmann) in Berlin.

Verlag von **Otto Meissner** in **Hamburg.**

Fra Filippo Lippi.

Episches Gedicht in fünf Gesängen

von **J. v. Wildenradt.**

Preis 2 Mark 25 Pf., gebunden 3 Mark.

Rückblicke auf den orientalischen Krieg 1877—1878.

von Vd.

II.

Die Ereignisse auf dem Kriegsschauplatz in Europa bis zur ersten Schlacht bei Plewna
(30. Juli 1877).

Im Augenblicke der Kriegserklärung waren von den mobilgemachten sechs russischen Armeekorps zwei (Nr. 7 und 10) unter Oberbefehl des General Samelka als Küstenarmee längs der Küste des schwarzen Meeres von der türkischen Grenze bis nach der Krym vertheilt, mit den Hauptkräften standen sie bei Nikolajew und Odessa. Eine Division des 7. Armeekorps wurde jedoch sehr bald zur Besetzung des unteren Donanlaufes von Galacz abwärts an die Operationsarmee herangezogen und ging später ganz in deren Bestand über. Die eigentliche Operationsarmee unter dem Oberbefehl des Großfürsten Nikolaß, Bruders des Kaisers Alexander II., bildeten das 8. 9. 11. und 12. Armeekorps (bestehend aus den Infanterie-Divisionen Nr. 9. 14. 5. 31. 11. 32. 12. 33, welche in dieser Reihenfolge zu je zwei den genannten Armeekorps angehörten, und den Kavallerie-Divisionen Nr. 8. 9. 11 und 12.) Zugetheilt waren der Armee außerdem eine Schützenbrigade mit 4 Bataillonen, eine aus ausgewanderten Bulgaren gebildete Bulgarische Legion von 6 Bataillonen, eine kombinirte Kasaken-Division und eine Anzahl einzelner Kasaken-Regimenter, 2 neugebildete Gebirgsbatterien, technische Truppen, ein Belagerungstrain und 4 Marinekompagnien (zwei der Garde, zwei des schwarzen Meeres) zur Besetzung einer Donauflotte, für welche 24 zerlegbare Fahrzeuge mitgeführt wurden. Als Eskorte des großen Hauptquartiers, in dem am 22. April auch der Kaiser Alexander selbst eintraf, sollten dienen 2 Kompagnien Fuß-Kasaken (Plastuny) $\frac{1}{2}$ Eskadron gemischter Garde-Reiter und 1 Eskadron Ural-Kasaken. Nach dem Einmarsch in Rumänien und während des Aufmarsches an der Donau wurden durch Befehl vom 8. Mai der Operationsarmee noch zuge-

Grenzboten IV. 1878.

wiesen das 4. (Minsk), das 13. (Schitomis) und das 14. (Kiew) Armeekorps mit den Infanterie-Divisionen Nr. 16. 30. 1. 35. 17. 18. und den Kavallerie-Divisionen Nr. 4. 13. und der Don-Kasaken-Division. Ferner ward der Armee zugetheilt eine zweite Schützenbrigade, eine neue Don-Kasaken-Division und einige weitere Kasaken-Regimenter nebst 3 Kasaken-Batterien, so daß nun, bei 14 Infanterie- und 9 Kavallerie-Divisionen, die Armee zählte: 182½ Bataillon Infanterie, 228 Eskadrons und Esotnien, 84 Fuß-, 21 reitende- und Kasaken-Batterien, 4 ganze (Sappeurs), 4 halbe (Pontonniere) technische Bataillone und einen Belagerungstrain von 350 Geschützen.

In der zuerst angegebenen Stärke von 4 Armeekorps über schritt die Operationsarmee am 24. April die Grenze der Moldau, und damit die des türkischen Reiches, nachdem schon am 16. April mit Rumänien eine, erst später bekannt gemachte, Konvention abgeschlossen worden war, welche, kurz gesagt, den Russen gestattete, soweit es die militärischen Interessen erforderten, in Rumänien zu schalten und zu walten wie im eigenen Lande.

Der Uebergang erfolgte bei den drei Punkten Kubei, wo der größte Theil des 11. Korps und die 3. Schützenbrigade stand, in der Richtung auf Bolgrad, von Besh tamak, mit der kombinierten Kasaken-Division und einem Theile des 11. Korps auf Leowo, und mit dem 8. 9. und am folgenden Tage dem 12. Korps bei Ung heni, der Grenzstation der Eisenbahn nach Jassy.

Bemerkenswerth wurde der Uebergang über die Grenze namentlich durch die Marschleistungen einzelner Truppentheile. So legte die Tete der Kasaken-Division die Strecke von der Grenze bei Leowo bis zur Eisenbahnbrücke über den Szereth bei Barboschi, 160 km, in 12 Stunden zurück. Das Gros dieser Division traf nach 34 Stunden am Nachmittag des 25. bei Barboschi ein. Ebendahin resp. nach Galatz gelangte am Abend des 25. von Kubei aus (80 km) der Oberst Biskupski, Chef des Generalstabes 11. Armeekorps mit einem aus allen Waffen gemischten Detachement. Die Bahn, der Haupt-Anmarschweg zur Donau, fiel unversehrt in russische Hände und wurde bald auch durch Batteriebauten gedeckt. Unter dem Schutze des 11. Korps, welches die zunächst bedrohten Punkte des unteren Donaulaufes, namentlich Galatz und Braila besetzt hielt, vollzog sich dann unbehelligt bis zum 20. Mai der Aufmarsch der russischen Armee an der Donaulinie bis aufwärts zur Einmündung der Muta, während gleichzeitig die rumänische Armee, die Stellungen an der Donau allmählig räumend, in der kleinen Walachei, um Krajowa sich konzentrierte, mit einer Division aber bei dem anfänglich geräumten Kalasat dem türkischen Korps bei Widdin gegenüberstand.

In den letzten Tagen des Mai 1877 befand sich die russische Armee ungefähr in folgender Aufstellung: die Vorposten standen zusammenhängend

längs der Donau. Dahinter war in dem Abschnitte zwischen Muta und Webe*), um Turnu-Magurelli, die 8. Kavallerie-Division mit 2 Kasaken-Regimentern, als Reserve um Alexandria die Infanterie des 12. Korps aufgestellt, noch weiter rückwärts um Slatina an der Muta lag als General-Reserve für den rechten Flügel die 31. Infanterie- und die 9. Kavallerie-Division. Zwischen dem Webe und der Argisch-Mündung stand in erster Linie die kombinierte Kasaken-Division mit der 4. Schützenbrigade um Schiurschewo und die 32. Infanterie-Division um Oltenița, in Reserve dahinter die Infanterie des 8. Korps um Schilawa, in dritter Linie die 5. Infanterie- und die 12. Kavallerie-Division in der Gegend um Bukurest. Abwärts der Argisch-Mündung war die 11. Kavallerie-Division um Sobosia, die 11. Infanterie-Division um Galaz aufgestellt, weiter abwärts befanden sich schon Theile des 7. Armeekorps.

Im Laufe des Juni gelangte nach Galaz das 14. Armeekorps, und das 11. Korps wurde um Oltenița wieder vereinigt. Das 13. Korps wurde nach Alexandria dirigirt, das 4. aber längs der Eisenbahnlinie Galaz-Bukurest aufgestellt, um hier als allgemeine Reserve zu dienen.

Den Russen gegenüber standen südlich der Donau die Türken, soweit Zeitungsnachrichten darüber Auskunft geben können, um Mitte April ungefähr in folgender Vertheilung: In der Dobrudscha etwa 30,000 Mann, bei Silistria 14,000 Mann, bei Ruschischul 13,000 Mann, dahinter bei Warna 10,000 Mann und bei Schumla 22,000 Mann, ganz im Westen bei Widdin 36,000 und sonst in den übrigen Donaupläzen wie im Innern Bulgariens vertheilt 16,000 Mann, endlich in Sofia in der Versammlung begriffen 20,000 und in Konstantinopel 13,000 Mann. Für den Feldzug an der Donau kamen also zunächst in Betracht 174,000 Mann, wohlverstanden einschließlich der Festungsbefestigungen. Eine Ordre de Bataille gab es nicht. Die Bildung größerer Heeresheile lehnte sich lediglich an die Plätze, in und bei denen sie gebildet wurden. Die Truppen waren übrigens seit Mitte April in vielfacher Bewegung und wurden fortwährend verstärkt; als im Juni der russische Angriff erfolgte, zeigte sich die Gruppierung der Streitkräfte schon wesentlich geändert.

Der türkischen Donau-Flotille waren noch 6 Fahrzeuge der Meeres-Flotte zugewiesen und die Flotille trat zuerst in kriegerische Thätigkeit.

Die russische Heeresleitung hatte sich bereit die gefährdeten Punkte des Donauufers besetzen zu lassen, und gleich nach der Besitznahme wurde mit der Anlage von Batterien zur Beherrschung des Stromes sowie mit dem Versenken von Torpedos zur Abwehr der türkischen Schiffe begonnen. So lange noch kein

*) Vgl. die Karte der europäischen Türkei in Stieler's Handatlas, deren Schreibweise für alle Ortsnamen angenommen ist.

Belagerungsgeſchütz herangekommen war, wurden die Batterien mit Feldgeſchütz armirt. Mit der Ankunft an der Donau begann aber auch das Zusammenſetzen der zerlegbaren Boote, um von ihnen aus mit Torpedos die türkiſchen Schiffe direkt angreifen zu können.

Am 30. April gelang es noch dem türkiſchen Admiral Hobart Paſcha, einem Engländer von Geburt, von Ruſchſchuk aus mit einem Panzerschiffe wieder die hohe See zu gewinnen und die Batterien von Braila und Galaß unverlezt zu paſſiren. Die national-türkiſchen Offiziere zeigten weniger Kühnheit und Gewandtheit. Am 3. Mai veranlaßte das Feuer von 4 leichten Feldgeſchützen 2 Monitors, welche von Matſchin aus die Donau abwärts fahren ſollten, wieder in den Kanal von Matſchin zurückzugehen. Am 11. Mai wurde das Panzerschiff Litſi-Djelil von einer mit Belagerungsgeſchütz armirten Uferbatterie bei Braila aus durch zwei Treffer in die Luft geſprengt, am 15. Mai wurden, unter dem Feuer der türkiſchen Schiffe, im Kanal von Matſchin Stromſperren angelegt, und dadurch die dort befindlichen türkiſchen Schiffe eingekloſſen; am 26. Mai früh nach 2 Uhr wurde im Kanal von Matſchin der türkiſche Monitor Chiwſi-Rachman von den Marineliutenants Dubaſſow und Scheſtaſow mittelſt Angriffs-Torpedos in die Luft geſprengt, was nur dadurch zu ermöglichen war, daß die Sprengpatronen an der Spitze der 6 m langen, 5 m über Bord hervorragenden, Stangen in direkte Berührung mit dem feindlichen Schiffe gebracht wurden.

Angeſichts dieſer energiſchen Thätigkeit der Ruſſen auf der Donau ſelbſt gaben die türkiſchen Schiffe ihre Unternehmungen ſo gut wie ganz auf, um ſpäter, zum größten Theile ohne Kampf, in ruſſiſche Hände zu fallen.

Die Thätigkeit der Landtruppen blieb während des Aufmarches und, des hohen Waſſerſtandes in der Donau wegen, noch wochenlang nachher auf wenige kleine Ueberfalls-Versuche und auf das zeitweiſe Feuer der beiderſeitigen Uferbatterien beſchränkt. Erſt in der zweiten Hälfte des Juni fiel das Waſſer plötzlich und ſchnell, und damit war der Augenblick zu weiterem Vorgehen gekommen.

Wie die Türken die ihnen gewährte lange Ruhe benutzten, iſt nicht erkennbar. Starke Truppenverſchiebungen fanden ſüdlich der Donau fortgeſetzt ſtatt, namentlich die Dobruſtſcha wurde faſt ganz von Truppen entblößt, für energiſche Abwehr eines Ueberganges der Ruſſen über den Strom war aber ſchließlich nichts vorgeſehen.

Die ruſſiſchen Truppen wurden für den Uebergang detart gruppiert, daß die 3. Schützenbrigade und die 36. Infanterie-Division des 7. Korps den Stromlauf unterhalb des Pruth deckte, das 4. Armeekorps in dem Donaubogen ſüdlich der Zalomiza gegenüber Siliftria und Hirſowo, das 11. Korps mit je

einer Division bei Schiurschewo und Olteniza stand, während das 14. Korps bei Galatz und Braila, das 8. 9. 12. und 13. Korps mit der 11. Kavallerie-Division bei Jimniza und Turnu-Magurelli (gegenüber Nikopoli) konzentriert waren.

Am meisten gefährdet war diese russische Aufstellung, wenn es den Türken gelang, von der weit nach Norden vorspringenden Dobrudscha aus die Donau zu überschreiten, und so die Verbindung des ganzen Heeres mit der Heimath zu unterbrechen. Wirksam konnte dieser Gefahr nur begegnet werden durch Besiznahme der Dobrudscha selbst und durch Zurückdrängen der türkischen Streitkräfte bis in die Höhe des übrigen Theils des von West nach Ost gerichteten Donanlaufes, also über den Trajanswall hinaus bis in die Linie Silistria-Mangalia. Eignete sich auch das trockene Hochland der Dobrudscha nicht für die Bewegungen größerer Heeresmassen, so bedrohte doch ein dort stehendes russisches Korps die Plätze Silistria und Warna, sowie mit letzterem die Eisenbahn von Ruschtschuk, eine Hauptverbindungsline der türkischen Armee. Ihre Deckung allein mußte beträchtliche türkische Streitkräfte nach dieser Seite fesseln. Dem 14. Armeekorps unter General Zimmermann fiel deshalb der erste Uebergang zu. Am 19. Juni wurde bei Braila mit den Vorbereitungen zum Bau einer Brücke (aus Klähnen und Flößen) begonnen, am 22. Juni früh wurde von Galatz aus die Brigade Schukow der 18. Division zunächst mit 10 Kompagnien der Regimenter Nr. 69 und 70 auf Klähnen über die Donau gesetzt. Die Abtheilungen hatten auf der breiten Sumpf- und Stromfläche fast 6 km zurückzulegen und landeten, von heftigem Gewehrfeuer empfangen, auf der Landzunge von Garbina. Das dort stehende türkische Bataillon wurde von Matschin aus bald auf 3000 Mann mit 300 Reitern und 2 Geschützen verstärkt. Um 7 Uhr früh gingen diese gegen die russische Infanterie, die noch ganz auf sich allein angewiesen war, umfassend zum Angriff vor. Die Kompagnien hielten sich aber, bis um 12 Uhr 2 Geschütze ankamen. Nun stürmte General Schukow die Höhe von Budjak, welche die ganze Umgegend beherrschte, und die Türken zogen sich zurück. Mit einem Verlust von 6 Offizieren, 138 Mann, wovon 3 Offiziere, 43 Mann todt, war der Uebergang über den breiten Strom wie spielend gewonnen. Während der General vor weiterem Vorbringen sich zu einer nöthigenfalls hartnäckigen Vertheidigung einrichtete, nahm man von Braila aus wahr, daß die Türken auch die Festung Matschin räumten. Ein Detachement Freiwilliger besetzte dieselbe noch in der Nacht zum 23. An diesem Tage ging General Zimmermann mit dem 68. Regiment auf einem Dampfer und einer Anzahl Boote ebendahin, die Kasaken-Division folgte, General Schukow wurde dann ebenfalls nach Matschin bernsen. Der am 23. begonnene Bau einer Brücke von Braila nach Matschin ward am 26.

beendet, und der Rest des 14. Korps ging auf ihr über. Die Türken räumten schon am 23. Isaktscha und Tultscha, am 24. Girjowa, und, während die Russen nach Besetzung der genannten Orte sich auf Babadagh in Bewegung setzten, konzentrirten sie ihre schwachen Kräfte in Rassowa. Das 14. Korps besetzte demnächst ohne weiteren Widerstand zu finden die Dobrubdscha, Mitte Juli auch den Trajanswall, dann aber ward, einige Rekognoszirungen ausgenommen, monatelang von weiteren Unternehmungen desselben nichts mehr berichtet.

Nachdem der erste Donauübergang so leicht gelungen war, wurde im Westen des bulgarischen Festungsvierecks seitens der Hauptkräfte des russischen Heeres der zweite ernstere Angriff ausgeführt.

Der zuerst für den 24. Juni beabsichtigte Uebergang konnte wegen nicht rechtzeitiger Ankunft der Pontons erst am 27. früh bei Zimniza zur Ausführung gebracht werden. Inzwischen waren längs des ganzen Donauufers von Kalarasch gegenüber Silistria aufwärts bis nach Kalafat gegenüber Widdin die Uferbatterien in ununterbrochener Thätigkeit und hielten die Türken überall in Athem; von Turun-Magurelli aus gelang es den Batterien, zwei türkische Monitors so zu beschädigen, daß dieselben auch später den Hasen von Nikopoli nicht mehr zu verlassen wagten. Die Uebergangsstelle ward überdies gegen Angriffe zu Schiff durch Versenken von Torpedos gesichert. Durch diese Torpedosperrre auf Zimniza aufmerksam gemacht, hatten die Türken ihre Besatzung in Schistowa noch in aller Eile verstärkt. Russischerseits war am Abend des 26. Juni die 14. Infanterie-Division des 8. Korps, Gl. Radefki, die vierte Schützenbrigade, die beiden Kasaken-Kompagnien des Konvoi und die beiden Gebirgsbatterien zum Uebergang versammelt. Eine Anzahl Batterien wurden am Uferande eingegraben, von 10 Uhr ab brachte man die Boote in's Wasser, um 1 Uhr bestieg die erste Staffel, das Regiment Nr. 53 (Wolhynien) mit 11 Kompagnien, 1 Eskotnie Mastuny und einer Gebirgsbatterie, die Boote und fuhr in der Richtung auf die gegenüberliegende Mündung des Tekirbaches ab. In der Dunkelheit kamen die Boote etwas aneinander. Nach etwa dreiviertel Stunden laudeten die ersten Kompagnien unbemerkt, bald stieß man aber auf eine Patrouille, welche die Türken alarmirte, und kurze Zeit darauf sah man sich überlegenen Kräften gegenüber auf die Vertheidigung des Uferandes beschränkt. Das Uebersetzen, mit anbrechendem Tage unter dem Feuer der türkischen Batterien, dauerte ununterbrochen fort. Nachdem bis 5 Uhr auch das Regiment Nr. 54 zum größten Theile übersezt war, stürmte der Brigadeführer Folschin die Höhen am Tekirbache, und schaffte Raum zu weiterer Entwicklung.

Inzwischen war auch der Divisionskommandeur, General Dragomirow und die zweite Brigade, (Ngr. Nr. 55 und 56) übergesetzt. Letztere rückte um 8 Uhr

gegen Schitowa vor, das sie bereits geräumt fand. Die 4. Schützenbrigade ging von 10¼ Uhr ab in direkt südlicher Richtung vor, wo die Türken erst gegen 3 Uhr den Widerstand aufgaben und gegen Bjela abzogen. In Erwartung eines ernstlichen türkischen Angriffs ließ man der 14. Division zunächst ihre Artillerie folgen, dann begann das Uebersetzen der 9. Division. So brach die Dunkelheit herein ehe das 8. Korps südlich der Donau wieder vereinigt war. Der erneute türkische Angriff blieb aber aus. Die türkischen Heerführer hatten sich zum zweiten Male überraschen lassen, und mit einem Gesamtverluste von 29 Offizieren, 715 Mann, davon 6 Offiziere, 327 Mann todt, war die schwierige Operation des Donau-Ueberganges glänzend gelungen.

Das Uebersetzen der Russen dauerte während der Nacht fort. Am 28. früh stand das 8. Korps, allerdings ohne Kavallerie, und ein Theil der 35. Division des 13. Korps, zusammen etwa 40,000 Mann, kampfbereit südlich der Donau, doch erfolgte auch nicht ein Versuch der Türken, den weiteren Uebergang und das Vorrücken der Russen aufzuhalten.

Der Brückenbau begann am 28. Juni früh und war bis zum Abend beendet. Nachdem die Infanterie und Artillerie des 13. Korps im Laufe des 28. mit Booten völlig übergesetzt waren, passirte am 29. früh zuerst die Kavallerie-Division des 8. Korps die Brücke. In der Nacht vom 29. zum 30. Juni zerstörte aber der Sturm einen Theil der Brücke und erst am 2. Juli ward sie völlig wieder hergestellt. Am 3. Juli konnten die Russen weiter vorrücken. Am 5. ward nach leichtem Kavalleriegefecht Bjela an der Santra, Uebergang der Hauptstraße nach Ruschischuk, besetzt, und wenige Tage später war die ganze Santra-Linie unbestritten im russischen Besiz. Schon im Laufe des 28. hatte der Kaiser Alexander mit dem Großfürsten Nikolaus die übergegangenen Truppen begrüßt.

Das weitere Vorgehen sollte nun in der Art erfolgen, daß unter General Gurko ein besonderes Avantgardenkorps gebildet wurde, zum Vorgehen gegen den Balkan, diesem sollte das 8. und eventuell später das 11. Korps folgen; dem 12. und 13. Korps unter dem Großfürsten Thronfolger wurde die Sicherung dieses Vorgehens gegen die bei Ruschischuk und Schumla gesuchten Hauptkräfte des türkischen Heeres übertragen, gegen welche sich ja auch das Dobrudscha-Korps fühlbar machen mußte. Dem 9. Armeekorps fiel die Sicherung gegen Westen zu, wo ohnedies die Operationen der Rumänen von Kalafat aus bedeutende Streitkräfte bei Widdin festzuhalten bestimmt waren, soweit diese nicht zum Schutze von Adrianopel hinter den Balkan zurückgenommen wurden.

Das Korps des General Gurko wurde gebildet aus der 4. Schützenbrigade und der Bulgarischen Legion, 2 Sotnien Pflastmuy nebst 2 Gebirgsbatterien, dazu in 3 Kavallerie-Brigaden 3 Linien-Kavallerie- und 3 Kasaken-Regimenter

mit 3 reitenden resp. Don-Batterien, ferner $\frac{1}{2}$ Eskadron Garde-Kavallerie und 1 Esotnie Ural-Kasaken zusammen $10\frac{1}{2}$ Bataillone, $31\frac{1}{2}$ Eskadrons, 5 Batterien nebst einem Detachement Pionniere. Eine vierte (Kasaken-) Brigade, die einstweilen die Sicherung gegen Westen übernahm, blieb bald ganz bei dem 9. Armeekorps.

Die Korps des Großfürsten schoben allmählig ihre Vortruppen von Bjela bis an den schwarzen Lom in der Richtung auf Ruschtschuk vor, doch verhielt man sich hier beiderseits passiv.

Das Gurko'sche Korps, welches schon am 3. Juli 1877 den Vormarsch von Schistowa angetreten hatte, gab das Vorgehen im Jantra-Thale gegen Tirnowa bald auf und wandte sich westlich um auf der Straße von Selwi jene Stadt zu erreichen. Nach kurzem Gefecht am 7. Juli mit ca. 400 türkischen Kavalleristen bei Kajabunar, 14 km westlich Tirnowa, und leichtem Kampfe gegen Artillerie und Infanterie am Eingange von Tirnowa selbst, wurde diese Stadt am 8. Juli von den Russen besetzt; am 12. Juli gelangte auch die Fete der 9. Division (8. Armeekorps) und mit ihr das Armeehauptquartier hierher. Die türkische Besatzung hatte sich auf Özmanbazar zurückgezogen. Beim Ueberschreiten des Balkan mußte man endlich auf ernstestn Widerstand gefaßt sein. General Gurko erfuhr jedoch von Bulgaren, daß nur auf der Hauptstraße über Gabrowo nach Kefanlyk der Tschipta-Paß mit etwa 5000 Mann besetzt sei, alle Nebenpässe aber, weil sie für unpassirbar galten, unbesezt geblieben seien. Er überschritt deshalb, unter Zurücklassung einiger Reiterei zur Beobachtung des Tschipta-Passes in der Front, vom 10. Juli ab den Balkan auf einem Saumpfade 35 km östlich des Tschipta-Passes, und besetzte am 14. Juli Morgens nach leichtem Gefecht Chaintöi, am Ausgange des gleichnamigen Passes. Zur Deckung dieses Ortes blieben 4 Bataillone Bulgaren mit einem Kasaken-Regiment und den Gebirgsbatterien zurück. Mit dem Rest von $6\frac{1}{2}$ Bataillonen, $14\frac{1}{2}$ Eskadrons, 2 Batterien ging Gurko am 16. gegen Kefanlyk vor, welches er aber nach wiederholten Kämpfen erst am 17. erreichen konnte. Zu Gurko's Unterstützung ließ nördlich des Balkan General Radeßki Abtheilungen des 8. Armeekorps über Gabrowa gegen den Tschipta-Paß vorgehen, die am 17. auch einen ernstestn Angriff gegen die Besatzung dieses Passes führten, aber, weil der erwartete gleichzeitige Angriff Gurko's von Süden ausblieb, unverrichteter Sache zurückgehen mußten. Am 18. ging Gurko seinerseits mit einigen Schützenbataillonen gegen die Besatzung des Passes vor, mußte sich aber nach Verlust von 150 Mann mit dem Festhalten des Dorfes Tschipta begnügen. Einen am 19. Juli früh beabsichtigten allgemeinen Angriff hielten die Türken durch Kapitulationsverhandlungen bis Mittag hin, und benutzten diese Zeit zu eiligem Abzuge, bei dem sie unter Andern 8 Geschütze

stehen ließen. Die am 19. Juli Mittags von Nord und Süd vorgehenden Abtheilungen fanden den Tschipta-Paß geräumt. Das 8. Armeekorps übernahm die Sicherung des Passes und der anliegenden Gebirgs-Gruppen und -Uebergänge. Die weiteren Aufgaben im Süden des Balkan mußte von nun ab der General Gurko mit seinen schwachen Kräften selbständig verfolgen; denn die russischen Truppen im Norden des Balkan wurden zu dieser Zeit nach anderer Seite in Anspruch genommen. Gurko ließ seine ermatteten Truppen in und bei Kesantyl einige Tage ruhen, während nur einzelne Abtheilungen im Dorfe und dem Passe von Tschipta standen. Am 22. Juli jedoch entsandte er auf Ansuchen der Einwohner ein Kavallerie-Regiment mit 2 Geschützen nach Eski-Saghra. Auf die Nachricht von dem Erscheinen feindlicher Truppen an den Bahnlinien Tyrnowa-Zamboly und Tyrnowa-Philippopol schickte er dasselbe Regiment nach der Station Kajadschik an der Eisenbahn nach Philippopol, ein anderes nach Karabunar an der Bahn nach Zamboly, um diese beiden Stationen zu zerstören. Zugleich ließ er Eski-Saghra durch 4 Bataillone Bulgaren mit Kavallerie unter dem Herzog Nikolaus Leuchtenberg besetzen. Das erstgenannte Regiment zerstörte Kajadschik und erfuhr die Versammlung türkischer Truppen in Tyrnowa; das andere stieß bei Karabunar auf 4 türkische Bataillone und mußte sich mit Zerstörung einer Bahnstrecke nördlich der Station begnügen. Rekognoszirungen am 27. Juli fanden die Station Karabunar und Zeni-Saghra mit je 6—7 Bataillonen besetzt. Gurko beschloß letzteren Ort zu nehmen, damit nicht die Türken die Pässe von Chaintioi und Twardiža bedrohen könnten; eine Brigade der 9. Division sollte ihn dabei unterstützen. Am 29. Juli setzten sich alle Truppen auf Zeni-Saghra in Bewegung, am 30. sollte der Angriff konzentrisch in 3 Kolonnen erfolgen. Schon in der Nacht vom 28. zum 29. Juli wurde die Anwesenheit türkischer Truppen auch in Kaloser (30 km westlich Kesantyl) gemeldet. Auf dem Marsche am 29. stieß der Herzog Nikolaus Leuchtenberg, dessen Detachement die südlichste Kolonne bildete, 12 km westlich Zeni-Saghra auf ein starkes türkisches Detachement, das er erst am Abend wenige Kilometer zurückdrängen vermochte, und er bezog dann ein Bivak bei Dalboka 12 km von Zeni-Saghra. Hier erhielt er die Nachricht, daß von der Eisenbahnstation Karabunar her neue türkische Truppen auf Eski-Saghra im Anmarsch wären. Er eilte in aller Frühe mit den 4 Bataillonen Bulgaren und einer Batterie dorthin und besetzte es noch vor dem Feinde. Den Herzog Eugen Leuchtenberg hatte er mit der Kavallerie und einer Batterie seines Detachements gegen Zeni-Saghra stehen lassen. Dieser hielt die vor ihm stehenden türkischen Truppen wenigstens so lange fest, daß sie weder bei Zeni-Saghra in das Gefecht eingreifen, noch auf Eski-Saghra folgen konnten.

Es waren die von Keuf Pascha über Adrianopel zur Vertheidigung des Balkan herbeigeführten Truppen, die man bei Zeni-Saghra bekämpfte; es war die Avantgarde des Korps von Suleiman Pascha, der aus Montenegro abberufen und bei Dedeagatsch gelandet war, die jetzt auf Esli-Saghra vorrückte.

Am Abend vereinigten sich beide Leuchtenberg in einer Stellung bei Midinlii östlich Esli-Saghra; der Gegner, welchen der jüngere vor sich gehabt, folgte dahin, während man auch südlich die Bivakfeuer des heranrückenden Suleiman vor sich sah.

General Gurko hatte am 30. früh mit seinen beiden andern Kolonnen verhältnißmäßig leicht Zeni-Saghra genommen, ließ die Schützenbrigade dort, und brach am Nachmittag mit den übrigen Truppen gegen Esli-Saghra auf. Er bivakirte etwa auf halbem Wege bei einem Dorfe Karabunar. Am 31. Juli früh rückte er weiter zum Angriff vor. Suleiman hatte sich Gurko's Angriff gegenüber verschauzt, während er gegen die Stellung Leuchtenberg's selbst angriffsweise vorging. Des Letzteren Truppen vertheidigten sich hartnäckig, und Gurko konnte nach langem Kampfe, nachdem er mühsam einen türkischen Gegenstoß abgewehrt, mit der noch rechtzeitig eingetroffenen Schützenbrigade selbst in die türkische Stellung eindringen. Suleiman ließ darauf von seinem Angriff ab. Der Sieg war mit einem Verluste von 517 Mann erkauft. Bei der Uebermacht Suleiman's aber konnte Gurko ohne neue Verstärkung sich nicht mehr südlich des Balkan behaupten und zog daher am 1. August unverfolgt wieder gegen den Chaintioi-Paß ab, den er am 3. passirte. Er hatte vom 14. Juli bis 1. August bei seinen russischen Truppen 43 Offiziere 947 Mann verloren, von der bulgarischen Legion 22 Offiziere 600 Mann. Die Verhältnisse im Norden des Balkan zwangen dazu die Früchte des kühnen Zuges aufzugeben. Nur die gewonnenen Pässe über den Balkan blieben in russischen Händen.

Wie oben gesagt, war nach gelungenem Donauübergange dem 9. Armeekorps (General Krüden er), unter Zutheilung noch einer Kasaken-Brigade, die Aufgabe zugefallen, das Vorgehen gegen den Balkan gegen die im Westen Bulgarien's vorhandenen türkischen Streitkräfte zu sichern, deren Hauptmasse man bei Widdin festgehalten glaubte. Das 9. Korps wurde am 8. Juli in Turnu-Magurelli durch die 4. rumänische Division abgelöst, welche hier die Beobachtung von Nikopoli übernahm, ging am 9. und 10. bei Zimnița über die Donau, und kam am 12. bei Nikopoli an, wo inzwischen die schon erwähnte Kasaken-Brigade die Anwesenheit einer schwachen türkischen Division im nächsten Bereiche der Festung ermittelt hatte. Von den Vorgängen jenseit des Wid war auch den Kasaken noch nichts bekannt.

Die älteren Befestigungen von Nikopoli waren wesentlich nach der Donau

gerichtet. Auf der Landseite waren drei Redouten auf den die Stadt umgebenden Höhen angelegt, die das Terrain östlich bis zum Ermeni-Bache, westlich bis zur Osma beherrschten. Zwischen diesen Redouten und einigen daneben angelegten Batterien hatten die türkischen Truppen unter Hassan Pascha sich konzentriert. Nach genauer Refognoszirung am 13. und 14. wurden in der Nacht zum 15. August gegenüber der mittleren Redoute fünf Batterien eingerichtet, die am frühen Morgen ihr Feuer eröffneten. Gleichzeitig begann auch der Angriff. Auf dem linken Flügel ging General Schilder-Schuldner mit der ersten Brigade seiner (5.) Division nebst einem Ulanen-Regiment und den leichten Batterien der Division, die linke Flanke gedeckt durch die Kasaken-Brigade, im Osma-Thale abwärts vor, vertrieb die Türken von den dortigen Brücken und wandte sich dann, rechts schwenkend, gegen die Redoute No. 3, vor der gegen 2 Uhr, mit Hilfe des rechts der Osma vorgegangenen Regiments No. 123 (31. Division), auch eine Batterie genommen wurde. Darauf ließ General Krüdener auch die Redoute No. 2 angreifen, welche das Regiment No. 20 im ersten Anlauf nahm. Die Truppen des russischen rechten Flügels, welche über Ermeni und im Donauthale heranrückten, nahmen später im Verein mit der Reserve auch die Redoute No. 1. Gegen Abend waren die Türken auf die Stadtbefestigung und die tapfer behauptete Redoute No. 3 beschränkt, und zugleich von allen Seiten eingeschlossen. Ein nachts 11 Uhr von einigen türkischen Kompagnien unternommener Durchbruchversuch mißlang. Am 16. früh sollte der Angriff fortgesetzt werden, aber schon um 4 Uhr kapitulirte Hassan Pascha und übergab die Festung mit 7000 Mann und den beiden früher erwähnten beschädigten Monitors. Die Russen hatten bei dem Angriff 1310 Köpfe verloren.

Während dieses Angriffs auf Nikopoli hatte die Kasaken-Brigade sich den Wid entlang bis Samowit gezogen, das Ulanen-Regiment des General Schilder aber bei Samlikioi den Schuß nach Westen übernommen.

Erstere Brigade glaubte General Krüdener nach der Einnahme von Nikopoli entbehren zu können, und dirimirte sie deshalb auf Tyrnowa; andererseits ließ er das 19. Regiment seines Korps, das noch in Schistowa zurückgehalten war, am 16. Juli in der Richtung auf Plewna am Wid aufbrechen, um dadurch Schuß gegen Süden zu erhalten. Am 17. wurde Lowaß von Kasaken mit 2 Geschützen besetzt, und dort eine Bande Irregulärer vertrieben, sonst lagen keine Anzeichen von der Nähe irgend eines Gegners vor.

Am 18. Juli kam jedoch die Meldung, daß auch in Plewna türkische Truppen sich sammelten. Der General Schilder-Schuldner erhielt den Auftrag, diese Truppen zu zerstreuen, und den wichtigen Wid-Übergang der Straße nach Sofia zu sichern. Zu dem 19. Infanterie-Regiment, das schon über Bulgareni

hinausgerückt war, wurde ihm noch die erste Brigade seiner Division (Regimenter No. 17 und 18) mit 4 Batterien, die in Bulgareni angehaltene Kasaken-Brigade und noch ein Kasaken-Regiment überwiesen, zusammen 9 Bataillone, 18 Esotmien, 4 Batterien.

Der General versammelte seine Infanterie und Artillerie noch am 18. bei Tschestowa, (22 km von Plewna), und rückte am 19. gegen Plewna vor, wobei das letztgenannte Kasaken-Regiment dem Laufe des Wid zu folgen hatte. Um 2 Uhr Nachmittags auf den Höhen von Plewna anlangend fand er die Stadt und die nächste Umgebung besetzt. Die sofort auf der Höhe von Griwiga auffahrenden Batterien beschossen die türkische Stellung und theilweise die Stadt bis zur Dunkelheit, ein Angriffsversuch der Kasaken wurde abgewiesen. Es war die Avantgarde Osman Pascha's, der, Anfang Juli von Widdin aufgebrochen, am Wid eingetroffen war und hier vor weiterem Vorrücken seine Streitkräfte zusammenzog. Während nun Osman zur Aufklärung über den vor ihm stehenden Gegner diesen mit den bereits versammelten Truppen am 20. anzugreifen beschloß, hatte auch General Schilder-Schuldner für den 20. früh einen allgemeinen Angriff befohlen. Die türkische Infanterie kam schon vor dem Feuer der Kasaken zum Stehen. Die russischen Regimenter trieben, weit aneinander gezogen, den Feind bei ihrem Vorgehen von Stellung zu Stellung bis in die Stadt zurück, wo sie etwa 7 Uhr früh eindrangen. Der hartnäckige Kampf aber erschöpfte sie und ließ Zusammenhang und Führung verloren gehen. Die Batterien, deren Munitionswagen in Bulgareni zurückgeblieben waren, hatten sich verschossen. Als gegen 9 Uhr türkischerseits ein neuer Vorstoß mit überlegenen Kräften erfolgte, konnten die aufgelösten Truppen demselben nicht mehr widerstehen. Der Rückzug erfolgte in verschiedenen divergirenden Richtungen. Zuerst ging auf dem linken Flügel das 19. Infanterie-Regiment, das noch nicht in die Stadt eingedrungen war, und mit ihm die Kasaken-Brigade, auf Stalewiga zurück, gegen 11 Uhr nahm der General auch das 17. und 18. Regiment zurück, die er unmittelbar vor sich hatte, und deren Theile aus dem Innern der Stadt nur mit neuen großen Verlusten herauszuziehen waren. Das eben eintreffende 20. Infanterie-Regiment konnte im Verein mit dem 9. Kasaken-Regiment nur noch den Rückzug decken, der bis Bryslan 16 km nordöstlich Plewna an der Straße nach Nikopoli fortgesetzt wurde. Die Truppen des linken Flügels waren nach Bulgareni zurückgegangen. Erst am 21. Juli konnte die Division sich wieder vereinigen. Die Verluste, welche namentlich die Regimenter No. 17, 18 und 19 betrafen, beliefen sich auf 74 Offiziere, 2771 Mann, über ein Drittel der im Gefecht gewesenem Stärke.

Es war der erste größere Zusammenstoß in diesem Kriege, wo die Russen

einen ebenbürtigen, an Zahl ihnen gewachsenen Gegner vor sich hatten; er war zu einer Niederlage der 5. Division geworden. Trotz der vorhergegangenen glänzenden Erfolge, bei den Donauübergängen wie vor Nikopoli, war der Eindruck ein ungeheurer, nicht bloß bei Freund und Feind, die sich fortan mit andern Augen zu betrachten schienen, sondern auch in der öffentlichen Meinung, die dem Kampfe auf der Balkan-Halbinsel die gespannteste Aufmerksamkeit zuwandte.

Auch das russische Hauptquartier schien wie gelähmt von der Erkenntniß, daß hier ihm so plötzlich und ungeahnt ein Gegner erwuchs auf einer Seite, wo man geglaubt hatte, sich voller Sicherheit hingeben zu können, ein Gegner, von dessen Bewegungen man um so mehr überrascht war, als man ihn bereits in vollem Rückzuge auf Adrianopel vermuthete.

Osman Pascha folgte wider Erwarten seinem geschlagenen Gegner nicht, sondern richtete sich sofort in und bei Plewna zu langdauernder Vertheidigung ein, zog dort seine ganze Armee zusammen, und besetzte nur noch zur Deckung seiner rechten Flanke am 26. Juli Lowaß, aus dem die Kasaken wieder vertrieben wurden.

Seitens des Oberkommandos der russischen Armee war um Mitte Juli (nach Heranziehung einer ersten aus Festungs-Infanterie gebildeten Reserve-Division) auch ein Theil des 11. Armeekorps (General Schachowskoi) aus seiner Stellung bei Schirschewo pp. über den Strom gezogen und theilweise südlich der Beobachtungarmee von Ruschtschuk in der Richtung gegen Kasgrad und Osmanbazar aufgestellt worden. Bis dahin hatte nur eine Kavallerie-Brigade eine lose Verbindung zwischen dem Großfürsten Thronfolger und dem 8. Armeekorps hergestellt.

Auf die Nachricht von dem unglücklichen Ausgange des Treffens bei Plewna rückte zunächst General Krüdener mit dem Reste seines 9. Korps u. z. der 31. Division von Nikopoli nach Bryslan, um dort mit der 5. Division vereinigt einem Vorstoße auf Nikopoli zu begegnen. Das 19. Regiment, welches am meisten gelitten hatte, wurde nach Nikopoli zurückverlegt. Ferner wurden seitens des Oberkommandos dem General Krüdener überwiesen: eine Brigade der 32. Infanterie- und eine der 11. Kavallerie-Division unter General Fürst Schachowski, aus der Gegend zwischen Tyrnowa und Osmanbazar, dann von Schistowa aus die eben dort anlangende 30. Infanterie-Division (vom vierten Armeekorps). Diese Verstärkungen trafen am 25. Juli bei General Krüdener ein. An demselben Tage ging auch die 4. rumänische Division von Turuu-Magurelli aus über die Donau und übernahm die Mitbesetzung von Nikopoli. Alle weiteren Verstärkungen waren noch jenseit der Donau im Anmarsch, und Anordnungen, wie der Ukas vom 22. Juli zur Einberufung von 183,000 Mann

Reichswehr 1. Kategorie zur Einreihung in die Ersatz- und Reservetruppen, waren erst recht Bestimmungen für eine weit aussehende Zukunft. Auf dem Kriegsschauplatz selbst verharren die Türken in völliger Unthätigkeit, trotz der Thatkraft Osman Pascha's und trotz des Kommandowechsels im Festungsviereck, wo am 18. Juli der greise Abdul Kerim abberufen und Mehemed Ali Pascha, bisher Befehlshaber in Montenegro, an seine Stelle getreten war. Es schien deshalb auch für die Russen ganz angezeigt, vor neuen Unternehmungen das Eintreffen weiterer Verstärkungen abzuwarten. Sei's nun, daß man Osman Pascha unterschätzte, sei's daß man das im Süden des Balkan Gewonnene und jetzt ernst Bedrohte durch ein kühnes Wagniß retten zu können hoffte: General Krüdener erhielt den bestimmten Befehl, am 30. Juli Osman Pascha anzugreifen, trotzdem man wußte, daß Osman Pascha ihm an Streitkräften überlegen und in einer jetzt gut vorbereiteten festen Stellung gegenüberstand.

Der General Krüdener mußte dem gemessenen Befehle, Plewna anzugreifen, Folge leisten, vielleicht mit schwerem Herzen. Seine Anordnungen traf er aber, ähnlich wie General Schilder am 20. Juli, wiederum so, daß der Angriff umfassend von mehreren Seiten erfolgen sollte, also bei bekannter Minderzahl der nur 35,000 Kombattanten zählenden russischen Truppen, nirgends mit entschiedener Ueberlegenheit, nirgends kraftvoll genug, um wenigstens an einer Stelle den Erfolg unbedingt sicher zu stellen. Er gab ferner die Truppen so weit aus der Hand, daß im Falle des Mißlingens bei nur einiger Thätigkeit der Türken eine theilweise Katastrophe für seine Heeresabtheilung fast mit Gewißheit vorherzusehen war. Und dabei war es sein Gegner, der durch Hinweis auf den früheren Erfolg seine Truppen mit Zuversicht erfüllen konnte, während Krüdener's Truppen zum Theil, auch ihrer Gefechtsstärke nach, noch an den Folgen der Niederlage frankten.

Die Disposition war derart getroffen, daß der nachher so viel genannte General Skobelew II mit der Kasaken-Brigade, einem Bataillon und einer halben Batterie, Plewna umgehend die südlich nach Lowaß führende Straße beobachten und einen etwaigen Rückzug der Türken beunruhigen sollte. General Schachowzkoj sollte mit einer Brigade der 30. und einer der 32. Infanterie-Division, von Boradim (südwestlich Plewna) aus, die Stellungen bei Radischewo im Südwesten der Stadt angreifen. Die 31. Infanterie-Division, von der das 124. Regiment in Schistowa kommandirt war, und die 5. Division sollten von Kojulowize und Trstenik (nordwestlich Plewna) aus, nördlich der Chaussee nach Bulgareni und Bjela, gegen die Stellungen von Griwiza, westlich Plewna, vorgehen, eine Kavallerie-Brigade aber mit einer Batterie von Bryslau im Norden aus zur Beobachtung auf Plewna vorrücken und die Flanke des Angreifers bis zum Wid decken. Endlich sollte die 2. Brigade der

30. Infanterie-Division in dem schon genannten Poradim, 4 Eskadrons mit einer reitenden Batterie in Belischat, südwestlich davon, als allgemeine Reserve dienen. Einige Eskadrons waren bestimmt, die Verbindung zwischen den verschiedenen Kolonnen zu unterhalten. Der Angriff begann auf dem russischen linken Flügel, wo Skobelew schon um 8 Uhr früh Krischina erreicht, von dort gegen die Pflanzung von Plewna vordringt, von heftigem Feuer empfangen aber unverfolgt wieder auf Krischina zurückgehen muß. Später, nach Beginn des Kampfes gegen die Schanzen von Radischewo, besetzt er eine nördlich Krischina gelegene Höhe dicht am Thalrande des Tutscheniça-Baches, und hält hier sechs Stunden lang mit seinem einen Bataillon und 4 Geschützen die Angriffe von acht türkischen Bataillonen aus. Er deckte so dem General Schachowskoi die bedrohte linke Flanke. Erst nach dessen Rückzug ging Skobelew auch seinerseits auf Belischat zurück.

Der Angriff der südlich der Chaussee gegen die Stellungen bei Radischewo bestimmten Kolonne führte diese um 9 Uhr auf die Höhen östlich und nördlich des genannten Dorfes. Hier empfing sie das Feuer der türkischerseits bereits angelegten Batterien, das bis 2 $\frac{1}{2}$ Uhr auch nur durch Artilleriefener erwidert wurde. Um 2 $\frac{1}{2}$ Uhr läßt General Schachowskoi die Brigade der 32. Division (die Regimenter Nr. 125 und 126) zum Sturm auf die beiden nächstgelegenen Werke vorgehen. Sie werden nach Ueberwindung von drei Reihen Schützengräben in erbittertem Bajonnetkampfe genommen, sofort von türkischen Reserven wieder angegriffen, und nur nach Eingreifen eines Bataillons der zweiten Brigade behauptet. Das Eintreffen eines Regiments der Reserve ermöglicht dann um 5 Uhr noch die drohende Umgehung der rechten Flanke abzuwehren, und weiter gegen den Tutscheniça-Bach und die Stadt vorzudringen; aber die Ueberlegenheit der von allen Seiten anrückenden frischen türkischen Truppen nöthigt am Ende zum Rückzug hinter die Höhen südöstlich Radischewo, von wo am 31. Juli früh der weitere Rückzug unbehellig abgetreten wurde.

Die nördliche Angriffskolonne, die beiden Divisionen des 9. Armeekorps, war während des ganzen Tages ohne Verbindung mit der südlichen Kolonne geblieben, und nur mit Mühe hatte ein Regiment der Reserve diese Lücke vorübergehend auszufüllen versucht. Die 31. Infanterie-Division, deren Anmarsch schon zeitig von der Griviza-Redoute (nördlich des Dorfes gelegen) aus bemerkt und beschossen wurde, machte außerhalb des wirksamen Feuers Halt und setzte gegen 9 Uhr ihre Batterien in Thätigkeit. Gegen 10 Uhr traten diejenigen der 5. Division hinzu. Mehr als fünf Batterien kamen aber der Terrainverhältnisse wegen nicht zur Wirksamkeit, und sie vermochten den gut gedeckt stehenden Türken nichts anzuhaben. Als nach fünfständigem Feuer um

2 $\frac{3}{4}$ Uhr die 31. Division, mit den Truppentheilen der 5. Division als Reserve hinter sich, zum umfassenden Angriff gegen die Redoute antrat, wurden die geschlossen vorgehenden Bataillone mit Feuer überschüttet; immer erneute mit größter Tapferkeit ausgeführte Stöße drangen wiederholt bis in den Graben, einzelne bis auf die Brustwehr hinauf, aber jeder Angriff brachte nur neue schwere Verluste, das Feuer der noch ungeschwächten Türken wies jeden Versuch des Eindringens ab. Das rechte Seitendetachement, hart bedrängt, mußte durch ein Bataillon der Reserve unterstützt werden, nur 2 Bataillone waren für den Angriff auf die Griwika-Redoute noch intakt verfügbar. Auch von diesen wurde gegen Abend noch ein vergeblicher Sturmversuch geopfert. Endlich wurde mit einbrechender Dunkelheit der Rückzug auf Trstenik und Karagatsch angetreten, gedeckt von den wenigen noch kampffähigen Truppen und dem eben von Schistowa eintreffenden 124. Regiment. Die Türken verfolgten nur durch Feuer. Die Russen konnten sich am 31. Juli ungestört wieder sammeln; um 11 Uhr Vormittags trafen die letzten Abtheilungen bei Trstenik ein. Der Verlust, den die offiziellen Berichte erst auf 170 Offiziere, 7168 Mann bezifferten, wurde später auf 5810 Köpfe festgestellt.

Der Eindruck dieser Niederlage war ungeheuer. Auf dem Kriegsschauplatz selbst hatte er im ersten Augenblick eine förmliche Panik zur Folge, die sich erst legte, als man sah, daß Dżman Pascha auch diesmal sich mit einfacher Abweisung des Angriffs begnügte und keinen Versuch machte, den erlangenen glänzenden Erfolg irgendwie auszubenten. General Krüdener blieb am 31. Juli in einer Vertheidigungsstellung hinter der Dżma stehen. Das Hauptquartier des russischen Heeres wurde noch an demselben Tage von Tyrnowa nach Bjela zurückverlegt; denn jeder Gedanke an ein Vorgehen südlich des Balkan entfiel, so lange man nördlich desselben sich auf's Aeußerste gefährdet wußte.

Die „Kuldsche-Frage“ zwischen Rußland und China.

Während Rußland in die afghanischen Händel verwickelt ist, und die englische Presse in ihm den Anstifter der Beleidigung sucht, welche der Emir Schir Ali England angethan, erscheint das nordische Reich plötzlich noch an einem anderen, tiefer in Asien gelegenen Punkte engagirt, zieht ein drohender Streit mit China herauf, mit dem seit dem siebenzehnten Jahrhundert Rußland

schon wiederholt gekämpft hat. China ist so zu sagen der „längste“ Grenz-
nachbar Rußland's, denn auf tausende von Werst hin zieht sich, quer durch
Asien zwischen beiden gewaltigen Reichen die Grenze hin. Die Mongolen,
zwischen den Russen und Chinesen wohnend, hatten beide Reiche im 13. Jahr-
hundert unterjocht, beide warfen später das Joch ab und kamen nun, nachdem
das trennende Mittelglied beseitigt, in Wechselwirkungen, die bis zum heutigen
Tage andauern. Rußland dehnte seine Besitzungen nach Osten, China nach
Westen aus und als sie aufeinander stießen, mußten Reibungen zwischen ihnen
entstehen. Damals war China noch im Stande, Rußland Bedingungen auf-
zuerlegen, wie dies 1689 im Vertrage von Nertschinsk geschah, ohne daß Ruß-
land jedoch seine weit gehenden Pläne aufgab. Mit der ihm eigenthümlichen Zähig-
keit und Geduld rückte es allmählig vorwärts. Waffengewalt und diplomatische
Kunstgriffe — alles wurde angewandt und noch 1860 fielen das Amurland
und die große Küstenprovinz am stillen Ozean bis an die Grenze Korea's
Rußland zu.

Als China zuerst mit Rußland in Grenzstreitigkeiten gerieth, war zunächst
aller Vortheil auf Seiten des Ersteren. China war ein mächtiges Land, das
nur die kriegerischen Mandschu aufzurufen brauchte, um über ein imponiren-
des Heer zu gebieten. Geld war im Ueberfluß vorhanden, weit mehr als in
Rußland; seine Bevölkerung war fleißig, produzierend und somit eine uner-
schöpfliche Steuerquelle. China handelte vertheidigend, der Kriegsschauplatz lag
seinem heimischen Heerde nahe, seine Regierung war stark und intelligent; Ruß-
land war damals weit zurück und mußte von Moskau aus operiren. Erst
die Fortschritte, die es unter Peter I. und Katharina II. machte, gaben ihm
die Kraft, ebenbürtig gegen China aufzutreten, und Nikolaus und Alexander II.
konnten bereits das Uebergewicht russischer Machtfülle gegen das Blumenreich
der Mitte aufspielen. China war während der Zeit russischer Fortentwicklung
in Stillstand verfallen und hatte im englischen Opiumkriege 1840 den ersten
empfindlichen Stoß von Außen erhalten. Die verkommenen Mandschukaiser
hatten die Tugenden ihrer Väter ganz vergessen, waren in Sinnlichkeit unter-
gegangen, und China war durch den Verfall seines Militärwesens während
einer langen Friedenszeit in eine hilflose Lage gerathen. Rußland's Ueberge-
wicht dagegen stieg mit dem Aufschwunge seiner militärischen Organisation;
seine fortwährenden Kämpfe in Europa wiesen es auf die Ausbildung seiner
Armee hin und die Eroberungskriege in Asien verlangten Truppen in großer
Zahl. So stand es mächtig an China's Grenze, als dieses Land unter inneren
Revolutionen erzitterte, als auf die Taiping's die mohammedanischen Aufstände
folgten und das Reich Tali unter Kaiser Soliman, dann Ostturkestan unter
Jakub Beg als selbständige Staaten abfielen.

In dieser Zeit war es auch, daß Rußland 1871 einen ursprünglich zu China gehörigen Distrikt, den von Kuldsche oder Ili, an sich riß, und um diesen handelt es sich jetzt. China, das bisher nur in London und Berlin europäische Gesandtschaften unterhielt, hat jetzt auch einen Gesandten für St. Petersburg ernannt, und die Aufgabe dieses Diplomaten wird es sein, Kuldsche von Rußland zurückzuverlangen.

Die wichtige Frage, welche die zwei größten Kaiserreiche in Konflikt bringen muß, wird in Europa noch wenig verstanden, da es sich hier in der That um sehr verwickelte innerasiatische Verhältnisse handelt. Die Sache spielt auf einem äußerst entfernten Schauplatz, zieht sich durch ein Jahrzehnt hin, und es treten dabei Personen und Völkerschaften auf, die selbst Politikern von Fach höchstens dem Namen nach bekannt sind. Wir müssen daher, um den Leser zu orientiren, einigermaßen ausgreifen.

Die Revolution der Taiping's, welche das ohnehin morsche Staatsgebäude China's schon bedeutend unterwühlt hatte, mußte auch anderen nichtbuddhistischen Unterthanen des chinesischen Kaisers als Ermunterung zum Aufstande dienen. In den Provinzen Kan-su, Schen-si gibt es kaum einen Ort von Bedeutung, wo die Mohammedaner nicht als besitzende und intelligente Leute eine wichtige Rolle spielten, und obwohl China durch seine besondere Toleranz sich auszeichnet und die Moslem gewiß nie in Glaubenssachen beeinträchtigt hat, so traten doch die heißblütigen mohammedanischen Fanatiker gegen ihre schweinefleischessenden chinesischen Herren auf. Im Jahre 1855 begannen die Mohammedaner Sünnan's ihren Unabhängigkeitskampf, welcher zur Gründung des ephemeren Reichs Tali führte, und bald standen auch ihre Brüder in Schen-si und Kan-su in Waffen. Letztere, die den Namen Dunganen führen, brachen im Jahre 1864 wie auf ein gegebenes Zeichen in den Städten Urumtschi, Turfan, Kara-Schehr und Kutscha los, meckelten die chinesischen Nachthaber nieder und proklamirten die mohammedanische Herrschaft. Daß dieser Aufstand nur infolge einer Ansteckung von dem östlichen Kan-su und Schen-si aus inszenirt werden konnte, ist zweifellos, trotzdem wir über die Einzelheiten der dortigen Vorgänge in gänzlicher Ungewißheit sind. Nichts konnte den erregten Wogen dunganischer Religionswuth widerstehen und in erstaunlich kurzer Zeit hatten sie die Herrschaft in dem Gebiete entlang dem Tian-Schan-Gebirge bis zu den „Sechsstädten“ an sich gerissen.

Gleichzeitig war weiter im Westen, in Ostturkestan, ein glücklicher Abenteuerer aus Kokan, Jakub Kuschbegi, aufgetreten, der dort das mohammedanische Reich Kaschgar gründete und der Herrschaft der Chinesen auch in dieser Gegend ein Ende bereitete. So bestanden denn hier zwei mohammedanische, aus dem

Leibe China's herausgeschnittene Staaten, jener Jakub's und jener der Dunganen nebeneinander. Mehr und mehr befestigte sich das Gebäude der Herrschaft des Ersteren; seine Armee, die alle jene unruhigen Elemente in sich aufnahm, welche durch Rußland's Eroberungen am Tagartes und am Serefschan den Tummelplatz abenteuerlicher Gelüste verloren hatten, schwoh zu bedeutenden Dimensionen an und erhielt durch ihres siegreichen Führers Umsicht, Energie und Ausdauer eine Disziplin, wie sie in Mittelasien längst nicht bestanden hatte.

Nicht lange danerte es und die beiden in der Revolution unabhängig gewordenen Mächte, Jakub Kuschbegi und die Dunganen, geriethen in Streit. Jahrelang wüthete ein wilder, blutiger Krieg zwischen beiden Theilen, bis Jakub die Oberhand gewann und auch seine Hand nach der bedeutenden Stadt Kuldsche am Ili auszustrecken begann. Bis hierher war Rußland ein stillschweigender Zuschauer des mörderischen Kampfes gewesen, der an seiner unmittelbaren Grenze sich abspielte; nun aber sah es seine Interessen bedroht, denn in Kuldsche hatten kraft ihrer Verträge mit China die Russen Handelsniederlassungen und da durch die immerwährenden Kriege ihr Handel überhaupt schwer geschädigt wurde, so beschloßen sie nun zuzugreifen. Im Mai 1871 besetzte General Kolpakowsky mit 2000 Mann Kuldsche. Die erste Maßregel Kolpakowsky's war die Freilassung von 75,000 Sklaven; Ordnung und Ruhe lehrte in die Stadt zurück, in welcher zwei Parteien (Dunganen und Tarantschen) um die Herrschaft gekämpft hatten. Rußland erklärte nun Kuldsche und den Ili-Distrikt für ewige Zeiten als sein Eigenthum und kümmerte sich nicht um Pekinger Proteste, die in der That machtlos verhallten, da ja weit und breit um Kuldsche herum China's Macht aufgehört hatte zu existiren.

In Kuldsche fingen die Russen an sich häuslich einzurichten und unter ihrer Herrschaft begann der von der Natur reich gefegnete Bezirk schnell aufzublühen, während ringsum die Kriege auf ehemals chinesischem Boden fortwütheten. Zahlreiche russische Kolonisten ließen sich hier nieder und Ackerbau und Viehzucht nahmen einen mächtigen Aufschwung.*) Natürlich dachte Rußland nicht daran, daß ihm jemals der Besitz Kuldsche's wieder streitig gemacht werden könne. Und doch ist dieser Fall jetzt eingetreten.

Sobald China in den letzten Jahren wieder erstarbt war, mußte seine ganze Kraft darauf gerichtet sein, die durch die mohammedanischen Aufstände verlorenen Landesgebiete wieder zu gewinnen. Zunächst rückte 1875 eine chinesische Armee gegen Sünnan und zerstörte das neue Reich des Kaisers

*) Am besten orientirt über die Verhältnisse Kuldsche's das Werk des russischen Oberst Wenjukow: Die russisch-asiatischen Grenzlande. Deutsch von Kraemer. Leipzig. Brunow. 1874. p. 271 ff.

Soliman, der dabei sein Leben einbüßte, gründlich. Dann rückte es 1876 gegen die Dunganen vor; ihre Städte Hamil, Barkul, Kutschin, Urumtschä und Manas wurden nach einander unterworfen und die Einwohner ausgemordet. Darauf kam im Frühjahr 1877 der kühne Abenteurer Fatub Kuschbegi an die Reihe; auch sein Reich fiel unter den Streichen der Chinesen, und die Hauptstadt Kaschgar ergab sich im Dezember 1877 dem chinesischen Generale Tso Tsung Tang. In Peking jubelte man, denn nun war die Einheit des Reiches wieder hergestellt, alles verlorene Land zurückerobert bis auf den einen Distrikt Kuldsche.

Dicht vor diesem stand aber nun die siegreiche chinesische Armee, nur durch einige Pässe des Tian=Shan=Gebirges von den Russen getrennt. Der ganze Feldzug war einzig zu dem Zwecke unternommen worden, die Integrität des Reiches wieder herzustellen; so lange aber Rußland im Besiz von Kuldsche blieb, war jedoch diese Aufgabe unvollendet. Hier konnte natürlich nicht gleich Waffengewalt angewandt werden, wie gegen die Dunganen, wie gegen Kaschgar, hier mußte zunächst die Diplomatie sprechen. „Kuldsche war die Perle unserer zentralasiatischen Besitzungen“, sagen die Chinesen, „und erhalten wir es nicht gutwillig von den Russen zurück, so werden wir es mit Waffengewalt nehmen.“ Bisher waren die Verhandlungen wegen der Ansprüche Rußland's auf Kuldsche durch die russische Gesandtschaft in Peking geführt worden, und Rußland soll sich auch zur Rückgabe verstanden haben, indessen war die Gegenrechnung, welche es für die gehaltenen Auslagen der Besetzung und Verwaltung des Distriktes von 1871 bis 1878 beanspruchte, so ungeheuer groß, daß China erklärte, dieselbe nicht bezahlen zu können.

Das ist die neue „Kuldsche-Frage“ zwischen Rußland und China, und um sie zu lösen, hat China nun einen Gesandten in St. Petersburg ernannt.

Hat nun Rußland auch in Peking eine Summe genannt, für welche es Kuldsche an China herausgeben will — die Bestätigung bleibt abzuwarten — so ist den Russen doch dieses Zugeständniß schon leid geworden, denn das Journal de St. Petersbourg hat bereits erklärt, daß die russische Herrschaft in Zentralasien einen argen Stoß erhalten würde, wenn Kuldsche herausgegeben würde. Auch würde durch Rückgabe dieses wichtigen Plazes die Tian=Shan=Grenze geschwächt.

Dagegen ist in der amtlichen Pekingener Zeitung — die Overland China Mail bringt regelmäßig Auszüge aus derselben — zu lesen, daß China eine wohldisziplinierte Armee von 50,000 Mann nicht ferne von Kuldsche stehen habe, eine Armee, die durch die Siege gegen Kaschgar und die Dunganen gestählt und mit Hinterladern und Krupp'schen Kanonen versehen sei.

Schließlich würden auch diese europäischen Waffen den Chinesen gegen die Russen nichts helfen. Aber Rußland, das in der Türkei noch nicht freie

Hand besitzt, das in die afghanischen Händel verwickelt werden kann, darf jetzt einen Krieg mit China nicht vom Zaune brechen. Der chinesische Gesandte nach St. Petersburg ist unterwegs. Warten wir ab, was er mit Fürst Gortschakow für ein Abkommen trifft.

A. Rauchhaupt.

Die Leipziger Augustereignisse 1845.

III.

Die Landtagsverhandlungen.

Jeder unbefangene Beobachter der sächsischen Zustände und namentlich jeder aufrichtige Freund der Regierung mußte sich überzeugt halten, daß das Ministerium Körneritz das Königreich entweder einem Staatsstreich oder einer Revolution entgegenreibe. Mit gleich verblindetem Eigensinn hat nur noch Herr v. Beust zwanzig Jahre später das Land regiert und der Katastrophe von 1866 entgegengetrieben. Von Jahr zu Jahr war die Bewegung der Geister, welche die Regierung einfach unterdrücken zu können meinte, gewachsen, mit jedem Jahre auch die Zahl der Opposition im Landtag. Auch in dem neuen Landtag, welcher am 14. September 1845 eröffnet wurde, hatte die Opposition neue Siege errungen. Zum ersten Mal trat hier jener „entschiedenere“ Nachwuchs im Landhauseaal auf, der sich zwar Todt's Führung noch unterordnete, aber den alten Führer der sächsischen Opposition doch häufig auch weiter nach Links führte, als ihm lieb war; dagegen sonderte sich dieser junge Fortschritt vollständig von dem maßvollen Liberalismus der Braun, Georgi, Brockhaus u. s. w. Diese äußerste Linke war hauptsächlich vertreten durch die nächsten Freunde Blum's: Schaffrath, Joseph, Hensel, Rewitzer. Ueberhaupt schied sich seit den Leipziger Augustereignissen mehr und mehr der radikale Fortschritt unter Blum's Führung ab von dem gemäßigteren Liberalismus, der in der Presse hauptsächlich durch Prof. Wiedermann, im Landtag durch Braun u. s. w. vertreten war.

Doch vorläufig verband die reaktionäre Haltung des Ministeriums noch sämtliche oppositionelle Elemente der Kammer zu gemeinsamer Schlachtreihe. Männer aller Parteifarben hatten die treffliche Petition Wiedermann's an den Landtag unterzeichnet, welche Sühne für das in Leipzig vergossene Blut forderte.

Schon die Thronrede der Regierung war weniger herzlich, als sonst. Mit mahnendem Ernst forderte der König die Stände auf, ihn bei der Erhaltung eines verfassungsmäßigen Ganges im innern Staatsleben zu

unterstützen. *) Dagegen waren mehrere der brennendsten Fragen in der Thronrede mit Stillschweigen übergangen. Deshalb, und um dem allgemeinen Bedürfniß zu entsprechen, welches eine offene Aussprache über die reichlich vorhandenen Beschwerden erheischte, wurde selbst von der ersten Kammer diesmal zum Erlaß einer Adresse die Hand geboten. Selbst die Regierung fühlte bei Beginn der Adreßdebatten das Bedürfniß ihrer Rechtfertigung. Könnerich verlas eine ausführliche Bertheidigungsschrift seines Regiments, welche um so weniger befriedigte, da er mit der Behauptung, daß die Verfassung eine dem Zeitbewußtsein nachgebende Entwicklung überhaupt nicht gestatte, den lautesten Forderungen des Volkes eine schroffe Kriegserklärung entgegen warf. Noch unglücklicher in seinem Debüt vor der Kammer war wo möglich derjenige Minister, auf welchen der Liberalismus früher die größten Hoffnungen gesetzt, Herr von Falkenstein, welcher sich dazu berufen fühlte, der Stadt Leipzig den Rath zu ertheilen, „den Weg der Selbsterkenntniß zu betreten und sich wiederzufinden,“ ja der sich sogar zum Bertheidiger der Zensur aufwarf. Mit wichtigen Worten traten Brockhaus und der konservative Poppe diesem anmaßlichen Urtheil entgegen; und selbst in der ersten Kammer erklärte später am 19. Nov. Dr. Crusius: „Leipzig braucht nicht erst zum Selbstbewußtsein zu kommen, es braucht sich nicht erst wiederzufinden, denn es hat sich nie verloren.“

Ihren absolut reaktionären Standpunkt trug die Regierung insbesondere zur Schau allen Anträgen, Petitionen und Verhandlungen gegenüber, die eine Abstellung der wahrhaft unerträglichen Zensurplacereien und KonzeSSIONS-entziehungen, überhaupt eine Entfesselung des freien gedruckten Gedankens aus jenen Banden bezweckten, mit welchen diese Regierung unaufhörlich und schonungslos die ganze inländische Presse und unliebsame Preßerzeugnisse umstrickte.

Die schroffe Unbeugsamkeit der Regierung in der Frage der Reform der sächsischen Preßzustände erklärte sich, abgesehen von ihrem hervorragend vornirten Standpunkte, welcher Zeitströmungen und selbst Meinungen mit Polizeimaßregeln unterdrücken zu können glaubte, hauptsächlich dadurch, daß in dieser Frage fast die ganze erste Kammer hinter der Regierung stand. Mit offener Schadenfreude über die Verfolgungen der verhassten Presse, stimmte dieses erlauchte Haus der Regierung in der Hauptsache durchaus bei, verwarf namentlich den Antrag der zweiten Kammer, daß auch nur eine baldige gesetzliche Ordnung des KonzeSSIONSwesens der Presse stattfinden möge!

Welches Schicksal bei diesem Bestande der ersten Kammer jene Petition Wiedermann's und seiner 1800 Genossen beim Landtag haben werde, welche

*) Ueber das Folgende zu vergl. Landtagsmittheilungen 1845/46. — Ffathr, a. a. O. S. 549 flg. — Gegenwart, 5. Band. S. 588. flg.

Gerechtigkeit für Leipzig verlangte, war hiernach mit ziemlicher Bestimmtheit vorauszusehen. Aber unerwartet war das traurige Schicksal, das sie schon in der zweiten Kammer ereilte und begrub. Mannigfache Gründe wirkten hierfür zusammen. Das Referat lag in den Händen des rein ministeriell gewordenen alten Gegners von Leipzig, Eisenstuck. Nicht unabsichtlich hatte er und die Kommission die Sache über ein halbes Jahr hingeschleppt, ohne Bericht zu erstatten. Inzwischen hatte die Regierung alles nur mögliche Material herbeigezogen, um das Verhalten der Schießoffiziere als gerechtfertigt und Leipzig als eine höchst ungezogene Stadt hinzustellen. Sogar das alberne Kunstmärchen von einem für den 12. August 1845 langgeplanten Aufruhr spukte durch die Regierungsberichte, und Staatsminister von Könneritz erzählte dasselbe sogar später noch vor der Kammer in neuem Aufputz*). Auch hoffte Herr Eisenstuck und seine Freunde, daß in fast sieben Monaten Gras über den Gräbern der Erschossenen wachsen und das Sühneverlangen Leipzig's sich wesentlich abkühlen werde. Diesem dilatorischen Verfahren kam eine rührige Agitation der feudalen Junkerpartei der ersten und zweiten Kammer zu Hilfe. Die edeln Herren hatten allmählig gelernt, wie die Opposition Stimmen gewinne und hatten es ihr geschickt nachgemacht. Die theilweise maßlose Sprache der jungen Linken, welche in diesen feierlichen Räumen unerhört war, die häufigen persönlichen Invektiven, die sie sich zu schulden kommen ließ, Anklagen, die nicht immer bewiesen werden konnten, alles das schreckte einen großen Theil maßvoller, bedächtiger, unentschiedener Abgeordneten zurück. Und als nun die adligen Bauernwerber dem biedern Landmann vollends klar machten, daß der Umsturz alles Bestehenden das geheime letzte Ziel der Opposition sei, zogen sie alle diese Elemente auf ihre Seite.

Unter solchen Auspizien begann die Kammer am 14. Mai 1846 die Debatte über die Leipziger Augustereignisse. Der Bericht der Deputationsmehrheit verwarf die Leipziger Petition und erklärte das Verfahren der Schießoffiziere für gerechtfertigt. Der Bericht der Minderheit (Klinger, Todt, Henjel) forderte die Regierung auf, Anordnungen zu treffen, daß wegen dieser Ereignisse „vom kompetenten Untersuchungsgericht das diesfallige Sach- und Rechtsverhältniß legal erörtert und der Gebühr Rechtsens alleenthalben nachgegangen würde“. Dieser Bericht erklärte also, daß das Verfahren der Offiziere vorläufig noch nicht als ein berechtigtes angesehen werden könne, eine förmliche Untersuchung gegen sie stattfinden müsse. Der Antrag war so maßvoll gefaßt und motivirt, daß auch Brockhaus, Braun, Harfort u. A. dafür stimmten. Auch stehen die Reden der Abgeordneten, welche Gerechtigkeit und Sühne verlangten, hoch über

*) In Erwiderung auf die Rede Schumann's. Landtagsmittheilungen. Sitzung der 2. Kammer vom 14. Mai 1846.

denen ihrer Gegner. Mit Hilfe der klüglichen formellen Kompetenzeinreden und der bedenklichsten Auslegungen einer militärischen Instruktion, die, wenn sie richtig waren, mit klaren gesetzlichen Bestimmungen in Widerspruch traten, suchten die Vertreter der Regierung und die wenigen Redner, die aus der Kammer für den Majoritätsantrag das Wort ergriffen, eine Untersuchung von den beteiligten Offizieren abzuwenden. Dabei erlaubten sich namentlich die Minister einen Ton gegen die Redner der Opposition anzuschlagen, der uns Heutigen geradezu unwürdig erscheint*). Das Resultat der mehrtägigen Verhandlung war aber nur in Sachsen möglich. Bei der Abstimmung ergab sich Stimmengleichheit für beide Anträge (36 Stimmen). Am 18. Mai mußte nach der Landtagsordnung die Abstimmung wiederholt werden. Da stimmten 37 Stimmen gegen das Majoritätsgutachten, das also verworfen wurde. Gleichzeitig aber wurde auch das Votum der Minorität mit 41 gegen 32 Stimmen verworfen. Zu deutsch hieß das Resultat dieser Abstimmung: die Kammer erklärt das Leipziger Schießen für ungerechtfertigt, lehnt aber gleichwohl die Einleitung einer Untersuchung gegen die Urheber ab. Man bedurfte hiernach der ersten Kammer gar nicht mehr, um die Gerechtigkeitshoffnungen Leipzig's zu Grabe zu tragen.

So hatte denn in der wichtigsten Frage der Landtag die auf ihn gesetzten Erwartungen getäuscht, und damit Blum's pessimistischen Ansichten mehr als Recht gegeben. Das Traurigste war, daß gerade in dieser Angelegenheit, die „für die große Mehrheit aller Unabhängigen im Volke eine wahre Herzensangelegenheit war, weil es sich dabei um die Befriedigung des tiefempfundenen Bedürfnisses nach Gerechtigkeit, um die Beseitigung der Besorgniß handelte, daß Gewalt von oben nicht denselben Schranken der Gesetze unterworfen sei, wie Willkühr von unten“**), nicht die Regierung und nicht das Haus des Adels, sondern die Volkskammer die berechtigten Erwartungen getäuscht hatte. „Ein scharfer Stachel des Unmuthes blieb in den Gemüthern zurück“***). Die paar Gesetze, die man dankbar diesem Landtag gut zu schreiben hatte, wogen keineswegs seine Fehlerarbeiten und Unterlassungssünden auf.

Hans Blum.

*) So sagte der Kriegsminister von Rostitz zum Abgeordneten Hensel: „Ich kann dem Abgeordneten nur wünschen, daß, wenn er jemals in die Lage kommen sollte, als Kommandant der Kommunalgarde längere Zeit geschimpft und mit Steinen geworfen zu werden, ihm auch gelingen möge, bei nächtlichem Tumult Diejenigen herauszufinden, welche ihm diese Ehre erwiesen haben.“ Und als der Abgeordnete Joseph sich auf Zeugenaussagen in Akten berief, erlaubte sich der Minister Könnerrich die Antwort: „Sind sie vor einer Behörde oder vielleicht in Folge einer Aufforderung der Versammlung auf dem Schützenhause aufgenommen worden?“

) Gegenwart, V. Band, S. 591. *) Ebenda S. 592.

Ein sozialdemokratischer Agitator in Kalifornien.

Es ist von uns bereits in Nr. 27 der „Grenzboten“ darauf hingewiesen worden, daß seit etwa fünf Jahren sozialdemokratische und kommunistische Agitationen in der nordamerikanischen Union bedeutend an Boden gewonnen haben; leider ist dies nun während des Sommers dieses Jahres noch in erhöhtem Maße geschehen, da die bevorstehenden wichtigen Herbstwahlen in verschiedenen Unionsstaaten die politischen Parteileidenschaften noch wehr entflammt und Veranlassung zu den stärksten Agitationen gegeben haben. In ganz besonderem Grade sind der Muth und die Hoffnung der amerikanischen Sozialdemokraten gestärkt worden durch das Resultat der Wahlen, welche Ende dieses Jahres für eine Staatskonvention behufs Revision der Staatsverfassung in Kalifornien stattfanden. Das Staatschiff des „Goldstaates“, wie Kalifornien genannt zu werden pflegt, war in der That in Gefahr, in den gefährlichsten aller Strudel, d. h. in die Hände der Kommunisten und Sozialdemokraten, zu gerathen, schließlich ist es jedoch dieser Gefahr noch einmal entronnen. Von den 152 Delegirten, welche die Staatsverfassung Kaliforniens zu revidiren haben, zählen 51 zu der sozialdemokratischen Arbeiterpartei, während die Fraktion der „Unparteiischen“, die eine nicht geringe Anzahl rechtlicher und unbestechlicher Männer in sich schließt, mit 81 Repräsentanten die absolute Majorität erlangt hat. Die Republikaner haben 11, die Demokraten 7 und die „Unabhängigen“ gar nur 2 Vertreter gewählt. Zu den begründeten Beschwerden und Uebelständen, für welche die genannte Staatskonvention Abhülfe schaffen soll, gehören vornehmlich das gewissenlose Treiben der Landspesulanten und Monopolisten in Kalifornien, das ungerechte Verhältniß in der Besteuerung des dortigen Grundeigenthums, der Kulihandel und die damit zusammenhängende verzwickte Chinesenfrage.

Was die zuletzt erwähnte Frage anbetrifft, so liegt es allerdings nicht in der Macht der Verfassungskonvention von Kalifornien, den zwischen der nordamerikanischen Union und China abgeschlossenen Vertrag, dessen Berechtigung der höchste Gerichtshof in den Vereinigten Staaten anerkannt hat und dem gemäß die Chineseneinwanderung zulässig ist, zu annulliren; allein einen feierlichen Protest gegen diesen Vertrag kann jene Versammlung wohl erheben, und dieser Protest dürfte nach Allem, was bereits in dieser Angelegenheit geschehen ist, bei der Bundesregierung und dem Kongreß in Washington City nicht ungehört und unbeachtet verhallen. Wie segensreich auch in vieler Hinsicht die Chinesenarbeit den Pazificstaaten gewesen und zum Theil noch ist, so darf man doch seine Augen nicht vor den vielen Uebelständen, die in sozialer und

Grenzboten IV. 1878. 19

sittlicher Beziehung damit verknüpft sind, verschließen. Zu diesen Uebelständen gehören unter Anderem das mit dem modernen Völkerrecht schwer zu vereinbare System des Kulihandels und die schrankenlose Jurisdiktion, welche von den reichen und mächtigen sechs chinesischen Einwanderungsgesellschaften (Six Companies) auf die über 100,000 Köpfe zählenden chinesischen Bewohner der Pazifikküste ausgeübt wird. Diese in San Franzisko befindlichen Einwanderungsgesellschaften betrachten, obgleich sie selbst der chinesischen Nationalität angehören, die nach Kalifornien eingewanderten Chinesen nicht anders als ihre Leibeigenen und behandeln sie demgemäß; sie haben eine Geheimpolizei und ein Geheimtribunal errichtet und belegen ihre in Amerika lebenden Landsleute mit den höchsten Strafen, ja selbst mit der Todesstrafe, sobald letztere den selbstsüchtigen und willkürlichen Anordnungen und Befehlen der genannten Gesellschaften nicht gehorchen. Es gilt, diesen Chinesenstaat en miniature im amerikanischen Staat zu zerstören, und, wenn Kuliarbeit dort ferner fortbestehen soll, dieselbe wenigstens auf ein solches Maß zu beschränken, daß der eigentliche Nutzen derselben Kalifornien und den übrigen Pazifikstaaten und der Löwenantheil nicht dem Auslande zufällt. Alle in den Ländern am Stillen Meere lebenden Söhne des „Himmlichen Reiches“ fürchten und respektiren die amerikanischen Gesetze weit weniger, als das geheime Regiment der sechs Einwanderungsgesellschaften, da ihnen jene Gesetze keinen genügenden Schutz gegen die Gewaltmaßregeln der „Six Companies“ gewähren. Darüber also, daß die Chineseneinwanderung besser geregelt werden muß, sind alle politischen Parteien in den Pazifikstaaten, vorzugsweise in Kalifornien, einig, mit alleiniger Ausnahme derjenigen Elemente, die unmittelbar aus der Kuliarbeit Nutzen ziehen. Die Schwierigkeit besteht nur darin, wie diese Regelung vorgenommen werden soll. Intrigante Politiker gebrauchen diese brennende Frage der Pazifikküste zur Erreichung selbstsüchtiger Zwecke. Die Kommunisten und Sozialdemokraten, deren Lage aller chinesischen Konkurrenz zum Troß lange nicht so beklagenswerth ist, wie vorgegeben wird, benutzen die geschilderte Lage der Dinge zum Entschuldigungsgrund für ihre Umtriebe und übermäßigen Forderungen und haben sich auf diese Weise in vielen Distrikten Kaliforniens eine so mächtige Stellung zu erringen gewußt, daß die anderen politischen Parteien gewaltig an Ansehen und Einfluß verloren haben.

An der Spitze der kalifornischen Sozialdemokratie stand aber während der Wahlen zur Staatskonvention und schon vorher ein gewisser Dennis Kearney, dem jedes Mittel recht ist, um die bestehende Ordnung über den Haufen zu werfen, sei es auch Mord und Brand. Dennis Kearney ist erst 31 Jahre alt und stammt von irländischen Eltern ab. Er ist klein von Gestalt und besitzt keine großen Körperkräfte; von einer ordentlichen Schulbildung ist bei ihm nicht

die Rede. Schon als Knabe ging er zur See und kam vor ungefähr zehn Jahren als Matrose nach Kalifornien, wo er sich in San Franzisko als ein gewöhnlicher Karrenführer (drayman) niederließ. Unzufrieden darüber, daß die Chinesen billiger, als er, arbeiteten, und daran verzweifelnd, daß er mit leichter Mühe und ohne schwere Arbeit ein reicher Mann werden könnte, verband er sich mit den ebenfalls unzufriedenen Elementen der unteren und untersten Volksklassen und wurde nach kurzer Zeit der anerkannte Führer dieser Ordnung und Gesetz verachtenden Banden. Begünstigt von einer natürlichen, wilden Beredsamkeit und ausgerüstet mit einer verwegenen Dreistigkeit ließ er keine Gelegenheit vorübergehen, als öffentlicher Redner aufzutreten und die Massen der Arbeiter zum Kampf gegen die besitzenden Klassen aufzureizen. Da er nicht selten seine Zuhörer und Anhänger aufforderte, alle Chinesen in Kalifornien todtzuschießen und die Häuser der Reichen in Brand zu stecken, so wurde er wiederholt vor Gericht gestellt und mit Gefängnißstrafen belegt. Allein kaum war er wieder in Freiheit gesetzt, so begann er seine Wählerarbeit von Neuem gegen die „billige Arbeit der Chinesen“ (cheap Chinese labor) und gegen die „Landdiebe, Bankbrecher und höllischen Politiker“ (landrobbers, bank-smashers and hell-hound politicians). Kearney sucht als öffentlicher Volksredner seines Gleichen; in dem Gebrauche von Schimpfwörtern und Flüchen ist er fast unübertrefflich; bei Alledem aber versteht er es ausgezeichnet, die Menge bei ihren Schwächen zu fassen und sie seinen agitatorischen Zwecken dienstbar zu machen. Da er, seit er das Karrenführergeschäft aufgegeben, verschiedene Bücher gelesen hat, deren Inhalt er natürlich oft nur zur Hälfte verstand, so spielt er seine Reden häufig mit wunderbaren Floskeln; so spricht er z. B. von den „Rossen des Pegasus“ (the steeds of Pegasus), von seiner Absicht, „die olympischen Höhen zu erklettern“ (to scale Olympian heights) u. s. w. Religion und Sittlichkeit sind dem kalifornischen Agitator vollkommen unbekannte Dinge.

Gleichsam die rechte Hand von Dennis Kearney ist ein gewisser Wellock, von Geburt ein Engländer. Er war während des Krimkrieges Trommelschläger in einem englischen Regimente; da ihm jedoch das Kriegshandwerk nicht zusagte, so verließ er heimlich die Armee und wurde Schuhmacher; aber auch dies Geschäft gab er bald wieder auf, um in England als politischer und religiöser Agitator zu wirken. In dieser Eigenschaft ist er denn nun auch in Kalifornien, wohin er vor nicht langer Zeit ausgewanderte, thätig. Wenn Kearney's Sprache und äußere Erscheinung rauh und derb ist, so erscheint Wellock auf der Rednerbühne wie ein Stutzer, mit einem feinen Seidenhut, einem schwarzen Leibrock und einer schweren goldenen Uhrkette. Die rohe Menge fühlt sich geehrt, daß solch' ein feiner Herr auf ihrer Seite steht und sich herabläßt, zu ihr

zu sprechen. Wellock's Redeweise ist im Ganzen sanft und salbungsvoll; statt der Kearney'schen Flüche braucht er Zitate aus der Bibel und andere liebliche Redewendungen. Dieselben Leute, welche Kearney's gottlosen Wuthausbrüchen zujubelten, spenden den frömmelnden Kapuzinaden Wellock's den lautesten Beifall; selbst Kearney hört scheinbar andächtig zu, wenn sein Kollege im Wählergeschäft auf der Rednerbühne mit den Methodistenpredigern Moody und Sankey in Anwendung von Bibelsprüchen wetteifert. Wenn man amerikanischen Blättern Glauben schenken will, so ist Wellock im Vergleich mit Kearney der größere Schurke — „the viler scoundrel“, wie die „New-York-Tribüne“ sagt.

Die Erfolge, welche Kearney als sozialdemokratischer Agitator in Kalifornien erzielte, bewogen ihn Ende Juli dieses Jahres, nach dem Osten der Union, namentlich nach seinem Geburtsstaate Massachusetts, zu gehen, um dort sein Licht leuchten zu lassen und der vorzugsweise aus Sozialdemokraten und verkommenen Politikern aller anderen Parteien zusammengesetzten „Nationalen Papiergeld-Arbeiter-Partei“ (National Greenback-Labor-Party) zum Siege bei den kommenden Herbstwahlen zu verhelfen. Kaum in Boston angelangt, wurde Kearney von den dortigen Sozialdemokraten im Triumphe nach dem Hotel begleitet, wo man Zimmer für ihn gemiethet hatte. Dem Rufe der Masse folgend, erschien der Agitator am Fenster und hielt eine kurze Ansprache, aus der wir nachstehende charakteristischen Sätze folgen lassen: „Ich bin ein einfacher Arbeiter, und Ihr werdet mich entschuldigen, Arbeitsgenossen, wenn ich keine wohlstilisirte Rede halte. Ich bringe Euch gute Nachrichten aus Kalifornien. Die Ebenen, die ich dort verließ, sind bedeckt mit den faulenden Aesern öffentlicher Plünderer (with the festering carcasses of public plunderers). Ich hoffe, die ganzen Vereinigten Staaten von Amerika werden sich ebenso organisiren, wie wir es an der Küste des Stillen Meeres gethan haben. Vom Beginn dieser Bewegung an habe ich laut proklamirt: Tod den Maschinenpolitikern, Tod den diebischen Kapitalisten, Tod und nochmals Tod den mordenden und plündernden Landpiraten. Wir wollen uns organisiren als Arbeiter und mächtiger werden, als die bewaffneten Legionen der Monarchen. Die Arbeiter blicken auf das Sternbanner, wie auf eine prunkende Lüge (a slau-ting lie), ein passendes Symbol für vom Staat beschützte Legionen mörderischer Monopolisten, die tagtäglich die Arbeiter des Ostens zu Grunde richten. Wir wollen uns organisiren, wie in Kalifornien, wir wollen das Loos der Arbeiter bessern und in der Wahl einen Gouverneur, der uns zusagt, wählen.“ Einige Tage darauf hielt Kearney eine größere Rede in der alten, historisch berühmten „Faneuil Hall“ zu Boston vor einer äußerst zahlreichen Versammlung. Er wurde auch dort mit großem Beifall empfangen, allein seine Rede hatte diesmal, obshon sie mit allen möglichen hochtönenden Phrasen und Zitaten geschmückt

war — er zitierte u. a. den Jupiter, die Venus, Mars und Uranus und verglich den bankrott gewordenen, berüchtigten Politiker Benjamin Butler mit Bayard und Heinrich IV., dem „Navarresen mit dem weißen Helmbusch“ — doch im Großen und Ganzen keinen besonderen Erfolg. Die Arbeiter des Ostens der Union stehen nämlich nicht auf einer so niedern Bildungsstufe, wie die in Kalifornien, und das Thema von den Chinesen, welches in den Pazificstaaten sehr lohnend ist, hat in Massachusetts keine Bedeutung. Immerhin aber ist Dennis Kearney auch in den Oststaaten der Union für die Gesetz und Ordnung liebenden Parteien kein zu unterschätzender Gegner. Seine Mahnung an die Sozialdemokraten und die übrigen unzufriedenen Elemente in den älteren Unionsstaaten: „Werft Eure Streitfragen in einen Topf, und wenn wir die gegenwärtigen Zustände niedergebrochen und die Kontrolle über die Regierung erlangt haben, dann wollen wir die Sachen nach unserm eigenen Geschmack einrichten,“ — diese Mahnung kann leicht gefährliche praktische Folgen haben.

Benjamin Butler, der bereits der sozialdemokratischen und der republikanischen Partei angehörte, ist jetzt der intime Freund Kearney's geworden, er befürwortet die unendliche Vermehrung des uneinlösbaren Papiergeldes, der öffentliche Kredit der Vereinigten Staaten und die ehrliche Abzahlung der Nationalschulden der Union sind ihm nicht der Rede werth, er hofft mit Hilfe der Sozialdemokratie noch eine große Rolle in Amerika zu spielen und Kearney sagte von ihm: „Wenn Butler ehrlich ist und hält, was er verspricht, so dürfte er einer der steigenden Männer des 19. Jahrhunderts sein.“ Wir glauben nun zwar nicht, daß die amerikanische Nation jemals so tief sinken wird, daß ein so verkommener Mensch, wie Benjamin Butler, einen entscheidenden Einfluß auf ihr Geschick auszuüben im Stande ist, aber Diejenigen dürften sich doch in einem verhängnißvollen Irrthum befinden, welche die Gefahren, die der Union seitens der Kommunisten und Sozialdemokraten drohen, nach den unsinnigen und lächerlichen Ausfagen und Forderungen beurtheilen, die einzelne Sozialdemokraten vor der Kommission kundgaben, welche nach Beschluß des Repräsentantenhauses des Kongresses unter dem Voritze des Demokraten Hewitt die sozialen Verhältnisse und Zustände in den Vereinigten Staaten zu untersuchen hat. Es hat sich nämlich herausgestellt, daß die sozialdemokratischen Lehren auch bereits auf dem Lande, unter den Farmern, großen Anklang gefunden haben, weshalb es hohe Zeit sein dürfte, daß die besseren Gesellschaftsklassen auch jenseit des Ozeans ihre Gleichgiltigkeit gegen politische Dinge schwinden lassen, wenn nicht die Union in kurzer Zeit den größten Gefahren entgegengehen soll.

Rudolf Doehn.

Goethe's Stellung zur Jenaer Literaturzeitung.

Seitdem (1785) die Jenaer Literaturzeitung begründet war, hatte der Ruf der Universität in so außerordentlicher Weise sich gesteigert, daß Jena unter den deutschen Universitäten eine hervorragende Stelle behauptete. Plötzlich im Sommer 1803 traten Verhältnisse ein, die nicht allein die Verlegung der Redaction dieser Zeitung bedingten, sondern auch geeignet waren, die Universität in ihren Fundamenten zu erschüttern. Eine Reihe bedeutender Männer hatte sich im Stillen geeinigt, Jena zu verlassen, und die Kunde von diesem Entschlusse erregte um so mehr Aufsehen, als bestimmte Nachrichten durch einen von Berlin datirten Artikel in der Hamburger neuen Zeitung, in die Weimar-Jenaischen Kreise gelangten. Der gelehrte und berühmte Hofrath Schüz in Jena und mit ihm die dortige Literaturzeitung, hieß es, werden nach Halle übersiedeln, nachdem der König von Preußen diesen und den Mitredacteur Professor Ersch unter sehr ehrenwerthen Bedingungen in seine Dienste genommen, und für alle aus der Uebersiedelung der Literaturzeitung erwachsenden Kosten eine Entschädigung von 10,000 Thaler bewilligt hat. Da nicht nur diese Gelehrten, sondern auch der Geheime-Rath Loder in preußische Dienste übertrat, auch Hufelandt und Paulus Weggang nach Bayern in Aussicht gestellt war, so stand man nahe daran, wie Goethe sich ausdrückte, daß der Universität Jena der Todesstoß versezt wurde.

Glücklicher Weise hatten die leitenden Kreise Weimar's, durch eine kleine Indiscretion, frühzeitig genug Kunde von dieser „Verschwörung“ gegen Jena erhalten, und wenigstens Schritte gethan, daß die Jenaer Literaturzeitung der Universität erhalten blieb, da sich Eichstädt und der preußische Commissionsrath Heun sofort bereit erklärten, die Redaction der Zeitung zu übernehmen. Diese erhielt nicht nur die alte Censurfreiheit, sondern am 7. October auch das erbetene Privilegium. Indesß war damit nicht viel erreicht, wenn die neue Redaction nicht mit Gewandtheit und opferfreudiger Thätigkeit eintrat und den Feinden in Halle zu begegnen wußte, die sich des Schutzes der preußischen Regierung und ihrer materiellen Unterstützung in so hohem Maße erfreuten.

Die Kämpfe um die Existenz der Jenaer Zeitung ließen nicht lange auf sich warten. Schon am 6. November betonten die Etatsräthe aus Berlin in einer ausführlichen Beschwerdeschrift an die weimarische Regierung, daß die Literaturzeitung in Jena in ihren Bekanntmachungen die ungegründete Behauptung von dem Fortbestehen des Institutes in Jena gewagt, und die dortige Redaction nothwendig schon deßhalb geschäftliche Irrungen veranlasse, weil sie nicht allein gleichen Titel, sondern auch in dem sonstigen Außern in

Druck und Format die Hallische Zeitung nachahme. Sie gaben zu erkennen, daß mit Rücksicht auf diese Unzuträglichkeiten der König den preußischen Postämtern die Expedition der Jenaer Zeitung untersagt habe und stellten den Antrag, daß man sich in Jena der erwähnten Nachahmung nicht allein enthalten, sondern dem Organe eine äußere Gestalt geben solle, die keinerlei Verwechslung beider Zeitungen gestatte. Eichstädt der (22. Nov.) in Goethe's Gegenwart von der preußischen Beschwerdeschrift durch Voigt Kenntniß erhielt, entkräftete den hauptsächlichsten Vorwurf damit, daß das Organ „Jena'sche Literaturzeitung“ betitelt, unmöglich also die berührten Uebelstände hervorzurufen im Stande sei, da gleiches Vorgehen sich dann auch gegen ähnliche Organe wie z. B. die Oberdeutsche allgemeine Literaturzeitung richten müsse. Der Redaction fiel nunmehr die Aufgabe zu, sich eingehend gegen die preußische Anklage zu äußern, und Goethe übernahm es, diese Verantwortung eigenhändig durchzucorrigiren, indem er sehr interessante Aenderungen vornahm. Von deren Autorschaft würde man schwerlich etwas ahnen können, wenn uns dies Schriftstück im Entwurf nicht erhalten wäre, auf welches er sogar Papierstücke aufheftete, um mit seinen Aenderungen keinen Zweifel zu erregen. — Die Reinschrift ging als Beilage zur Erklärung vom 25. November nach Berlin ab. — Wenn nun auch damit der unerquickliche, so zu sagen vom Zaune gebrochene Streit beigelegt schien, so war doch bei dem Verhältniß zwischen Halle und Jena des Haders kein Ende, und es fehlte nicht an Unannehmlichkeiten aller Art, die der Redaction in Jena durch die Verschärfung der Gegensätze fort und fort erwuchsen. —

Es läßt sich nicht läugnen, daß man in Weimar die großartigsten Anstrengungen machte, die bedeutendsten Kräfte für die Mitarbeiterschaft zu gewinnen. Goethe selbst trat mit dem Glanze seines Namens in die Schranken; Männer wie Boß und Johannes v. Müller erwiesen sich als vorzügliche Förderer und der Großherzog Carl August blieb als Protector am wenigsten hinter diesen zurück. Ohne Uebertreibung und Vorurtheil kann man behaupten, daß in den folgenden Unglückstagen Weimar's und Jena's das kritische Institut der Allgemeinen Literaturzeitung fast allein noch die Celebrität von Jena auswärts erhielt. Aber man vergaß in Halle die frühern Vorgänge nicht; es bedurfte des kleinsten Anlasses, um den Hader wieder anzufachen, zu dem zwölf Jahre später Eichstädt die Veranlassung geben sollte. — Daß dessen Thatkraft die Wiederbegründung der Literaturzeitung zu verdanken war, konnte am wenigsten die Partei in Jena vergessen, die sich um Schüzens Schwager, den Geheimen Kirchenrath Griesbach geschaart hatte. War er es ja, der gleich im Beginn der Literaturzeitung eine scharfe Kritik erfahren und der deshalb zu dem allgemeinen Widerwillen gegen Eichstädt, so lange dieser lebte, getreu-

lich beitrug. Jetzt fand diese festgeschlossene Partei verschiedene Gründe zu Beschwerden gegen Eichstädt; es handelte sich um nichts Geringeres, als ihn völlig aus dem Sattel zu heben, ihn unschädlich zu machen. Wurde er an maßgebender Stelle nicht gehalten, wozu zunächst wohl Aussicht vorhanden war, so stand auch seine vorzügliche Thätigkeit für die Literaturzeitung in Frage, und diese bekämpfte die Griesbach'sche Partei vor Allem.

Eichstädt mußte erfahren, daß man ihn der Eigenmächtigkeit beschuldigte, da er die Inspection, welche er über die Landesländer hatte, auch auf die Söhne der Professoren erstrecken zu wollen, beschuldigt wurde. Man bekämpfte seine Weigerung, daß er die akademischen Programme nicht der Censur des Senats unterstellen wollte, klagte ihn der Unthätigkeit im Lesen an der Universität an und beschuldigte ihn, geflissentlich ungünstige Recensionen von schriftstellerischen Arbeiten der Jenaer Professoren veranlaßt und aufgenommen zu haben. Noch war über die ihm zur Last gelegten Beschwerden nicht verhandelt, als Carl August den Geheimen Rath Voigt beauftragte, Eichstädt womöglich zur Niederlegung seiner Professur zu bewegen, und seine ganze Kraft der Redaction der Literaturzeitung zu widmen. Der Ausweg empfahl sich, um wenigstens nach der einen Seite hin des langen Haders ein Ende zu machen. Aber die Verhandlungen führten zu keinem Ziele; denn Eichstädt sah damit seine physische und moralische Existenz vernichtet, sich dem Spott und Hohn seiner Gegner Preis gegeben. Ein Manu, der wie Eichstädt so sehr an sein Lehramt gewöhnt, sich zu demselben so geeignet und kräftig fühlte, konnte um so weniger sich zu diesem Schritte entschließen, als er seinen Lebensberuf völlig aufgegeben hätte und zu geistigem Schaffen unfähig geworden wäre.

Nach der andern Seite hin hatte er bereits zugegeben, was in seinen Kräften stand. Er verzichtete auf die Inspection über die Professorensöhne und unterstellte seine Programme der Censur zweier Senatsmitglieder, während er es von den Entschliessungen der Regierungen abhängig machte, ob die literarischen Arbeiten von Jenaer Professoren bloß anzuzeigen oder zu recensiren seien. —

Bei diesen Verhältnissen stand in der That zu befürchten, daß Eichstädt die Redaction der Literaturzeitung aufgab, obwohl durch seine Erbietungen im Grunde die Hauptquelle der Unzufriedenheit verstopft war, und man hoffen konnte, daß ernstliche Verwarnungen nach beiden Seiten hin jedes weitere Gezänk unmöglich machen würden. Es wäre in der That Schade gewesen, wenn ein kritisches Tribunal, wie die Literaturzeitung, wegen unnützer Querelen und Streitigkeiten in Frage gestellt wurde, während man sonst Alles für die Wissenschaft in Jena zu thun geneigt war. Was hätte vor Allem das übrige

wissenschaftliche Deutschland zu dem Ausgange des uuerquicklichen Streites sagen müssen!

Wie immer in hochbedeutenden Fragen der Univerſität, durfte vor Allem Goethe's Gutachten nicht fehlen, um welches der Geheime Rath Voigt bat. Niemand als Goethe konnte die Sache gründlicher beurtheilen, der das Jenaiſche Weſen und Unweſen auf das Genauſte kannte. Er allein konnte dem Laufe der Dinge eine Richtung geben „ne quid res publicae litterariae detrimenti capiat“, wie Voigt ſich ausdrückte. Sofort gab Goethe ſein interessantes Votum ab, das folgender Maßen lautete:

„Ueber die Eichſtädtiſche Angelegenheit ſeine Gedanken zu äußern, beſonders ſchriftlich iſt eine ſchwere Aufgabe, ſie läßt ſich kaum löſen, ohne in Gedanken viele Jahre zurückzugehen, es ſey mir vergönnt, mich ſo kurz als möglich zu faſſen.

„Es heißt: ein Mann habe die Vortheile mißbraucht die ihm Gunt und Glück im Gefolge ſeiner Verdienſte zugewendet. Von ſeinen Verdienſten muß ich zuerſt reden.

„Das größte, was er für die Academie Jena gethan hat und wovon alles Gute ausging, was er leiſtete und genoß, iſt die Stiftung der Literaturzeitung in den gefährlichſten Augenblicken. Nach gemeinſamer Verabredung, ja Verſchwörung von Jena ſcheidender Profefſoren gedachte man mit hämiſcher Schadenfreude, der Academie den letzten Todesstoß zu verſetzen, wenn ſie die allgemeine Literaturzeitung mit fortſchleppten und nach Halle verſetzten. Der Plan war ſo künstlich angelegt, daß mit dem neuen Jahr 1804 gedachte Zeitung in Jena ceſſiren und in Halle beginnen ſolle.

„Durch Indiscretion eines unſern Zirkeln gleichfalls ungünſtigen Menſchen ward zu unſerm Glück ſchon im Auguſt 1803 die Sache öffentlich ruckbar, die, uns ſchon vorher bekannt, nicht wenig Verlegenheit gegeben hatte.

„Hofrath Eichſtädt war kühn genug aufzutreten, ſich zur Redaction einer neuen, völlig ähnlichen, wo nicht beſſeren zu erboten und beyliegende Acten zeigen alles was geſchehen um es möglich zu machen, daß mit dem 1. Januar 1804 in Jena eine allgemeine Literaturzeitung erſcheinen konnte, die mit den größten Anſtrengungen gegründet durch den ſchweren Druck der Kriegszeiten hindurch ſich bis auf den heutigen Tag in Ehren und Würde erhalten hat. Wer die Umſtände bedenkt, in welche wir zu obengemeldeter Epoche geſetzt waren, wird nicht läugnen, daß dieſe Anſtalt der heilige Anker geweſen, an welchem die Academie ſich damals rettete und ich will gern geſtehen, daß Eichſtädt's Unternehmungsgelſt, ſowie ſeine Beharrlichkeit mir von ſolchem Werth ſchienen, daß ich zu Begünſtigungen, die in meinem Kreiſe lagen, willig die Hand bot.

„Des Einfluſſes nun und der Autorität, welche ſich der Redacteur eines ſolchen Blattes zueignet, ſoll Eichſtädt mißbraucht haben, indem er ungünſtige Recenſionen gegen Jenaiſche Profefſoren eingerückt. Ich habe es nie gebilligt, denn ich halte davor, man thue beſſer die Mängel ſeiner Hausgenoſſen zu verheimlichen, als ſie der Welt bekannt zu machen. Es läßt ſich jedoch die Sache auch von einer andern Seite anſehen.

Bey Ueberrahme jenes gefährlichen Geſchäfts eine neue Zeitung unmittelbar neben einer berühmten aufzuſtellen, mußte man gleich darauf ausgehen, ſich in Oppoſition zu ſetzen und zwar nicht etwa durch Widerſpruch, ſondern dadurch daß man thäte, was jene unterlaſſen hatten und dadurch vorzügliche Männer und bedeutende Meinungen, welche die allgemeine Literaturzeitung

verlezt oder beseitigt hatte, der neuen Anstalt zu gewinnen. Und so geschah es, daß die erste Recension gegen Griesbach gerichtet war, welches der würdige Mann, schon als Schwager von Schütz durch die Concurrenz beleidigt, niemals vergessen und zu dem allgemeinen Widerwillen gegen Eichstädt, so lang er lebte, getreulich beygetragen hat.

„Durch diesen Beginn schien das Recht begründet, ungeheuchelte Critik auch über Jenaische Professoren ergehen zu lassen, dessen man sich denn auch bis auf den heutigen Tag bedient hat.

„Daß dieses nicht zulässig sey, will man mit dem Beyspiel von Göttingen bekräftigen. Man bedenkt aber nicht, daß wir uns in diesem Punkte, so wenig als in manchen andern, mit Göttingen vergleichen dürfen.

„Göttingen bleibt bey seiner Weise nur das Hergebrachte zu lehren, und das Neue, es sey noch so gut, nicht eher aufzunehmen bis es gleichfalls hergebracht ist und so kann man bei aufmerkamer Lesung der Göttingischen Anzeigen finden, daß eine Sache als bekannt angenommen wird, welcher man sich vor zehn Jahren als falsch und unzulässig heftig widersetzte.

„In Jena erleben wir gerade das Gegentheil. Oken lehrt und druckt seinen successiven Wahnsinn, und ich zweifle sehr, daß die Remesis in einem Göttinger Professor ihren Herausgeber gefunden hätte. Wenn wir nun, wie von jeher, einer unbedingten Pressfreyheit genießen, (wobey wie ich belegen kann, seit mehreren Jahren gar manches vorgekommen, was nach Innen schädlich war, ohne daß man es gerügt hätte), so kann man es dem Herausgeber der Literaturzeitung nicht zum Verbreehen machen, daß er sich dieser Freyheit gleichfalls bediene. Doch ist diesem Uebel sogleich abgeholfen, wenn man ihr zur Pflicht macht, wie es ja schon in politischen Dingen geschieht, dergleichen Recensionen in Manuscript zur Censur einzusenden.

„Bedenkt man nun recht genau, worauf die Dauer einer solchen Anstalt beruht so wird man nicht in Abrede seyn, daß der Redacteur ein Professor und zwar Professor der Eloquenz seyn müsse. Es ist nicht genug, daß ein solcher Mann Herr und Meister der alten Sprachen sey, sondern er muß auch Gelegenheit haben, sein Talent öfters öffentlich zu zeigen, wozu die Programme und so viel andere Ausfertigungen die erwünschteste Gelegenheit geben. Auch werden hierin wenige in Deutschland seyn, die sich mit Eichstädt messen können. Ferner steht er als Redacteur mit hundert und aber hundert Gelehrten in Verbindung, welche seinen Kenntnissen und Fähigkeiten Achtung und Zutrauen schenken müssen. Dieses geschieht gewiß vorzüglich, wenn sie ihn auch der Stelle nach, die er bekleidet, als ihres Gleichen ansehen. Aber man sagt, er hat sich gerade dieser Stelle, dieser Gelegenheit, öffentlich zu sprechen zum Schaben anderer bedient. Die angeführten Fälle sind problematisch, und die Mißdeutung beruht darauf, daß der ursprüngliche Sinn des Wortes, welches edel und rühmlich war, nach und nach herabgekommen ist.

„Auch diesem Uebel ist für die Zukunft abzuhelfen. Man gebe einem oder ein Paar der lateinischen Sprache kundigen Männern den Auftrag, die Programme und andere öffentliche Schriften durchzusehen und Mißverständnissen vorzubeugen.

„Das gegen Eichstädt zur Sprache gekommene dritte Gravamen berührt ihn eigentlich gar nicht, denn es ist ja nur in höhern Auftrage, daß er auch die Inspection über die Professoren-Söhne erstreckt, welche sogleich durch höhern Willen seiner Aufsicht entnommen werden können. Er selbst wünscht es in seinem eingereichten Schreiben und da er, wie es scheint, nicht ganz abgeneigt

ist, in der Folge die Inspection überhaupt abzugeben, so wäre die Darstellung der Lage der Sache, wozu er sich in seinem Schreiben erbieht, von ihm baldigst zu verlangen.

„Das letzte öffentlich gegen ihn vorgebrachte Gravamen, daß er in der letzten Zeit wenig Vorlesungen gegeben, beseitigt er durch eingeseudete Unterschriften-Verzeichnisse Studirender. Auch kann man überhaupt einem Jenaischen Professor, wenigstens in der letzten Zeit, nicht zum Verbrechen machen, wenn er sparsam Collegia liest, denn es finden sich nicht immer Studirende, die das verlangen, was nicht unmittelbar nützlich ist. Man könnte mehrere Lehrer nennen, die wider Willen pausiren.

„Betrachtet man nun alles Vorgesagte, so scheint daraus nicht hervorzugehen, daß man auf die Benutzung der Verdienste dieses Mannes völlig Verzicht thun solle, da man ihn mit so wenigem unschädlich machen und durch ernste Anmahnung vor künftigen Fehlschritten warnen kann.

„Ihn zu removiren, halte ich auch deswegen nicht für politisch; denn eigentlich wird er ja doch nur durch den Ostracismus der Menge, die so gut über seine Verdienste und Glück urtheilt, als über seine Fehler und Vergehungen ärgerlich sein mag, und von der, wenn es ihr diesmal gelingt, zu befürchten steht, daß sie nach Belieben, Haß und Widerwillen auf einen andern werfen, ihn Jahrelang untergraben und zuletzt, wider Absicht und Willen der Oberrn, sprengen werden.

„Eine wichtige gleichfalls politische Betrachtung scheint mir ferner die, daß wenn man Eichstädten gänzlich aus der Mitte der Academie heraus nimmt, die Lücke zu groß wird, als daß sie schicklich ausgefüllt werden könne.

„Wie will ein neuer Professor der Eloquenz, er stehe an Wissenschaft und Talent über oder unter Eichstädt oder ihm zur Seite, wie will derselbe an Einem Ort mit Eichstädt existiren, wie wollen sie beide neben einander lehren? Würde es nicht hundert Collisionen geben, die denn doch auch zuletzt an die höchste Behörde gelangen.

„Ferner gebe zu bedenken, daß diejenigen, die jetzt Eichstädten anfeinden, ihn verdrängen, seine Stelle einnehmen wollen, ebenfalls Menschen sind und neben ihren Verdiensten gleichfalls Mangel haben. Eben so gut als er können sie ehr- und geldgeizig sein, Nepoten und Günstlinge haben. Ja wer das Innere der Academie kennt, darf mit Gewißheit voraussagen, daß nach Eichstädt's Entfernung zwey bis drey Parteien in Jena entstehen werden, die unter einander mehr Händel ansachen, als sie bisher gegen Eichstädt verbunden, gehegt haben. Beabsichtigt man Ruhe und Friede, so wird man den Zweck nicht erlangen. Ich getraue mir, das Drama vorausszuschreiben, welches sich alsdann in Bewegung setzen wird.

„Vorstehendes, welches als Text einem weitläufigen Commentar unterliegen könnte, habe aus dem Stegreife dictirt, weil ich die Sache nicht verzögern wollte; hat es einige Tage Zeit, so erbieth mich zur Revision und Abschrift. Nur*) füge noch hinzu, daß die Einstimmung der übrigen Höfe ja auch nötig ist. S. m. W. d. 26. Jan. 1816.“

G.

Im Wesentlichen schloß sich diesem Gutachten Carl August an. „Es soll mir lieb sein“, bemerkte er, „weil dieser Gewittersturm sich in einen fruchtbaren Regen auflöst. In der jetzigen Zeit, wo so ungeheuer viel gedruckt, recensirt,

*) Von hier an eigenhändig.

getadelt, gelobt, ge- und beschimpft und vergöttert wird, und welches das Publicum unter allerhand Formen, Titeln, Farben lesen, sehen und schlucken muß, bedeutet eine einzelne literarische Zeitung nicht mehr so viel als sonst, wo dergleichen geistige Nahrungsmittel seltener erschienen, und gewiß nicht genug, um den Hausfrieden einer Academie zu stören. Deswegen wird die Einschränkung, kein Buch, welches unter dem Namen eines Jenaer Professors gedruckt wird, in der Jenaer Literatur-Zeitung zu recensiren, sehr wünschenswerth sein. Die Inspection der Landeskinder kann ganz aufgehoben, die des Convicts an eine Commission übergeben werden. Was die Collegien betrifft, so beweist Eichstädt, daß die Subscription erfüllt ist, nicht, daß er Collegien gelesen hat. Dies ist an das Licht zu stellen.“

Diese Forderung hatte für Eichstädt die ungünstigste Wirkung. Sofort verbreitete sich in Jena das Gerücht seiner Entsetzung, die Studenten wurden in ihrem Wahne bestärkt, daß die Klage über die Inspection für begründet erachtet worden sei. Sie, die bisher ihren Inspector mit Ehrenbezeugungen überhäuft hatten, riefen ihm ein Vereat zu. — Aber Carl August's Befehl wurde vollzogen. Keine Schrift eines Jenenser Professors durfte in der Literaturzeitung recensirt werden, während die Censur der Programme von zwei Professoren abhängig gemacht und erwiesen werden mußte, ob Eichstädt, der der Inspection über die Landeskinder überhoben ward, wirklich gelesen habe. Letzteres war nicht von besonderer Tragweite, aber tief zu beklagen war, daß der Hader in den Kreisen Jenenser Professoren das Urtheil in literarischen Beziehungen, so wie es hier geschah, gänzlich unterdrücken konnte.

C. A. S. Burkhardt.

Die sechste Woche des deutschen Reichstags.

Nachdem sich der Reichstag während dieser Woche, zum Theil in langen und ermüdenden Reden, unausgesetzt mit dem Sozialistengesetz beschäftigt, ist dasselbe eudlich am 19. Oktober in einer Weise zur Annahme gelangt, durch welche die baldige Publikation und Wirksamkeit desselben in Aussicht gestellt ist.

Bei der Wichtigkeit des das Verbot von sozialdemokratischen Druckschriften betreffenden § 6 nahm auch die am 14. Oktober aufgenommene Fortsetzung der am 11. abgebrochenen langathmigen Verhandlung großen Umfang an. Und dennoch galt in den je einstündigen Reden von Richter, Kleist-Rehow und Windthorst nur der allerkleinste Theil diesem Paragraphen. Die Eigenthümlichkeit der Lage brachte es eben mit sich, daß die Verathung dieses Gesetzes täglich mehr den Anlauf zu umfassenden Auseinandersetzungen der Parteien sowohl mit der Regierung als untereinander machte. Wenn sich nur infolge dieses Zu- und Ausführens der Parteien wenigstens ein für das Staatsleben brauchbarer Bodenfuß zu bilden begönne! Trotz aller Erörterungen, Anregungen, Vorwürfe und Mahnungen, mit denen man sich gegenseitig regalirte, sind aber die Parteien einem solchen Ziele kaum irgendwie nachgekommen; vielmehr wirbelt Alles, was infolge der Auflösung des vorigen Reichstags und Angesichts der inneren Gefahr des Staates aufgerührt worden, nach diesem Parteien-

Renkontre erst recht wirr durcheinander; es zeigt sich sogar, daß die erhaltenenden Elemente noch gar wenig geeignet sind, sich in der vom Fürsten Bismarck am 9. Oktober empfohlenen Weise zusammenzuschließen, so sehr auch gleichzeitig das Auftreten von Vertretern der negirenden Parteien täglich von neuem dazu mahnte. Zum § 6 traten solche Mahnungen recht lebhaft wieder hervor in den Reden von Richter und Windthorst.

Es schien fast, als ob Ersteren die Vorbeeren, welche Hasselmann, Bracke und Reinders in den Tagen zuvor sich auf der Rednertribüne geholt, nicht hätten schlafen lassen. Dieselben waren ja auch an dieser Stelle noch Menlinge gegen einen so erfahrenen Spezialisten im Herabziehen staatlicher Autoritäten, gegen den seit lange anerkannt geübten Schützen im Entsenden spitzigster Pfeile wider unsern großen Staatslenker. Wie konnten auch nur Andere ihm so in's Handwerk gerathen! In der That hat sich auch diesmal Richter's Meisterschaft in diesem Genre bewährt. Er hatte dazu aber auch einen gar zu reizenden Stachel. Waren doch von Fürst Bismarck die Fortschrittler als die bisher stets Negirenden hingestellt. Das verdiente grausame Rache, und Richter hat sich diese auf seine Weise genommen: er trat wie gewöhnlich mit einem sorgfältig gefüllten Köcher von Pfeilen wider Bismarck auf und verband in sichtlich großem Behagen deren Abschnehlung kunstgerecht mit feilsetonistischer paradoxer Behandlung einer Reihe ernster Dinge. Wenn man sieht, wie sich bei diesem Parlamentarier noch immer keine Spur von Selbstbescheidung zeigt, und wie er selbst in solcher Sache sich bernsen glaubt, die allezeit schwarzen Pläne der Regierung in ihrer ganzen Diabolik zu demaskiren, so möchte man fast mit Händen greifen, wie der Parlamentarismus sich selbst allmählig diskreditiren kann. In der Behandlung seines Hauptthema's, daß das positive Moment des Staatslebens in der Wirksamkeit der Fortschrittspartei und derjenigen Kreise des Bürgerthums liege, aus welchen diese sich zu rekrutiren pflege, drang Richter bis zu der dreifsten Widersinnigkeit vor, die Fortschrittspartei sei in Wahrheit jetzt die „Altkonservative Reichspartei“, während umgekehrt Fürst Bismarck das negirende Element bilde, ja sogar — Dasjenige positiv nenne was er selbst für positiv halte. So viele unberechtigte Abschweifungen der arme § 6 schon erlebt, so war das doch noch nichts gegen die Richter'schen Exkursionen. Mit besonderem Wohlgefallen schien dieser unseine Redner bei einem gehässigen Breittreten von Vorkommnissen der Wahlbewegung zu verweilen, welche Bennigsen anständiger nur zart berührt hatte. Richter kam auch noch auf den Kulturkampf, unter dem Schmuzzeln des Zentrums auf eine Belobung der katholischen Kirche als Damm gegen die Sozialdemokratie, auf die Volksschulen, auf die „Genealogie der israelitischen Könige“ und noch gar manches Andere, Alles zur Sache, Alles zum Thema der Unterdrückung von Zeitungen. Die Nationalliberalen kamen bei dem Redner diesmal glimpflicher weg; Bennigsen's Rede glaubte er eben die Verhügung entnehmen zu können, daß dessen Bernfung in die Regierung doch wohl noch nicht so nahe sein könne.

Auch von Kleist-Neßow schüttete gewaltig sein Herz aus, ohne sich um das Thema viel zu bekümmern. Er wies zwar die Nationalliberalen nicht geradezu als Mitstreiter zurück, bekundete aber sehr deutlich, daß er und seine Genossen auch unter obwaltenden Umständen nach ganz anderen Polen gravitiren wollten, so daß die Zweifel, welche Bennigsen am 10. Oktober in die Waffengemeinschaft eines Theiles der Konservativen gesetzt, sich völlig bestätigt zeigten. Mit der Brunst eines die Mähnen schüttelnden Silberlöwen wandte sich Kleist an das

Zentrum, welches er, nachdem es sich eben erst gegen die Regierung in neue Positur gesetzt, so gerne Freund nennen möchte. Das war zum mindesten eine entschiedene Regierung von Bismarck's patriotischem Appell. Nicht nur, daß Kleist „sehnlichst“ die Zeit „erwünschte“, wo er mit dem Zentrum „Hand in Hand gehen“ könne, sondern er berührte auch den Kulturkampf und die Schulfragen in der dem Systeme Fall's feindlichen Weise seiner Partei. Windthorst's alsbaldige Erwiderung enthielt zwar ein freundliches Kompliment, allein der Führer des Zentrums will nicht, daß dieses sich durch die verspätete Freundlichkeit der durch Bismarck's Appell etwas in Verlegenheit gerathenen Altkonservativen in seiner jetzigen Position inkommodiren lasse, von welcher abwendig zu machen Kleist bald elegisch bittend, bald in zorniger Mahnung sich abgemüht. So mußte sich der als Altkonservativer ergrante Kleist von Windthorst über den Begriff „konservativ“ belehren lassen. Erst wenn die Konservativen zu diesem, zu einer „entschlossen reaktionären Politik im Staat und bezüglich dessen Verhältnisses zur Kirche“ sich bekannt hätten, wolle das Zentrum mit ihnen gehen. Nun wissen wir also auch in aller Form, welche Bewandniß es mit der ostensibel freisheitlichen Richtung des Zentrums hat. Kleist brachte noch eine Blumenlese bezeichnender Kräftstellen aus sozialdemokratischen Blättern vor, wie sie Graf Enlenburg bei seinen Ausführungen in erster Lesung gewiß recht vermist hatte, doch war sie für die in Rede stehende Frage des sofortigen Unterdrückens von Zeitungen nicht weiter brauchbar.

Nach diesen Vorgängen mußte der § 6 einem traurigen Schicksale zuweilen. Wir verdanken es den Konservativen nicht, wenn sie nicht einzusehen vermochten, warum den bewußten Blättern erst noch eine gewisse Besserungszeit gestattet werden sollte, denn es ist gar zu naiv, an die Aenderung des Beweises eines solchen Blattes zu glauben. Lasker freilich legte recht großen Werth auf diese gutmüthige und so übel angebrachte Absicht einer Erziehung, durch welche, wie Kleist richtig sagte, der Charakter des Gesetzes geändert würde. Bei dem Präventivgesetze von rückwirkender Kraft als von einem Popanz zu reden, hatte nur Richter fertig bringen können; selbst Lasker verwies ihm dies. Der Gegensatz der von Bismarck unter Eine Fahne gerufenen Regimenter führte zur Freude aller negativen Parteien die Entscheidung für die reine Negation dieses wichtigen § herbei. Gemeinsam mit jenen brachten zuerst die Konservativen den Vorschlag der Kommission, dann, in der Vorliebe für eine bloß halbe Maßregel, die Mehrheit der Rationalliberalen die Fassung des Entwurfs zu Fall. Die gähnende Kluft dieser Lücke, des einzigen Ergebnisses zweier langen Sitzungen, enthielt viel Beschämendes für Alle, welchen am Zustandekommen des Gesetzes liegt; auch der Trost auf die dritte Lesung vermochte diesen Eindruck kaum etwas zu mindern.

Die namentlich für das Zentrum ermutigende Wirkung dieses Vorgangs zeigte sich sofort, als bei § 11, welcher das Einsammeln von Beiträgen zur Förderung der bewußten Bestrebungen verbietet, Mousfang sich angeregt fühlte, nochmals das klerikale Programm zur Lösung der sozialen Frage in allgemeinen Zügen darzulegen. Aber das verstimulte Haus schien der Exkursionen endlich müde und auch der Präsident begann denselben Einhalt zu thun. Selbst für die durch Mousfang nochmals berührte Frage eines Wahlbündnisses zwischen Ultramontanen und Sozialdemokraten, welches Windthorst auf allgemeine taktische Regeln zurückzuführen suchte, war kein rechtes Interesse mehr zu finden. Nach Genehmigung des § 11 gingen die Strafbestimmungen der §§ 12—15, unter Rebel's Einwurf von „Ungehenerlichkeiten“, noch am glatteften durch.

Der üble Vorgang bei § 6 hatte den harten Sinn der unter Eine Fahne rangirten Kompagnien keineswegs milder gestimmt, und so wiederholte sich am 15. Oktober dieselbe Erscheinung bei § 16, wo beide Kompagnien in der Frage gegen einander marschirten, inwieweit die geschäftsmäßigen sozialdemokratischen Agitationen neben der Freiheitsstrafe auch in Betreff ihres Aufenthalts sollten beschränkt werden dürfen. Bei dieser Frage sorgten drei Mitglieder des Zentrums, welches so hübsch hatte schweigen wollen, für übermäßige Ausspinnung heterogener Punkte: Reichensperger aus Grefeld durch eingehende Angriffe auf die Kirchenpolitik und, unter entschiedenem Widerspruche des Ministers Grafen Eulenburg sowie Friedberg's, auf die Selbständigkeit preussischer Richter in Urtheilen über Majestätsbeleidigungen, Prinz Radziwill durch eine in monotonster Ableiterung vorgetragene Kritisirung eines der Waigesetze und Brühl durch einen Exkurs über Majestätsbeleidigungen. Von Bedeutung erschien nur eine Erklärung Bennigsen's, welche nach ihrem Inhalt wie nach der ungewohnten Schroffheit des Tons überraschte. Da die Beschlüsse der Kommission in den wichtigeren Punkten nur durch Scheinmehrheiten zu Stande gekommen waren, so erschien es ganz selbstverständlich, daß im Plenum Verjuche zur Erzielung einer natürlichen Mehrheit angestellt wurden. Daher fiel es sehr auf, daß Bennigsen plötzlich Namens seiner Partei jene Beschlüsse wegen der Schwierigkeit ihres Zustandekommens als unantastbar hinzustellen versuchte. Zugleich ging er aber selbst hiervon wieder ab durch Anbietung von Zugeständnissen zu § 20. Wenn Graf Eulenburg bei seinem gerechten Erstaunen darüber, daß zum ersten Male bei dem Verständigungswerke von Unannehmbarkeit geredet werde, jene Eröffnung auf den ganzen Rest des Gesetzes bezog, so hatte er nach dem Gehörten allen Anlaß dazu. Nun aber hörte sich durch Bennigsen's einlenkende Erwiderung die Audentung heraus, daß es sich nur um einen taktischen Schritt handle, worauf denn auch von Helldorf und von Kardorff bekundeten, daß sie bereits Anlaß zur Hoffnung auf Verständigung bis zur dritten Lesung hätten. So mag sich denn auch die andauernd große Zurückhaltung erklären, deren man sich vom Tische des Bundesraths befleißigte. Vorläufig führten eben die zwei Kompagnien sich gegenseitig an den Abgrund der nun wiederum entstandenen Lücke, sodas beiderseits die Gewissen wegen des bevorstehenden Nachgebens salvirt sein konnten.

Die Rekursbehörde, so wunderbar sie auch im Schooße der Kommission entstanden war, fand keine Anfechtung. Außer dem sächsischen Justizminister gaben sich nur die Konservativen Schmid und Ackermann Mühe für Erfüllung des Regierungswunsches wegen Zuziehung von Verwaltungsbeamten, es ging jedoch nicht durch, obwohl auch Liberale dafür stimmten; wohl aber wurde zu Lasker's und Hänel's Beruhigung der durch von Goshler befürwortete Zusatz Ackermann's genehmigt, daß jene Behörde in vollem Umfange soll Beweis erheben lassen dürfen. Dabei hatte Windthorst nicht gesäumt, dieselbe als den „Anfang für die Entziehung der Polizeihohheit der Einzelstaaten“ hinzustellen.

Zum sogenannten kleinen Belagerungszustand des § 20 fanden am 16. Oktober, auf Grund der schon angekündigten Zugeständnisse der Nationalliberalen, einige unbedeutenden „Verschärfungen“ Annahme. Der § über die Gültigkeitsdauer des Gesetzes brachte noch lange Reden von Lucius, welcher 4½ Jahre setzen wollte, und des wortreichen Sozialdemokraten Bracke, bei dessen grandiosen Abschweifungen dem Hause die Geduld erst verloren ging, als er nach fast einstündiger Rede auf „die graue Vorzeit“ übergehen wollte. Von sachlichem

Interesse waren nur die Ausführungen Kiefer's aus Baden. Angenommen wurden leider nur die 2 $\frac{1}{2}$ Jahre.

Am 17. Oktober ruhten die Reden. Es war eine Art Bußtag, an dem man auf allen Seiten nochmals ernstlich in sich zu gehen hatte. In der That wurde denn auch sehr rasch nach dem Treffen im Plenum die Verständigung erzielt. Nur im Sinne der von Bismarck am 9. Oktober angedeuteten höheren Gründe läßt es sich begreifen, daß die Regierung in zweien ihrer Kardinalpunkte, dem der Frist bei der Zeitungsunterdrückung und dem der Dauer des Gesetzes, nachgab. Vielleicht trösteten sie sich in Betreff des ersteren Punktes mit der Praxis und im Uebrigen nimmt Bismarck, nach seiner Schlußrede vom 19. Oktober, eine eventuelle spätere Verlängerung in Aussicht. Die Zugeständnisse der Liberalen beschränkten sich eigentlich nur auf die freie Wahl des Vorsitzenden der Refursbehörde durch den Kaiser; die Beschränkung der Aufenthalts-Verfugung für den Agitator in seinem Wohnsitz auf den Fall, daß er diesen nicht schon 6 Monate inne hat, ist kaum dahin zu rechnen. Die Sicherung des Gesetzes auf Grund dieser Einigung war bei Beginn der 3. Lesung am 18. Oktober Jedermann bekannt. Gleichwohl brachte diese Sitzung eine neue, die dritte Generaldiskussion mit abermals weitem Zurückfallen in Abstraktionen. v. Schorlemer raffte Alles, was er an Bosheiten gegen die Regierung in den verschiedenen Lagern noch aufzulefen vermochte, zusammen und warf es zu guter Letzt der Regierung in's Gesicht. Fast keins der mehr als zur Genüge behandelten Themata unberührt lassend, entwickelte er ein wohlberechnetes Mitraillenfeuer von Malicen gegen Bismarck und hielt auch Nachlese auf den Spuren der gegnerischen Vorredner, um sie durch Sophismen lächerlich zu machen. Ein würdiges Seitenstück war eine Rede Liebknecht's, der sich in „Enthüllungen“ nach Art der verunglückten Verjuche Nebel's erging. Eine Feier mit Petroleum, wie sie am 12. Oktober Hasselmann wegen seiner Rede zu Theil wurde, hat er reichlich verdient. Im Uebrigen wußte sich nur noch Laster Aufmerksamkeit zu verschaffen durch einen Rückblick auf die Verhandlungen und eine Darlegung seines Standpunkts.

Trotz des erschreckend hervorgetretenen Parteihaders hat sich erfreulicher Weise eine Mehrheit von 72 Stimmen für das Gesetz ergeben. Somit ist wenigstens die Errichtung eines Damms gegen die sozialdemokratische Hochfluth erlangt. Hinsichtlich einiger Schwächen des Gesetzes gewährte uns die Ansprache einige Beruhigung, mit welcher Bismarck am 19. Oktober die sechs-wöchige Session schloß.

Berlin, den 20. Oktober.

L.

An die Herren Verleger!

Wir bitten um baldigste Zusendung der Werke, die in unsrer Weihnachts-bücherschau berücksichtigt werden sollen.

Leipzig, Anfang Oktober 1878.

Die Redaktion der Grenzboten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hans Blum in Leipzig.

Berlag von F. E. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüffel & Herrmann in Leipzig.

Die
Grenzboten.

Zeitschrift
 für
 Politik, Literatur und Kunst.

N^o. 44.

Ausgegeben am 31. October 1878.

Inhalt:

	Seite
F. Harms' Psychologie. S. Jacoby.	161
Rückblicke auf den orientalischen Krieg 1877—1878. III. Die Ereignisse auf dem Kriegsschauplatz in Asien bis zur Schlacht bei Sewin und bis zum Rückzuge der Russen an die russisch- türkische Grenze. Von Ld.	175
Die Meininger in Leipzig. * * * * *	187
Literatur. Daniel Manin und Venedig 1848—49. Vortrag von M. Perlbach. — Jubiläums-Ausgabe der Novae Epistolae Obscurorum virorum von Gustav Schwetfcke. — Königthum und Verfassung in Preußen von Wilhelm Maurerbrecher.	199

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1878.

Friedrich Ludwig Perbig.

(Fr. Bihl. Grunow.)

Im Verlage von **Fr. Wilh. Grunow** in **Leipzig** erschien soeben:

Atlas zur Geschichte des Kriegswesens von der Urzeit bis zum Ende des 16. Jahrhunderts.

Bewaffnung, Marsch- und Kampfweise, Befestigung, Belagerung, Seewesen.

100 Blatt in Querfolio mit Text,

ausgeführt in der Anstalt von **Wilhelm Greve** in Berlin.

Zu seinen Vorlesungen an der Kgl. Kriegsakademie zusammengestellt

von

Max Jähns,

Major vom Rebenstat des Großen Kurfürstenthums.

Lieferung 1.

Der Atlas wird in **10 Lieferungen zu je 10 Blatt Querfolio und ca. 4 Bogen Text** abgegeben werden, deren Erscheinen in **14-tägigen Fristen** stattfinden wird.

Der Preis der Lieferung wird **3 Mark 50 Pf.**, der des gesammten Werkes **35 Mark** betragen.


Die Herstellung einer Geschichte des Kriegswesens, welche dem heutigen Wissen entsprechend auf den Forschungsergebnissen der letzten Jahrzehnte beruht und die Fülle der in Monographien zerstreuten Einzelheiten zusammenfaßt, wird von den Fachmännern als eine Aufgabe bezeichnet, deren Lösung in hohem Grade wünschenswerth ercheine. Diesem Verlangen kommt der vom Major Jähns vorbereitete Atlas zunächst für den technischen Theil des Kriegswesens und für den Zeitraum vom zum Abchlusse des 16. Jahrhunderts entgegen. Seinen Ursprung verdankt dieser Atlas dem un mittelbaren praktischen Bedürfnisse: er ist in erster Reihe bestimmt, den Vortrag des Verfassers an der militärischen Hochschule des deutschen Reiches; der Berliner Kriegsakademie, zu erläutern und zu bereichern. Auf 100 Tafeln sind nahezu 1500 künstlerisch ausgeführte Figuren und Pläne gegeben, welche sich auf die Gebiete der Bewaffnung, Taktik, Befestigung, Belagerung und Marine beziehen. Ueberall folgt die Zeichnung den besten vorhandenen Vorbildern, die tactische Darstellung den Resultaten der kundigsten Einzelforscher; genaue Angaben über die benutzten Werke wie über Herkunft und Aufbewahrungsort der dargestellten Originale geben etwaigem Weiterstudium den erwünschten Anhalt, in den eingehenden Erklärungen des begleitenden Textes (ca. 40 Druckbogen) sind überdies unfaßliche Literaturnachweise beigegeben.

Der Inhalt vertheilt sich wie folgt:

- 4 Tafeln Urzeit und Naturvölker.
- 5 " Despotien Alt-America's, Africa's und Asien's.
- 2 " Bewaffnung und Taktik der Hellenen.
- 2 " Vorkriegstil und Seereisen der Hellenen.
- 1 " Bewaffnung und Taktik der Römer.
- 6 " Befestigungen, Heerstrassen und Seereisen der Römer.
- 4 " Kelten und Germanen.
- 2 " Byzantiner und Neu-Perler.
- 2 " Moslemn.
- 1 " Orientalische Kriegseuerwerkerei.
- 2 " Turkvölker.
- 6 " Europäische Bewaffnung von der Völkerverwanderung bis zu den Kreuzzügen.

- 6 Tafeln Befestigung und Belagerung in derselben Zeit
- 7 " Kältungen und blanke Waffen des 14. und 15. Jahrhunderts.
- 5 " Schußwaffen des 14. und 15. Jahrhunderts.
- 5 " Taktik des 14. und 15. Jahrhunderts.
- 8 " Befestigung und Belagerung von den Kreuzzügen bis zur Zeit der Renaissance.
- 9 " Bewaffnung des 16. Jahrhunderts.
- 6 " Tafel des 16. Jahrhunderts.
- 7 " Befestigung, Belagerung und Städtekrige im 16. Jahrhundert.
- 4 " Heerwesen vom 9. bis 16. Jahrhundert.
- 100 Tafeln mit gegen 1500 Darstellungen.

Die Bibliotheken der Truppen, der Kriegsschulen, der Polytechniken, wie diejenigen aller höheren Lehranstalten, namentlich auch die der Gymnasien und Realschulen, werden in diesen Tafeln ein Vehrmittel finden, welches das Verständniß ihrer literarischen Schätze nach vielen Richtungen hin unterstützen dürfte. — Im Falle günstiger Aufnahme unseres Unternehmens ist eine Fortsetzung desselben bis zur Gegenwart in Aussicht genommen.



J. Harms' Psychologie.

Es gibt wissenschaftliche Leistungen, deren Werth nicht blos in der sorgfältigen Erforschung des einschlagenden Materials oder in der Fülle neuer, anregender Gedanken liegt, sondern zugleich in der sittlichen Kraft, mit welcher sie für gewisse bestrittene Wahrheiten eintreten. Solche Schriften belehren eben so wie sie stärken. Es geht von ihnen eine Einwirkung auf die Geminnung aus

J. Harms' Psychologie, der erste Theil seines Werkes: „Die Philosophie in ihrer Geschichte“, zählen wir dahin und glauben uns deshalb berechtigt, eingehender mit demselben bekannt zu machen.*)

Vergegenwärtigen wir uns zuerst die Aufgabe, welche der Verfasser sich gestellt hat. Er will uns nicht eine Geschichte der Philosophie geben, sondern die Philosophie in ihrer Geschichte darstellen, d. h. ihm kommt es in erster Linie nicht darauf an, die geschichtlichen Bedingungen aufzuweisen, an welche die Entstehung, die Aufeinanderfolge, die Richtung der philosophischen Systeme geknüpft ist, sondern vielmehr darauf, die letzteren nach ihrem Werth oder Unwerth zu beurtheilen, den Beitrag festzustellen, den die philosophische Erkenntniß ihnen dankt, die bleibende Bedeutung zu bestimmen, auf welche sie Anspruch haben.

Den historisch-kritischen Untersuchungen geht eine umfangreiche Einleitung voran, welche die philosophische Stellung des Verfassers klar legt. Sie handelt zuerst von dem Begriff der Philosophie, die er als die Wissenschaft von den Grundbegriffen und den objektiven Voraussetzungen der einzelnen Wissenschaften bezeichnet, wie Trendelenburg und Zeller; sodann faßt sie die Einteilung der Philosophie in's Auge. Die Architektonik nach dem Unterschied zwischen theoretischen und praktischen Wissenschaften, wie sie Aristoteles begründet hat, verwirft Harms ebenso wie die Organisation Herbart's nach dem Gegensatz von Metaphysik und Aesthetik und die Einteilung Hegel's in Natur-

*) Berlin. Theobald Grieben (Bd. 18 der Bibliothek für Wissenschaft und Literatur Philosophische Abtheilung. Bd. 3. I. Hälfte).

und Geisteswissenschaften, da dieselben nur auf graduellen Unterschieden ruhen, und ersetzt sie durch den Gegensatz der Philosophie der Naturwissenschaften — Physik — und der Philosophie der geschichtlichen Wissenschaften — Ethik —. Es finden sich in diesen Erörterungen die treffendsten Bemerkungen gegen die gegenwärtig weit verbreitete Neigung, die Geschichte nach Analogie der Naturwissenschaften zu beurtheilen. Mit vollem Recht betont Harns, daß die Natur keine Geschichte hat, und die Geschichte keine Natur ist; daß alle Erscheinungen innerhalb des Gebietes der Natur aus sich gleich bleibenden Kräften, die in allen Zeiten gleiche Wirkungen haben und stets nach denselben Gesetzen dasselbe mit Nothwendigkeit hervorbringen, zu erkennen seien, während in der Geschichte nichts in einerlei Weise, sondern in mannichfaltigen Modifikationen geschehe, immer neue Kräfte mit jeder neuen Generation in die Fortsetzung und Fortschreitung ihres Daseins eintreten. Dem widerspricht auch nicht der Begriff einer Geschichte der Natur, da derselbe auf einer analogischen Uebertragung der geschichtlichen Erkenntnißart auf die Natur, deren Recht zweifelhaft ist, ruht. Von Herder ist diese Uebertragung ausgegangen, von Schelling fortgesetzt und von Darwin erneuert worden. Es liegt hier nicht, wie gemeinlich angenommen wird, eine Erweiterung des Begriffs der Natur, sondern eine Erweiterung des Begriffs der Geschichte zu Grunde, indem in der Natur eine Bedingung und Anlage für die Geschichte, eine Uebereinstimmung mit der Geschichte erkannt wird.

Damit steht im Zusammenhange, daß Harns nur zwei Kausalitäten anerkennt, die Kausalität des Zweckes oder Willens und die Kausalität der bewegenden Kräfte, jene dem Geiste, diese der Materie angehörig. Geist und Materie selbst aber sind nicht Ursachen, sondern Existenzen. Denn alle Kausalitäten sind Relationen, und man löst alles in Relationen ohne existirende Dinge auf, wenn man nach dem Vorgang des Aristoteles auch den Geist und die Materie als Ursachen ansieht, während vielmehr die immanenten Kräfte derselben, die Bewegung der Materie und die Willenskraft des Geistes, so beurtheilt werden müssen.

Der Physik und Ethik geht aber die Logik und Metaphysik voran, welche den Begriff der Wissenschaften nach seinen Elementen und Bedingungen erklären und begründen. So erneuert Harns die Platonische Eintheilung der Philosophie in Logik, Physik und Ethik.

Wir unterlassen es, über den dritten und letzten Theil der Einleitung, der „das System und die Geschichte der Philosophie“ zum Gegenstande hat und ebenso gegen eine aprioristische Konstruktion wie gegen eine empiristische Zusammenstellung des Inhalts der Geschichte der Philosophie protestirt, näher einzugehen und wenden uns nun zu dem besonderen Thema des vorliegenden ersten

Theils des ganzen Werkes, der Geschichte der Psychologie. Wir schicken nur voran, daß Harms die Psychologie als Bestandtheil der Physik, als Physik oder Metaphysik der Seele, ansieht, uns also, wie es in der Natur der Sache liegt, zugleich die allgemeinen Grundzüge einer Geschichte der Physik darstellt.

Die Psychologie der griechischen Philosophie, und in derselben die vorsofratische Philosophie bildet den ersten Gegenstand der Untersuchung. Von den Ionikern geht die philosophische Bewegung aus. Sie erscheint zuerst als Hylozoismus, als Lehre von der an sich lebendigen und belebten Materie auf Grundlage der Evolutions- und Identitätslehre, die symbolisirend das Geistige nach Analogie des Körperlichen, das Körperliche nach Analogie des Geistigen beurtheilt, vertreten durch Thales, Anaximenes, Diogenes von Apollonia und Heraclit; sie erscheint ferner als Dualismus von Geist und Materie in Verbindung mit einer mechanischen Naturansicht bei Anaximander, Empedokles, Anaxagoras, welcher auf der Behauptung eines Kausalneges qualitativer Elemente ruht und, wenigstens bei Anaxagoras, zur positiven Entgegensetzung von Geist und Körper gelangt; freilich so, daß der erstere univervell als das handelnde, bewegende Prinzip in der Körperwelt aufgefaßt wird, nicht bloß als die denkende Substanz. Die dritte Form der ionischen Philosophie repräsentirt der Materialismus oder die Lehre von der alleinigen Substantialität der körperlichen Materie auf der Grundlage des Atomismus. Die Atomenlehre ist eine Vielheits- und keine Einheitslehre. Die Atome werden nur durch den Zufall der Bewegung — die Gottheit des Materialismus — zu Aggregaten zusammengewürfelt. Keine eigenthümliche Qualität, nur Gestalt und Größe unterscheidet die Atome von einander. Auch die Seele ist ein Aggregat; der Tod ist die Auflösung desselben. Materielle Bilder, welche von dem Körperlichen ansströmen und durch die Sinne in die Seele dringen, vermitteln die Erkenntniß; indem sie von der Seele wieder ansströmen, das Begehren. Die Verkünder dieser Weltanschauung, welche als Symptom des Verfalls anzusehen ist, sind Leukipp und Demokrit. Sehr richtig erinnert Harms daran, daß der Materialismus immer am Ende einer Periode, in der Zeit der Auflösung der Philosophie eintritt, wenn das Denken an Kraft und Stärke verloren hat. „Ein gewisser Stumpfsinn und eine gewisse Oberflächlichkeit muß erst eingetreten sein, wenn die Lehre von der Körperlichkeit der Seele entsteht.“ —

Die Psychologie der Pythagoräer sieht in der einzelnen Seele einen Ausfluß der allgemeinen Weltseele, welche den Körper organisiert und harmonisch gestaltet. Die ihnen eigne Lehre von der Seelenwanderung ist ein Beweis ebenso für die Selbständigkeit, die sie der Seele geben, wie für die ethische Betrachtungsweise, die sie in Bezug auf das Leben der Seele zur Geltung bringen.

Die Eleaten — Xenophanes, Parmenides, Zenon, Melissus — bestreiten die Realität des Werdens, sehen in der Natur nur ein scheinbares Werden und haben daher für Physik und Psychologie ein geringes Interesse.

Die Sophisten kennen keinen Begriff der Seele, sondern nur Thatsachen des Bewußtseins; die Seele ist ihnen nichts anderes, als eine Sammlung von verfließenden Empfindungen und Begierden, Lust und Unlust, ohne ein statthaftes Urtheil über Wahrheit und Irrthum, Gutes und Böses.

Hat bis dahin die Naturphilosophie den Primat inne gehabt, so wird sie durch Sokrates in eine bescheidenere Stellung geführt, sie muß Ethik und Logik zu ihrem Rechte kommen lassen; bei Sokrates selbst wird die Physik wenig beachtet, und die Psychologie erscheint fast nur als Ethik, die aber wieder von Grundsätzen der Physik abhängig ist, durch welche sie leidet. So ist es zu erklären, daß nicht der Wille das Prinzip der sittlichen Welt ist, sondern die erkennende Intelligenz, deren Ideen, Begriffe und Gedanken als Kausalitäten aufgefaßt werden; daher denn alles Böse nur als Ergebnis des Unverstandes erscheint.

Für Platon ist die Seele die Vermittlung zwischen Vernunft und Sinnenwelt, beiden Gebieten angehörig, Sterbliches und Unsterbliches in sich vereinend. So stehen sich die denkende und begehrlche Seele einander gegenüber, zwischen ihnen die muthige, deren sich jene bedient zur Bestreitung dieser.

Diese drei Formen des Seelenlebens spiegeln sich in der Welt, denn die Pflanzen repräsentiren die begehrlche, die Thiere die muthige, der Mensch die vernünftige Seele. Auch die Völker werden hiernach klassifizirt; in den Phöniziern und Egyptern, welche nach dem Erwerb der sinnlichen Güter trachten, prävalirt die begehrlche Seele, bei den nördlichen Barbaren die muthige und in den Griechen die vernünftige Seele. In dem Menschen sind diesen Theilen der Seele besondere körperliche Organe zugewiesen; die vernünftige Seele wohnt im Kopfe, die muthige in Brust und Herz, die begehrlche im Unterleib.

Die vernünftige Seele ist präexistenz, weil sie eine Idee ist, d. h. ein wahres bleibendes Sein und Wesen, welches unentstanden veränderliche Erscheinungen bedingt. Und diese präexistenz Seele ist unsterblich. Es folgt dies auch daraus, daß sie universell als Prinzip des Lebens gedacht ist, und insofern kann sie ihrem Begriff nach nicht aufhören zu leben.

Die Psychologie als eine besondere Disziplin hat Aristoteles gegründet, und zwar ist sie ihm ein Theil der Physik. Ihre Aufgabe ist, eine allgemeine und vergleichende Wissenschaft von der lebendigen Natur der Pflanzen, der Thiere und der Menschen hervorzubringen.

In dem Begriffe der Seele und des Geistes denkt sich Aristoteles eine Einheit der drei Ursachen, der Form, der Bewegung und des Zweckes im Unter-

schiede und im Gegensatz mit der vierten Ursache, der Materie, weshalb in dem Begriffe des Geistes und der Seele die Verneinung des Begriffes der Materie enthalten ist.

In der Pflanzenwelt ist die Seele ernährend und erzeugend, in der Thierwelt gewinnt sie die Kraft der Empfindung, in der Menschenwelt die Fähigkeit der Vernunft.

Alles Werden in der Natur ist durch ein ewig Seiendes, als seine Ursache, bedingt. Dies ist die absolute Wirklichkeit der göttlichen Vernunft. Von ihr kommt die der Seele eignende Vernunft. Da die Vielheit der einzelnen Seelen nur aus dem pluralisirenden Prinzip der Materie stammt, sind sie nicht unsterblich. Nur die in ihnen wirksame allgemeine göttliche Vernunft ist der Vergänglichkeit entnommen. Aristoteles unterscheidet die Sinne, die empfinden, und die Vernunft, die denkt. Durch die Sinne nimmt die Seele die Form der Dinge in sich auf. Eine dreifache Wahrnehmung findet durch die Sinne statt, die eigenthümliche jedes Sinnes nach seiner Energie; die gemeinsame durch die Sinne vermittelte von Bewegung und Ruhe, von Zahl, Gestalt und Größe; und die mittelbare Wahrnehmung der Sinne, z. B., daß das Braune, das wir sehen, das Pferd des N. N. ist. Jeder Sinn ist zugleich sein eigener innerer Sinn, er empfindet nicht nur etwas, sondern auch, daß er empfindet. Die fünf verschiedenen Arten der Sinne werden von dem Gemeinfinne mit einander verbunden, der auch das den Sinnen Gemeinsame und ihre Verschiedenheit empfindet, da jeder Sinn nur seine Empfindungsweise und nicht der anderen Sinne Energie kennt. Mit dem Empfindungsleben ist aber Lust und Schmerz und die ihnen folgende Begierde unmittelbar verbunden.

Phantasie und Gedächtniß sind eine Fortsetzung der Sinne, eine von den Wirkungen der Sinne zurückgelassene Bewegung.

Dem Sinne entgegengesetzt ist die Vernunft, die nach einem doppelten Gesichtspunkt als leidende und thätige, als theoretische und praktische Vernunft aufgefaßt wird. Denn der leidende Verstand kommt durch die göttliche stets seiende und thätige Vernunft aus der Möglichkeit zur Wirklichkeit. Was den andern Gegensatz anlangt, so gibt auch Aristoteles der theoretischen Vernunft den Vorzug, ist ihm doch auch die göttliche Vernunft nur erkennend, nicht handelnd.

Epikur stellt die Physik in Abhängigkeit von der Ethik, sie ist nur das Mittel, den Menschen von Furcht und Aberglauben zu befreien und so die Glückseligkeit zu steigern. Als eine diesem Zweck angemessene Physik erscheint ihm die materialistische Atomistik.

Auch der Stoizismus hebt den praktischen Zweck der Philosophie, Weisheit zu vermitteln, stark hervor. Seine Physik hat aber mannichfache Vorzüge

vor der Epikur's. Er erneuert den Hylozoismus und die Evolutionslehre, sieht im Geschehen das Warten einer unbedingten Nothwendigkeit, und in der Seele nicht ein Aggregat, sondern eine Einheit. Er zeichnet sich vor dem Epikurismus durch die Idee der Einheit und des innern Zusammenhanges der Dinge aus, die in der Vielheits- und Zufallslehre dieses keinen Raum haben.

Mit der Auflösung der griechischen Nationalität erlosch auch die Produktionskraft derselben auf philosophischem Gebiete. Die Weltanschauung erweiterte sich zum Kosmopolitismus, der die nationalen Bestimmtheiten vermischt; aber der Humanismus, der den Werth des Allgemein-Menschlichen trotz der bestehenden natürlichen Unterschiede erkennt, war nicht sein Ergebnis. Orientalische Denkweisen übten Einfluß. Die Emanationslehre, die aus dem unbewegten Absoluten in immer mangelhafteren Abstufungen bis zur Materie hin die Dinge hervorgehen läßt, gewann Eingang, obwohl sie dem griechischen Geiste durchaus widerspricht, der das Unvollkommene zum Vollkommenen fortschreiten sieht. In dieser Welt ist kein Zweck mehr für eine praktische und politische Thätigkeit, der Mensch zieht sich daher von einer solchen zurück, um in innerer Beschauung zu leben. Galt bis dahin für den griechischen Geist die Materie als das leidende, der Geist als das handelnde Prinzip, so ist jetzt die Seele nur noch ein leidendes Wesen, das passiv dem Thun und Handeln zuschaut, das in der Welt der Materie stattfindet. Damit verbindet sich die Annahme einer mystischen und wunderbaren Anschauung des Absoluten als Quelle aller Erkenntniß, welche eine Vermittlung durch die Sinne und das Denken ausschließt und somit jede That des Ich's aufhebt. In der Anschauung des Absoluten verfließt das Ich wie der Tropfen im Ozean.

Die Physik der neu-entropäischen Völker ruht auf der durch das Christenthum vermittelten Wahrheit der Schöpfung. Harms hat den Muth, sich entschieden und offen zu derselben zu bekennen. Sie ist ihm ein erklärendes Weltprinzip aus göttlicher Kausalität. Sie schließt die Zufallstheorie des Atomismus aus, weil sie in Allem Plan und Ordnung aus einem intelligenten Willen sieht. Sie schließt ebenso den Gedanken Platon's und des Aristoteles aus, daß die Welt aus der Materie durch Gott als Baumeister hervorgebracht sei. Der Baumeister der Welt ist auch der Schöpfer der Materie.

Damit ändert sich der Begriff der Materie, sie wird eine gegebene Thatsache, ein bestimmtes und meßbares Vermögen.

Die Welt ein Zufall, die Welt eine ewige Evolution, die Welt eine Emanation sind Annahmen, die eine Kausalkenntniß ausschließen, welche letztere nur voll und ganz zur Geltung kommen kann, wenn die Welt als Schöpfung aus göttlicher Kausalität und Finalität angesehen wird.

Die christliche Philosophie trägt in ihrer ersten Periode einen theologischen

Charakter; das zeigt sich auch auf dem Gebiete der Psychologie. Für Augustin ist sie nicht mehr ein Theil der Physik, sondern der Metaphysik. Die Physik und die äußere Erfahrung wird gering geschätzt, denn Gott offenbart sich der Seele in innerer Erfahrung. Die alte Philosophie hat mit dem Zweifel geendet, die neue beginnt mit der Kritik desselben. Augustin beschreitet den subjektiven Weg, in der Begründung der Erkenntniß. Die unzweifelhafteste Thatsache des Bewußtseins ist die Gewißheit von der Existenz des denkenden Subjekts. Ebenso unzweifelhaft ist sodann, daß etwas vorhanden ist, das mir erscheint. Die Sinne täuschen nicht, weder der innere noch der äußere Sinn, sie liefern Erscheinungen und bezeugen das Vorhandensein einer Innen- und einer Außenwelt. Drittens endlich ist unzweifelhaft der Begriff des Wissens und der Wahrheit. Im Zweifel ist der Begriff des Wissens und die Forderung, daß es Wahrheit gibt, voransgesetzt.

Drei Vermögen der Seele unterscheidet Augustin: das Gedächtniß, das er univiersell als Vermittlung der Selbstbesinnung ansieht; den Willen, in dem er das Sein und Wesen des Menschen erkennt und dem er den Primat vor dem Verstande gibt, und den Intellekt. In der ersten Periode der mittelalterlichen Philosophie herrscht der Platonismus, vertreten durch Hugo und Richard von St. Victor, Bonaventura, Gerson, in hervorragender Weise durch Hugo von St. Victor. Die Seele ist ihm Mikrokosmos, sie stellt die Welt in sich vor durch eigne Thätigkeit. Ihren Inhalt erwirbt sie durch Lernen. Ihre Werkzeuge sind das äußere Auge, durch welches sie die in der Körperwelt gesondert bestehenden einzelnen Ideen wahrnimmt, das innere Auge, mit welchem sie in sich die Einheit der Ideen erkennt, und das Auge für Gott, das sie befähigt, alles Sein auf sein letztes Prinzip zurückzuführen. Diese Erkenntniß gewinnt aber die Seele nur als erlöste, da sie als von Natur böse geblendet ist.

Innerhalb dieser Richtung wird die Psychologie mehr vom ethischen als vom physischen Gesichtspunkt aus betrachtet, und die praktische Tendenz überwiegt die theoretische.

Den Aristotelismus, der später die mittelalterliche Philosophie beherrschte, lehrten Avicenna, Albertus der Große, Thomas von Aquino, Johannes Duns Scotus. Bei dem berühmten arabischen Philosophen und Arzte Avicenna (Ibn Sina) ist der Aristotelismus orientalisirte. Die Wahrheit wird durch Abstraktion und Negation des Sinnlichen und durch eine plötzliche aus den Emanationen des allgemeinen Weltverstandes ansgehende Erleuchtung erkannt.

Der Aristotelismus brachte den Gewinn, daß man die äußere Erfahrung mehr schätzen lernte. Die orientalische Färbung, die er bei den Arabern trug,

wurde von den christlichen Philosophen abgestreift, ebenso wurde der Dualismus des Aristoteles von Materie und Form überwunden.

In einem sensualistischen Nominalismus und in einem alle Wissenschaft anschließenden Mystizismus zeigt sich der Verfall der mittelalterlichen Philosophie.

Die neuere Philosophie, insofern sie eine einseitig naturalistische Richtung befolgt, wird im Ausgang des Mittelalters durch mannichfache Erscheinungen vorbereitet. Für Bonaventura ist die Unsterblichkeit der Seele allerdings dem Glauben gewiß, aber vom wissenschaftlichen Standpunkt aus zweifelhaft. Telesius und Campanella lehren den Sensualismus, wenn sie ihn auch nicht in seine letzten Konsequenzen verfolgen. Aber ebenso wird auch die rationalistische Richtung der neueren Philosophie vorbereitet; der scharfe Gegensatz zwischen Geist und Körper wird bei Aristotelikern und Platonikern hervorgehoben, und damit das Problem gegeben, das die neuere Philosophie so vielfach beschäftigt hat, die Gemeinschaft zwischen beiden zu erklären. Die Allgemeinheit in der Bestimmung beider, wie sie der antiken Weltanschauung eigen ist, macht konkreten Auffassungen Platz. Die Materie und der Geist empfangen die positiven Prädikate der Ausdehnung und des Denkens. Eine vermittelnde Stellung nimmt die deutsche Theosophie ein, welche den beiden Grundsätzen des Nikolaus von Cusa folgt, daß in jedem Dinge die Welt sich darstellt, und jedes individuell verschieden ist von jedem andern.

Die neuere Philosophie beginnt mit Cartesius. Die spezifische, nicht graduelle Differenz zwischen der Materie, deren positive Qualität die Ausdehnung, und dem Geist, dessen positive Qualität das Denken ist, bildet die Grundvoraussetzung seines Systems. Der innern Erfahrung gibt er den Primat. Ihr Gegenstand ist das Denken, denn den Geist faßt er universell als Denken auf. Demselben kommen zwei Thätigkeiten, die Passion der Erkenntniß — denn sie ist durch ihren Gegenstand verursacht — und die Action des Willens zu. Zwei Klassen von Vorstellungen unterscheidet er, die verworrenen und dunklen Vorstellungen der Sinne, denen keine objektive Realität entspricht, und die klaren und deutlichen Vorstellungen des Verstandes, die einen ursprünglichen Besitz desselben bilden. Die Gewißheit von der Existenz des in ihnen Gedachten ruht auf der Wahrhaftigkeit Gottes. Er kann uns nicht täuschen. Die Gemeinschaft zwischen Geist und Körper wird durch die Zirbeldrüse vermittelt gedacht, unter physischer Assistentz Gottes. Der Ort, der Sitz der Seele, soll das Problem ihrer Wechselwirkung mit dem Körper erklären.

Auf dem Boden des Cartesianismus steht der Okkasionalismus eines Arnold Geulincx, eines Nikolaus Malebranche, eines Georg Berkeley. Derselbe sieht in den Bewegungen des Körpers nur gelegentliche Ursachen für

die Entstehung der Empfindungen und in den Gedanken nur Gelegenheiten für die Bewegungen des Körpers; Gott ist es, der diese und jene hervorbringt. In Berkeley verwandelt sich der Okkasionalismus in einen theosophischen Idealismus, der in der Körperwelt nur Erscheinungen in den Sinnen und Vorstellungen aus den Sinnen erkennt.

Der Standpunkt Spinoza's ist nicht die innere Erfahrung, sondern die aprioristische Vernunftthätigkeit, und so bescheidet er sich nicht bei der Thatsache, daß es eine Vielheit einzelner geistiger Wesen gibt, um den Zusammenhang derselben mit einer leiblichen Organisation zu untersuchen, sondern die Thatsache der Pluralität geistiger Wesen selbst nach ihrer innern Möglichkeit bildet das Problem, welches er sich stellt. Die Lösung desselben sucht er darin, daß er in allen besonderen Dingen Modi der allein existirenden göttlichen Substanz sieht, durch welche die Attribute Gottes — Denken und Ausdehnung — in beschränkter Weise dargestellt werden.

Denken und Ausdehnung lassen sich nicht auf einander zurückführen, nur in Gott sind sie eins. Eben deshalb muß aber auch alles, was im Denken ist, in der Ausdehnung sein und umgekehrt. Es kann daher keinen körperlosen Geist und keine unbeseelte Materie geben. Beide müssen mit einander übereinstimmen; eine Veränderung in der Gedankenwelt ist zugleich eine Modifikation in der Welt der Ausdehnung, ebenso wie Veränderung in dieser Modifikationen jener zur Folge hat. In beiden wirkt die gleiche göttliche Kausalität.

Auf die Frage nach der Entstehung einer Welt von Einzelwesen, dem Grundproblem, bleibt das System Spinoza's die Antwort schuldig. Da es keine immanenten Kräfte der Dinge kennt, nur Existenzformen der Attribute der einen Substanz, die in einem unendlichen Werden des einen aus dem andern ohne Kausalität und Finalität begriffen sind, so kann es die lösende Antwort nicht geben. In der Lehre von dem ewigen Sein der *Natura naturans* und dem unendlichen Werden der *Natura naturata* ist unvermittelt die Evolutionstheorie des Heraklit und der Kosmismus der Eleaten verbunden.

Daß im System Spinoza's die Individualität nicht zu ihrem Rechte kommt, ist der eine Grundfehler desselben; die unrichtige Voraussetzung eines Parallelismus zwischen Leib und Seele, welche dem Materialismus Vorjubel leistet, der andere.

Spinoza unterscheidet an der menschlichen Seele Verstand und Willen, beide gehören nur der endlichen Welt an. Der Wille besteht im Bejahen und Verneinen der Gedanken und ist daher abhängig vom Verstande, aber auch kein Gedanke entsteht ohne Bejahung oder Verneinung des Willens, und so ist auch das Denken abhängig vom Wollen. Konsequent mußte Spinoza den Begriff der Seele negiren, da es wohl Thätigkeiten des Wollens und Denkens

gibt, aber nicht ein Subjekt, das Träger derselben wäre. Denn die Seele gilt ja nur als Modus der göttlichen Substanz. Es findet sich aber bei Spinoza auch eine andere Auffassungsweise, nach welcher die Seele ein Selbstbewußtsein des Geistes besitzt, eine Idee der Idee, einen Begriff davon, daß sie ein ewiger Begriff in dem unendlichen Denken Gottes ist. Die Seele, so gedacht, hat aber kein Analogon im Leiblichen, es gibt keinen Körper des Körpers, wohl aber eine Idee der Idee.

Leibniz erweitert den Begriff der Seele, sie ist ihm Monade, d. h. eine einfache Substanz, welche aus sich selber thätig ist und in ihrer Einheit ein Mannichfaches umfaßt. Die einfachen Substanzen begreifen wir nach Analogie unserer Seele, welche die einzige Substanz ist, die wir unmittelbar erkennen. So ist die Seele das wahre Sein und Wesen aller Dinge und die körperliche Materie eine Erscheinung der an sich geistigen Substanzen. Diese unterscheiden sich von einander qualitativ. Es ist ein großes Verdienst von Leibniz, daß er das Prinzip der Individualität zur Geltung gebracht hat. Dagegen ist es fehlerhaft, daß er, gestützt auf die Zustände des Unbewußten in der menschlichen Seele, nach ihrer Analogie ein Seelenleben in die Natur hineininterpretirt hat, d. h. in Zufälligkeiten der Seele ihr innerstes Wesen gesehen und das, was selbst der Erklärung bedarf, als erklärendes Prinzip benutzt hat. Denn die Zustände des Unbewußten haben nur da Platz, wo das Bewußtsein das Wesen des innern Lebens bildet. Negationen setzen eine Position voraus. Was nicht Träger eines Bewußtseins ist, kann auch nicht Zustände des Unbewußten erfahren. Das Unbewußte ist nur als Verdunkelung des Bewußtseins zu begreifen.

Leibniz sieht im Körper ein Aggregat von Monaden, die auf der niedrigsten Stufe der Entwicklung, der völligen Bewußtlosigkeit sich befinden. Unbegreiflich freilich bleibt, wie ein solches Aggregat entstehen kann, da die Monaden nicht auf einander zu wirken vermögen. Wenn nun in einem Monaden-Aggregat eine Monade das herrschende Zentrum wird, und die übrigen Monaden sich in den Dienst derselben als Werkzeuge stellen, so bildet sich der Gegensatz von Seele und Leib und damit organisches Leben. Dagegen ist nur zu sagen, daß nicht die örtliche Lage, sondern nur die innere Entwicklung die Dignität einer Monade bestimmen kann. Die Entwicklungen und Veränderungen von Leib und Seele gehen parallel, stimmen mit einander überein, aber keine ist Ursache und Wirkung der andern.

Jede Seele ist unsterblich, denn die Monaden sind einfache unvergängliche Substanzen. Was nicht zu leben angefangen hat, kann auch nicht zu leben aufhören.

Leibniz betrachtet alles in der Natur als eine stetige Entwicklung, welche zu immer höhern Stufen führt; aber er erklärt nicht, woher diese verschiedenen

Grade konnten, was hier auf einem niedern zurückhält, dort zu einem höhern fördert.

Die Seele bringt durch ihre eignen Thätigkeiten ihre Erkenntnisse hervor, zuerst in den dunklen Vorstellungen der Sinne, dann in den klaren Begriffen des Verstandes.

Die Seele repräsentirt in sich die Welt, sie ist ein Spiegel des Universums und sieht daher alle Dinge in sich. Die Seele hat alles a priori in sich in unbewußter Weise. Da aber nach Leibniz die Monaden schlechthin selbständig sind, keine Wechselwirkung auf einander ausüben, so ist wohl der Begriff einer Summe von Monaden, aber nicht der Begriff eines Universums denkbar, und ebenso wenig zu begreifen, wie die Vielheit der Monaden, die in keinem Kausalitätsverhältniß zu einander stehen, sich in der einzelnen spiegeln, auf die Sinne Eindrücke hervorbringen soll.

Es ist ein Verdienst von Leibniz, daß er das Werden des Bewußtseins durch den Willen vermittelt denkt, ihn als Kausalität desselben begreift. Nichts desto weniger verfällt er einem psychologischen Determinismus, indem er das Handeln als das nothwendige Ergebnis des Erkennens ansieht.

Zwischen den einzelnen Monaden besteht nur eine ideale Harmonie, vermöge welcher die Veränderung der einen eine entsprechende Modifikation in der andern zur Folge hat. Und diese Harmonie ist prästabiliert, da jede Monade ihre Natur in Uebereinstimmung mit der Natur aller übrigen empfangen hat, die Totalität der Monaden in einem und demselben Plane erschaffen ist. Hier berührt sich Leibniz mit dem Okkasionalismus.

Die Einseitigkeiten des Rationalismus will der Empirismus ergänzen, und er ist in seinem Recht, wenn er es betont, daß die Sinne eine Quelle des geistigen Lebens und die Organisation der Materie eine Bedingung für dasselbe seien. Er verliert aber sein Recht, sowie er sich als Universal-Methode der Wissenschaften betrachtet.

Geschichtlich beginnt der moderne Empirismus mit Bacon und schon am Schluß des ersten Abschnittes seiner Entwicklung gestaltet er sich bei Thomas Hobbes zum Materialismus, der die geistigen Thätigkeiten in Bewegungen der kleinsten Theile des Körpers auflöst. Die Freiheit besteht nur in der Abwesenheit von Hindernissen der Bewegung. Da alles in der Körperwelt nach Selbsterhaltung strebt, ist jeder Mensch nothwendig ein Egoist. Das Allgemeine vertritt nur die Gesetzgebung und Zwangsgewalt des Staates.

Die zweite Periode des Empirismus leitet der Sensualismus Locke's ein. Alle Erkenntnisse, Begriffe, Vorstellungen und Gedanken werden in Empfindungen aufgelöst und daraus zusammengesetzt. Das Denken ist formale Thätigkeit, das Material liefern die Sinne. Der Verstand selbst bringt in-

haltlich keine Vorstellungen hervor, er ist insofern passiv, nicht aktiv. Strenger ist der Sensualismus bei David Hume ausgebildet. Er ersetzt die formelle Thätigkeit des Denkens durch die Assoziationen der aus den Empfindungen entstehenden Reihen und Gruppen von Vorstellungen, die nach eignen Gesetzen erfolgen, aus denen Gewohnheiten sich ergeben, die alles im Leben der Seele erklären sollen. Hierbei wird aber übersehen, daß Gewohnheiten nur dann sich in der Seele bilden können, wenn diese eine innere Thätigkeit ist.

Die dritte Entwicklungsstufe vertritt Condillac. Er leitet aus den Sinnen Inhalt und Form des geistigen Lebens ab und beschränkt alle Wissenschaft auf die Kenntniß unsrer Empfindungen. Was darüber hinausgeht, liegt außerhalb unsres Wissens. In Condillac tritt der skeptische Charakter des Empirismus deutlich hervor. Wie ist nun der Materialismus entstanden, der geschichtlich den Sensualismus abgelöst hat? Unmittelbar ist Letzterer nicht für ihn verantwortlich zu machen, denn er ist nur eine Theorie über den Ursprung der Erkenntniß und verhält sich den Fragen gegenüber, welche der Materialismus beantwortet, skeptisch. Der Materialismus stammt aus einem Dogmatismus, der willkürliche Annahmen zu Glaubenssätzen erhebt. Mittelbar wird aber der Sensualismus für den Materialismus haften müssen, insofern er das geistige Leben nach seinem übersinnlichen Charakter gezeugnet und auf eine Sammlung und Ordnung sinnlicher Eindrücke reduziert hat.

Der neue Gesichtspunkt, den Kant zur Geltung bringt, ist darin zu suchen, daß er Körper und Geist als verschiedene Erscheinungsformen des Dinges an sich angesehen hat, den Körper als die äußere, den Geist als die innere. Jener wird von der äußern Wahrnehmung in der Form des Raums, dieser von der innern in der Form der Zeit angeschaut. Das ist der Standort der Kritik der reinen Vernunft. Eine Ergänzung desselben bildet die Kritik der praktischen Vernunft, in welcher der sittlich handelnde Geist sich als Ding an sich erkennt, daraus ergibt sich das Postulat der Freiheit und der Unsterblichkeit der Seele.

Die Vermögen der Seele erkennt Kant als thatsächlich gegeben an; in Uebereinstimmung mit Lessing und Jacobi hat er das Gefühlsvermögen der Lust und Unlust als drittes zu dem Erkenntniß- und Begehrungsvermögen hinzugefügt.

In der Erkenntniß unterscheidet er als Elemente die Anschauungen aus der Receptivität der Sinne und die Begriffe aus der Spontaneität des Geistes. Die Letztere begreift in sich den Verstand, der auf die Welt des Endlichen und Bedingten gerichtet ist, und die Vernunft, welche sich auf das Unendliche bezieht.

Das Begehrungsvermögen wird als entweder abhängig von den Gegenständen und der sie begleitenden Lust oder Unlust oder als von der Freiheit des Willens bestimmt gedacht. Der sittliche Mensch handelt unabhängig von

den Antrieben der Lust oder Unlust gemäß der Selbstgesetzgebung des freien Willens.

Die Gefühle werden nach dem sie begleitenden Urtheil unterschieden, als Gefühle der Lust, welche das Leben der Seele fördern, und als Gefühle der Unlust, die dasselbe hemmen. Maßgebend ist das Gefühlsvermögen nur in Beziehung auf das Schöne, welches der Gegenstand eines freien und uninteressirten Wohlgefallens an den Objecten der Vorstellung ist.

Bei Kant hat der Wille den Primat, er ist gegenüber dem vorhergehenden Naturalismus der Erneuerer einer ethischen Weltansicht in der deutschen Philosophie.

Schleiermacher's Psychologie ist eigenthümlich und abweichend von den überlieferten Formen. Sie sieht in den Vermögen die das Leben der Seele konstituierenden Faktoren und sucht aus der verschiedenen Kombination derselben die Differenzen in dem geistigen Leben der Einzelwesen zu begreifen.

Die Psychologie als Lehre von dem Leben der Seele in der Verwirklichung ihrer Bestimmung, als Konstruktion der Geschichte des Bewußtseins aus seinem Begriffe beginnt mit Fichte. Seinen Grundgedanken finden wir darin, daß der Geist wesentlich Energie, ein Handeln, Thun und Wirken in sich selber ist, und daß das Bewußtsein nicht gegeben, sondern nur erworben werden kann durch die eigene That und Handlung des Geistes. Was er empfangen kann durch die Sinne oder durch die Vernunft, er hat es nur durch sein Sichselbersetzen. Allem Wissen, Vorstellen, Denken, Bewußtsein liegt zu Grunde als seine Bedingung eine spontane, freie That und Handlung, eine von sich selber anfangende produktive Thätigkeit.

Schelling sucht das Wesen der Seele und des Geistes aus einer Konstruktion der ganzen Natur zu erkennen. Aus der Natur entsteht der Geist durch ihre fortschreitende Produktivität, sie stellt sich in ihm als Ganzes, als Welt im Kleinen dar.

Von der Seele, die alles durch ihr Sein ist, unterscheidet er den Geist, der alles durch eigne That wird. Wie aber die Seele zum Geist wird, kann er nicht erklären, er sieht diesen Vorgang als einen Abfall an, der wieder zurückgenommen werden muß. Der Zweck der Geschichte ist, daß der Geist wieder zur Seele werde.

Hegel erkennt in der gesammten Wirklichkeit ein unendliches Werden, in welchem mit innerer Nothwendigkeit die niedere Stufe der Entwicklung in die höhere übergeht. Denn alles ist nur dem Grade nach verschieden. Dies unendliche Werden ist aber weder ein physisches noch ein ethisches Geschehen, sondern nur ein logisches Werden in der Aufeinanderfolge der Begriffe.

Die Aufgabe der Psychologie ist es, zu zeigen, wie die Natur Seele, die

Seele Geist, der Geist freier Wille wird. Abgesehen von den Erschleichungen, deren sich die dialektische Methode Hegel's schuldig macht, krankt inhaltlich sein System daran, daß er die spezifischen Differenzen zwischen Nothwendigkeit und Freiheit, Bewußtlosigkeit und Bewußtsein auf graduelle Differenzen zurückführt.

Schopenhauer steht ebenfalls auf dem Boden der Evolutionstheorie, doch sind ihm die Entwicklungsstufen nicht objektiver, sondern subjektiver Natur, verschiedene Betrachtungsweisen. Als Atheist findet er weder für die Welt als Ganzes, noch für das individuelle Seelenleben eine Einheit. Die Elemente des blinden bewußtlosen Willens, der das Wesen der Dinge bildet, und des accidentellen Bewußtseins sind nur zufällig und zeitweilig mit einander verknüpft.

Herbart faßt die Psychologie als Mechanik des Vorstellens auf metaphysischer Basis. Wie alle Metaphysik die Widersprüche, die unseren Erfahrungsbegriffen anhaften, zu lösen hat, so hat die Psychologie den Widerspruch zu beseitigen, der im Begriff des Selbstbewußtseins enthalten ist. Daß aber hier ein solcher vorliegt, ist eine Behauptung Herbart's, für die er keinen stichhaltigen Beweis geliefert hat. Die Seele ist ihm ein einfaches Wesen unbekannter Qualität, eine unveränderliche, alle Mannichsartigkeit von sich ausschließende Substanz. Der erfahrungsmäßige reiche Inhalt des Seelenlebens entspringt aus dem Zusammensein einer Vielheit solcher einfacher Wesen. Da die Seele aber als absolut gedacht ist, so widerspricht eine Vielheit von Erscheinungsformen dem Begriff der Seele. Und da diese Vielheit an sich zusammenhangslos sein soll, so kann nicht begriffen werden, wie sie doch in einem Zusammenhange stehend zu denken ist. Es werde nun, fährt Herbart fort, jedes dieser Wesen seine Qualität an dem andern geltend machen, dasselbe in seiner Qualität stören, hier aber auch Widerstand finden, der aus dem Streben nach Selbsterhaltung entspringt. Wie aber ein absolutes Wesen in seiner Qualität gestört werden kann und sich zur Selbsterhaltung anstrafen muß, ist nicht einzusehen. Und ebenso läßt sich nicht begreifen, wie diese Vorgänge statt haben sollen, wenn, wie die Voraussetzung ist, diesen Wesen alle Kräfte und Vermögen fehlen, ohne welche sie ihre Qualitäten doch nicht zur Geltung bringen können. Der Kardinalfehler dieser Psychologie ist es aber, daß sie die Seele als ein willenloses bewegliches Ding ansieht, daß sie auf willkürlicher Gleichsetzung der materiellen mit den psychischen Erscheinungen ruht. Der Psychologie als Mechanik des Vorstellens liegt ein sehr beschränkter Kreis psychischer Theorie zu Grunde, wenn sie das Wesen und das Leben der Seele allein aus ihren Selbsterhaltungen gegen zufällige Störungen glaubt begreifen zu können. Sie wird der ethischen Natur der Seele nicht gerecht.

Wir stehen am Schluß unsrer Berichterstattung. Ueber Herbart hinaus hat Harms den Entwicklungsgang der Psychologie nicht verfolgt, wenn er es

auch an Beziehungen auf die Gegenwart nicht hat fehlen lassen. Es sind die Bestrebungen des Sensualismus, Skeptizismus und Materialismus in derselben, denen seine Polemik in besonderem Maße gilt, und gegen die er die vernichtendsten Schläge richtet. Wer sich von der wissenschaftlichen Richtigkeit dieser Anschauungen überführen will, und wer nach Waffen sucht, um siegreich für eine religiöse und sittliche Weltanschauung zu kämpfen, wird in diesem Werke eine reiche Kistkammer finden.

Königsberg i. Pr.

H. Jacoby.

Rückblicke auf den orientalischen Krieg 1877—1878

von Ld.

III.

Die Ereignisse auf dem Kriegsschauplatz in Asien bis zur Schlacht bei Sewin und bis zum Rückzuge der Russen an die russisch-türkische Grenze.

Im Kaukasus waren russischerseits, ohne daß dies offiziell bekannt gemacht worden wäre, alle dort stehenden Truppen der Feldarmee*) mobil gemacht, die Lokaltruppen auf Kriegsfuß gesetzt, die meisten dort ansässigen Kasakentruppen und sämtliche irregulären Reiterchaaren des Kaukasus aufgeboten, so daß im Ganzen verfügbar waren: In 7 Infanterie-Divisionen 112 Bataillone, 42 Batterien, in der kaukasischen Schützen-Brigade 4, in der Sappeur-Brigade 3 Bataillone, in den Kavallerie-Divisionen 16 Eskadrons, 20 Sotnien und 4 zugetheilte Kasaken-Batterien, zusammen 119 Bataillone, 36 Eskadrons und Sotnien, und 46 Batterien der Feldarmee. Ferner waren aufgeboten: 6 Kasaken-Bataillone (Plastun), 15 Kuban-Regimenter mit 90, 8 Teret-Regimenter mit 32 Sotnien, und 3 Kasaken-Batterien; endlich 15 Regimenter und 5 einzelne Sotnien Irreguläre. Die Stärke dieser 125 Bataillone, 158 Eskadrons und Sotnien, 49 Batterien wurde berechnet zu 158,000 Mann reguläre und Kasaken-Truppen, die irregulären Reiter zu rund 8000 Pferden. Den Oberbefehl über die sämtlichen auf dem asiatischen Kriegsschauplatz verwendeten Truppen führte der Statthalter des Kaukasus, Großfürst Michael von Rußland, Bruder des Kaisers Alexander.

*) Vgl. S. 64. 65.

Bei den Unruhen im Kaukasus genügten die (vorstehend nicht besonders aufgeführten) Lokaltruppen nebst den Ersatztruppen zc. bei weitem nicht, um die Ruhe im Lande zu erhalten und die Verbindungen quer über das Hochgebirge hinweg zu sichern. Es mußten vielmehr auch beträchtliche Theile der Feldarmee, zur Bekämpfung der Aufstände und zum Niederhalten ganzer Gebietsstheile, im Innern des Landes zurückgelassen werden. So blieb die 20. Infanterie-Division im Terek-Gebiet, die 21. Division in Daghestan und eine Brigade der 38. Division (Regimenter 149 und 150) im Bezirk Erivan. Die Regimenter Nr. 154, 155 und 162 wurden, mit Kasakentruppen vereint, in fliegenden Kolonnen verwendet.

Für die mobile Armee waren nach Abzug der genannten Truppen nur 67 reguläre Bataillone verfügbar; die Kavallerie und Artillerie verminderten sich allerdings nicht in dem gleichen Maße. Aber auch die vorhandenen Kräfte traten nicht vereinigt auf, sondern wurden gleich bei ihrer ersten Versammlung am unteren Rion, bei Alexandrapol und bei Erivan, also an Punkten zusammengezogen, die in grader Linie 300 km von einander entfernt und durch fast unüberschreitbare Hindernisse getrennt waren. Diesen so weit getrennten Abtheilungen waren selbstverständlich auch ganz verschiedene Aufgaben zugedacht. Eine Vereinigung der getrennten Kolonnen war nur nach weitem Vordringen in Feindesland möglich, oder auf großen Umwegen innerhalb der russischen Grenzen.

Auf dem Kriegsschauplatz in der europäischen Türkei sahen wir nach den gelungenen Donauübergängen die Russen, unter gänzlicher Nichtachtung des Gegners, sich so weit ausdehnen, daß sie, als endlich der Gegner anfang zu handeln, ihm an keinem Punkte gewachsen waren; hier kann man von vorn herein fragen: Wurde der Gegner so gering geschätzt? Welche Absicht gedachte man zu verfolgen? Warum blieb die lange Zeit der Vorbereitung so gänzlich unbekannt, um, wenn die Theilung ursprünglich geboten war, nicht wenigstens an einem Punkte eine zweifellose Uebermacht zu versammeln und so das Vorgehen gegen jeden Rückschlag zu sichern? Wir vergessen nicht, daß die Versammlung, Verpflegung und Bewegung großer Heeresmassen in dem unwirthlichen Hochlande Armeniens noch weit schwieriger ist, als in der europäischen Türkei. Aber was im Drange der Noth im Juli und August in's Werk zu setzen möglich war, das konnte in voller Ruhe im April doch auch geschehen. Ohne den so bald erfolgenden Rückschlag kam ja der Aufstand im Kaukasus gar nicht so zur Blüthe, blieb die lange Gefährdung der Verbindungslinien auf dem Landwege erspart, so daß man direkt sagen kann, die rechtzeitige Verstärkung des zum Kampfe gegen die Türkei bestimmten Heeres

machte auch weitere Truppen aus dem Inneren des Kaukasus zur Verwendung im Felde frei.

Wer erinnerte sich damals nicht des methodischen Vorgehens der preussischen Heere in dem Feldzuge 1864, wo, auch dem kleinen Dänemark gegenüber, jedem Schritte vorwärts die Herausziehung neuer Streitkräfte voranging, zur Sicherung der vollsten Ueberlegenheit. Kaum hatten die zuerst versammelten drei preussischen Divisionen (Garde, G. 13.) in Gemeinschaft mit dem österreichischen Korps Gablenz die Grenze Schleswig's überschritten, so übernahm hinter ihnen die 5. Division den Schutz der holsteinischen Küste. Mit dem Uberschreiten der Kolding-Na durch die Oesterreicher rückte eine neue Brigade vor Düppel, und Truppen aus dem fernen Schlesien kamen, diese Brigade in Holstein zu ersetzen. So lange Düppel nicht genommen war, erfolgte kein Schritt vorwärts über Fredericia und Veile hinaus. Als die Stellung genommen, die dänische Feldarmee bereits geschlagen war, deckte das Belagerungskorps die Küste Schleswig's, und ein volles Armeekorps vollzog neben den Oesterreichern die Besetzung Jütland's bis zum Linnfjord.

Wer sagte sich ferner nicht, daß durch stetes Bereithalten von Reserven im Jahre 1866 die preussischen Armeen stärker an der Donau anlangten, als sie seiner Zeit in Böhmen eingerückt waren? Und die Russen waren die Ersten gewesen, das Gute und Richtige dieses Verfahrens, in Wort und Schrift, laut und öffentlich anzuerkennen. Waren trotzdem diese Erfahrungen für Rußland verloren gewesen? Freilich wußte 1864 wie 1866 alle Welt, daß neben der diplomatischen Geschicklichkeit doch wesentlich das Ausbleiben jedes militärischen Mißerfolges es war, welches die Einmischung des Auslandes in die deutschen Kriege fernhielt — aber hatte Rußland weniger Grund, einen solchen Mißerfolg und seine Folgen zu fürchten? Hatte es vor allem Ursache, trotz der Ueberlegenheit seiner Hilfsquellen, gerade der Türkei gegenüber, das Verhängniß geradezu herauszufordern? Oder hatten die russischen Feldherren und Diplomaten vergessen, daß man seinen Gegner nicht ungestraft verachten darf?

Mit gerechtem und unverhohlenem Staunen sah die denkende Welt Europa's dies Vorgehen der Russen in Asien. Die Russen selbst aber sollten ihren Fehler zu spät erkennen, und hier wie in Europa nur der absoluten Unfähigkeit der Türken zu einer ernstern Offensive die Rettung ihrer Heere und die Zeit zu weiteren Rüstungen verdanken.

Die Versammlung der russischen Streitkräfte erfolgte entsprechend den drei Hauptstraßen, welche vom russischen Gebiet nach Erzerum, der Hauptstadt Armenien's, führen, in drei völlig getrennten Abtheilungen. Auf dem rechten Flügel, am untern Rion, wurden unter dem General Okschjio die 41. und halbe 19. Infanterie-Division, mit je 6 und 2 Batterien, 3 Schützen-Batail-

Ione, 1 Kasaken- und 1 Sappeur-Bataillon, 4 Regimenter Kasaken und Irreguläre und noch 2 Batterien der 38. Division, im Ganzen 29 Bataillone, 20 Sotnien, 10 Batterien, also nach deutschem Begriffe ein starkes Armeekorps vereinigt, um längs der Meeresküste über Nikolaja auf Batum und eventuell von dort auf Erzerum vorzugehen. Im Centrum wurde die Hauptmacht bei Alexandrapol versammelt, zum Vorgehen gegen Karz und von da auf der großen Straße nach Erzerum. Einem Theile derselben wurde zunächst das Vorgehen von Achalich auf Ardahan zur Aufgabe gestellt. Diese Heeres-Abtheilung unter dem Oberbefehl des General Loris-Melikow bestand aus zusammen 30 Bataillonen, 93 Eskadrons und Sotnien und 16 Batterien. Davon gehörten zu der gegen Ardahan bestimmten Kolonne unter General Dewel: 8 (bald 12) Bataillone der 38. und 39. Division, 1 Sappeur-Bataillon, 14 Sotnien Kasaken und Irreguläre, nebst 5 Batterien, zu der Alexandrapol-Kolonne: die Kaukasische Grenadier-Division mit 16 Bataillonen und 6 Batterien, 1 Sappeurbataillon, die beiden Kavallerie-Divisionen (excl. ein Dragoner-Regiment) mit 12 Eskadrons, 22 Sotnien und 4 Batterien, endlich 45 Sotnien Kasaken und Irreguläre, nebst 1 Batterie, zusammen also 17 Bataillone, 79 Eskadrons und Sotnien, nebst 11 Batterien. Schließlich wurde auf dem linken Flügel bei Erivan eine Kolonne gebildet, mit der Aufgabe, über Bajaset auf Erzerum vorzurücken. Sie bestand unter dem General Tergukassow aus der halben 19. Division (8 Bataillone, mit 2 Batterien), 1 Schützenbataillon, 1 Dragoner- und 1 Kasaken-Regiment mit 1 Batterie, 2 Regimentern Irreguläre und 4 Batterien der 38. Division, im Ganzen aus 9 Bataillonen, 20 Eskadrons und Sotnien mit 7 Batterien.

Sei's erlaubt, voranzuschicken, daß die Wirksamkeit dieser verschiedenen Kolonnen so ziemlich in umgekehrtem Verhältniß zu der ihnen gegebenen Stärke stand.

Der vorstehend angeführten Versammlung der russischen Streitkräfte gegenüber, die in 68 Bataillonen, 133 Eskadrons und Sotnien, 33 Batterien, rund 55,000 Mann, 13,000 Pferde, 250 Geschütze zählte, wurde die türkische Aufstellung um Mitte April angegeben, wie folgt:

Bei Batum 22,000 Mann, in Ardahan 6700, bei Karz 14,000, bei Bajaset 5000, bei Erzerum 13,000 und bei Wan 10,000 Mann; zusammen in 108 Bataillonen, 32 Eskadrons, 30 Batterien, 70,700 Mann, eingerechnet die Festungsbesatzungen und irregulären Formationen.

Die beiderseits verfügbaren Streitkräfte waren also im ersten Augenblick an Zahl fast gleich, aber mit jedem Schritte, den die Russen vorwärts thaten, wurde ihre Streitmacht schwächer durch die Nothwendigkeit, überall Besatzungen zurückzulassen zur Sicherung des Rückens und zum Niederhalten der Ein-

wohner. In gleichem Verhältniß wuchs die Zahl der Kämpfer bei den Türken, direkt durch die Flüchtlinge, welche aus dem von den Russen besetzten Gebiet als Irreguläre zum türkischen Heere gingen, indirekt durch den Widerstand der zurückbleibenden Bevölkerung selbst.

Außerdem besaßen die Türken in ihrer Flotte ein Streitmittel, dem die Russen nichts entgegen stellen konnten. Und die Flotte war von Batum aus besonders thätig, sowohl in der Verhinderung des Vormarsches auf der Uferstraße gegen Batum, als durch Beschießung der russischen Küstenforts und dadurch, daß sie Streitkräfte an der kaukasischen Küste landete, und so den Kampf direkt in den Rücken des russischen Heeres trug.

Am 24. April überschritten, wie in Europa so auch in Asien, die russischen Heere die türkische Grenze. Bei der weiten räumlichen Trennung, in der sie standen, müssen wir das Vorgehen eines jeden einzeln verfolgen.

Die rechte Flügelskolonne, das Rion-Detachement, war in drei Kolonnen von Nikolaja, Dsurgeti und östlich davon von dem Grenzposten Tscholok aufgebrochen und ging so auf schlechten Wegen, außerhalb des Schußbereichs der türkischen Panzerschiffe, über den Grenzfluß Tscholok. Am 25. kam es beim Ueberschreiten des Dschamuri an mehreren Stellen zu Gefechten, die schließlich mit der Einnahme der Höhen von Mucha-estate endeten. Hier wurden am 26. die drei Kolonnen vereinigt und die Höhen stark besetzt. Ein weiteres Vorgehen verbot die Stärke und Stellung des Feindes, während zugleich die Feindseligkeit der Einwohner immer offener zu Tage trat.

Am 11. Mai wurden in einem, fast den ganzen Tag dauernden Gefecht die Höhen von Chuhubani genommen, und die Türken auf das linke Ufer des kleinen Küstenflusses Atschkua zurückgetrieben. Schon jetzt aber hatte General Oklobshio seine Aufmerksamkeit wesentlich auch den Vorgängen in seinem Rücken zuzuwenden und nach und nach 8 Bataillone mit Artillerie zur Bekämpfung des Aufstandes in Abchasien zu detachiren.

Am 28. Mai gelang es, vorübergehend über den Kintrytschi vorzudringen und die Höhen von Sameba zu besetzen. Eine am 23. Juni unternommene gewaltsame Rekognoszirung gegen Tschedsiri führte nach einem heftigen Rückzugsgefechte am 24. Juni dazu, daß das Detachement von Chuhubani am 28. Juni wieder in die Stellung von Mucha-estate zurückging.

Die Thätigkeit des Rion-Detachements blieb so ohne Zusammenhang mit den Vorgängen bei den übrigen Theilen der Operationsarmeen, dagegen reihen sich ihr dicht an die Kämpfe in dem Küstengebiet des Kaukasus, namentlich in Abchasien.

Die Türken hatten den Einmarsch vom 24. April schon am 26. beantwortet durch eine, auch am 27. wiederholte, Beschießung des Postens Nikolaja

seitens dreier Panzerschiffe. Am 5. Mai folgte eine Beschießung von Poti. Am 12. Mai wurde Dorf Gudauty, etwa halbwegs zwischen Poti und Suchumtalé beschossen und hier 1000 Mann früher Ausgewanderte gelandet, Truppen aus Suchumtalé unter General Kravtshenko rückten ihnen entgegen. Am 13. wird Dschamschiri bombardirt, während russischerseits der Dampfer Konstantin bei Nacht vor Batum erscheint und ein türkisches Panzerschiff vergeblich durch Torpedos anzugreifen sucht. Vom 14. Mai ab wird Suchumtalé beschossen, und am 16. von den Russen geräumt. General Kravtshenko ist dann bis zum 24. Mai von den Aufständischen vollständig eingeschlossen. Vom 17. ab haben die Türken die Beschießung der Küstenorte fortgesetzt und an verschiedenen Punkten früher Ausgewanderte gelandet. Ganz Abchasien ist im Aufstand. Am 30. Mai aber laugt General Achajow vom Rion-Korps am Flusse Kodor an und schlägt hier die Aufständischen zurück. Am 1. Juni vereitelt er eine Landung bei Sotscha; am 13. schlägt er einen Angriff zu Land und Wasser auf Mori ab; am 15. Juni wird ihm der Oberbefehl über alle Truppen in Abchasien und Kutais übertragen, am 23. schlägt er die Insurgenten bei Mergula und Motwa, am 27. Juni entreißt er ihnen nach hartem Kampfe Dschamschiri. Längere Zeit ist er dann auf reine Defensive angewiesen, beginnt aber am 19. August das Vorgehen gegen Suchumtalé, nimmt am 23. die Stellung von Gudauty und eröffnet am 28. die Angriffsoperationen gegen Suchumtalé. Am 31. August wurde dieser feste Platz von den Türken und Emigranten geräumt. Erst nachdem dies geschehen, war es möglich, den Aufstand in Abchasien völlig zu unterdrücken, und konnten im Anfang September dem Rion-Korps die so lange entbehrten Kräfte wieder zugeführt werden. Der Aufstand in andern Theilen des Kaukasus hatte keinen so direkten Einfluß auf den Gang der Operationen gegen die Türken.

Bei dem Centrum der Operationsarmee war die Achalzik-Kolonne, in Widerspruch mit ihrem Namen, bei Achalkalaki zusammengezogen, und trat auf beschwerlichen Wegen von hier aus den Vormarsch an. Nach Ueberschreitung des 2100 m. hohen Kammes des Tschaldyr-Gebirges kam die Kolonne mit ihrer Avantgarde am 28. April bei Bagrjachtun an. Hier wurde Halt gemacht, und, nach schneller Beruhigung der Bewohner dieser Gegend, am 1. Mai durch Kavallerie-Detachements die Verbindung mit der bei Zaim stehenden Hauptkolonne hergestellt. Die Festung Ardahan wurde gleichzeitig möglichst eingehend rekonstruirt.

Die Hauptkolonne hatte am 24. April bei Alexandrapol die Grenze überschritten, und rückte in mehr offener Gegend, unter leichten Kämpfen mit den türkischen, nahe der Grenze stehenden Vortruppen, aber ohne ernstern Widerstand zu finden, bis in die Gegend von Kars. Auf dem Hinmarsche wurde

am 26. bei Dshemusli eine Brücke über den Kars-Fluß geschlagen, und das vorwärts derselben gelegene Kürjnkbara zur Sicherung der Verbindungen befestigt. Am 28. April erreichte die Kolonne Zaim, noch 14 km von Kars und 11 km nördlich der Hauptstraße von Alexandrapol, nach Ardahan zu legen. Die südlich der Hauptstraße vorgegangene Reiterei begann an demselben Tage, von Wisinkjew aus, eine Rekognoszirung um die Südseite von Kars herum gegen die Straße nach Erzerum. Um einer drohenden Einschließung zu entgehen, verließ Mukhtar Pascha, der Oberbefehlshaber der türkischen Streitkräfte in Asien, am 28. April Kars mit 8 Bataillonen und ging in der Richtung auf Erzerum zurück. Am 29. April kam die russische Kavallerie mit dieser Kolonne in's Gefecht. Am 30. kehrte die Erstere nach einem neuen unbedeutenden Gefecht gegen Ausfallstruppen aus Kars in das Lager von Wisinkjew zurück.

Die Truppen blieben während der Vorbereitungen zur Einschließung von Kars und während der Heranziehung des Belagerungstrains in ihren Stellungen, nur Kavallerie-Detachements suchten die Verbindung mit den Nachbarkolonnen auf. Am 6. Mai ward durch solche zur Erivan-Kolonne entsendete Detachements Kagysman besetzt. Am 7. führte eine Rekognoszirung des nördlichen Vorterrains vor Kars zu einem ernstern Ausfallgefecht.

Inzwischen hatte General Dewel vor Ardahan erkannt, daß seine schwachen Kräfte weder zur Einschließung, noch zu einem Angriff auf diesen Platz anreichten. Der General Loris-Melikow rückte deshalb am 10. Mai mit zwei Grenadier-Regimentern, 12 Eskadrons und Spornien und 3½ Batterien von Zaim ab, und kam am 13. Mai bei Pantis, 9 km von Ardahan, 13 km von der Stellung des General Dewel bei Bagrjadotun, an. Am 15. Mai traf auch Belagerungsgeschütz vor Ardahan ein.

Loris-Melikow beschloß nun einen gewaltthätigen Angriff zu wagen. Die Befestigungen von Ardahan bestehen, abgesehen von der Umfassungsmauer und einer Citadelle, aus einer Reihe einzelner, die Stadt umgebender Schanzen. Vorgehoben, etwa 3 km, liegen zwei größere Werke, eins, Fort Ramasan, im Norden, das andere, die Befestigungen von Emir Dgly (ein starkes geschlossenes Fort nebst einigen offenen Schanzen) auf den Höhen von Gelya Werdy, im Südosten der Stadt. Gegen Letzteres, welches von anderen Werken nicht unterstützt werden konnte, richtete sich zunächst der russische Angriff.

In der Nacht zum 16. Mai wurden 11 Batterien aufgelegt und theils mit Feld-, theils mit Belagerungs-Geschützen armirt. Fünf der Batterien beschoßen Emir Dgly, die übrigen die Befestigungen vor der Südseite der Stadt. Am 16. Mai früh begann General Dewel die von mehreren Reihen Schützen-

gräben aus vertheidigten Höhen zu ersteigen; um 10 Uhr war der obere Rand der Höhen erreicht, die Türken in das Fort zurückgetrieben, gegen 1 Uhr schritt der General zum Sturm gegen das von 4 Bataillonen mit 10 Geschützen vertheidigte Werk; nach wenigen Minuten war dasselbe mit einem Verlust von 118 Köpfen genommen.

In der Nacht vom 16. zum 17. Mai wurden auf den eroberten Höhen neue Batterien gegen die Südfront eingegraben. Um 3 Uhr früh begann aus allen Batterien das Feuer gegen diese Front. Bald nach Beginn desselben glaubte man Truppenbewegungen und große Unruhe infolge der einschlagenden Granaten zu bemerken. Die von Karz herangeführten Truppen unter General Heiman, verstärkt durch Theile der früheren Achalzich-Kolonne, wurden deshalb sofort zum Sturme befehligt, ohne eine weitere Wirkung des Feuers, oder das Eingreifen des General Dewel abzuwarten, der mit den Truppen, welche den Angriff am 16. ausgeführt, gegen die Werke nördlich des Kur-Infließes demonstriren sollte.

Der Sturm erfolgte in vier Kolonnen. Die Besatzung der Schanzen wartete den Angriff nicht ab, sondern floh in die Stadt zurück. Die russischen Bataillone drängten dicht nach. Ein langer regelloser Kampf an den Brücken über den Kur und in den Straßen der Stadt folgte. Um 8 Uhr Abends war Ardahan in den Händen der Russen, bis auf das vereinzelt liegende Fort Namasan. Auch dies wurde in der Nacht zum 18. Mai von den Türken geräumt, ohne daß die dort stehenden Truppen des General Dewel es sogleich bemerkt hätten. Der Verlust der Russen am 17. betrug 300 Köpfe, die Türken ließen allein 1750 Tode auf dem Platze. Die von 14 Bataillonen vertheidigte, mit 92 Geschützen armirte Festung erlag so mit verhältnißmäßig geringem Verluste dem Angriffe von im Ganzen 16 Bataillonen mit 65 meist nur Feldgeschützen. Es war die erste größere Waffenthat des ganzen Krieges und trug nicht wenig dazu bei, das Selbstgefühl der Russen gegenüber den Türken zu steigern.

Ardahan blieb von einem Detachement unter Oberst Komarow besetzt. Es wurden von hier aus zunächst nur Streifzüge gegen Pennet und Ulti unternommen, um die Verbindung zwischen Karz und Batum weit in's Innere hinein zu unterbrechen und gegen Karz vorrückende türkische Streitkräfte in der Flanke zu beobachten. Mit allen übrigen Truppen kehrte General Boris-Melikow in das Lager von Zaim vor Karz zurück.

Hier hatte in seiner Abwesenheit der General Komarow am 16. Juli ein neues erusteres Rekognoszirungsgefecht bestanden, in dem unter anderem bloß die Daghestanische Reiterbrigade ihren Führer, General Tschelokajew und 80 Köpfe verlor. Nach Ankunft der Truppen von Ardahan am 24. und

25. Mai, also genau einen Monat nach Eröffnung der Feindseligkeiten, begann die Ausführung der Maßregel zur Einschließung und Beschießung von Karz. Zur Angriffsfront war die Nordfront ausersehen.

Sald aber drohte dem Einschließungskorps eine neue Gefahr durch die Annäherung der türkischen Kavallerie. Voris Melikow rückte deshalb, nachdem noch am 25. ein neuer türkischer Anfall zurückgewiesen war, am 29. Mai mit der Grenadier-Division und einem großen Theile der Kavallerie nach Hadjich-Chalil, 15 km östlich Karz, und schob die Kavallerie nach Ardost am Karzflusse (ebensoweit von Karz, aber 10 km westlicher, nahe der Straße nach Erzerum) vor. Von dort aus überfiel die Reiterei in der Nacht vom 30. zum 31. Mai ein Korps von etwa 4000 türkischen Reitern im Bivak bei Begli-Achmet, an der Straße nach Erzerum, 8 km westlich Ardost, und zersprengte dasselbe vollständig. Die Kavallerie ward dann gegen Midschingert auf derselben Straße zur Beobachtung weiter vorgeschoben, und eine Grenadier-Brigade zur Unterstützung bei Ardost aufgestellt, der Rest der Division kehrte zum Belagerungskorps zurück.

Auf Grund der während dieser Zeit vorgenommenen Rekognoszirungen wurde das Gros der Truppen aus dem Lager von Zaim auf die Höhen westlich Karz, nach Arawartan, Bozgana und Kogaly verlegt. Von hier wurden Vorposten gegen die West- und Nordseite der Festung vorgeschoben, aber erst am 8. Juni war Karz vollständig eingeschlossen.

Die Stadt Karz liegt im Thale des Karz-Flusses, eingeschlossen von einer alten Stadtumwallung und beherrscht von der, auf einem Felskegel, in einer Biegung des Flusses, dicht an der Stadt gelegenen Zitadelle. Durch einen Kranz selbständiger Werke, welche in einer Entfernung von 2—3 km von der Zitadelle, und in einem Bogen von 15—16 km Länge, die umliegenden Höhen krönen, ist Karz in ein großes verschanztes Lager verwandelt, die detachirten Forts hießen, der Reihe nach, im Norden und auf dem rechten Ufer des Flusses angefangen: 1. Fort Arab, 2. Karadag, 3. Hafs-pascha, 4. Kanly, 5. Suwari, dieses wieder dicht am Flusse südlich der Stadt gelegen. Auf dem linken Ufer lagen in einer inneren Linie, nahe über dem Thalrand des Flusses, die Forts 6. Tschiu, 7. Wel-pascha, 8. Juglis; in der äußern Linie aber: 9. Tschmaß, 10. Tich-tepeffi, 11. Las-tepeffi und 12. Muhlis; dieses wieder nördlich, nahe dem Flusse und 1100 m westlich von dem zuerst genannten Fort Arab. Zum Angriff war die Nordfront ausersehen. Ehe die Erdarbeiten beginnen konnten, gelang es den Türken noch einmal, in einem Anfall am 15. Juni bis auf die Höhen von Tschistlik, 6 km von den Forts, 4 km von Arawartan, vorzudringen, und erst nach längeren Kämpfe wurden sie endgiltig in die Festung zurückgeworfen.

In der Nacht vom 16. zum 17. Juni wurden 5 Batterien armirt und eröffneten am 17. früh ihr Feuer gegen die Forts Muhlis, Arab und Karadag. Dieses Feuer dauerte unter geringen eignen Verlusten in den nächsten Tagen, langsam, doch ohne Unterbrechung fort. Die Aufmerksamkeit der russischen Heerführer aber wurde jetzt nach einer andern Seite abgelenkt.

Die südlichste Abtheilung der russischen Operationsarmee, die Erivan-Kolonne, war von dem General Tergutassow bei Igdir, 45 km nördlich Bajaset, versammelt worden; von hier ging zunächst die Avantgarde bis zur Grenze vor, um die Straßen für Truppen brauchbar herzustellen. Am 28. April folgte das Gros der Kolonne und besetzte am 30., ohne Kampf, das von den Türken geräumte Bajaset. Nach Einrichtung von Depots pp. und Beruhigung der Gegend südlich der Stadt gegen Wan hin, wurde am 8. Mai auf der Straße nach Erzerum Diadin erreicht, 30 km westlich Bajaset; am 13. Mai rückte die Avantgarde bis Surp Dhanes vor, einem alten armenischen Kloster an der genannten Straße; am 15. folgte dahin das Gros, nachdem die Avantgarde bereits Fühlung gewonnen hatte mit dem von Erzerum anrückenden Feinde. Am 16. Mai mußte jedoch ein Theil der Truppen nach Bajaset umkehren, weil diese Stadt durch einen Angriff von Süden, von Wan her, bedroht erschien; die Annäherungen russischer Verstärkung verschreckte die Feinde. Am 26. Mai wurden Rekognoszirungs-Abtheilungen gegen Karakilissa, 45 km westlich Surp Dhanes, vorgeschickt und fanden dort 12 türkische Bataillone in einem leicht besetzten Lager. Bei Annäherung des russischen Gros räumten die Türken am 4. Juni Karakilissa, am 9. Juni Topraktale und am 10. Seidekan, beide westwärts Karakilissa. Damit hatte die Erivan-Kolonne auf der Straße Bajaset-Erzerum die 2000 m hohe Wasserscheide zwischen dem Euphrat und Aras erreicht, auf der die Türken zu ernstem Widerstand sich eingerichtet hatten.

Am 15. Juni fand am Fuße der Höhen die russische Avantgarde den ersten Widerstand, am 16. griff Tergutassow die starke türkische Stellung bei Daghar an und nöthigte nach sechsstündigem Ringen den Gegner zum vollständigen Rückzuge, der aber nur bis Delibaba, 15 km vom Gefechtsfelde, ging. Tergutassow stand jetzt fast in gleicher Höhe mit der Reiterei des Generals Loris Melikow, die wir vorher bei Midshingert, an der Straße von Kars nach Erzerum, verlassen haben.

Ein weiteres Vordringen verbot dem General Tergutassow theils seine eigene Schwäche, theils eine neue Bedrohung seiner Rückzugslinie durch einen Angriff auf Bajaset. Am 14. Juni hatte sich erwartet eine Schaar von gegen 13,000 Kurden und anderen irregulären Truppen bei Teporis, 18 km südlich Bajaset, gesammelt. Diese Schaar trieb am 17. Juni alle

russischen Vortruppen in die Stadt, nahm diese selbst am 18. Juni und schloß die russische Besatzung in die Zitadelle ein, gegen welche bald auch mit einer Beschießung vorgegangen wurde.

Tergutassow, außer Stande, hier Hilfe zu bringen, verblieb einige Tage abwartend und beobachtend in seiner Stellung. Am 21. Juni wurde er aber von überlegenen (auf 20 Bataillone geschätzten) türkischen Kräften in Front und beiden Flanken angegriffen und konnte nur mit Mühe und mit Verlust von 454 Köpfen sich bis zur Dunkelheit in seiner Stellung behaupten. Froh, daß die Türken am nächsten Tage den Angriff nicht erneuerten, blieb er bei Daghar stehen.

Türkischerseits hatte Mukhtar Pascha jetzt alle in Erzerum verfügbaren Verstärkungen herangezogen und so 35,000 Mann hinter dem Soghanly-Dagh vereinigt. Ohne daß die russische Kavallerie bei Midshingert es bemerkte, hatte er einen Theil seiner Streitkräfte nach Delibaba auf die Straße nach Bajafet geführt und dem Vordringen des General Tergutassow ein Ziel gesetzt. Ismael Pascha deckte unterdessen in der verschanzten Stellung von Jewin die Straße von Karş. General Voris Melikow erkannte, daß nur ein Vorstoß auf Koprikoi, Uebergang über den Aras und Vereinigungspunkt der Straßen nach Erzerum, der Erivan-Kolonnen Luft machen, und die Verbindung mit dieser ermöglichen könne. Die Stellung von Jewin, von der er nicht einmal wußte, wie stark sie besetzt war, konnte dabei nicht unbeachtet bleiben, ohne den Rückzug ernstlich zu gefährden. Sie sollte zuerst genommen werden. Die ganze Grenadier-Division wurde dazu in Marsch gesetzt und war am 24. Juni im Lager von Midshingert vereinigt; am 25. erfolgte der Angriff. Ismael Pascha stand mit 19,000 Mann in einer starken, gut eingerichteten Stellung auf den steilen, zum Theil felsigen Höhen hinter dem Jewin-Flusse. Die Russen konnten sich der Stellung ziemlich ungefährdet nähern, mußten aber dann im feindlichen Feuer den Fluß durchschreiten und die steilen Höhen ersteigen.

Nach einem anstrengenden Marsche und zweistündiger Ruhe schritten die Russen gegen 2 Uhr zum Angriff. Auf dem linken Flügel vertreibt das 16. Grenadier-Regiment die türkische Infanterie aus allen Stellungen, kommt aber vor einer Batterie, die durch eine Felspalte gegen Annäherung gedeckt ist, zum Stehen. Eine Umgehung durch Kavallerie scheidet ebenfalls an der Ungangbarkeit des Terrains. Im Centrum erklettern die Regimenter No. 14 und 15 mit großer Tapferkeit den felsigen Uferrand und nehmen mehrere Schützengräben, oben angekommen aber treibt vereinigtztes Artillerie- und Infanterie-Feuer sie stets wieder hinab. Eine Umgehung des türkischen linken Flügels durch das 13. Grenadier-Regiment bringen Kavallerie-Angriffe zum

Stehen, und weisen sie schließlich ab. Am Abend macht allgemeine Erschöpfung dem Kampfe ein Ende. Die Russen hatten 850 Köpfe verloren.

Eine Erneuerung des Angriffs am 26. Juni hielt Loris Melikow nicht für thunlich, denn Mukhtar-Pascha, dessen Kavallerie sich schon am 25. gezeigt, war, von Chorasan heranmarschierend, in gefahrdrohender Nähe. Die russischen Truppen wurden deshalb bei Millidüs (6 km nordöstlich Midischingert in der Richtung auf Karä) konzentriert und am 29. Juni der Rückzug auf Karä angetreten. Die Verbindung mit der Erivan-Kolonne war damit aufgegeben. General Tergutassow, sich selbst überlassen und seines Stützpunktes Bajaset beraubt, konnte nur noch an den Rückzug denken. Die Türken, von dieser Seite nicht mehr bedroht, begannen mit verstärkten Kräften den Vormarsch zum Entsatze von Karä. Am 9. Juli hoben die Russen die Einschließung dieser Festung auf; das Belagerungsgegeschütz wurde nach Alexandrapol zurückgeschafft; die Truppen zogen sich in den früheren Lagern von Baim und Hadshiwali zusammen. Von dort wurden sie bei weiterem Vorrücken Mukhtar Pascha's allmählig bis zum 20. Juli in die schon auf dem Vormarsch eingerichtete Stellung von Kürjudara zurückgenommen. Die Türken machten nach dem Entsatze von Karä Halt, ihre Offensiv-Fähigkeit war erschöpft. Statt den geschlagenen Russen auf dem Fuße zu folgen, den Krieg auf russisches Gebiet zu übertragen und hier die Früchte der im Kaukasus hervorgerufenen aufständischen Bewegung zu ernten, machten sie vor der Grenze Halt und ließen den Russen Zeit, sich zu erholen, bis sie zur Wiederaufnahme der Angriffsbewegungen stark genug geworden waren. In einer Stellung am Madshadagh, bei Wisintjew, stand Mukhtar Pascha den Russen wochenlang unbeweglich gegenüber.

Der General Tergutassow erfuhr am 26. Juni den Ausgang des Gefechts von Zewin. Am 27. trat er den Rückzug an, dem sich eine große Anzahl flüchtender armenischen Christen mit ihrer Habe anschloß. Dieser große Troß erschwerte und verlangsamte seine Bewegungen und nöthigte zu manchen Kämpfen mit der irregulären Reiterei der Türken, die zunächst allein den Russen folgte. Am 28. Juli erreichte die Erivan-Kolonne Seidekan, am 30. Karakilissa, am 2. Juli Surp Dhanes. Hier mußte man die große Straße verlassen, um abseits derselben die russische Grenze zu erreichen. Am 4. Juli durchzog die Kolonne die Grenzpässe und traf am 5. wieder an ihrem Ausgangspunkte, in Igdir ein. Die Thätigkeit der Truppen war damit noch nicht zu Ende; es galt jetzt, eine Ehrenpflicht zu erfüllen und der seit 18. Juni eingeschlossenen Besatzung von Bajaset wenn möglich Hilfe zu bringen. Nach der nöthigsten Ruhe brach General Tergutassow wieder auf und traf am 9. Juli mit 8 Bataillonen, 19 Eskadrons und 24 Geschützen

vor Bajafet ein. Am 10. griff er die Belagerer an, zog nach hartnäckigem Kampfe die befreite Besatzung an sich, und kehrte dann mit derselben nach Igdir zurück.

Diese Truppenabtheilung hatte am Tage der Einschließung, dem 18. Juni, 30 Offiziere, 1587 Mann gezählt. Während der 23tägigen Belagerung waren geblieben 2 Offiziere, 114 Mann, waren verwundet worden 7 Offiziere, 359 Mann, alle Uebrigen waren durch Mangel und Anstrengungen im höchsten Grade erschöpft. Ueber andern großen Ereignissen war diese heldenmüthige Vertheidigung im vorigen Jahre weniger beachtet und schnell vergessen worden; der Kaiser von Rußland sicherte ihr ein dauerndes Andenken durch ein silbernes Ehrenzeichen, daß er allen Theilnehmern an der Vertheidigung von Bajafet verlieh.

Um Mitte Juli waren alle russischen Kolonnen wieder auf den Punkten eingetroffen, von denen sie Ende April ausgegangen waren. Bis auf die Einnahme von Ardahan waren die Früchte des ganzen Feldzugs wieder verloren.

Die Meininger in Leipzig.

Die Meininger in Leipzig! Nach langer Bekanntschaft vom Hörensagen und nachdem wir sie lange genug von einer Bühne zur anderen mit neidischen Blicken begleitet, haben wir sie endlich von Angesicht zu Angesicht gesehen. Die Meininger in Leipzig — man muß die letzten Leipziger Theaterjahre mit all' ihren Entbehrungen und Enttäuschungen durchlebt haben, um den ganzen Zauber dieser paar Worte zu begreifen. Die Meininger in Leipzig — das heißt so viel als: Dem Himmel sei Dank! Jetzt kann doch unser einer wieder einmal in's Theater gehen.

Daß die Leipziger Bühne, seit sie sich in den Händen des Herrn Dr. Förster befindet oder richtiger in den Händen derjenigen Leitung, welche „Dr. August Förster“ firmirt, mit raschen Schritten bergab gegangen ist und sich gegenwärtig auf einer Stufe befindet, auf der sie unter Laube's und Haase's Direktion nie gestanden, ist auch außerhalb Leipzig's zur Genüge bekannt. Im Laufe des letzten Jahres hat die Direktion, um der urtheilslosen großen Masse einmal etwas zu bieten und zugleich die immer lauter werdenden Stimmen der Unzufriedenheit zu beschwichtigen, ganze Monate, in denen sie etwas zu einer durchgreifenden Hebung des Theaters hätte thun können, daran vergeudet, einem nichtigen Phantom nachzujagen; kostbare Zeit und noch kostbarere Kräfte — wir denken mit Sorgen an unser treffliches, unverantwortlich ausgebeutetes Orchester — hat man an das Einstudiren des Bayreuther „Bühnenfestspiels“ verschwendet. Die Enttäuschung ist, abgesehen von der

kleinen Schaar fanatischer Wagnersektirer, die sich natürlich schämen einzugehen, wie total verfehlt diese letzten (hoffentlich letzten!) Produkte ihres großen „Meisters“ sind, eine allgemeine gewesen. Dazu kommen äußere Gründe der Verstimmung. Durch Beschluß des Rathes oder vielmehr einer nicht sehr bedeutenden Majorität des Rathes und gegen den ausdrücklichen Willen der Stadtverordneten sind die Leipziger Theaterpreise auf wiederholtes Drängen des jetzigen Direktors kürzlich wesentlich erhöht worden, und das, nachdem Herr Dr. Förster schon vorher in der auffälligsten Weise bestrebt gewesen ist, seine Einkünfte fort und fort zu steigern, gleich im Anfange seiner Direktion, indem er die Garderobeneinrichtung in seine Hand nahm und zu einer erklecklichen Nebeneinnahmequelle für sich umgestaltete, dann indem er wiederholt billigere Sitze einzog und sie in theurere verwandelte. Herr Dr. Förster hat bei seinem Direktionsantritt dem Rathe und der Stadt das feierliche Versprechen abgelegt, das Leipziger Theater zum Ideal einer Bühne zu machen. Wir besitzen jetzt einige Erfahrung dafür, wie er dieses Ideal auffaßt. Das „Ideal einer Bühne“ scheint bei ihm dasjenige Theater zu sein, welches am raschesten den Säckel füllt. Dem allen aber wird die Krone aufgesetzt durch die ununterbrochene, wahrhaft Ekel erregende Reklame, die das Theater — natürlich nicht Herr Dr. Förster — in der Leipziger Tagespresse, vor allem in dem großen Reklame-Instrument Leipzig's, dem „Tageblatte“, selber für sich macht. Kein Tag vergeht, ohne daß man in den Leipziger Tagesblättern*) (mitten unter ähnlich glaubwürdigen Mittheilungen über die großartigen Leistungen der „Künstler“ im Schützenhanse, über neue Kneipen oder Kraamläden, die „unser geehrten Mitbürger“ Hinz und Kunz eröffnet haben, über die erstaunlichen Erfolge irgend eines Männergesangvereins, einer Freiwilligenpresse, einer Musikschule oder einer Dampfsprizenfabrik) jene gleichlautenden offiziellen Communiqués über unser Theater zu lesen bekommt. Bald wird uns mitgetheilt, daß der Herr Maschinist so und so nach dem oder jenem Theater gereist sei, um dort Studien für eine bevorstehende Opern-Aufführung zu machen, ein andermal, daß der Herr Dekorationsmaler X. aus B. gegenwärtig „in Leipzig's Mauern weile“, um die großartigen Dekorationen zu der neuen Oper herzustellen, dann wieder, daß der Herr Operndirektor eine Reise angetreten habe, um tüchtige neue Kräfte zu engagiren, daß irgend ein „berühmter Darsteller“ gegenwärtig unpäßlich sei, hoffentlich aber in den nächsten Tagen wieder hergestellt sein werde, daß die Proben zu dem neuen Stücke bereits in vollem Gange seien, daß die Generalprobe stattgefunden habe und der Herr Operndirektor dabei von Rührung überwältigt folgende Ansprache an die mitwirkenden Künstler

*) Bei den nachstehenden Bemerkungen über die Leipziger Tagespresse ist immer die Deutsche Allgemeine Zeitung auszunehmen.

gehalten habe (die natürlich vorher längst in der nöthigen Anzahl von Abschriften für die Zeitungen zurechtgemacht war), daß das neue Stück gestern Abend vor „ausverkauftem Hause“ und unter „rauschenden Ovationen“ in Szene gegangen sei, daß zu der heutigen Vorstellung zahlreiche telegraphische Willetbestellungen aus Berlin, Dresden u. s. w. eingelaufen seien, daß der „Meister“, der „Dichterkomponist“, zu einer der nächsten Vorstellungen seines „Londrama's“ erwartet werde, daß er folgenden hochinteressanten Brief an die Direktion gerichtet habe, und was dergleichen Wichtigkeiten mehr sind. Tag für Tag diese — natürlich nicht von Herrn Dr. Förster verschuldete — plumpe, das Publikum beleidigende und verhöhnende Reklame, beleidigend und verhöhnend, weil sie das ganze Publikum wie einen großen Haufen Schwachsiniger behandelt, die nicht merken, daß alles das aus ein und derselben offiziellen Feder stammt und ein und demselben Zwecke dient. Die Möglichkeit, daß gegen dieses wahrhaft unanständige — selbstverständlich nicht von Herrn Dr. Förster gebilligte — Gebahren eine Stimme in der Leipziger Tagespresse selbst zu Worte käme, scheint leider vollständig abgeschnitten zu sein. Die sogenannte „Eselwiese“, wie man im Leipziger Volksmunde diejenige Rubrik des „Tageblattes“ bezeichnet, in der persönliche Meinungsäußerungen aus dem Publikum zum Abdruck gelangen, und die zu Laube's Zeit oft ganze Seiten füllte, sie ist seit dem Direktionsantritt des Herrn Dr. Förster für Theaterfragen vollständig verödet. Nach der Todtenstille auf der „Eselwiese“ zu urtheilen könnte es scheinen, als hätten wir jetzt unter Förster's Leitung thatsächlich in Leipzig die Musterbühne erreicht, die Laube vergebens aus dem Leipziger Theater zu machen sich bemühte. In Wahrheit hat natürlich die Vereinfachung des ehemaligen Tummelplatzes sehr handgreifliche andere Gründe. Es ist eine traurige Thatsache: Leipzig besitzt kein öffentliches Organ, in welchem man über das Leipziger Theater (und leider auch über sehr viele andere Dinge) die Wahrheit sagen könnte. Kein Wunder, daß Hunderte und Tausende von gebildeten Theaterbesuchern seit geraumer Zeit resignirend von ferne stehen und im Großen und Ganzen nach dem Grundsatz handeln, den in der vielumstrittenen Laube'schen Periode Einer täglich auf der „Eselwiese“ predigte: „Macht's wie ich, geht nicht hinein!“ Ein Schauspiel eines klassischen Dichters sich auf dem Leipziger Theater anzusehen, ist gegenwärtig ein äußerst zweifelhafter Genuß. Und Herrn Dr. Förster immer wieder die Geschichte von dem „Mann im Osten“, der drei Söhne und bloß einen Ring hatte, mit Sanftmuth deklamiren zu hören, ist doch ein Vergnügen, das nachgerade den Reiz der Neuheit eingebüßt hat.

So ist denn das Gastspiel der Meininger für einen großen Theil des Leipziger Publikums eine wahre Erlösung. Wenn irgend etwas mit der jetzigen Leitung des Leipziger Theaters veröhnen kann, so ist es das, daß sie den Muth

gehabt hat, dieses Gastspiel, soll man sagen zu veranlassen oder zu gestatten? Es ist ein räthselhafter Muth. Ist es der Wagemuth der Verzweiflung, der zu jedem Mittel greift, um die immer allgemeiner werdende Mißstimmung von sich abzulenken, sei es auch um den Preis, bei einem Vergleiche mit dem Konkurrenten doppelt und dreifach zu verlieren? Oder ist es die Tollkühnheit der Verblendung, die gar nicht ahnt, was sie thut, indem sie selbst dem Publikum den Vergleich mit solch' einem Konkurrenten ermöglicht? Es ist freilich nicht das einzige Räthsel, das es hier zu lösen gibt. Ist es nicht eben so räthselhaft, daß der langjährige ständige Theaterkritiker des Leipziger Tageblattes, Herr Hofrath Rudolf von Gottschall, von dem Tage an, wo die Meininger hier spielen, plötzlich verstummt ist und seine Feder interimistisch an eine andere Hand abgetreten hat? Aber wir wollen uns hier nicht mit Räthselösen abmühen, sondern uns nur der Thatsache freuen, die in den vier Worten liegt: Die Meininger in Leipzig.

Ziemlich sang- und klanglos sind sie hier eingezogen. Noch zwei oder drei Tage vor ihrem ersten Auftreten war es so gut wie unbekannt, daß ihr Gastspiel so nahe bevorstehe. Natürlich. Des Vortheils, den Herr Dr. Förster bei der kläglichsten Operette genießt, die er zur Aufführung bringt, Wochen lang vorher in der Presse, und zwar in einer täglich dicker aufragenden Reklame, das wichtige bevorstehende Kunstereigniß in's öffentliche Bewußtsein hineinsickern zu lassen, dieses Vortheils mußten die Meininger entbehren. Niemand nahm sich ihrer an und rührte die Lärmtrommel für sie. Sie waren eben eines schönen Tages da, und an den Anschlagäulen war Shakespeare's „Julius Caesar“ angekündigt. Aber vom ersten Tage an hatten sie gewonnenes Feld, und ihr Besuch in Leipzig ist bis jetzt eine ununterbrochene Kette von Triumphen gewesen.

Es kann nicht die Aufgabe dieser Blätter sein, einzelne Theateraufführungen zu besprechen. Die künstlerischen Bestrebungen der Meininger im Ganzen zu würdigen, die Prinzipien zu erörtern, auf denen sie fußen, darauf nur kann es uns ankommen. Die Aufgabe ist keine ganz leichte, und man kommt nicht eben rasch damit in's Reine. Steht man doch einem vielfachen Novum gegenüber: Neu sind einem alle Gesichter vom ersten Darsteller an bis herab zum letzten Statisten, neu die Inszenirung, die Auffassung, das ganze Spiel. Selbst alte, oft gesehene Stücke erscheinen einem dabei selber als ein Neues, Fremdartiges, von dem Gewohnten Abweichendes, und so ist denn der erste Eindruck, damit wir's offen gestehen, ein etwas zwiespältiger gewesen.

Ueber eins war man sich bald klar: daß man hier Leistungen gegenübersteht, die das Ergebniß größten künstlerischen Ernstes und künstlerischer Gewissenhaftigkeit sind, mag deren Quelle nun in der Brust jedes einzelnen

Mitwirkenden fließen, oder mag sie außer und über ihnen entspringen und sich von außen her befruchtend über das Ganze verbreiten. Wenn man immer dazu verurtheilt ist, Vorstellungen klassischer Schauspiele nach dem gewöhnlichen Theatersclendrian mit anzusehen, in denen man den Souffleur stets vor dem Darsteller hört, die hastig einstudirt sind, mit genauer Noth klappen, und in denen man immer mit einer gewissen Erregung sitzt, so thut es einem schon wohl, einmal Aufführungen dagegen zu sehen, in denen alles: Auftreten, Vortrag, Gestikulationen, Stellungen, Gruppierungen, Abgang, augenscheinlich das Resultat langen und sorgfältigen Studiums ist. Man sieht doch wieder einmal, was es heißt: eine nach einheitlichem Plane ausgearbeitete Vorstellung, und die Sicherheit und Freiheit der einzelnen Darsteller, ebenso wie des Zusammenspiels, die nur durch anhaltenden Fleiß gewonnen wird, theilt sich in wohlthätiger Weise auch dem Zuschauer mit und gibt ihm jene Heiterkeit und Freiheit der Seele, ohne die kein wahrer Kunstgenuß denkbar ist.

Dasselbe Lob aber muß man allem spenden, was zur äußeren Ausstattung der Stücke gehört. „Ich schweige von der äußeren Pracht“, sagt zwar Lessing in der „Hamburgischen Dramaturgie“, „denn diese Verbesserung unseres Theaters erfordert nichts als Geld“. Auf die Aufführungen der Meininger würde das Wort sehr schlecht passen. Was sie in Dekorationen und Kostümen leisten, die sie ja sämmtlich zu ihren Gastspielen mit sich führen, dazu gehört allerdings auch Geld, Geld und nochmals Geld, aber es gehört doch auch noch mehr dazu: Studium, wissenschaftlicher Sinn, Kunstgeschmack. Die moderne Bühne führt uns ja freilich schon längst ein Schauspiel, das im römischen Alterthum spielt, nicht mehr als Degen- und Mantelstück vor, aber im Allgemeinen läßt doch die historische Treue der Ausstattung oft sehr viel zu wünschen übrig. Fleißigen Theaterbesuchern werden manche Dekorationen und Kostüme mit der Zeit eben so gute Bekannte wie manche Darsteller; sie bleiben eben immer dieselben, sie mögen erscheinen, in welchen Stücken sie wollen. Welche sinnlose Verschwendung wird mit allerhand phantastischen Dekorationen in Opern, Zauberpossen, dramatisirten Märchen u. dgl. getrieben, und im historischen Schauspiel werden fort und fort die ärgerlichsten Schnitzer gemacht. Pracht und Aufwand wären oft gar nicht vonnöthen, mit wenigen Mitteln wäre eine stilgerechte Ausstattung zu erzielen, aber auch das Wenige wird nicht beschafft. Höchstens der einzelne Künstler, der Darsteller der Hauptrolle, gestattet sich, aus eignen Mitteln, den Luxus eines gediegenen, geschichtlich treuen Kostüms. Das Meininger Theater befriedigt auch nach dieser Seite hin große Anforderungen. Dekorationen, Kostüme, Möbel, Geräthe, Gefäße, Waffen, alles ist genau in dem Stile, den Ort und Zeit der Handlung verlangen, angefertigt, ja zum Theil besteht es sogar aus werthvollen Originalen.

Das Streben nach Wahrheit und Natur, auf welche diese Mittel abzielen, tritt nun aber vor allem auch im Arrangement der Massen hervor. Hierin liegt geradezu eine Spezialität der Meininger. Was ist hier durch die Hand eines einsichtsvollen, energischen Dirigenten aus der trägen, langweiligen Statistenmasse geworden! Das sind keine Statisten mehr, die nur zählen und den Raum füllen, das sind Individuen, die alle leben, reden und agieren, jedes in seiner Weise, und die den lebhaftesten Antheil an der Handlung zu nehmen scheinen. Man muß sie gesehen haben, diese bewegten, in buntester Mannichfaltigkeit kostümirten, malerisch angeordneten Räubergruppen in den Schiller'schen „Räubern“, diese erregten Volksmassen, die im „Julius Caesar“ um die Leiche des großen Imperators toben, den Antonius auf der Rednerbühne umdrängen und in prächtig pyramidalem Aufbau hundert Arme nach dem verheißungsvollen Pergamente strecken, dem Testamente Caesar's, das Antonius in hoherhobener Rechten ihnen zeigt, man muß sie gesehen haben, um es zu glauben, was mit solchem Material sich erreichen läßt. Eine Trug aller Theaterleitungen ist die Vorführung von Heeresmassen, sind Schlacht- und Gefechtszenen; in der Regel wirken sie unwiderstehlich komisch. Und mit welchem erstaunlichen Geschick greifen die Meininger dergleichen an! Im fünften Akte des „Julius Caesar“ treten vor der Schlacht bei Philippi die Führer der beiden Heere mit ihrem Gefolge zu einer Unterredung einander gegenüber. Wie ist diese Szene arrangirt! Links im Vordergrund die eine Partei, halb nach der Seite, halb in die Bühne hinein gewandt; die Führer des feindlichen Heeres rechts im Hintergrund auf einer kleinen Anhöhe. So treten sie zur letzten Unterhandlung einander gegenüber. Die Illusion ist vollständig. Man könnte glauben, daß es nur die Spitzen gewaltiger Heereskörper seien, die hier aufeinander treffen, daß beiderseits die Massen drohend im Hintergrund stehen. Die kleine Bühne des alten Leipziger Theaters schien sich zu erweitern, man hatte die deutliche Vorstellung, daß die beiden Parteien, trotzdem daß sie keine zwanzig Schritt von einander standen, in ziemlicher Entfernung von einander wären und nur mit lauten Zurufen sich vernehmbar machen könnten. Und dann die Schlacht selbst. Wie die Truppen da so lautlos und gehalten anrückten und zum Gefecht sich aufstellten — *οὐκ ἔμενα πρὸς ἑστέρας*, wie die Achäer in der Ilias — die Sache hatte wirklich etwas Unheimliches, und es sah aus, als ob hier Ernst gemacht werden sollte. Auf welchem Theater hat man jemals diesen Eindruck gehabt? In der Ausstattung werden auch andere Bühnen, wenn sie wollen, in kurzem mit den Meiningerern wetteifern können, diese Befehlung der Massen wird ihnen Niemand so leicht nachmachen, denn dazu gehören zahllose Proben und eine Riesengebuld.

Freilich ist nun nicht zu leugnen, daß alle diese Vorzüge mit gewissen Gefahren verknüpft sind. Wo viel Licht ist, ist starker Schatten. Die Forder-

ung der Wahrheit und Natürlichkeit auf der Bühne hat ihre volle Berechtigung, nur muß man sich an die Vorschriften erinnern, die Hamlet den Schauspielern gibt, und bedenken, daß, wenn das Streben nach Naturwahrheit dominiert, wenn es nicht durch das Streben nach Schönheit unansthörllich controlirt und in Schranken gehalten wird, es leicht zu abstoßendem Naturalismus führt. „Zunächst bedenke der Schauspieler“, sagt Goethe, „daß er nicht allein die Natur nachahmen, sondern sie auch idealisch vorstellen solle und er also in seiner Darstellung das Wahre mit dem Schönen zu vereinen habe.“ Erst durch diese Vereinigung entsteht das, was man „stilvolle“ Darstellung nennt. Kunst bleibt eben Kunst, sie darf und kann nie Natur werden. Wie die bildende Kunst, wenn sie nicht in Naturalismus verfallen will, vielfach sich mit Andeutungen und Abbreviaturen behelfen, vielfach stilisiren muß, so auch die Schauspielkunst, diese lebendige bildende Kunst. Mit voller Naturwahrheit können und dürfen tumultuarische Volksszenen auf der Bühne nicht erscheinen. Plötzlich und wie auf Kommando ausbrechendes Geschrei der Massen, sei es auf dem römischen Forum oder in den böhmischen Wäldern, es wirkt auf der Bühne immer als unschöne Uebertreibung, und wenn nun vollends — die Galerie wird ja, heute so gut wie zu Lessing's Zeit, selten ermangeln, „Gute Lungen mit lauten Händen zu erwiedern“ — der Vorhang sich wieder hebt und die Masse abermals wie auf Kommando ihr Geschrei aufstimmt — vereinige das mit seinem Geschmack wer da will — uns ist es als eine Ueberschreitung der Grenzen der Schauspielkunst erschienen. Nicht minder aber das langanhaltende, ganz naturalistische Gelächter in den Clownszenen von „Was ihr wollt“, die übertrieben zapplige und geschäftige, an das Krabbeln in einem Raupennest erinnernde Beweglichkeit, mit der die Massen bisweilen die Rede eines Einzelnen oder einen Dialog begleiten. Im Leben gewährt eine Volksmenge bei solcher Gelegenheit nicht einmal diesen Aublick, denn die Menschen sind nicht alle einerlei Temperaments, und wenn sie ihn gewährte, so dürfte er auf der Bühne nicht nachgeahmt werden.

Aber auch die reiche und stilgetreue Ausstattung der Stücke hat eine kleine Schattenseite, wenigstens ist es uns in den ersten Aufführungen so erschienen: sie zieht von der Handlung ab. Und zwar waltet hier eine eigne Ironie. Dem harmlosen Zuschauer aus der großen Masse ist es höchst gleichgiltig, ob ein römischer Krieger aus Caesar's Zeit mit archäologischer Genauigkeit behelmt ist, oder ob er eine Blechhaube trägt, die den nächsten Abend ein Knecht des Götz von Berlichingen oder ein Pappenheim'scher Kürassier auf dem Kopfe haben wird. Je gebildeter und kenntnißreicher der Zuschauer ist, desto mehr wird sich die kritische Ader in ihm regen, desto mehr werden ihn auch diese Nebendinge interessiren, und er wird dabei verweilen, ohne auf die Haupt-

sache zu achten. Wenn in der ersten Szene von „Was ihr wollt“ das „lyrische“ Orchester dem liebeskranken, verschmähten Grafen Orsino schmachtende Weisen vorspielen muß, wer kann es hindern, daß ich mich in die alterthümlichen Formen der Violon, Gamben und Lauten vertiefe, auf denen die Musik ausgeführt wird, und inzwischen nichts von den lyrischen Ergüssen höre, die aus Orsino's Munde fließen? Wenn im zweiten Akte des „Julius Caesar“ das Innere von Caesar's Palast, im dritten Akte das Forum Romanum, im vierten das Zelt des Brutus bei Sardes, im fünften das Schlachtfeld von Philippi vorgeführt wird, wie kann ich es umgehen, mir die Fragen vorzulegen, ob wirklich in Caesar's Wohnung schwebende Figuren an den Wänden gemalt sein konnten, ob wirklich zu Caesar's Zeit ein Triumphbogen am Forum Romanum stand, ob wirklich — worauf ich auf dem Theaterzettel noch besonders aufmerksam gemacht werde — die Curie des Senats damals zerstört war, Antonius wirklich an der Bahre Caesar's in weißer Toga seine Leichenrede halten konnte, ob das sämtliche Silbergeschirr im Zelte des Brutus zum „Hildesheimer Silberfunde“ gehörte oder ob auch noch andere Stücke zur Dekoration mit herangezogen worden seien, aus welchen früheren Kämpfen bei Philippi die griechischen Gräber stammen mögen, auf die der Zettel wieder ausdrücklich meine Aufmerksamkeit lenkt? Ist es nicht natürlich und verzeihlich, daß alles das mich sekundenlang beschäftigt, zerstreut, vom Dialog ableitet? Sietle mir Jemand ein, ich dürfe mich eben durch so gleichgiltige Nebendinge nicht ableiten lassen, müßte ich ihm nicht erwidern: Wozu dann die peinliche Gewissenhaftigkeit, die auf diese Nebendinge verwandt wird?

Die Aufgabe, ein Stück in Szene zu setzen, hat ähnliche Klippen wie die, ein Lied in Musik zu setzen. Moritz Hauptmann pflegte von vielen unserer neueren Lieberkompositionen zu sagen, sie seien in Musik gesetzt, wie der Uhrmacher eine Uhr in Del setzt, wo jedes Rädchen, jede Spindel des Wertes mit einem Tröpfchen Del betupft wird; sie müßten aber in Musik gesetzt werden, wie man einen Fisch in's Wasser setzt. Diese Bilder sind sprechend. Bei den Aufführungen der Meininger hat mir das Wort manchmal in den Ohren geklungen. Zu viele interessante Einzelheiten erzeugen leicht die Gefahr, daß das Ganze etwas zerbröckelt, daß man zu keiner recht einheitlichen Grundstimmung kommt. Ich habe vor einiger Zeit „Was ihr wollt“ an der Dresdner Hofbühne gesehen. Die Aufführung war bei weitem nicht mit der Ueberlegtheit im Detail, mit dem Glanz und dem Raffinement ausgestattet, wie die der Meininger, aber es ging ein gewisser genialer Zug durch das Ganze, während man bei den Meinigern hier und da nur den Eindruck eines allerdings mit größter Promptheit und Akkuratess arbeitenden Mechanismus hat. Auch das feine, detaillirte Ausarbeiten kann übertrieben werden. Dahin gehört es z. B.

auch, wenn selbst unbedeutende Rollen, ich will einmal sagen „zu gut“ gespielt werden. Daß eine Rolle eine untergeordnete ist, darf auch in der leichteren Behandlung sich aussprechen, die ihr zu Theil wird. Wenn Brutus seinem Diener Lucius aufträgt, ihm die Lampe in's Lesezimmer zu tragen, und dieser dann mit einer Betonung, als ob ein großer Entschluß zur Ausführung des Auftrags gehörte, entgegnet: „Ich will es thun, Herr“, so drängt sich das Kleine zu anspruchsvoll neben das Große. Diese Gefahr, daß die Nebenrollen zu wichtig gespielt werden, liegt bei den Meinigern doppelt nahe, bei dem vorzüglichen Vorbilde, das die ersten Kräfte, die Vertreter der Hauptrollen den Uebrigen geben und bei dem offenbar alle beseelenden Streben, auch das Kleinste sauber auszuarbeiten und bedeutungsvoll zu gestalten.

Ad vocem „erste Kräfte“ — es heißt ja, es fehle den Meinigern an „ersten Kräften“, ja man spricht ihnen mit wunderlichen Argumenten geradezu a priori die Möglichkeit, solche Kräfte zu haben, ab. Man erzählt sich schreckliche Beispiele von der eisernen militärischen Zucht, mit der hier ein Völkchen, das man sich so gern als das heiterste der Welt denkt, geleitet werde. Jede Armbewegung, die Betonung jeder einzelnen Silbe werde höheren Orts diktiert, gebilligt oder gemißbilligt, mit dem Kreidestrich werde die Linie vorgezeichnet, auf der der Einzelne sich auf der Bühne vorwärts oder rückwärts zu bewegen habe. Einem solchen Zwange, der jede künstlerische Individualität unterdrücken müsse, könne sich ein wahrhaft großer Künstler niemals fügen, das würden immer nur Kräfte zweiten und dritten Ranges thun. Nichts kann verkehrter sein, als solch' eine Argumentation; trauen wir doch unseren Augen! Wenn mir ein Künstler wie Hellmuth-Bräm gestern einen solchen Brutus, heute einen solchen Schweizer, morgen einen solchen Junker Tobias spielt, ein Künstler wie Resper gestern solch' einen Antonius, heute solch' einen Karl Moor, ich dünkte doch, da könnte von Unterdrückung künstlerischer Individualität nicht die Rede sein. Der Boden eines Kunstinstitutes, auf dem solche proteischen Talente ihre Kräfte entfalten können, muß ein durchaus gesunder sein. Was heißt auch Kräfte ersten Ranges? Beruht die Künstlerschaft nur in der Naturanlage? Wer steht höher, der Virtuos mit „phänomenalen“ Mitteln, oder der denkende, einsichtsvolle Künstler, der seine „mäßigen“ Mittel weise zu gebrauchen versteht? Der aufdringliche Protagonist, der alles um sich her todt spielt, oder der Darsteller, der maßvoll dem Ganzen sich einfügt? Den Meinigern fehlt's, in diesem Sinne, an ersten Kräften wahrlich nicht, an Kräften, zu deren Besitz jede große Hofbühne sich Glück wünschen könnte.

Die drei Stücke, die die Meininger bisher in Leipzig gespielt haben, sind schon genannt. Sechsmal hinter einander haben sie den „Julius Caesar“,

dreimal die „Räuber“, dreimal „Was ihr wollt“ gegeben. *) In dem erstgenannten Stücke waren neben Brutus und Antonius auch der Cassius des Herrn Teller und der Casca des Herrn Kober vorzügliche Leistungen. Herr Richard spielt den Caesar vielleicht etwas zu verlobt; er macht einen halbwegs erloschenen Vulkan aus ihm. Zudem kehrt er den steifen, zugeknöpften Diplomaten mehr heraus, als die überragende Genialität; man glaubt nicht genug an die Gefährlichkeit dieses Mannes und an die Nothwendigkeit seiner Beseitigung. Unter den Frauen erschien uns die Calpurnia der Frau Berg bedeutender als die Portia des Fr. Habelmann; die Letztere declamirte zu viel. Aber auch die weniger bedeutenden Rollen waren meist vortrefflich besetzt. Eine Scene, wie die in Brutus' Zelte, wo Lucius seinen Herrn durch Lautenspiel und Gesang einschläfern soll und selber dabei von Müdigkeit überwältigt zusammensinkt, konnte nur durch eine Künstlerin wie Fr. Pauli zu so ergreifender Wirkung gebracht werden.

Die „Räuber“ machten kein ganz volles Haus. Es ist das am Ende nicht zu verwundern. Selbst die Jugend von heute findet kein Gefallen mehr an dieser ersten Explosion des Schiller'schen Geistes, an diesem fragenhaften Produkt überschwärmender Genialität und knabenhafter Unreife. Das Stück selbst zu sehen, geht Niemand mehr in's Theater, höchstens zu sehen, wie die Künstler sich mit dem Stücke abfinden. Franz Moor wird immer noch gelegentlich in der zahmeren Auffassung gespielt, in welcher sich die Tradition des älter gewordenen Jffland fortpflanzt. Schon Goethe hat lebhaft gegen diese Abschwächung der Figur protestirt. Wenn man dem Teufel die Hörner und Krallen abseile, jagt er, ihn seiner physischen Häßlichkeit entkleide, seine moralische Abscheulichkeit vertusche, so werde am Ende doch nur ein würdiger Hundsfott fertig, während die gräßliche Harmonie verloren gehe, durch die allein die „rohe Großheit“ des Schiller'schen Stückes erträglich werde. Herr Kober — nur diesen haben wir in der Rolle gesehen, während sie unseres Wissens in einer zweiten Aufführung, ebenso wie die der Amalia, anders besetzt war — faßte die Rolle durchaus in dem von Goethe gewollten Sinne; sie zu irgend welcher Glaublichkeit zu bringen ist ihm nicht gelungen und gelingt wohl keinem. Amalia mit ihrer schwachenden Empfinderei ist uns verhältnißmäßig nie so sympathisch gewesen als in der maßvollen und edlen Darstellung durch Frau Bittner. Carl Moor bleibt ein trauriger Patron; wenn er am Schlusse hintritt, der einfältige Junge, der mit einem Heer solcher Kerle wie er selbst Deutschland in eine Republik verwandeln wollte, gegen die Rom und Sparta Nonnenklöster sein sollten, und nun jammert, weil er endlich einsieht, daß zwei

*) Während dies gedruckt wird, ist noch der „Fiesco“ gefolgt.

Menschen wie er den ganzen Bau der sittlichen Welt zu Grunde richten würden — es ist zu kläglich. Man muß sich alle Mühe geben, dem Schauspieler nicht entgelten zu lassen, was in der Rolle liegt; wir haben der trefflichen Leistung des Herrn Mesper neben der Rolle Schweizer's bereits oben gedacht. Auch der alte Moor des Herrn Godet und der Spiegelberg des Herrn Heine reichten sich würdig den Uebrigen an. In keiner Aufführung der Meininger aber ist uns so wie in den „Räubern“ der temporäre Gehalt, das Zwingende und Ueberzeugende der Zeitstimmung nahe getreten. Eine solche Darstellung wirkt mehr, als ganze Kapitel Kulturgeschichte.

Auch „Was ihr wollt“ stellt an den hentigen Geschmack starke Zumuthungen. Eine jener naiven italienischen Erzählungen — sie stammt aus den Novellen des Bandello — deren recht unwahrscheinliche Verwicklungen sich aus den üblichen Verwechslungen und Verkleidungen von Zwillingen ergeben, hat Shakespeare mit den possenhaften Intermezzi seiner Clowns durchflochten, so daß der Hauptreiz der Handlung in dem fortwährenden Kontrast liegt zwischen lyrischen Szenen, die voll tiefen poetischen Gehaltes, aber daneben auch voll bloßen blinkenden Wortgeplänkels sind, und Rüpelzenen, in denen dieses Geplänkel die massiveren Formen des Kalauer's annimmt. Das Stück muß ausnehmend geistvoll, frisch und munter gespielt werden, wenn es genießbar werden soll. Und welch' ein lustiger Theaterabend war das! In die Lorbeeren des Abends theilten sich die beiden Damen Frä. Pauli (Viola = Cesario) und Frä. Werner (Olivia), die an Grazie und Schelmerei mit einander wetteiferten; die Wagschale des Beifalls neigte sich schließlich vielleicht etwas tiefer auf Seiten Viola's. Die wenig dankbare Rolle des Herzogs Orsino stattete Herr Richard mit aller Feinheit der Empfindung aus. Die Clownszenen, in denen Junker Tobias von Junker Fleichenwang (Herr Görner) und Maria (Frä. Grevenberg) auf's Beste sekundirt wurde, wirkten mit elementarer Gewalt auf die Lachmuskeln; neigten freilich, wie schon erwähnt, zur Uebertreibung. Der Narr des Stückes ist keiner von den schlimmsten Shakespeare'schen Narren, er ist ein harmloser Gesell, den Herr Teller mit Maß und feinem Verständniß spielte. Am wenigsten sagte uns der Malvolio des Herrn Bückert zu, der allerdings in unserm Urtheil zu leiden hatte unter der Parallele mit dem unnachahmlichen Dresdner Malvolio, Herrn Jaffé. Herr Bückert trug von vornherein die Farben zu dick auf, und gegen das Ende hin verblaßten sie merklich.

Die Meininger spielen bei uns im „alten Hause“, wie der Leipziger sagt. Ein wahres Glück, daß wir dieses alte Haus noch haben, denn ihm verdanken wir ja zum Theil das interessante Gastspiel. Herrn Dr. Förster hindert nichts, inzwischen im neuen Hause die Wagner'schen „Tondramen“ und den „Meineidbauer“ zu geben, oder noch ein „Konzert des (!) Joseffy“ zu veranstalten, während die

Meininger im alten sich mit den altmodischen Stücken Shakespeare's und Schiller's herumschlagen. Nur im alten Hause kann aber auch das distinguirte Spiel der Meininger zur Geltung kommen. Daß unsere großen, neuen Theater keine Schauspielhäuser mehr sind, daß sie die feinere Schauspielkunst heruntergebracht haben, weil sie bloß auf die große Spectakeloper berechnet sind, ist oft genug ausgesprochen worden. Den Meiningern ist offenbar in den bescheidenen Dimensionen der alten Leipziger Bühne sehr wohl zu Muth. Nicht minder aber auch dem Publikum, vor allem dem „alten Leipziger“. Es geht zwar herzlich enge zu in den alten, schlichten Räumen, und man begreift es heute schwer, daß die Menschheit sich ein volles Jahrhundert hindurch mit solchen Sätzen hat begnügen können; aber man vergißt es bald, wie sehr man seine Gliedmaßen drängen und zwingen muß, wenn der Geist so vollauf in Anspruch genommen ist, wie hier. Und noch eins: Von der kleinbürgerlichen Einfachheit des Hauses lassen sich unwillkürlich auch die Zuschauer beeinflussen. Wer in's „alte Theater“ geht, macht keine große Toilette; das spectentur ut ipsao fällt hier vollständig weg, der ganze Zuschauerkreis erinnert einen in seiner soliden Schlichtheit traulich und anheimelnd an die gute alte Zeit, wo noch nicht die goldbehangene jüdische Kaufmannsfrau, sondern der für alles Edle und Schöne begeisterte deutsche Student die Herrschaft im Theater hatte; und der und jener läßt wohl auch seine Phantasie noch etwas weiter zurückspazieren in die Zeiten, wo auch dieses „alte Haus“ einmal nagelneu war, und wo, nachdem der Deser'sche Vorhang in die Höhe gerauscht war, der Student Wolfgang Goethe an den Lippen der Schmeuling und der Schröter hing. Ja, ja, in solche Träume können einen die Meininger wiegen — bei Herrn Dr. Förster sind wir vor dergleichen freilich sicher.

Unsere Gäste haben in Leipzig eine enthusiastische Aufnahme gefunden. Das Leipziger Publikum steht mit Recht in dem Rufe, „kühl bis an's Herz hinan“ zu sein. Bei einem großen Theile ist's Thuererei, Blasirtheit, weiter nichts, bei einem andern Theile aber, und das ist in der Hauptsache wohl der, den die Meininger allabendlich um sich versammeln, ist es mehr als das: es ist ein stark entwickeltes und wohlberechtigtes kritisches Bewußtsein. Wenn diese Kreise warm werden und einem Künstler durch dreimaligen Hervorruf lohnen, das will in Leipzig etwas bedeuten. Unter dieser Zahl thun sie's aber jetzt an keinem Abend, und nie versäumen sie, wenn die Darsteller nun am Schluß nach guter, alter Theaterfittte Hand in Hand aus der Kouliße ziehen, auch den verdienten Direktor, Herrn Cronegl, zu rufen, um auch ihm den gebührenden Antheil an den Ehren des Abends zu spenden.

* * *

Literatur.

Daniel Manin und Venedig 1848—49. Vortrag von M. Perlbaeh. Greifswald, 1878. (Verlag v. Ludwig Bamberg).

Eine sehr lesenswerthe Schrift! Der reinste und größte der italienischen Patrioten von 1848 wird hier mit Liebe und Sachkenntniß, schlicht-bürgerlich wie er gewesen, im Rahmen der großen Tage, die er beherrschte, gezeichnet. Die Form des Vortrags, die ungeändert beibehalten ist, rechtfertigt Kürzen und Wendungen, die bei einer größeren biographisch-historischen Arbeit vielleicht zu tadeln sein würden. Dafür bietet die kleine anspruchslose Schrift die hochinteressante Geschichte Venedig's in dem Unabhängigkeitsjahr 1848—49 in geschlossenem Bilde und den Lebensgang und die Charakteristik jenes großen Patrioten, an dessen Heldenmuth Italien sich in seinen dunkelsten Tagen hoffnungsreich aufrichten durfte, in voller historischer Treue. Daß der Verfasser die vorhandenen Quellen eingehend studirt hat, weist der Anhang nach.

Ein anderes Bild aus gleich ernsten Tagen der deutschen Nation zeigt uns die Jubiläums-Ausgabe der *Novae Epistolae Obscurorum Virorum* von Gustav Schwetschke (Halle, Schwetschke, 1878). Diese „Erinnerungen aus den Frankfurter Parlamentstagen“ erscheinen hier *) mit Erläuterungen. Leider, müssen wir sagen, sind diese Erläuterungen heute nothwendig zu einem Schriftchen, das vor dreißig Jahren geradezu epochemachend wirkte und von Mann und Weib, von Alt und Jung verschlungen wurde — der günstigen Wirkung nicht zu gedenken, welche es auf pessimistisch angehauchte, weil durch das Parlament und die Ereignisse in Vergessenheit gedrängte kleinstaatliche Staatsmänner zu äußern pflegte. „Die Zeitsatire, Zeit-humoristik, ohne Kommentar hat für die Nachlebenden nur den Werth eines Torfo.“ Mit diesen Worten begründet der Verfasser die Nothwendigkeit seiner Erläuterungen. Leider, sagen wir, ist ihm darin nicht zu widersprechen. Die Geschichte des Frankfurter Parlaments, seiner Fülle von bedeutenden und interessanten Männern, seiner Vorzüge und Schwächen, ist dem lebenden Geschlecht fast zur fernen Sage geworden. Auf unseren Hochschulen hören wir wohl einmal über das tolle Jahr lesen — und wie selten! — Sonst aber ist der Reichsbürger von 1878 froh, wenn er sich schlecht und recht mit den Verhandlungen der laufenden Reichstagsession befaunt macht. Unter Hundert-tausenden der Jüngerer kaum Einer, der sich mit den Verhandlungen und

*) Nicht „zum ersten Male“, wie man aus dem Titelumschlag folgern könnte. Zum „ersten“ Mal erschienen die Noten schon 1874, zum 25jährigen Jubiläum der *Epistolae*.

Charakteren des Frankfurter Parlaments vertraut gemacht hätte in solchem Maße, um diese köstlichste Gabe des geistigen Karikaturentampfes jener Tage, die Epistolae Obscurorum Virorum Schwetschke's ohne jede Anleitung zu verstehen und zu genießen. Nun ladet diese kommentirte Jubiläums-Ausgabe Alle zu mühelosem reichen Genuße ein. Auch diejenigen, welche nicht gerne dreißig Jahre in ihren zeitgeschichtlichen Studien zurückgehen, verdanken derselben Feder die lebenswürdigste, poetische Rück Erinnerung an die interessantesten Momente der neuesten Zeitgeschichte. Sie brauchen nur nach Gustav Schwetschke's „neuen ausgewählten Schriften (deutsch und lateinisch) zu greifen (Halle, Schwetschke, 1878). Da finden sie gesammelt die Vis-marcias, Varzinias und alle die anderen Zeitgedichte bis zum Berliner Kongreß-Gaudeamus (Gaudeamus Congressibile), welche zunächst im Norden Deutschland's bei ihrem Erscheinen dasselbe Entzücken hervorriefen, wie die festlichen Tagesgaben Victor Schefffel's bei den Wanderversammlungen u. zunächst jenseits der berufenen Mainlinie. Dabei ist Schwetschke dem allemanischen Konkurrenten „über“ — wie Untel Bräsig in seinem „Stil“ den Hawermann — in urbaner Latinität.

Königthum und Verfassung in Preußen, von Wilhelm Maurenbrecher (Vonn, Cohen, 1878).

Diese Abhandlung wurde ursprünglich am 3. August 1878 zum Gedächtniß des Geburtstages des Stiflers der Bonner Hochschule (König Friedrich Wilhelm's III.) in der Bonner Aula gehalten. Sie ist wohl werth, weiteren Kreisen durch die vorliegende Ausgabe zugänglich gemacht zu werden. Denn mit dem ganzen Ernst und der ganzen Klarheit seiner historischen Wissenschaft prüft der Verfasser die Frage, die zu Anfang August die deutsche Nation so tief bewegte: „Welche Bedeutung hat der gegenwärtige Moment in der politischen Entwicklung des preussischen Staates? Auf welchem Punkte der Lebensbahn unseres Volkes sind wir heute angelangt? Sind die Wege, welche unsere preussische Verfassungsbildung in den letzten Jahrzehnten verfolgte, die richtigen —? d. h. m. a. W., in welchem Verhältnisse stehen die Ergebnisse unserer vaterländischen Geschichte zu den politischen Zielen, die wir heute anstreben?“ Des Verfassers Darstellungskunst und Gründlichkeit ist den Lesern d. Bl. zu bekannt, als daß wir nachzuweisen brauchten, wie er zur Untersuchung dieser Fragen besonders berufen ist. Er verfolgt die Grundzüge der preussischen Staatsverfassung unter den Kurfürsten und Königen bis an die Schwelle des modernen preussischen Verfassungslebens und zeichnet scharf und klar die Gegensätze jener vergangenen Zeiten zu den Wandlungen Preußen's unter Stein und den Verfassungskämpfen seit 1847 und 1850, um schließlich in schlagender Weise darzutun, wie unhistorisch und sinnlos die so viele Jahre lang auf Seiten des Liberalismus festgehaltene Ansicht ist, die englische Verfassung auch in Preußen als höchstes Ideal anzustreben. Denn, so schließt Maurenbrecher nachdrücklich: „Uns ist das preussische Königthum auch heute noch die Grundlage unserer Verfassung und unseres gesammten öffentlichen Lebens. Und unsere Hoffnung einer endgültigen, befriedigenden, dauerhaftesten Ordnung unserer staatlichen Verhältnisse beruht auch heute noch in erster Linie auf unserem in der Geschichte Preußen's begründeten Glauben an die bewährte, erprobte, altüberlieferte Staatsweisheit unserer Könige.“

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hans Blum in Leipzig.

Verlag von F. E. Herbig in Leipzig. — Druck von Hützel & Herrmann in Leipzig.

Die
Grenzboteu.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.

No. 45.

Ausgegeben am 7. November 1878.

Inhalt:

	Seite
Fehlbelust und Landfrieden im Heiligen Römischen Reich. W. v. S.	201
Das deutsche Schulwesen im Lichte französischer Forschung. H. v. Clausewitz.	212
Ungedruckte Goetheana in Angelegenheiten der Universität Jena. III. Mitgetheilt von E. H. Burthardt.	223
Literatur. Feldmarschall Fürst Blücher von Wahlstatt von Archiv- rath Dr. Friedrich Wigger. — Das russische Reich unter Kaiser Alexander II. von Dr. W. F. Carl Schmiedler. — Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirth- schaft 2. Jahrg. Heft 3 u. 4 von v. Holzendorff und Brentano. — Råde, Der kirchenpolitische Kampf und der Sieg des Staates.	237

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.
 Hierzu zwei literarische Beilagen von W. Spemann in Stuttgart
 und C. F. Winter in Leipzig.

Leipzig, 1878.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Willh. Grunow.)

abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern des In- und Auslandes.

Im Verlage von **Fr. Wilh. Grunow** in **Leipzig** erschien soeben:

Atlas zur Geschichte des Kriegswesens von der Urzeit bis zum Ende des 16. Jahrhunderts.

Bewaffnung, Marsch- und Kampfweise, Befestigung, Belagerung, Seewesen.

100 Blatt in Querfolio mit Text,

ausgeführt in der Anstalt von **Wilhelm Greve** in **Berlin.**

Zu seinen Vorlesungen an der **Kgl. Kriegsakademie** zusammengestellt

von

Max Jahns,

Major vom **Rebenetat des Großen Generalstabs.**

Lieferung 1.

Der Atlas wird in **10 Lieferungen zu je 10 Blatt Querfolio** und **ca. 4 Bogen Text** ausgegeben werden, deren Erscheinen in **14 tägigen Fristen** stattfinden wird.

Der Preis der Lieferung wird **3 Mark 50 Pf.**, der des gesammten Werkes **35 Mark** betragen.

Die Herstellung einer Geschichte des Kriegswesens, welche dem heutigen Wissen entspricht, auf den Forschungsergebnissen der letzten Jahrzehnte beruht und die Fülle der in Monographien zerstreuten Einzelheiten zusammenfaßt, wird von den Fachmännern als eine Aufgabe bezeichnet, deren Lösung in hohem Grade wünschenswerth erscheint. Diesem Verlangen kommt der vom Major **Jahns** vorbereitete Atlas zunächst für den technischen Theil des Kriegswesens und für den Zeitraum bis zum Abschlusse des 16. Jahrhunderts entgegen. Seinen Ursprung verdankt dieser Atlas dem unmittelbaren praktischen Bedürfnisse: er ist in erster Reihe bestimmt, den Vortrag des Verfassers an der militärischen Hochschule des deutschen Reiches, der **Berliner Kriegsakademie**, zu erläutern und zu befeuern. Auf **100 Tafeln** sind nahezu **1500 künstlerisch ausgeführte Figuren und Pläne** gegeben, welche sich auf die Gebiete der Bewaffnung, Taktik, Befestigung, Belagerung und Marine beziehen. Ueberall folgt die Zeichnung den besten vorhandenen Vorbildern, die taktische Darstellung den Resultaten der kundigsten Einzelforscher; genaue Angaben über die benutzten Werke wie über Herkunft und Aufbewahrungsort der dargestellten Originalen geben etwaigem Weiterstudium den erwünschten Anhalt, und den eingehenden Erklärungen des begleitenden Textes (ca. **40 Druckbogen**) sind überdies umfassende Literaturnachweise beigegeben.

Der Inhalt vertheilt sich wie folgt:

4	Tafeln Urzeit und Naturvölker.
5	" Besooten Alt-Amerika's , Afrika's und Asien's .
5	" Bewaffnung und Taktik der Hellenen .
2	" Waffen und Seewesen der Hellenen .
4	" Bewaffnung und Taktik der Römer .
6	" Befestigungen, Vertröthen und Seewesen der Römer .
4	" Kelten und Germanen .
2	" Byzantiner und Neu-Berber .
2	" Prolemin .
1	" Orientalische Kriegesfeuerwerke .
2	" Turkvölker .
6	" Europäische Bewaffnung von der Völkerwanderung bis zu den Kreuzzügen .

6	Tafeln Befestigung und Belagerung in derselben Zeit.
7	" Rüstungen und blanke Waffen des 14. und 15. Jahrhunderts .
5	" Schutzwaffen des 14. und 15. Jahrhunderts .
5	" Taktik des 14. und 15. Jahrhunderts .
8	" Befestigung und Belagerung von den Kreuzzügen bis zur Zeit der Renaissance .
9	" Bewaffnung des 16. Jahrhunderts .
6	" Taktik des 16. Jahrhunderts .
7	" Befestigung , Belagerung und Städtkriege im 16. Jahrhundert .
4	" Flottenwesen vom 9. bis 16. Jahrhundert .
100 Tafeln mit gegen 1500 Darstellungen.	

Die Bibliotheken der Truppen, der Kriegsschulen, der Polytechniken, wie diejenigen aller höheren Lehranstalten, namentlich auch die der Gymnasien und Realschulen, werden in diesen Tafeln ein Lehrmittel finden, welches das Verständnis ihrer literarischen Schätze nach vielen Richtungen hin unterstützen dürfte. — Im Falle günstiger Aufnahme unseres Unternehmens ist eine Fortsetzung des- selben bis zur Gegenwart in Aussicht genommen.



Fehdelust und Landfrieden im Heiligen Römischen Reich.

Unsere jetzige Generation, aufgewachsen unter dem Bann von Blut und Eisen, hineingeworfen in den Wirbel heißer Parteikämpfe, sehnt sich vielleicht hie und da zurück nach der guten alten Zeit fester Sitte und stillen Behagens, kurz nach den Tagen süßen Friedens. Doch solch' gute alte Zeit, die im Grunde genommen für den Einzelnen weiter nichts ist, als das verlorne Paradies der Jugend, hat es kaum jemals gegeben. So lange die Verheißung des „Friedens auf Erden“ noch nicht erfüllt, so lange noch Eisen im Blut des Menschen rollt, bleibt das Schwert des Völkerlebens friedloses Symbol. Gleich einem ehernen Blitz von Oben trifft es zwar Gerechte, wie Ungerechte, reinigt aber die Luft und tilgt die unsaubern Geister.

Vielleicht weniger als irgend eine Staatsverfassung vergangener Jahrhunderte gewährleistete die des deutschen Reiches, trotz des gebotenen ewigen Landfriedens, den verschiedenen Stämmen ein stilles und ruhiges Leben. Abgesehen von dem, was die Fremden gegen Deutschland sündigten, hörte auch im Inneren Kampf und Streit mit gewaffneter Hand nie auf; denn das Reichsregiment war zu schwach, um dem zu steuern. Die nachfolgenden Zeilen sollen davon Zeugniß geben.

In der ersten Hälfte des Mittelalters galt in Deutschland überall das Recht bewaffneter Selbsthilfe. Es entsprach dies den Anschauungen und Sitten einer trohigen Zeit, die das Anrufen richterlicher Gewalt für entehrend, dahingegen das Entscheiden von Rechtshändeln durch die Waffen für mannhaft und ritterlich hielt. Das Faustrecht, ursprünglich sicher nicht ohne idealen Gehalt, verlor denselben immer mehr, und schließlich handelte es sich bei den vielfachen Bergewaltigungen nicht mehr darum, ein wenn auch nur vermeintliches Recht mit gewaffneter Hand zu erlangen, vielmehr war es nur zu häufig lediglich auf Raub und Plünderung abgesehen. Die verschiedenen Bündnisse von Fürsten, Adel und Städten, welche diesem Unwesen zu steuern versuchten, erwiesen sich als erfolglos. Selbst die aus rother Erde erwachsene heilige Wehme,
Grenzboten 1878. IV.

der Schrecken aller Straßen- und Kirchenräuber, vermochte nur wenig zu leisten. Ein wohlthätiges Gegengewicht bot in dieser rohen Zeit die Kirche. Die Sonn- und Feiertage, sowie der Freitag waren dem Gottesfrieden geweiht. Wer von Donnerstag Abend bis Montag früh Gewalt verübte, verfiel dem Bann. So mußten wenigstens einen Theil des Jahres die Waffen ruhen, und die vielen Festtage förderten das Friedenswerk.

Von Seiten der Kaiser wurde zwar wiederholt der Landfriede geboten, jedoch sonderbarer Weise immer nur auf eine bestimmte Reihe von Jahren. Nur die, welche ihm beitraten, hielten sich für gebunden, und Mindermächtige vom Adel, so wie die Ritter, sahen in jedem Landfrieden nur das Mittel, sie um ihre Gerechtfame und Freiheiten zu bringen. Daher das Sprichwort: „Dem Landfrieden ist nicht zu trauen.“ Auch Rudolph von Habsburg, der Faustrechtsbändiger, schloß einen solchen Landfrieden auf fünf Jahre. Er brachte Furcht und Schrecken über die ritterlichen Landfriedensbrecher und zerstörte allein in Thüringen an die sechzig Ritterburgen. Die von hohen Felsen herabschauenden letzten Ueberreste derselben erinnern uns noch heute daran, daß ihre einstigen Bewohner zu den Wegelagerern schlimmster Sorte gehörten.

Riten und Roben dat is kein Schand,
Dat dun den Besten von dem Land!

Das war damals Rittermagime! Auch Kaiser Rudolph vermochte sie nicht auszurotten, und seine energischen Maßregeln blieben immer nur Palliative.

Das von Karl IV. auf dem Reichstage zu Nürnberg 1356 mit den Ständen vereinbarte Reichsgesetz „die goldene Bulle“ setzte zwar dem Faustrecht Schranken, ließ jedoch das Fehderecht noch immer bestehen. Jeder Angriff war erlaubt, wenn nur drei Tage vorher ehrliche Absage erfolgt war. Graf Eberhardt's von Württemberg († 1392) Wahlspruch „Gottes Freund und aller Welt Feind“ entsprach so ziemlich allgemein den Anschauungen der fehdelustigen Ritterschaft. Man glaubte viel gethan zu haben, wenn man das Verwüthen der Obst- und Weingärten, sowie das Abbrennen der Wohnungen friedlicher Einwohner untersagte, wenn man Geistliche, Gotteshäuser, Mühlen und Pflüge als unverletzlich unter den Frieden stellte. Fürsten und Bischöfe kämpften mit Adel, Prälaten und Städten, und diese wieder unter sich. Jeder Stärkere hob seine Waffen gegen den Schwächeren. Jeder Vasall und jede Zunft hielt sich für berechtigt, Fehdebriefe zu erlassen. Die Leipziger Schuhknechte schickten 1471 der Universität einen Absagebrief, und ein von Braunstein kündigte 1489 der freien Reichsstadt Frankfurt Fehde an, weil eine Jungfrau daselbst seinem Better einen Tanz verweigert hatte. Gerade die Pfefferjäger der reichsstädtischen Kaufleute waren eine vielbegehrte Beute. Tage

und Nächte hindurch lagerten die Ritter als Straßenräuber, wie Kaiser Max sie nannte, an den Handelswegen; wurden sie von den Städtern aufgespürt, so verloren sie häufig als Placker und adelsmäßige Taschenklopfer durch Hendershand ihr Leben, blieben sie Sieger über die Bürger, so nahmen sie nicht nur das Gut, sondern übten auch die rohesten Grausamkeiten an den reichsstädtischen Ballenbindern aus. Rühmt doch Götz von Berlichingen als Zeichen besonderer Großmuth von sich selbst, er habe die Gefangenen niederknien und sie ihre Hände auf den Stock legen lassen, als hätte er ihnen Hände und Kopf abhauen wollen. „Dann aber,“ setzt er hinzu, „trat ich dem Einen mit dem Fuß auf den H und gab dem Andern eins an das Ohr, das war meine Straf gegen ihnen und ließ sie also wieder vor mir hergehen“. Das Ehrlose und Verwilderte eines solchen Lebens trat den Rittern nicht vor die Seele; die Räubereien erschienen ihnen vielmehr als eine männliche und herzhafteste Unfrommheit, und hatten sie jedem Biedermann jegliche Zusage mit Treuen und Glauben erfüllt, so glaubten sie sich, ungeachtet des Brennens, Mordens und Raubens, gehalten zu haben, wie es sich für einen Frommen und Ehrlichen vom Adel gebührt.

Endlich verkündigte Kaiser Maximilian I., von den Fürsten gedrängt, auf dem Reichstage zu Augsburg 1495 den ewigen Landfrieden, so genannt weil die früheren, wie bereits erwähnt, immer nur auf eine bestimmte Reihe von Jahren abgeschlossen worden waren. Gleichzeitig wurde das Reichskammergericht als höchste Instanz eingesetzt, um bei allen Streitigkeiten zwischen Gliedern des Reichs im Wege des Rechts endgiltig zu entscheiden. Endlich wurde auch noch eine Ordnung aufgerichtet, die dem Gebote des Landfriedens den nöthigen Nachdruck geben sollte.

Der Fehdegeist ließ sich jedoch nicht so schnell bannen. Im Laufe des 16. Jahrhunderts handelt fast jeder Reichstagschluß davon, „wie hinführo im heiligen Reich Teutscher Nation Ruhe, Friede und Einigkeit gepflegt, beständiglich erhalten und gehandhabt werden möge.“ Damit sah es jedoch noch immer schlimm genug aus, und die Prozesse am Reichskammergericht wegen Landfriedensbruchs nahmen kein Ende, ohne in der Sache viel zu ändern. Zwischen Hessen und Pfalz tobte 1504 eine blutige Fehde, wobei die Landgräflichen Kriegsvölker an der Bergstraße ebenso sengten und braunten, wie 185 Jahre später die Franzosen Ludwig XIV. Im Norden wüthete 1519 die sogenannte Hildesheim'sche Stiftsfehde zwischen dem Bischof von Hildesheim und einem Theil seines Stiftsadels, unter dem Schutze von Braunschweig, wobei in der Soltauer Schlacht 4000 Mann auf dem Plaze blieben. Weniger mörderisch war noch im Jahre 1555 eine Fehde zwischen Hans von Carlowitz und Hans von Haugwitz, in den Annalen der Geschichte unter dem Namen

des Saufkrieges bekannt, weil ersterer vom Schlachtfelde bei Wurzen 700 Schweine als gute Beute mit sich führte. Sickingen und Verlichingen lehrten sich auch wenig genug an den ewigen Landfrieden, und als allerletzter Fehdritter darf wohl Wilhelm von Grumbach gelten, der als Landfriedensstörer, Fürstenmörder und Aechter 1567 auf dem Blutgerüste starb.

Solche Erfahrungen gaben Bengniß, wie wenig die wegen Handhabung des Landfriedens von Kaiser und Reich gegebenen Ordnungen, so viel auch an ihnen fast auf allen Reichstagen herumgebessert und geflickt worden war, ihren Zweck erfüllten. Als daher im Jahre 1555 auf dem Reichstage zu Augsburg der Religionsfriede abgeschlossen wurde, sah man sich genöthigt, wegen Handhabung desselben, sowie auch des Landfriedens, neue reichsgesetzliche Anordnungen zu treffen. Sie sind zusammengefaßt in der sogenannten Reichsexekutions-Ordnung, deren in späteren Reichsgesetzen öfters Erwähnung geschieht und die, wenn auch vielfach verändert und verbessert, bis zu Ende des Reichs zu Recht bestand.

Was es nun mit dieser Reichsexekutions-Ordnung auf sich hatte, das besagt § 96: „Es soll auch diese Ordnung und Handhabung des Friedstandes und Landfriedens gegen diejenigen, so im heiligen Reich Teutscher Nation Bergadderungen, Versammlungen, Aufwiegelungen und Rottierungen der Kriegskent zu Ross und zu Fuß anstiften, auch wider diejenigen, welche die Stände des Reichs, so jetzt gemelten der Kayserlichen Majestät, Unseren und des heiligen Reichs Landfrieden unterworfenen und in Landfriedbrüchigen Sachen an dem Kayserlichen Cammer-Gericht Recht nehmen und geben, vergewaltigen, bekriegen, überziehen, ihr Land und Lent, Haab und Güter, wider berührten Landfrieden einzunehmen und sie zu beschädigen unterständen, auch verstanden und vollzogen werden.“

In Neuhochdeutsch übertragen gab also die Reichsexekutions-Ordnung Mittel und Wege an die Hand, um Aufruhr und Empörung im Lande zu unterdrücken, so wie Meutereien bei den Truppen niederzuschlagen, den reichskammergerichtlichen Urtheilen Geltung zu verschaffen und sehdelustige Stände, die sich ihr Recht selbst suchen wollten, zur Raision zu bringen.

Hatten früher schon seit der von Kaiser Maximilian geschaffenen Kreiseintheilung sogenannte Kreishauptleute bestanden, zur Exequirung der Acht und des Bannes, so enthielt die neue Exekutions-Ordnung eine ausdrückliche Bestimmung, wonach jeder Kreis einen Kreis-Obersten; — nicht zu verwechseln mit dem Obersten eines Kreis-Regiments, — nebst etlichen Zugeordneten zu wählen verpflichtet war. Dieser Kreis-Oberste hatte die Handhabung des Land- und Religionsfriedens zu überwachen, da wo er gestört wurde einzuschreiten, den kammergerichtlichen Urtheilen, sowie überhaupt den Reichsgesetzen,

Geltung zu verschaffen und endlich auch die kaiserliche Acht zu vollstrecken. Zu dem Ende waren die Stände verpflichtet, auf Requisition des Kreis-Obersten, „ohne einige aufzügige Ausflucht und Ausrede,“ die etwa benöthigte Miliz, und zwar nach Verhältniß der Reichsmatrikel, zu stellen. Reichte die eigene Truppenzahl nicht aus, so waren auch die benachbarten Kreise zur Hilfeleistung verpflichtet.

Wenn auch keineswegs in der Regel, so wurde der Kreis-Oberst doch sehr häufig aus der Zahl der Kreisauschreibenden d. h. der mächtigsten Fürsten des Kreises gewählt. Allerdings lag in diesem Falle für den Kreis-Obersten die Versuchung sehr nahe, sich über die Mitstände eine Hoheit anzumaßen, die ihm nach den Reichsgesetzen nicht zukam. Die ebenfalls aus der Zahl der Stände durch Wahl hervorgegangenen Beigeordneten, eine Art von Hofkriegsrath, sorgten jedoch dafür, daß Alles in gehörige Erwägung gezogen und, keineswegs immer im Interesse des Landfriedens, nichts übereilt wurde.

Nach dem Westphälischen Frieden, der das Reichsregiment nach allen Richtungen hin schwächte, dagegen die Ungebundenheit der einzelnen Stände besiegelte, kam naturgemäß das Amt eines Kreis-Obersten immer mehr in Verfall. In einzelnen Kreisen fanden gar keine Wahlen mehr statt, so im ober- und niedersächsischen Kreise, wo mehrere Jahrzehnte lang die Kreistage nicht zusammenberufen wurden, und die Kreisverfassung vollkommen ruhte. Im Jahre 1740 konnten sich die oberrheinischen Stände, nach dem Absterben des Landgrafen von Hessen-Darmstadt, über die Wahl eines Kreis-Obersten nicht einigen. Die Fürstlichen Deputirten verlangten einen Fürsten, speziell den Regierungsnachfolger des verstorbenen Landgrafen, wogegen die Gräflichen Deputirten protestirten: „Es sei jetzt die Reihe an ihren Herren Prinzipalen und müßte sonach einer aus dem Grafenstand zum Kreis-Obersten erwählt werden.“ Eine Einigung fand nicht statt, und so blieb denn die Stelle unbesetzt. Wo ja noch ein Kreis-Oberster existirte, da war er, nach Moser, in effectu nicht das, was er nach den Reichsgesetzen sein sollte. Es entwickelte sich aus diesem Amt eine Kreis-Generalität, die jedoch mit den Funktionen des ersteren kaum etwas gemein hatte.

Nichtsdestoweniger war man beim Westphälischen Friedensschlusse auf die Reichsexekutions-Ordnung wieder zurückgekommen, und die Kreisauschreibenden Fürsten, sowie die Kreis-Obersten erhielten ausdrücklich Anweisung, wenn nöthig, dem Recht mit gewaffneter Hand Geltung zu verschaffen. Das Verfahren wurde jedoch mit so viel Klauseln umgeben, daß, wie wir aus dem demnächst mitzutheilenden Beispiele ersehen werden, selbst im besten Falle meistens Jahre darüber hingingen, ehe dem gekränkten Rechte Geltung verschafft wurde. Erst wenn der Beleidiger des Gesetzes auf gar nichts eingehen

wollte, dann durfte der Verletzte die vollkommene Exekution bei dem Kreisauschreibenden Fürsten, oder dem Kreis-Obersten, oder aber auch bei Kaiserlicher Majestät selber, „durch absonderlich ohne Aufenthalt zu verordnenden Commissarius ad loca,“ nachsuchen. Gerade um diese Zeit, d. h. nach dem Westphälischen Friedensschluß, wäre aber eine scharfe Handhabung der Reichsexekutions-Ordnung recht nothwendig gewesen. Viele Stände weigerten sich, den Bestimmungen des Friedens-Instrumentes nachzukommen, sofern dadurch ihr Interesse geschädigt wurde, namentlich wenn es sich um Wiederabtretung während des Krieges okkupirter Landestheile handelte. Die Streitigkeiten darüber nahmen kein Ende und erstreckten sich bis in die ersten Jahrzehnte des neuen Jahrhunderts hinein.

Ganz abgesehen von solcher Renitenz gegen völkerrechtlich gewordene Friedensverträge gaben noch im Jahrhundert der Aufklärung wahrhafte Vagatellen, wie Verletzung des Jagd- oder des Weiderechts, häufig genug Veranlassung zu Streitigkeiten, die nicht selten zu brutaler Selbsthilfe führten. Im Jahre 1726 unternahm die Reichsstadt Nördlingen wegen verschiedener Klagen gegen den Fürsten von Dettingen einen Streifzug in dessen Land und führte eine Anzahl Gefangene als Geiseln mit sich. Der Fürst, nicht in der Lage, die Stadt mit stürmender Hand nehmen zu können, verfügte eine Viktualien-sperre gegen dieselbe. Es war dies eine für Nördlingen nicht ganz unbedenkliche Maßregel, da es, überall von Detting'schem Gebiet umgeben, mit der Zeit ausgehungert werden konnte. Der Kaiser legte sich in's Mittel, und die Reichsstadt mußte die Gefangenen wieder herausgeben; damit hatte jedoch der Streit noch lange kein Ende. Anno 1742 okkupirte der Kurfürst von der Pfalz unversehens einen großen Theil der Grafschaft Sayn, Altenkirchen'schen Antheils, worauf sich aber das westphälische Kreisauschreibes-Amt nachdrücklich in's Mittel legte und den Kurfürsten vermochte, von seinen unbefugten „Attentatis“ wieder abzustehen. Noch im Jahre 1749 kam es zwischen Mainz und Würzburg, — zwei geistlichen Fürsten, — zur offenen Fehde wegen eines streitigen Forstes. Köln und Kurpfalz kämpften mit gewaffneter Hand um gewisse Strombauten, welche der eine Staat anlegen, der andere aber nicht dulden wollte. Zur Behauptung eines von Hessen-Darmstadt bestrittenen Rechtes des Kurfürsten von der Pfalz auf einen im jenseitigen Gebiete zu erhebenden Zehnten fielen kurpfälzische Truppen in Hessen ein und führten mit Gewalt die eingesammelten Früchte aus den Scheunen der Unterthanen weg.

Waren Kaiser und Reich bei ihrer notorischen Schwäche nur zu oft nicht im Stande, die offene Fehde zu verhüten, so durfte man es schon als ein Glück erachten, wenn sie wenigstens dem entbrannten Kampfe ein baldiges Ziel zu setzen vermochten. Wir könnten noch eine reiche, allerdings auch recht

dornige Blumenlese von solchen Akten der Selbsthilfe geben, wollen uns jedoch darauf beschränken, zum Schluß noch einen Fall ausführlicher zu behandeln, der insofern von besonderem Interesse ist, als hierbei das durch die Reichs-
exekutions-Ordnung vorgesehene letzte Mittel, dem Recht Geltung zu verschaffen, die ultima ratio durch Waffengewalt, zur Anwendung kam. *)

Was zunächst die Veranlassung zu solchem Exekutions-Verfahren anbetrifft, so hatte im Anfang des zweiten Jahrzehnts vorigen Jahrhunderts der Landgraf von Hessen-Kassel wegen angeblicher Forderungen an Hessen-Rothenburg die diesem Hause vertragsmäßig zugehörige Niedergrafschaft Katzenellenbogen, sowie die Festung Rheinfels, nicht nur in Besitz genommen, sondern auch die Rothenburgischen Beamten gefänglich eingezogen und die Einwohner durch übermäßige Einquartierungslast, sowie durch schwere Auflagen hart bedrängt. Nachdem der Kaiser wiederholt zum friedlichen Ausgleich gemahnt, wurde endlich im Jahre 1716 der Landgraf von Hessen-Kassel peremptorisch zur Wiederherausgabe der unrechtmäßiger Weise in Besitz genommenen Landestheile, resp. zur Räumung der Festung Rheinfels aufgefordert, eventuell ihm mit Exekution gedroht. Die Aufforderung blieb jedoch ohne Erfolg. Nach verschiedenen mißglückten Versuchen, Kaiser und Stände günstiger für sich zu stimmen, schickte endlich der Landgraf Ende des Jahres 1717 einen Abgesandten nach Wien an den Kaiser mit der Bitte, ihn wenigstens so lange im Besitz von Rheinfels und Zubehör zu lassen, bis festgestellt und ihm vergütet worden, was er an Unkosten bereits für diese Festung verwendet habe. Dem Landgrafen wurde jedoch unter dem 11. Januar 1718 von Kaiserlicher Majestät die Resolution zu Theil, daß er „zur Vermeidung ohnfehlbarer Exekution, sich nur in deutsch-patriotischer Gelassenheit zu freiwilliger Abtretung, mit Vorbehalt seiner suchend oder habenden Rechte, fügen möchte, weil sonst es Ihro Kaiserliche Majestät vor Gott und dem Reich nicht verantworten könnten, mit thätiger Hilfe dem klagenden Rheinfelsischen Landgrafen länger zu entstehen.“ Da jedoch der Landgraf von Hessen-Kassel trotz dieser wiederholten eindringlichen Aufforderung keine Miene machte, sich in deutsch-patriotischer Gelassenheit zu fügen, so wurde endlich mit der angedrohten Exekution Ernst gemacht.

Zunächst wurde der oberrheinische Kreis damit beauftragt, gleichzeitig aber angeordnet, daß der kurrheinische, der oberpfälzische, der westphälische und fränkische Kreis Auxiliatoria zu stellen haben. Einzelne der Stände suchten sich jedoch der ihnen auferlegten Verpflichtung zu entziehen, wie aus einem von dem Kaiser an den Kurfürsten von Sachsen gerichteten Mahnschreiben hervorgeht. Es heißt daselbst am Schluß: „Nachdem wir aber ver-

*) Hierbei ist hauptsächlich das *Theatrum Europaeum* als Quelle benutzt.

nommen, daß vorgemeldeter Euer Liebden Minister sich der in Unserer und des heiligen Reiches Stadt Frankfurt am Main, besagter Exekution halber, vorgewesener Versammlung der Kreis-Direktor-Gesandten gegen alles Vermuthen entzogen, so geben wir Ihro Freund- u. heim- Brüder- und nachbarlich zu bedenken, wo man in dem Römischen Reiche endlich hinverfallen werde, wenn die von einem Römischen Kaiser zum Vollzug der Friedensschlüsse und zumal zur Handhabung der Gott gefälligen lieben Gerechtigkeit, denen Reichs- Satz- und Exekutions-Ordnungen nach, auf genannte Kreise und zuvörderst deren Direktorien die Gebühr und Schuldigkeit zu verrichten, sich aus eignen Nebenabsichten willkürlich entziehen und solche nur nach ihrer Gelegenheit üben wollen u. s. w.“ Kurpfalz fügte sich anscheinend, schließlich trat jedoch der ganze oberpfälzische Kreis aus ganz nichtigen Gründen der Exekution dennoch nicht bei. Ebenso wußte sich auch der westphälische Kreis ungeachtet aller kaiserlichen Mahnungen der Exekutions-Ausführung zu entziehen. Trotzdem kam es nach langem Wort- und Briefwechsel endlich doch zur That. Anfang Juli 1818 sammelten sich unter dem Befehle des kurpfälzischen General-Feldzeugmeisters Freiherrn von Iffelbach die Exekutionstruppen im Darmstädtischen. Dieselben sollten bestehen aus:

1200 Mann Infanterie	306 Mann Kavallerie	von Kur-Pfalz.
230	—	Kur-Trier.
150	—	Kur-Köln.
400	—	Kur-Mainz.
800	—	Fränkischen Kreise.
<hr/>		
Summa	2780 Mann Infanterie	306 Mann Kavallerie.

Mit der in Aussicht gestellten Reserve von 600 Mann hätte sonach die Exekutions-Armee eine Stärke von 3686 Mann haben müssen. Daß diese Stärke nicht erreicht wurde, war nach dem bei allen Gelegenheiten, wo es sich um irgend welche Leistungen der Stände handelte, beliebten Moderationssysteme, selbstverständlich. Von den drei und zwanzig Ständen des Fränkischen Kreises, welche an den 800 Mann partizipirten, stellte ein Stand sein Kontingent gar nicht und zehn das ihrige es nur unvollständig.

Endlich sollte am 21. Juli Nachts 12 Uhr in das Hessen-Kassel'sche Gebiet eingerückt und der Kameral-Hof Fortenbach besetzt werden. Infolge eines Protestes des hessischen Generals von Boyneburg kam jedoch die Besetzung erst am 23. Morgens zur Ausführung. In der Zwischenzeit berichtete der Oberst Treskau der fränkischen Kreistruppen an seine hochgebietenden Herren über die Präkauttionen, welche der Gegner getroffen, und da heißt es denn unter andern: „Die hessischen Dispositiones aber sind solcher Gestalt beschaffen, daß sie von den ärgsten sind, nicht wachsamere sein könnten, indem nicht allein die mehren an der Grenze gelegenen Dörfer verschauzet, verpalliadiret und

mit Kavallerie, auch Infanterie durch und durch besetzt sind, sondern auch durch beständiges Patrouilliren alle Movements von den Unsrigen gar fleißig recognosciren lassen, welches ihnen um so leichter zu thun, als wir durch die hiesigen Quartiersleute, die alle gut heffisch sind, verrathen und verkauft werden.“

Trotz aller dieser Fährlichkeiten faßte aber General-Feldzeugmeister von Iffelbach dennoch den heroischen Entschluß, die Grenze zu überschreiten. Es geschah dies am 23. Juli Morgens mit Tagesanbruch, jedoch nur mit einer Heeresmacht von 1400 Mann Infanterie und 100 Reitern, demnach fehlte an der Sollstärke weit über die Hälfte. Zunächst basirte man sich gehörig, um gegen alle Eventualitäten gesichert zu sein. Zu dem Ende wurde der Kameralhof mit einem Kapitän und 150 Mann besetzt und zwar, wie es in der officiellen Relation ausdrücklich heißt: „der Retirade halber im benötigten Falle.“ Die Relation fährt dann weiter fort: „Als wir nur etwas über eine Viertelstunde avanciret waren ersahen wir auf dem Felde ohnweit Eßdorf drei heffische Eskadrons in ordre und rechter Hand ebensoviel rangiret, von welchen sogleich ein Officier uns entgegengeschicket wurde mit Protestation und mit der Versicherung, die Herren General von Sack und von Boyneburg würden die nöthigen Mesures dagegen vorsehren, dem dann in Antwort ertheilet worden, daß wir im Namen Ihrer Kaiserlichen Majestät und des gesammten Römischen Reichs, von Herren General von Iffelbach dahin beordert wären, die schon längst allergnädigst zuerkannte Exekution zu vollziehen, worüber uns das mitgegebene Kaiserliche Patent legitimiren würde.“ Trotzdem die pfälzische Infanterie und Kavallerie, welche zur Sicherung der rechten Flanke weiter rechts marschirt, sich mittlerweile mit den übrigen Reichsvölkern in Verbindung gesetzt hatte und sonach die ordre de bataille hergestellt war, trat dennoch im Vorrücken ein Stillstand ein. Es wurde hin und her parlamentirt, und der General en chef zeigte trotz des Kaiserlichen Patents in seiner Tasche eine Geduld, welche mit der Schwäche wohl sehr nahe verwandt war, denn den Hessen ward eine nochmalige Bedenkfrist von achtundvierzig Stunden gewährt. Infolge dessen verließen die Exekutionstruppen wieder das feindliche Gebiet und nahmen an der Grenze im Amöneburg'schen und Darmstädtischen abermals ihre Quartiere.

Was nun weiter geschah, entnehmen wir einem Berichte des schon oben erwähnten Obersten Treskau, der unter dem 28. Juli 1718 an das fränkische Kreisdirektorium wie folgt schreibt: „Alldieweilen nach der expirirten Dilation der zwei mal vierundzwanzig Stunden von Hessen-Cassel'scher Seite keine genauere Deklaration erfolgt und man wahrnehmen können, daß die Herren Hessen um mehrere Zeit zu gewinnen die Exekution desto länger zu verhindern, uns nur mit höflichen Complimenten aufzuziehen sucheten, so ist von diesseitig

kommandirenden Herren General von Iffelbach die endliche Ordre gestellet und denen sämmtlichen Kommandirenden der Rendez-vous in dem Kur>Mainzischen Walde auf dem sogenannten Hufeisen angewiesen worden. Wir haben uns also den 27. Junij in der Frühe obenerwähntenmaßen gesammelt, und nachdem alles Nöthige verabrebet worden, marschirten wir auf dem Wald gegen das hessische Dorf, Ergesdorf genannt, allda wir uns auf der Höhe folgendermaßen formirten: Auf beiden Seiten hatten wir unsere Kavallerie, die Kommandirten von Mainz und Trier formirten den rechten Flügel, Kur-Pfalz den linken und die Franken in der Mitte. Die Hessen dagegen hatten sich mit 18 Eskadrons vor ihrem Dorf in grader Linie gegen uns übergesetzt. Das Dorf an sich selbst war wohl verpallisadiret, auch überdies stark mit Infanterie gespickt, welcher die Bauern mit Heugabeln, Treschlegeln, Spießeln und Stangen zur Seite stunden."

„Wie wir uns um wandten, rechts oder links, dergleichen thäten die Hessen mit ihrer Kavallerie auch. Endlich wurde befohlen en ordre de Bataille mit aufgestecktem Bajonnet und mit geschultertem Gewehr anzumarschiren, bei Leib- und Lebensstrafe aber Niemand zu schießen, noch einige Thätlichkeit zu verüben, es sei denn Sache die Hessen gäben dann mit dem Vorgang Anlaß dazu Sollte sich aber begeben, daß die Kavallerie sich nicht wehrete und nur geschlossen hielte, doch nicht weichen noch Platz machen wollte, so sollte unsere Infanterie mit gefällten Bajonetten ihren Marsch prosequiren, die Reiterei würde dann schon Platz machen. Als wir nun en fronte mit klingendem Spiel anmarschiret und etwa noch einen kleinen Pistolenschuß von den Hessen waren, kam General Herr von Boyneburg zu dem vor unserer Fronte herreitenden Herren General-Feldzeugmeister von Iffelbach gejaget, fragend: „Ihro Excellenz was seind Sie zu thuen resolviret?“ Dieser: „Den Kaiserlichen Befehl zu exequiren!“ „Alle, so sage ich dem Herren, daß wir Ordre haben uns zu wehren! Adieu, votre Serviteur!“ Damit sprengte General von Boyneburg wieder zu seiner Kavallerie zurück."

Das Exekutionsverfahren schien nunmehr eine ernste Wendung zu nehmen, denn wenn beide Feldherren mit Entschiedenheit dabei beharrten, ihre beiderseitigen Aufträge durchzuführen und Gewalt der Gewalt entgegenzusetzen, dann mußte es unfehlbar zum Kampfe kommen. Die ganze Affaire verlief jedoch mehr in der Art und Weise, wie man auf der Theaterbühne Schlachten liefern sieht, und der schließliche Ausgang war weniger tragisch, als vielmehr tragikomisch. Doch gönnen wir dem kreisoberstlichen Berichterstatter wieder das Wort: „Wir marschirten nichtsdestoweniger fort und fanden, daß die Kavallerie hessischer Seits kein Gewehr angerühret, sondern sich solchergestalt geschlossen hielt, daß ohne Gewalt zu gebrauchen nicht durchzukommen sei. Es ging sodann das Bajonnetfällen an,

allwo wir ziemlich untereinander melirt wurden, und obschon einige Hessische Kavallerie das Seitengewehr ausgezogen, haben sie es doch gleich wieder eingesteckt und solche contenance gehalten, dergleichen wenig von Soldaten ist gesehen noch gehöret worden. Die Meuge der Officiere hatte zu thun die Leute mit den Bajonetten abzuhalten und dennoch sind gleich auf dem Plage drei Pferde todtgestochen und noch verschiedene andere, wie auch Officiere und Gemeine, blessirt worden. Die Hessische Kavallerie ließ uns dann passiren, setzte sich aber gleich hinter uns wieder und dichte an dem Dorf rückten zwei andere Eskadrons Hessischen Regiments neben hervor, hinter welchen die Infanterie im Dorf war. Wir waren also in der Mitte und war nicht rathsam, um zu einer entseßlichen Masacre keinen Anlaß zu geben, etwas zu tentiren, allermassen das Volk beiderseits sehr verbittert war. Wir hielten über eine halbe Stunde beisammen, sahen einer den anderen an, endlich sind wir linker Hand ab nach dem Kurmainzischen Mendorf marschiret. Wir werden nun allem Anschein nach in das Niedelselche, Darmstadt und Fuldaische, um größeren Reusfort abzuwarten verlegt werden.“

So schloß bei Egersdorf eine große Haupt- und Staatsaktion, die uns lebhaft an den großen Schlachttag von Bronzell erinnert. Hier der berühmte Schimmel, dem allerdings trotz Verwundung noch ein langes Leben beschieden war, dort die drei gebliebenen Pferde. Gegen das Feldherrntalent des Herrn Kreis-General-Feldzeugmeisters ließe sich allerdings manches einwenden; er hatte seine Truppen in eine ganz verzweifelte Lage gebracht. Dicht vor sich ein wohl verpallisadirtes Dorf, stark mit Infanterie und bewaffneten Bauern besetzt, hinter sich 18 Eskadrons hessischer Kavallerie. Im Ernstfalle war eine blutige Niederlage oder eine Kapitulation auf offenem Felde gewiß. Doch der General von Iffelbach wußte sich mit mehr diplomatischer Klugheit als Feldherrngröße aus der Affaire zu ziehen. Sich links seitwärts in die Büsche schlagend, erreichte er bald mit seinen Truppen die nahe Grenze und nahm in befreundeten Nachbarländern, auf bessere Gelegenheit harrend, wieder von neuem Quartier.

Es würde zu weit führen und nicht zur Sache gehören, die nunmehr wieder aufgenommenen Verhandlungen eingehend zu besprechen. Jedenfalls wurde die fortgesetzte Bedrohung von der Grenze her mit der Zeit dem Landgrafen unbequem, und er versuchte dadurch ein Abkommen zu treffen, daß er versprach, die Festung Rheinfels u. s. w. räumen zu wollen, jedoch unter der Bedingung, daß zuvor die Exekutionstruppen wieder nach ihren heimatlichen Standorten abrücken sollten. General von Iffelbach hielt jedoch, seiner ausdrücklichen Instruktion gemäß, den Zweck der Exekution nicht eher für beendet, bis die Räumung des Rothenburg'schen Gebiets von Seiten des Landgrafen wirklich erfolgt sei. Er drohte wiederholt mit nochmaligem Einrücken in das

Hessen-Kassel'sche Gebiet, wogegen der Landgraf die bestimmte Erklärung abgeben ließ, der Gewalt mit Gewalt entgegenzutreten zu wollen. Endlich aber, nachdem alle Verhandlungen zu keinem Resultate führten, die Exekutionstruppen vielmehr in unbequemer Nachbarschaft verblieben, fügte sich der Landgraf in das unvermeidlich Erscheinende. Gegen Ende des Jahres wurden die Festungen Rheinfels und die Raß von dem kampflustigen Better geräumt, und der Landgraf von Hessen-Rothenburg nahm wieder Besitz von seinen Landen.

Wenige Jahre bevor das Stundenglas des heiligen Römischen Reiches abgelaufen war, bedrohte noch einmal ein Fürst aus dem Stamme der Katten den Landfrieden. Nach dem Ableben des Grafen Philipp Ernst zu Schaumburg-Lippe, im Anfang des Jahres 1787, rückten Hessen-Kassel'sche Truppen in die Grafschaft ein, um dieselbe als angeblich heimgefallenes Lehn für den Landgrafen in Besitz zu nehmen. Hätte die Wittve des verstorbenen Grafen ihren kampfesmuthigen Truppen nicht ausdrücklich jeden Widerstand untersagt, so würde es unfehlbar zum Blutvergießen gekommen sein. Die Lippischen Völker fügten sich in das Unvermeidliche, nur die dreißig Mann starke Besatzung der Feste Wilhelmstein im Steinhuder Meer wies jeden Kapitulationsantrag zurück. Zum Glück ließ es dies Mal der Landgraf auf eine Exekution nicht ankommen, zog vielmehr auf ernstes Mahnen des Kaisers seine Truppen wieder zurück, und der tapfere Kommandant des Wilhelmstein's, Hauptmann Rottmann, konnte seiner Herrin „das imprenable Bollwerk“ in jungfräulichem Zustande wieder überliefern.

Besser als eine lange Abhandlung über das frühere deutsche Staatsrecht, dürften die vorstehenden Schilderungen Zeugniß davon geben, was es noch im vorigen Jahrhundert mit der *libertas germanica*, mit der altherwürdigen Reichsverfassung und ihren Rechtszuständen zu besagen hatte. Auch die deutsche Wehrverfassung wird dadurch in ihrer ganzen Verkommenheit gekennzeichnet.

W. v. S.

Das deutsche Schulwesen im Lichte französischer Forschung.

Die hier folgenden Notizen sind einer Arbeit entnommen, wie sie zur Freude aller Verständigen gegenwärtig in Frankreich häufiger an Stelle der chauvinistischen Elaborate der letzten Jahre treten.*) Der Verfasser hat 1858

*) *Souvenirs d'un voyage scolaire en Allemagne par Bréal. Revue des deux Mondes. Janvier, tome XIX.*

bis 1859, zwei Jahre, an der Berliner Universität studirt und ist, wie schon der Gegenstand seiner Arbeit beweist, nicht allein der deutschen Sprache mächtig, sondern auch, für einen Fremden, vollkommen heimisch in der deutschen klassischen und modernen Literatur. Im Jahre 1873 wurde er, wie es scheint in vertraulich offiziöser Mission, vom Minister Simon nach Deutschland gesendet, um das hiesige Schulwesen zu studiren, und man kann nicht sagen, daß der Minister seinen Mann schlecht gewählt habe. Urtheile mancher Art, die dem deutschen Leser in den nachfolgenden Zeilen mindestens sonderbar erscheinen werden, selbst einige ganz entschieden unrichtige Behauptungen, wird von einem Franzosen Niemand anders erwarten können. Sie können einmal nicht aus ihrer Haut heraus, und diese ist dermaßen mit Nationaleitelkeit durchtränkt, daß sie eher alle Thatfachen der Weltgeschichte verkehren und verzerren, als zugeben, Unrecht zu haben. Sollte einmal ein einsamer Freund der Wahrheit den Muth haben, anders zu handeln, so kann er sicher sein, daß seine Bemühung nutzlos verhallen wird in dem wüthenden Geschrei einer tobenden Opposition, wie Oberst Stoffel und Andere es satfam erfahren haben. Dem praktischen Weltmann, der von der Veröffentlichung seiner Ansichten sich irgend welchen Erfolg verspricht, bleibt daher gar nichts anderes übrig, als mit den Wölfen zu heulen, was denn auch M. Bréal, und zwar mit einer gewissen Passion, thut. Er würde sonst eben besten Falles todt geschwiegen werden, und am allerlehten hätte ihm die Revue ihre deutsch-feindlichen Spalten geöffnet. Für uns aber, die wir objektiver zu urtheilen verstehen, ist es nicht ohne Interesse, über unser Schulwesen Urtheile zu lesen, die ein Spiegelbild unserer eigenen abgeben, wenn auch der Spiegel keineswegs immer treu ist. Der Verfasser erzählt einleitend, daß er sich durch Lektüre einer Anzahl pädagogischer deutscher Werke für seine Aufgabe vorbereitet habe, aus denen er eine Anzahl namentlich anführt. Da hierdurch sein ganzer Standpunkt fixirt wird, so gebe ich sie ebenfalls an: Köhne, Wiese, Berichte über preussisches Schulwesen. Pädagogische Enzyklopädie von A. Schmidt, 10 Bde. 1859—74. Protokolle verschiedener deutscher Lehrerversammlungen.

Vor Allem hebt der Verfasser einen Gegensatz zwischen deutschem und französischem Schulwesen hervor, das deutsche ist national — das französische beruht auf den kosmopolitischen Anschauungen der Revolution von 1789. Natürlich erscheint ihm das letztere im Ganzen, man möchte sagen aus Prinzip, empfehlenswerther, denn in allen Details, wie der Leser sogleich sehen wird, geht seine Wahrheitsliebe sozusagen mit ihm durch und zwingt ihm zuweilen aufrichtige, herzliche Anerkennung ab. Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, die aber für den Kenner der französischen Verhältnisse sehr erklärlich ist, daß seit 1866 das Nationalitätsprinzip in Frankreich ebenso allgemein für verwerf-

sich erklärt wird, als es vorher blind angebetet wurde. Es ist eine Folge der Zentralisation auf allen Gebieten, daß man auch hierin blind einer gegebenen Parole folgt. Es war ordentlich rührend zu sehen, wie sie einig darin waren, alle Parteien, Legitimisten, Orleansisten, Bonapartisten, Republikaner, ein Prinzip zu verdammen, das unerwarteter Weise nun auch ihnen Pflichten anferlegte, auch an sie Forderungen stellte. Seit dieser Zeit schwärmt man plötzlich für die vaterlandslose Kosmogonie der Enzyklopädisten von 89, von der man 30 Jahre lang in Frankreich nichts mehr wissen wollte. Nach Ansicht des Verfassers (Bréal) ist es schon seit dem Beginn dieses Jahrhunderts nicht mehr wahr gewesen, daß wir das Volk der abstrakten Denker waren, schon seit der Zeit Napoleon's I. hätten wir mit wider Energie alle unsere philosophischen, literarischen und historischen Studien in den Dienst einer energischen, thatkräftigen Politik gestellt. Ach du lieber Gott, leider ist's nicht so gewesen, wir wissen das am besten! —

Zuerst schildert Herr Bréal einen Geschichtsunterricht des Direktor Bonnel in der Ober-Prima des Werder'schen Gymnasiums in Berlin. Er nennt's Friedrich-Werder-Gymnasium. Hierbei berührt ihn angenehm der Gegensatz zu den französischen Anstalten gleichen Ranges, daß der Direktor eine, häufig mehrere Lehrdisziplinen am deutschen Gymnasium selber vorträgt, während sein französischer Kollege niemals selbst lehrend auftritt. Sehr richtig erkennt B. alle vortheilhaften Folgen solchen innigen Verkehrs zwischen dem Leiter der Anstalt und den Eleven. Ebenso sympathisch berührt ihn die persönliche Erscheinung des alten ehrwürdigen Herrn, der ein Abkömmling französischer Refugiés ist, welche nach Aufhebung des Edikts von Nantes aus Frankreich flohen. Schmerzlich aber berührte es ihn natürlich, zu sehen, daß ein Sohn Frankreich's es war, der in geistreicher und feuriger Vortragweise über die Regierung Friedrich's des II. hier zu einer Versammlung von 60 jungen Preußen in einer Art Sprach, die nothwendiger Weise ihren Patriotismus ebenso wie ihre Kenntnisse vermehren mußte, wenn er daran dachte, daß Ähnliches der Jugend seines Landes nicht geboten werden könne. In der That ist es ein Fluch des unsinnigen Parteihabers, der Frankreich seit 90 Jahren zerreißt, daß es unmöglich ist, einen eingehenden Geschichtsunterricht zu ertheilen, ohne von den vier großen Parteien drei zu „frouffiren“. Die Bestrebungen unserer Zentrumsparthei zielen ja schon lange darauf ab, ähnliche hübsche Zustände bei uns einzuführen, vorläufig bei dem Religionsunterricht, und unsere orthodoxen Hofprediger steuern in demselben Fahrwasser.

Einige Tage später machte B. eine Lektion in einem Lehrerseminar mit, nachdem ihm der Direktor vorher Einsicht in die Hefte der Eleven gestattet, um sich eine Anschauung über den Gang des Geschichtsunterrichts an dieser

Anstalt zu bilden. Die Themata waren Schilderungen der Schlachten des Monats August 1813. Ertklärlicher Weise interessirte dieses Thema den Verfasser ganz besonders, und er spricht sich auch hier mit offener Anerkennung aus, die seinen „patriotischen Beklemmungen“ hoch anzurechnen ist. Er sagt: „Mit einiger Neugier blätterte ich in diesen Studien künftiger Schulmeister: aber ihre Arbeiten zeichneten sich sehr aus durch die Genauigkeit, mit der sie den Hergang der strategischen Bewegungen wiedergaben. Die Positionen der Armeen Bandaunne's, Dubinot's, Macdonald's einerseits, die Stellungen Blücher's, Bernadotte's, Schwarzenberg's andererseits waren mit scharfer Deutlichkeit wiedergegeben. Man fühlt überall heraus, daß dem Deutschen geographische Kenntnisse in Fleisch und Blut übergegangen sind. Bemerkenswerth erschien mir auch die Sorgfalt, mit der überall kleine anekdotenhafte Züge behandelt waren, um wichtige Personen oder Verhältnisse im Gedächtnisse der Kinder zu fixiren. — Ueberall auch fand ich eine loyale Anhänglichkeit an das Königshaus, die sich in ruhiger, durchaus nicht deklamatorischer Art und Weise aussprach, ebenso eine große Begeisterung für die nationalen Helden und die Freiwilligen. Die unvermeidlichen Ausfälle gegen den Erbfeind, sowie die „Hinweisung auf Gottes Strafgericht schienen mir mehr offiziellen Ursprungs zu sein“ (!). —

Ganz besonders aber frappirt den Verfasser ein Besuch in einer oberen Klasse der Viktoria-(Mädchen)schule. *) Wer den Unterricht französischer Mädchenpensionate — Schulen kann man derartige Dressiranstalten nicht nennen — kennt, wird über das Erstaunen des Verfassers keineswegs erstaunen. — Auch hier wählte der Verfasser den Geschichtsunterricht für seinen Besuch: „Der Lehrer, ein entschieden oratorisches Talent, hatte seinen Vortrag dem Zwecke durchaus angepaßt. Daten und Namen traten mehr in den Hintergrund, während das Interesse der Schülerinnen auf Sittenschilderung und Personen, namentlich hervorragender Weiblichkeiten der Epoche (Karl's V. Zeit) gelenkt wurde. So verweilte der Lehrer mit besonderer Betonung bei der Gemahlin des Kurfürsten von Sachsen, welche mit kluger Energie das Land und Erbe ihrer Kinder regierte und vertheidigte, da ihr Gatte dem kaiserlichen Zorne weichen mußte.“ — Bewundernswerth fand der Verfasser die Einrichtung, daß jedes Kind ein Blatt aus dem betreffenden Geschichtsatlas der Periode vor sich hatte, um so dem Gang der Ereignisse besser folgen zu können. Charakteristisch für seinen Standpunkt schildert Hr. V.: „Der Lehrer erwähnte den Namen der Festung Torgau und setzte hinzu: „Suchet auf der Karte!“ Alsbald senkten sich die jungen Köpfe nieder. „Habt Ihr gefunden?“ „Ja!“

*) Unter der Protektion der Kronprinzessin 1867 gestiftet.

„Nun wohl, das ist eines unserer Vollwerke im Westen, wir haben's gewonnen und wollens behalten!“ (Bewegung unter den Mädchen!) setzt Herr B. in Klammer dabei. Ich fürchte, wenn jene Bewegung unter den jungen Damen wirklich stattgehabt hat, daß sie einen anderen und weit profaischeren Grund, als überwallenden Patriotismus hatte, wie Herr B. anzunehmen scheint. — Der Lehrer plauderte nach der Stunde mit dem Verfasser und erzählte ihm, daß der Unterricht in der Mädchenschule ihn mehr interessire, als seine frühere Thätigkeit auf dem Gymnasium und der Realschule, die er ebenfalls geübt habe. Sehr richtig sagte ihm der betreffende Herr, daß man durchaus nicht glauben dürfe, hier sei eine sanftere Disziplin zuzulassen, als bei einer Knabenschule. Im Gegentheil sei häufig mehr Energie, vor Allem aber eine unerbittliche Konsequenz in allen Beziehungen das einzig Richtige einer Mädchenklasse gegenüber. „Während bei dem Manne das Leben die Disziplin fortsetzt, ist die Schule der Regel nach der einzige Ort, wo das Mädchen Disziplin, Pünktlichkeit, Konsequenz lernen und sich über die Pflichten und deren Wechselwirkung zwischen dem Staat und dem Leben des Einzelnen unterrichten kann!“ Einem Franzosen, der dabei an die Frauenerziehung im Convent du sacré coeur zu Paris denkt, muß allerdings etwas „schwül“ werden! Der Verfasser befürwortet daher auch durchaus die Einführung ähnlicher Methoden betreffs der Mädchenschulen und fügt einen Grund hinzu, der mir eben so neu war, als er den Lesern erscheinen wird. Er sagt: „In einem Lande, wo die allgemeine Wehrpflicht herrscht — wie ja auch jetzt bei uns — und der Mann, selbst wenn er verheirathet ist, jeden Augenblick unter die Waffen gerufen werden kann, ist es nöthig, die Erziehung der Frau so zu leiten, daß sie ihrem Manne eintretenden Falles keine Schwierigkeiten macht!“ — Das ist denn doch mehr Theorie als Praxis, wie er denn auch gleich darauf selbst auspricht, daß im letzten Kriege die Frauen in Frankreich mehr als nöthig zum Kriege hetzten. Für den, der den Zusammenhang kennt, den der Weichstuhl zwischen Pfaffen und Frauen herstellt, ebenfalls sehr erklärlich.

Der schwächste Passus der Berichte des Herrn B. ist unstreitig der nächstfolgende, in welchem er sich bemüht, nachzuweisen, daß sämmtliche Forscher und Dichter altdeutscher Mythologie und Geschichte „auxiliaires du patriotisme“ gewesen seien, und der Gewinn, den die Wissenschaft aus den Erfolgen der Gebrüder Grimm und ihrer Nachfolger, aus den Errungenschaften der vergleichenden Sprachwissenschaft gezogen hat, nur im Dienste des Patriotismus verwendet würde. In völligem Vergessen des „si duo faciunt idem, non est idem“ verlangt er für Frankreich eine Neubelebung der Rolandsagen und Karlskreife, des Königs Arthur u. Es ist kaum möglich, eine Sache schiefer und einseitiger zu beurtheilen. Wenn Simrock's Dichtungen sicherlich lehren, das Vaterland zu lieben, so dienen sie

und alle verwandten Bestrebungen doch weit höheren Zwecken. Klopstock und sein Bardengebrüll ließt kein Mensch mehr, wie der Verfasser irriger Weise glaubt. Dabei übersieht er vollkommen, daß ganz homogene Bestrebungen im Süden Frankreich's, die langue d'Oc wieder zu beleben, von Regierung und Volk im Norden mit sehr scheelen Augen angesehen werden, weil man politische Tendenzen dahinter muthmaßt. Ein längere Deduktion, welche seiner Zeit Professor Palmer als Direktor der öffentlichen Unterrichtsanstalten Württemberg's über den wünschenswerthen Einfluß der Schule auf den Patriotismus des Volkes veröffentlicht hat, dient dem Verfasser dazu, um zu beweisen, daß der deutsche Schulunterricht auch die Politik der Jetztzeit in den Bereich seiner Thätigkeit gezogen hat. Ich kenne die angezogene Schrift nicht, nach der mitgetheilten Probe scheint sie ein in's Württembergische übersehter Stiele zu sein. Jedenfalls ist sie für Deutschland nicht maßgebend. Unter Anderem wird darin dasjenige Volk, das einen guten Fürsten habe, aufgefordert, dem Himmel für diese „Gottesgabe“ zu danken. Ein sehr hübscher Gedanke, aber nicht ganz frei von der Gefahr, unter Umständen als Satire angesehen zu werden — meint Herr B., und ich auch. —

„Man kann sich vorstellen,“ sagt der Verfasser, „wenn von fremden Nationen die Rede ist, daß der Erbfeind (das sind wir Franzosen, meine Herren Landsleute, wenn Sie Nichts dagegen haben) nicht vergessen wird. Sobald von Frankreich die Rede ist, stößt man auf eine solche Fluth von Gehässigkeiten, daß es schwer ist Auswahl zu treffen. Er begnügt sich zum Beweise dafür mit einer Stelle aus dem zweiten Bande von Schmidt's obenerwähnter Enzyklopädie (Seite 708), wo der Haß in Bibelworte sich kleidet. Es bezieht sich der Passus auf ein Schulprogramm der Stadt Magdeburg aus dem Jahre 1856, wo der Verfasser es tadelt, daß man verabsäume, den Patriotismus der jungen Leute hinreichend zu wecken.“

Um zu beweisen, daß die deutsche Philosophie im Gegensatz steht zu der kosmopolitischen Verflachung der vaterlandslosen Redensarten der Enzyklopädisten der Revolution, zitirt er eine Stelle aus den Werken des 1870 verstorbenen Professor Thilo in Berlin. Die Stelle, die Herrn B. so kränkt, lautet: „Man muß eben in jedem Volke seine entwickelte Eigenart ehren und rücksichtsvoll behandeln. Proprium est carum, selbst dem Polen!“ —

In einer Berliner Gewerbeschule hört er einen Vortrag über die Ursachen der französischen Revolution und ist entrüstet, daß der Professor als einen der ernstesten Gründe anführt: die Erbitterung der ganzen höheren Stände und namentlich der Land- wie Seeoffiziere über die schmachvolle Rolle, welche Frankreich's Heere und Flotten unter der elenden Regierung auf allen Kriegsschauplätzen seit zwei Menschenaltern fast allgemein spielte, und welche den so

leicht verwundbaren Nationalstolz auf das Aeußerste verwundete.“ — Kein vernünftiger Mensch wird diese Ansicht falsch finden. Unser Mann aber seufzt: „Allerdings ist es schwer, solche Behauptung zu widerlegen, aber es ist doch traurig, wie man uns so niedrige Eitelkeit an Stelle hoher philosophischer und kosmopolitischer Gesichtspunkte unterschiebt!“ —

Ferner hört er in Leipzig an der Universität einen Vortrag des Professor Voigt vor circa 300 Hörern, über die Zeit vom 10. August 1792 bis zur Hinrichtung Ludwig's XVI. mit an. Auch hier wird sein Gefühl „froissirt.“ „Mit viel Kunst und schönem Vortrag waren alle inneren Motoren jener großen Epoche zusammengestellt und wurden in ihrer Wechselwirkung zur Anschauung gebracht. Da war aber keine Spur jener erhebenden Begeisterung, welche die Größe der Bühne, die Tragik des Drama's beanspruchen können. Die Zuhörer erhielten ein Bild, das sie mit Widerwillen (*mépris*) gegen alle Parteien jener Zeit erfüllen mußte. Es wurde der Hofpartei Egoismus und Verblendung, den Girondisten schwächlicher Ehrgeiz und Prinzipienreiterei, den Jakobinern Habgier und Grausamkeit nachgewiesen. — Wohl waren mir alle diese Anklagen bekannt, aber so aus einem Munde zusammengefaßt sie zu hören, bedrückte mich. Bald glaubte ich einen Redner unserer Legitimisten, bald einen Radikalen zuhören!“ Wer jemals einen französischen Vortrag in seiner gänzlich abgeschlossenen Subjektivität, der zudem in seiner outrirten Redeweise und Gestikulation an einen keineswegs guten Schauspieler erinnert, gehört hat, der wird erst ganz das mißvergnügte Erstaunen unsers Verfassers über eine Lehrmethode verstehen, die in ruhiger Objektivität nicht durch die Phantasie, sondern durch die brutale Logik der Thatfachen wirkt. Der Franzose hat in der Hauptsache weder Sinn noch Verständniß für historische Wahrheit. — Während in Frankreich der Versuch des französischen Unterrichtsministers Duruy, die Geschichte der Jetztzeit in den Unterricht der Lehranstalten zu ziehen, den erbitterten Widerstand der ganzen Presse in's Leben rief, da keine politische Partei soviel ehrenhafte Männer bei der andern voraussetzte, um diesen Unterricht in würdiger Weise, und ohne das parteizerrissene Land zu schädigen, auszuführen, sieht der Verfasser mit stillem Meide, aber ehrlicher Anerkennung, auf die analogen deutschen Schulverhältnisse in hohen und niederen Schulen. Daß sein Patriotismus auch hier häufig zu scharfe Worte findet, ist natürlich, aber gewiß kaum zu tadeln von dem, der im wirklichen Leben statt in Wolken lebt. Selbst der biedere „Kohlsrausch“ macht ihm patriotische Beklemmungen. Der gereizte Dünkel in Verbindung mit dem oben behaupteten geringen Wahrheits-sinn des Franzosen machen den sonst — für seine Verhältnisse — sehr maßvollen Mann zum vollkommen unwahren Sophisten, wenn der Ausdruck nicht zu schwach ist. Eigentlich nämlich müßte man es anders nennen, wenn Herr

B. uns versichert, in Frankreich würde der Jugend niemals auf solche Weise systematisch der Fremdenhaß eingeimpft, da die neueste Geschichte vom Lektionsplan der Schulen gestrichen worden sei. Während ich dies schreibe, liegen zwei französische Broschüren neben mir, die ich, so wie viele Tausende meiner Kameraden, als Andenken von französischen Schlachtfeldern des letzten Krieges gesammelt habe. Das eine ist eine populäre „Schießinstruktion“ für das Chassepotgewehr, die entschieden von der Regierung herausgegeben und vermuthlich gratis in den Departements vertheilt worden ist, sogleich oder kurz nach der Einführung der vom Marschall Niel entworfenen Neuformation der Mobilgarde im Jahre 1868. Es trägt die Jahreszahl 1869 und gibt seinen Inhalt in der Form eines Dialogs zwischen einem Soldaten und seinem jungen Bruder, der keine rechte Lust hat, in die neue Mobilgarde einzutreten, selbstverständlich aber im weiteren Verlauf als begeisterter Krieger abzieht. — In dem ganzen Büchlein wird von Anfang bis zu Ende von keinem anderen Feinde gesprochen, als von „dem Prussien“, der dann im weiteren Verlauf einfach mit „er“ bezeichnet wird. Stellen wie: „Siehst Du, mein Freund, er wird sich verdammt wundern, wenn er sieht, wie uns sein Büdnadelgewehr gar nicht mehr imponirt, wenn ganz Süddeutschland, das nur darauf wartet, unter unsern Fahnen diesen anmaßenden und brutalen Feind zu Boden werfen wird. — Wenn wir ihm seinen Raub von 1866 wieder abnehmen und an seine rechtmäßigen Eigenthümer vertheilen werden“, u. dgl. wiederholt sich auf jeder Seite. — Die zweite Flugschrift ist ein Pamphlet der Kriegsliteratur von 1870, es ist auf lithographischem Wege als Manuscript gedruckt und ohne Angabe des Druckers, wegen der groben Verstöße gegen die Sittlichkeit. Es ist eine Spott- und Schmähschrift mit schmutzigen Bildern im Sinne einer Literatur, wie sie unter den Muhammedauern viel gelesen wird. Vermuthlich sind das moralische Eroberungen, die die Franzosen von den Eingebornen Algerien's sich zu eigen gemacht. Unter der Firma, die einzelnen Waffengattungen der preussischen Armee zu beschreiben, werden Invektiven und Schmutzereien aller Art, theilweise im Jargon der Pariser Pöbelsprache, auf uns gehäuft. Fast jeder Tornister der französischen Infanterie enthielt eines oder das andere dieser Bücher, es ist also eine offenbare Unwahrheit, zu sagen, in Frankreich kennt man diese Sitte nicht, zum Haß gegen einen „Erbfeind“ anzureizen. In der That könnte ein frommes Gemüth sehr wohl „den Finger Gottes“ und „eine gerechte Vergeltung“ darin erblicken, daß gerade ein so systematisch mißhandeltes und beschimpftes Volk es gewesen ist, welches den französischen Dünkel zerbrach. Diese beiden Ausdrücke verletzen nämlich den Verfasser ganz besonders, wenn er sie in Bezug auf die „désastres de la belle France“ regelmäßig anwenden sieht. Ja, der Verfasser leugnet geradezu die Richtigkeit jener Behauptung, welche

sich in der Einleitung des Generalstabswerks 1870/71 befindet, und wo es heißt, daß selbst in den Lehrbüchern für Dorfschulen sich häufig der Passus findet: „Frankreich habe das Recht und die Pflicht nach Herstellung seiner natürlicher Grenzen zu trachten.“ Dergleichen ist einfach lächerlich. Selbst in einem Mädchenpensionat zu Ermenonville, das, von den Bewohnern verlassen, mir und meinen Kameraden einige Tage zum Quartier diente, fanden sich Schulbücher mit derartigen Stellen zu Duzenden schon damals, im Jahre 1870. In dem Protokolle der Konferenzen über das höhere Unterrichtswesen, abgehalten im königlich preussischen Unterrichtsministerium im Oktober 1873, findet sich ein Passus, der die Frage aufwirft, durch welche Mittel dahin zu wirken sei, das Nationalbewußtsein der Schüler recht lebhaft zu erwecken. Auch dies findet V. höchst tadelnswerth, fast unmoralisch. Obwohl nun der Referent über die Sache, der Direktor Dr. Jäger, ausdrücklich in seiner Rede hervorhebt, daß man bei solchen Bestrebungen vor Allem die Gefahr meiden müsse, „tendenziös“ zu werden, und sich darauf beschränkt, Bilder und Statuen von historischem Werth und Gehalt zum würdigen Schmuck der Unterrichtsräume zu empfehlen, sowie auf passende Feier von Königs Geburtstag und Sedan=Tag hinzuweisen, hierbei aber auch sich gegen jede Vermehrung derartiger Festtage ausspricht, so erscheint auch dies dem empfindlichen Franzosen noch zu viel.

Vollen Beifall dagegen findet die sorgsame und genaue Kontrolle, welche bei uns der Staat ausübt in Bezug auf die Ertheilung des Unterrichts in öffentlichen und Privatanstalten. Der Verfasser, obwohl ganz entschieden katholisch gesinnt, scheint dennoch in dem Unterricht der geistlichen Schulanstalten sehr trübe Erfahrungen gemacht zu haben, und seine Klagen beweisen, wie richtig bei uns Staat und Abgeordnetenhaus gehandelt haben, indem sie der immer wachsenden Ausdehnung dieser Verbummungsanstalten einen energischen Niegel vorgeschoben haben. Herr V. stellt die entsprechenden §§ des deutschen und französischen Schulgesetzes einander gegenüber und behauptet, die unseren seien viel weitgehender und energischer. Das erscheint nun keineswegs richtig, denn wenn die französischen Gesetze nur von energischen Richtern gehandhabt würden, so könnten sie vollkommen ausreichen. Das Gesetz vom 12. Mai 1850 sagt nämlich: „Im Sinne des Gesetzes werden zwei Arten von Schulen unterschieden: niedere und höhere. § 1. Die von Seiten der Gemeinden, Departements oder dem Staat unterhaltenen Schulen heißen öffentliche. § 2. Alle andern Schulen heißen freie. Die Ueberwachung der Schulen richtet sich nach dem vom obersten Unterrichtsministerium entworfenen Reglement. Bei den freien Schulen beschränkt sich diese Ueberwachung auf die Sittengesetze, die Hygiene und Sanitätspolizei. In den Gang des Unterrichts darf die Ueberwachung nur insoweit eingreifen, als sie für Aufrechterhaltung der Gesetze der

Moral, der Staatsgesetze und der Verfassung verantwortlich ist.“ Nun, wenn dieses Gesetz energisch gehandhabt wird, so ist gewiß alles Wünschenswerthe damit zu erreichen. Daß die deutsche Schule in Polen, in Schleswig, in Elsaß-Lothringen auf Widerstand stößt, dafür gibt der Verfasser einen Grund an, der in seiner ganzen Lächerlichkeit nur dem klar wird, der in den erwähnten Gegenden selbst gelebt hat und die Bevölkerung kennt. Nun habe ich das zweifelhafte Glück genossen, sowohl unter Polen wie in dem kleinen 28 □ Meilen messenden Theil Nordschleswig's gelebt zu haben, in dem überhaupt von einer Opposition gegen die deutsche Schule die Rede ist; dieselbe ging von den bezahlten dänischen Agenten und deren Publikum aus. In Polen kannte man überhaupt vor zehn Jahren in diesem Sinne keine Opposition, diese danken wir erst dem widerlichen Versuch der Pfaffen, den Verstand des 19. Jahrhunderts zu ignoriren. Früher waren die polnischen Zöglinge auf den deutschen Schulen nicht nur häufige, sondern bei den Lehrern sehr beliebte Schüler, da ihre große geistige Beweglichkeit, wenn erst der edle Wissensdurst erweckt war, dem Lehrer wirklich viel Freude machen konnte. Da muß man aufrichtig lachen, wenn Herr B. in seiner Denkschrift sagt, daß die Opposition gegen die deutsche Schule daher käme, daß sie nicht — kosmopolitisch genug wäre, sie verbreitete nicht in hinreichendem Maße jene Kenntnisse und Empfindungen, welche Gemeingut der ganzen Welt seien. Da sieht man sofort den barfüßigen, ungekämmten Polaken, den eigensinnigen, so recht zum „Nörgeln“ erschaffenen „Danke“ mit seinen Holzpantoffeln, wie ihnen die Schule nicht „kosmopolitisch“ genug vor-kommt! Um diese etwas dunklen Phrasen zu illustriren macht Herr B. unvorsichtiger Weise noch einen Zusatz, und da kommt denn allerdings der Pferdefuß ganz naiv zu Tage, und er verräth seinen geheimen Zorn. Er zitiert nämlich aus den Reden jenes Pädagogen, der schon einmal seinen Zorn reizte, des Prof. Thilo folgende — meiner Ansicht nach, goldenen — Worte: „Eine romanisirende Jesuitenschule, eine franzöfirende Dressiranstalt für die sogenannte haute-volée sind bei uns in Deutschland ebenso entehrende und einfältige Einrichtungen, als es in Arabien, im Redschdi-Lande, ein Gestüt für Berliner Droschkenpferde sein würde!“ Hinc illae lacrimae!

Indem der Verfasser das Resumé seiner Studien über den deutschen Schulunterricht gibt, gelangt er schließlich zu dem Resultat, daß es für Frankreich, wie er offen bekennt, in Folge seiner Parteiwirtschaft unmöglich ist, dieselben Wege einzuschlagen. Er sagt: „Man muß meiner Ansicht nach eine politische Thätigkeit und eine patriotische Wirksamkeit bei dem Schulunterricht unterscheiden. In Bezug auf diese erstere, politische Einwirkung der Schule kann man sich keinen Augenblick täuschen, sie ist bei uns unmöglich, auch wenn sie wünschenswerth sein sollte. Unter dem ersten Kaiserreiche strebte man nach

etwas Aehnlichem, aber der Gang der Weltgeschichte ließ keine Zeit dazu, auch wäre der Versuch wohl kaum geglückt. Heut ist unser niederer wie höherer Unterricht getheilt im Besitze der verschiedenen Parteien, welche weder in Vergangenheit noch Zukunft gemeinsame Wege haben. Er ist ein treues Spiegelbild unseres Volkslebens. Nun hätte man denken sollen, daß man sich wenigstens bemüht hätte, diese zentrifugalen Tendenzen zu vermindern oder wenigstens in ihre momentane Grenzen zu bannen. Das Versailler Unterrichtsgesetz zeigt, daß wir einen andern Weg gehen.“ (Der Verfasser schrieb diese Zeilen im Dezember 1874 und spielte also auf die damals erfolgreichen Bestrebungen des Klerus an, das Land wie in alter Zeit mit geistlichen Schulen und Universitäten zu vergiften. Seitdem haben diese Verhältnisse sich, zum Glück für die französische Nation, ja wesentlich verbessert.) „Es ist solche Zerspaltung des Unterrichtswesens sehr bedauerlich, aber sie ist in tiefliegenden Ursachen begründet, in der Geschichte und Zusammensetzung unseres Volkslebens.“ In einer Weise, die unwillkürlich an die Geschichte von den sauren Trauben erinnert, fährt er dann tröstend fort: „Uebrigens scheint mir bei alledem ein gut Theil Ueberspannung in den Bestrebungen unserer Nachbarn zu liegen. Wer die Schule hat, hat deswegen noch keineswegs vollkommen die Jugend seines Landes in der Hand. Da ist vor allem der Einfluß der „verborgenen Mitarbeiter“, wie der Philosoph Herbart sie nennt, zu berücksichtigen. Dies sind: die öffentliche Meinung, die Presse, das Privatleben, der Einfluß der Höherstehenden, die Gewalt der Thatfachen. Nicht zum ersten Male ist der Versuch gemacht, wie jetzt in Deutschland, wenn man aber den Bogen zu straff spannt, so läuft man Gefahr, aus den jugendlichen Gemüthern Heuchler zu machen oder sie zum Widerstande anzureizen!“ Nun ich denke, auf die Gefahr hin können wir es schon wagen, unsere Schule beizubehalten, und was den Einfluß betrifft, so haben die Ereignisse jederzeit in Frankreich wie in Deutschland gezeigt, wie furchtbar tiefgreifend ein systematischer Schulunterricht wirkt. Es ist eine traurige, aber wahre Thatsache, daß hier, wie bei vielen andern menschlichen Einrichtungen, die Folgen schlechter und verwerflicher Einflüsse sich deutlicher und empfindlicher zeigen, als die der guten und humanen Bestrebungen. Zeigen aber thun sie sich sehr deutlich. Sapiienti sat! Was nun den zweiten Theil seines Resumees anbelangt, nämlich die Wirkung der Schule auf die Vaterlandsliebe der Jugend, so sagt er: „Auch in Bezug auf diesen zweiten Punkt befinden wir uns in anderer Lage als Deutschland. Bei uns nämlich ist der Patriotismus kein künstliches Schulprodukt, das aus den höhern Bildungsschichten herabträufelnd dem Volke infiltrirt wird. Bei uns besteht er in dem allgemein verbreiteten Bewußtsein einer glorreichen Vergangenheit, der gemeinsamen Erinnerungen an die Großthaten Frankreich's in Krieg

und Frieden. Dieses Gefühl ist allgegenwärtig, und es ist nicht nöthig, es alle Augenblicke durch den Unterricht zu wecken und zu befestigen.“ (Man sieht, der brave Abgeordnete, der vor einiger Zeit die Kosten für die Bildungsschule französischer Seeoffiziere streichen wollte, weil er meinte, jeder Franzose habe den Instinkt des Kampfes, steht nicht allein. Auch hier hat der einfältigste Mensch, der weder lesen noch schreiben kann, immer noch das „allgegenwärtige“ Gefühl von ruhmvoller Vergangenheit seines Landes. „Ich möchte aber doch, daß man diese Gefühle ein wenig leitete. Die Schulen unseres Landes legen nicht genug Werth auf die Kenntniß des alten und modernen Frankreich's, mit seinen Literaturperioden, mit seinen Erinnerungen jeder Art, mit seinen örtlichen und provinziellen ruhmvollen Thaten, aus deren Gesammtheit erst der Ruhm des französischen Namens besteht. Statt daß wir den Patriotismus der Provinzen vernachlässigen und ignoriren, sollte man ihn zur Grundlage der weiteren Belehrungen machen. Was endlich jene große Erbschaft der Revolution, die allgemeinen humanitären Grundsätze der Gleichheit und Brüderlichkeit betrifft, so dürfen wir sie nicht fallen lassen. Mögen Andere sagen, daß die Erziehung nach den Grundsätzen Rousseau's und Pestalozzi's eine veraltete Sache sei, die nur den kleinen Nationen gezieme. Wenn wir auch dem Vaterlande seinen Antheil gönnen am Unterricht, so wollen wir doch die Erbschaft des 18. Jahrhunderts bewahren. Der Geist jener Zeit ist noch immer mächtiger, als die kleinen Geister, die ihn verdrängen wollen.“

H. v. Clausenwih.

Angedruckte Goetheana in Angelegenheiten der Universität Jena.

Mitgetheilt von C. A. H. Burckhardt.

III.

1782. 25. Mai.

Goethe's*) Niederschrift.

Das gnädigste Rescript wegen Besetzung beyder Theologischen Stellen**) mögte wohl auf das baldigste zu erlassen seyn.

Man könnte vorerst von Blaschen***) schweigen. Obgleich die Sache bald

*) Ganz eigenhändig. — **) Die des Professors Danovius und Weber's.

***) Blasche war Professor extraord. und Rector der Stadtschule.

(wäre es auch nur wegen des Lectiōns-Catalogi wo ihm sein Rang angewiesen wird) zur Sprache kommen muß.

Von Coburg ist, wie ich vernommen habe, ein Rescript eingelaufen, das ihm Sitz und Stimme im Senat zutheilt, vermuthlich wird das Meiningsche gleichlautend seyn.

Ich habe auch bey gepflogenen Unterhandlungen,*) nach Maasgabe der mir gleichsam als Instruktion, mitgegebenen Akten Extracte, seiner Sitzung im Senate nicht entscheidend widersprochen, sondern nur auf das festeste behauptet, daß man ihm, wenn es ja seyn sollte, seinen Platz unter Polzen anzuweisen habe.

Uebrigens mit vorstehendem völlig einverstanden.

d. 25. May 82.

G.

1782. 8. Juli.

Goethe an Carl August.

Durchlauchtigster Herzog, gnädigster Fürst und Herr! Auf Ew. Hochfürstlichen Durchl. gnädigsten besonderen Befehl, habe ich mich bisher, die in Sena nunmehr verbundene Naturalientabinette in die nöthige Ordnung bringen zu lassen, bemühet. Wie weit man mit diesem Geschäfte gekommen, werden Höchst dieselben aus dem von dem Professor Loder vor seiner Abreise eingezeichneten unterthänigsten Berichte zu erschen geruhen. Es bleiben nunmehr noch einige Punkte zurück, welche in dessen Abwesenheit zu berichtigen seyn möchten und welche ich gegenwärtig submissiv in Anfrage stelle. Schon in dem vorigen Jahre befohlen Ew. Hochfürstl. Durchl. gedachtem Professor Loder für den Unteraufseher Magister Lenz, ingleichen für den Aufwärter Dürrbaum Instruktionen zu entwerfen, worauf man dieselben weissen und sie in der Folge darnach beurtheilen könnte. Die von ihm hierauf entworfenen Punkte werden Ew. Durchl. in beygebogenen Blättern vorgelegt und erwarten höchste Genehmigung und nähere Bestimmung. Was sodann Ew. Durchlaucht wegen Verpflichtung obgenannter beyden Personen nicht weniger wegen künftiger Abnahme der Rechnung, welche für diesmal Ew. Durchl. hiermit vorgelegt wird, zu befehlen geruhen werden, wird bey diesem Geschäfte zur fernerer Richtschnur dienen. Der ich mit aller Devotion unterzeichne.

Weimar d. 8. Juli 1782.

Ew. Hochfürstl. Durchl.
unterthänigst treuegehorfamster
Johann Wolfgang Goethe**).

*) Goethe war am 7. Mai nach Gotha, Meiningen und Coburg gereist, um mit den Höfen zu unterhandeln. In den bezüglichen Schreiben aus Coburg und Meiningen vom 11. und 15. Mai wurde Goethe's „geschickter Vortrag“ gelobt.

***) Eigenhändige Unterschrift, sonst ist der Brief von Philipp Seidel, Goethe's Factotum geschrieben.

(Aus dem Anfang August 1782.)

Bev der Büttnerischen*) Bibliothek-Angelegenheit ist verschiedenes zu bedenken. Besonders da, außerdem was bisher vorgekommen, Magister Grellmann eine nicht unwahrscheinliche Ansicht giebt, daß Büttner wohl seinen Büchern nach Jena folgen mögte.

Serenissimus haben einmal diese Bibliothek acquirirt und es wird selbige wenigstens an 8000 Thlr. zu stehen kommen. Diese Ausgabe sei nun successiv oder nicht, so ist sie immer ansehnlich genug. Nächst diesem kommen die Transportkosten, worunter ich die Douceurs vor Grellmann mitrechnen will. Ferner was die Aptierung des Platzes hier oder in Jena, wo sie aufgestellt werden soll, kosten wird. Diese drey Ausgaben sind ganz und gar unvermeidlich und sind zum Theil ganz noch bevorstehend, man wird also darüber sogleich zu denken haben. Magister Grellmann wünscht, daß sogleich einige Fuhrn nebst Kisten von hier nach Göttingen gehen mögten. Was diesen Punkt betrifft, so mögte es wohl nothwendig seyn, vorhero noch einmal an Grellmann zu schreiben, ob er so weit in Bereitschaft sey, daß die Bücher gleich gepackt werden könnten und die Fuhrn nicht aufgehhalten würden. Vor allen Dingen aber wäre wegen des Platzes, wo die Bibliothek hinzubringen, in Jena sich umzusehen. Da ich mit völliger Ueberzeugung gegen alle neue Acquisitionen und weitaussehende Pläne stimmen muß, so würde ich mein Auge vorzüglich auf das neue Convictoriengebäude wegen Nähe der Bibliothek richten. Sollte dieses nicht angehen, so wäre meines Bedünkens im Schlosse hinreichender Platz. Unten auf der Erde linker Hand ist ein großer Saal, worinn die Studenten Comödie gespielt haben. Rechts eine Art von Gallerie, die eine schöne Breite und Höhe hat. An beyde Orte kann schon eine ungeheure Menge Bücher placiret werden. Wollte man eine Treppe hoch, wenn man hinaufkommt, rechts die Zimmer noch dazu nehmen, so garantire ich daß die Büttnerische Bibliothek Platz haben soll. Wie denn auch das Naturalienkabinet im zweiten Stocke noch einmal so reich werden kann, ehe es mehr Platz braucht, als es gegenwärtig einnimmt, so blieben alsdann noch immer Serenissimo, wenn Sie nach Jena kommen alle die Zimmer im ersten Stock, wenn man hinauf kommt linker Hand und zum Speißen, wenn sie viele Personen hätten, das runde Säalgen im Thurm, der Zimmer in der Reitbahn, wo ich noch nicht gewesen bin, nicht zu gedenken. Hier hätte man denn also einen sehr schicklichen und geräumigen Platz und die Ausgabe wäre allein für Repositorien und Schränke, welche immer noch ein

*) Zur Sachlage: 1780 ließ Carl August durch Professor Eichhorn an Professor Büttner in Göttingen den Antrag stellen, daß des letztern Bibliothek nach Weimar überfiedeln solle. Von der Kaufsumme wurden jährlich 300 Thaler abgetragen.

ansehnliches betragen würden. Man könnte daher auf das baldigste, weil dieses das erste ist, von Grellmann Nachricht einziehen, wie viel Quadratfüße Wand ohngefähr die Bibliothek bedecken werde, welches, da sie gegenwärtig noch steht, sehr leicht auszurechnen ist. Nach diesem also wäre keine Frage, daß man mit dem Transport den Anfang machte und Böttner von Michael an seine 300 Thaler Pension jährlich erhielt.

Ich komme nunmehr zu dem zweiten Punkt, der Böttners Person selbst betrifft. Es scheint mir nach seinem Verhältnis zu der Akademie als auch zu seinen Creditoren, daß er besonders, wenn Grellmann*) zu manövriren fortfährt, in Friede weder bleiben noch scheiden möchte, worauf man sich denn allerdings vorzusehen hat. Daß er für Jena von großem Nutzen seyn werde, glaube ich nicht, ob es gleich immer den Lärm und den Ruf vermehrt und von der Seite gute Wirkung thun kann, wenn man ihn ohne große Unstatten dahin bringen könnte, nach Jena zu ziehen. Dort zu privatiriren und sein Leben zuzubringen und dort sein Geld zu verzehren, möchte nicht übel seyn. Man könnte ja allenfalls seine jährige Pension erhöhen, weil man nicht viel verlohre, sondern nur geschwinder von dem ganzen Kapital loskäme. Ein freyes Quartier ließe sich ihm vielleicht sehr leicht und angenehm verschaffen, wenn man Loderu ein andres Quartier miethete und ihm die Zimmer, die der Obrist inne gehabt eingäbe. Einige Umstände, die dies erleichtern, werde ich mündlich eröffnen.

Wenn seine Gläubiger sich regen und ihm beschwerlich werden wollen, müßte und würde man freylich am Ende sich ins Mittel schlagen. Besonders wenn man sich wegen des früher bezahlten Kapitals an dem verminderten Preise des Ganzen vielleicht noch einigermaßen zu entschädigen suchte. Ueberhaupt muß ich in dieser ganzen Sache wünschen, daß auf das menagirlichste zu Werke gegangen werde. Besonders auch, damit man nicht etwa am unrechten Orte knickern müsse, da Serenissimus gegen den alten Mann schon so großmüthige Gesinnungen gezeigt, die (er) auch in der Hauptsache und ohne zu große Unstatten der fürstl. Cassé fontenirt wünschet.**). Vorerst wäre also an Grellmann zu schreiben 1. Wieviel Platz die Bibliothek eingenommen. 2. Ob es so weit, daß einige Fuhren, die man abschickte, nicht zu warten brauchten. 3. Kasten wolle man schicken, sie alsdann auspacken und leer wieder nach Göttingen gehn lassen. G.

*) Grellmann fertigt in Göttingen den Katalog der Bibliothek an und sucht Böttnern zum Ueberzug nach Jena zu bestimmen. 1783 3. Juni wird Böttner Hofrath, er siedelt nach Jena über und stirbt 1801 im October. Seine Erben erhielten von der Kaufsumme noch 2450 Thaler.

**) Von hier an eigenhändig. Alles frühere ist von Goethe's Factotum Philipp Seidel geschrieben und dann von Goethe durchcorrectirt.

1784. 4. März.

Untertänigstes Promemoria (an Carl August).

Nach Ew. Hochfürstl. Durchlaucht gnädigstem Befehle habe ich diejenigen Aufträge, welche mir Höchst dieselben an den Hofrath Büttner in Jena zu ertheilen geruhet, bey meiner Anwesenheit daselbst auszurichten, ohnermangelt. Es erkennt derselbe das gnädigste Anerbieten der 8000 Thaler als den höchsten auf seine Bibliothek gesetzten Preis mit unterthänigstem Dank und behält sich vor etwa in der Folge, wenn er es benöthigt seyn sollte, Ew. Durchlaucht um Erhöhung seines Pensionsquantum anzugehen. Und da ihm solches bisher nur in cassemäßigen Sorten bezahlt worden, im Contracte aber ihm Louisd'or zu 5 Thaler zugesichert sind: so bittet er hierüber um gnädigsten Befehl an die hiesige Kammer.

Der ich mich mit tiefster Ehrfurcht unterzeichne

Weimar den 4. März 1784.

Ew. Hochfürstl. Durchl.
unterthänigster*)
J. W. Goethe.

1785. 24. Februar.

Untertänigstes Promemoria (an Carl August).

Aus beiliegendem an Endesunterzeichneten gerichteten Promemoria werden Ew. Hochfürstl. Durchl. in Gnaden zu ersehen geruhen, was mir der Berg-rath Bucholz von Ew. Hochfürstl. Durchl. Absichten auf dessen bisherigen Provisor Götting**), die mir schon zum Theil bekannt gewesen, neuerdings

*) Von hier an eigenhändig, sonst von Philipp Seidel geschrieben.

**) Das angezogene vom 18. Februar 1785 datirte Promemoria des Dr. Bucholz zeigt, wie Carl August nicht allein ein Interesse für die Wissenschaft, sondern auch für die hatte, welche sich ihr in ernster Weise widmeten. Der Herzog sah den Provisor Götting, der dann von 1789—1809 die Professur für Chemie in Jena einnahm, zuerst im Hause des Berg-raths Bucholz, der dem Herzog einige physikalisch-chemische Versuche vorführte. Götting documentirte dabei eine vorzügliche Geschicklichkeit und Wissenschaft, daß der Herzog sich sofort für ihn interessirte und frag, unter welchen „Conditionen dieser Mensch“ bei dem Berg-rath sei, und was endlich wohl mit diesem werden würde. Bucholz äußerte, „ich habe versprochen, ihm das Geld zum Ankauf einer in hiesiger Gegend feil werdenden Apotheke vorzuschießen,“ worauf der Herzog auch seine Unterstützung in gleicher Richtung anbot. Aber nach einigen Wochen hatte der Herzog einen andern Entschluß gefaßt. Auf einer Reiboute äußerte er, daß Götting in Göttingen doch Physik, Mathematik und verwandte Wissenschaften studiren möchte, dann sollte er nach Frankreich und England geschickt werden. Wenn dies geschehen, glaubte der Herzog, werde Götting ein tüchtiger Lehrer der Physik und Chemie werden. Bucholz fügte hinzu, auch wohl der Technologie, und im Falle einmal eine Apotheke in Jena vacant werde, so könne man ihm immer noch eine solche kaufen, betonte aber auch, daß Götting vorher die lateinische, englische und französische Sprache erlernen möge, und hierzu noch ein Jahr nöthig sei. Der Herzog schloß sich dieser Ansicht an und beauftragte

eröffnet hat. Wie ich nun nicht zweifle, daß gedachter Göttinger Ew. Hochfürstl. Durchl. Absichten zu erfüllen, völlig im Stande seyn werde; so habe ich es für meine Schuldigkeit erachtet, gegenwärtiges einzureichen und Ew. Hochfürstl. Durchl. zu überlassen, was Höchst Dieselben etwa vorerst wegen der Summe, die er während seines Aufenthaltes in Göttingen zu erhalten hätte, an die Behörde gnädigst zu rescribiren, geruhen wollen.

Was den zweyten Punct die Anschaffung der nöthigen Instrumente betrifft, so wird wohl selbiger am füglichsten bis dahin ausgesetzt werden können, bis Göttinger sich mit den Wissenschaften noch bekannter gemacht, sich während seiner akademischen Laufbahn von dem, was zu einem Apparat am vorzüglichsten und nothwendigsten gehöret, unterrichtet und auf seinen Reisen sich umgethan, woher man die Instrumente am besten und wohlfeilsten erhalten könne. Es möchte also wohl die Anschaffung derselben bis dahin aufgeschoben werden, um so mehr, als von Jahr zu Jahr neue Entdeckungen gemacht und solche Instrumente verfeinert und verbessert werden.

Indessen bietet sich doch gegenwärtig eine Gelegenheit an, wo man um einen leidlichen Preis verschiedenes, was in der Folge sich nothwendig macht anschaffen kann.

Es hat nehmlich der Berggrath von Einsiedel während seines Aufenthaltes allhier ein chymisches Laboratorium eingerichtet und solches bei seiner Abreise hinterlassen. Es findet sich in demselben sowohl eine Anzahl guter und brauchbarer Werkzeuge und Geräthschaften, als auch solche Präparate, welche zu den mannigfaltigen Untersuchungen dieser Kunst erforderlich und nöthig sind, in gleichen einige gute Schriftsteller.

Alles ist nach einem mäßigen Aufschlage 122 Thlr. gewürdet und Göttinger der selbiges in Augenschein genommen glaubt, daß man um den Preis von 100 Thlr. eine sehr gute Acquisition machen werde.

Wollten Ew. Hochfürstl. Durchl. erlauben, daß man dafür die erwehnten Stücke erkaufe; so würde ich mir es zur Pflicht machen, zu sorgen, daß sie in gehörige Verwahrung gebracht, für die Zukunft aufbewahrt und dereinst

den Berggrath, das Nöthige zu veranlassen. Seitdem wurden dem Provisor Lehrer für das Lateinische und Englische gehalten.

Am 9. Februar äußerte sich der Herzog, daß Göttinger Ostern nach Göttingen gehen möge, und sagte 250 Thlr. für das erste Studienjahr an Unterstützung zu. Göttinger sollte Physik bei Lichtenberg, Mathematik bei Kästner, Botanik bei Murray treiben, im Winter dagegen sich der Naturgeschichte, Chemie und Technologie zuwenden; dann würde sich das Weitere ergeben. Auch sagte der Herzog zu, daß nach und nach die meisten physikalischen Instrumente angeschafft werden sollten, für die er jährlich 150 Thlr. aussetzen wolle. Am 4. März verfügte auch der Herzog den Ankauf der v. Einsiedel'schen Nachlassenschaft aus den Mitteln der Kammerkasse.

mit dem kleinen Laboratorio, welches Hofrath Büttner in Jena angelegt au Götting übergeben und zum weiteren nützlichen Gebrauch überlassen würden, worüber ich mir unterthänigste Verhaltungs-Maasse erbitte und mich mit lebenswrieriger Verehrung und Treue unterzeichne

Weimar d. 24. Februar 1785.

Erw. Hochfürstl. Durchlaucht
unterthänigster treuegehorsamster
Johann Wolfgang Goethe.*)

1785 Ende May an Carl August**).

Als Durchl. der Herzog im Jahre 1779 das Walchische Naturalien Cabinet acquirirten und sich ein Aufseher über selbiges nötig machte, ward diese Stelle dem Magister Lenz konferirt und er erhielt von Oestern 80 an für seine Bemühung 50 Thlr. In der Folge ward die hiesige Kunstammer dazu geschlagen, das Cabinet durchaus umrangirt und die Arbeit vermehrte sich, und Hofrath Loder, als Oberaufseher bat, daß Durchlaucht die Gnade haben mögten, den Lenzischen Gehalt zu erhöhen. Ich erinnere mich ganz eigentlich, daß Joh. 1783 davon die Rede war und daß Seren. Absicht dahin ging, das Quantum so auf das Cabinet verwendet werden sollte, bis auf 300 Thlr. zu erhöhen und von dieser Summe Mag. Lenzen 50 Thlr. abzugeben. Wegen des ersten Punktes erging ein Rescript an die Cammer unter dem 7. Januar 84, in welchem der Lenzischen Zulage nicht gedacht wurde. Sie ist ihm jedoch mit meinem Vorwissen seit Joh. 83 gereicht worden und ich stand in dem Wahne, als wenn in erst angeführtem Rescripte das nötige deshalb an die Kammer ergangen wäre. Nur jeho bey Justification der Rechnungen kommt das Monitum zum Vorschein, daß zu dieser Abgabe kein ausdrücklicher Befehl vorhanden und Durchl. werden wol die Gnade haben, etwa durch ein gn. Rescript an die Cammer oder einen Extr. Protokoll an Hofrath Lodern oder durch beydes zugleich das damals vergessen, nachbringen und die Abgabe der 50 Thlr. von dem quanto der 300 Thlr. an Sekret. Lenz von Joh. 83 an gnädigst genehmigen zu lassen.

Goethe.

1788. 8. October.

Gehorsamstes Promemoria.***)

Ich lege hier die Buchbinderrechnung bey, welche die Büttnerische Bibliothek noch zu bezahlen schuldig ist. Würde diese abgeführt und von Michaelis

*) Eigenhändige Unterschrift.

***) Ganz eigenhändig v. Goethe.

***) Nach Copie als Postscript zu einem Briefe J. Chr. Schmidt's an den Herzog Carl August.

an etwa 50 Thlr. zum Einbinden der rohen Bücher jährlich bestimmt, so würde viel Nutzen gestiftet und der Untergang manches guten Buches verhütet. Das Geld könnte vierteljährig mit der fürs Cabinet bestimmten Summe an Herrn Hofrath Loder ausgezahlt werden, auch demselben etwa durch einen Extractum Protocolsli die Absicht der Verwendung angezeigt werden. Daß sich die beyden Herrn Büttner und Loder über diese Angelegenheit vernehmen, dafür will ich Sorge tragen.

Weimar d. 8. Oct. 88.

J. W. Goethe.

1789. 15. März.

Goethe an Schnauß.*)

Auf Ew. Hochwohlgeborenen Veranlassung habe ich mich sogleich nach den Wiedeburgischen**) hinterlassenen Maschinen erkundigt. Es liegt ein Verzeichniß hierbey nebst der Taxe. Es sind mancherley brauchbare Sachen drunter, besonders was sich auf die Statik bezieht. Vieles veraltete freylich auch darneben. Außer diesem Verzeichniß sind noch Kleinigkeiten vorhanden, die sich etwa auf 20 Thlr. schätzen lassen. Wollten Sereniss. für alles weg 150 bis 160 Thlr. geben; so wäre es eine Gnade für die armen Kinder und es würde denn doch manches acquirirt (sic!), was theils Prof. Göttingen in seinen Lehrstunden nützlich seyn, theils auch in dem Museo seinen Platz finden könnte. Allenfalls könnte man den Handel durch Professor Götting schließen, er behielte was er benutzen kann und gäbe das Uebrige, nebst einer Quittung über die Stücke, die bey ihm verblieben an das Museum, so daß bey seinem dereinstigen Abgang die Sachen wieder vindicirt werden können. Eben so könnte es mit dem kleinen Laboratorio gehalten werden, welches bisher in meiner Verwahrung stand und welches ich an denselben nunmehr abgegeben habe.

W. G. d. 15. März 1789.

Ew. Hochwohlgeborenen
gehorsamster
Goethe.

1789. 24. März.

Goethe an Schnauß***).

Ew. Hochwohlgeborenen habe die Ehre hiermit das Griechischische Billet†) zu übersenden, wodurch der Handel der Wiedeburgischen Instrumente geschlossen

*) Ganz eigenhändiger Brief. — **) Professor Joh. Ernst Basilius Wiedeburg † 1. Jan. 1789. — Carl August entsprach dem Wunsche Goethe's. — ***) Ganz eigenhändig.

†) Dasselbe v. 23. März an den Professor Götting gerichtet, welches die Genehmigung der Wiedeburgischen Erben enthält.

worden. Ew. Hochwohlgeboren werden die Güte haben, die Auszahlung gedachter Gelder an die W. Kinder zu besorgen. Die Uebernahme werden Herr Loder und Prof. Göttling gemeinschaftlich besorgen. Recht herzlichen Antheil nehme ich an der fortdauernden Unpäßlichkeit Ihrer Frau Gemahlin und wünsche baldige Besserung.

Dero
gehorsamster
Freund und Diener
Goethe.

1803. 7. Nov.

Bey den hier wieder zurückgehenden Rechnungen und Acten äußere ich folgendes:

Serenissimus haben ja wohl die Gnade unsere über die herzoglichen Bibliotheken zu führende Oberaufsicht, auch über die Museen zu erstrecken und davon fürstlicher Kammer Nachricht zu geben. Ich würde alsdann den Amtschreiber Bartholomä vorschlagen, dem man sowohl den Vorrath als das Michaelisquartal zur Kasse geben könnte. Man gäbe ihm zugleich von Commissions wegen eine Verordnung, daß er dem Berggrath Lenz vierteljährig 12 Thlr. 12 Gr. in Laubthalern zu 1 Thlr. 12 Gr. als Befoldung auszahlte, übrigens aber commissariisch autorisirte Zettel allein respectirte, so würde sich dieses kleine Geschäft ganz leicht machen lassen.

Jena am 7. Nov. 1803.

G.

Anfang Juli 1804.

(Goethe's Niederschrift.)

Wegen des herzoglichen, zu didactischen Zwecken anzulegenden Museums ist folgendes verabredet worden.

1. Das Verhältniß der zur Oberaufsicht der Museen bestellten fürstl. Commission, wie solches während der Vacanz zum anatomischen Theater bestanden, cessirt gänzlich.
2. Herr Geh. S. R. Ackermann bedient sich des anatomischen Theaters, wie seine Vorgänger, ohne Ein- oder Mitwirkung fürstl. Cammer.
3. Er gebraucht die Zimmer über der Reitbahn theils zum Auditorium, theils zu Aufstellung von Präparaten, wozu einige Abtheilungen auf herrschaftliche Kosten schon eingerichtet sind. Das große Zimmer hinten hinaus wird zu andern Zwecken reservirt. Die angeschafften Präparate werden numerirt und Hr. G. S. R. Ackermann nach einem Verzeichniß übergeben.
4. Zu Conservation derselben, sowie zu Anschaffung neuer derwilligen Serenissimus für's erste Jahr 200 Thlr. (Zahl von Voigt's Hand.)

5. Die neuen Präparate werden jedesmal zu Ostern fürstl. Commission vorgestellt, sodann numerirt und in den Catalog eingetragen.
6. Bey der Auswahl dieser Präparate wird hauptsächlich auf den didactischen Zweck gesehen um nach und nach das zu einem anatomischen Cursus Nöthige zusammenzubringen.
7. Zu Completirung dieser Anstalt können auch Zeichnungen und Modelle angeschafft werden.
8. Herr G. F. R. Ackermann rangirt die Präparate mit den seinigen in eine nothwendige Reihe die sich durch die farbigen Zeichen und Nummern genugsam auszeichnen.
9. Nach Verlauf des ersten Jahrs bestimmen Serenissimus was höchstdieselben weiter aufzuwenden gedenken.
10. Der Gebrauch bleibt dem Herrn Prof. der Anatomie, wobey möglichste Schonung empfohlen wird.

1804. 10. Juli.

Als am vergangenen Michael die Veränderung in Jena sich ereignete, war es einer besondern Aufmerksamkeit Werth, wie man die Anatomie den Winter über leisten (sic!)* und zugleich für die Zukunft nützliche Vorkehrungen treffen könne. Man setzte daher den Prof. Fuchs in den Stand dieses Collegium zu lesen und gab ihm zugleich auf, mit Hülfe des Prosector's, die Anlage zu einem anatomischen Museum zu besorgen. Hierauf sind nach beyliegender Berechnung (folgt 382 Thlr. 15 Gr.) . . . verwendet. Da nun die zweyte Summe von 179 Thlr. 3 Gr. 6 Pf. nächstens zu bezahlen seyn möchte, auch bey dergleichen Fällen, wohl noch eine Nachforderung eingereicht wird, so wäre unterthänigst zu bitten, etwan 200 Thlr. an den Amtschreiber Bartholomä gnädigst auszahlen zu lassen, welcher alsdann deßhalb die nöthigen Verordnungen erhalten soll.

Was den Prosector betrifft, der gleichfalls noch einige Forderungen formiren möchte, so wird demselben durch Berechnung nunmehr gezeigt werden, daß nach dem Befund bey der Uebergabe derselbe eher noch etwas zu leisten als zu fordern hat.

Wie man denn überhaupt das Geschäft für das Vergangene rein abzuschließen und für die Folge einzuleiten bemüht seyn wird.

W. d. 10. Juli 1804.

Goethe.

*) Es soll wohl heißen: „wie man etwas für die Anatomie leisten könne“.

1804. 1. August.

Goethe an?

Um gefällige Umänderung beykommenden Postscripts nach den Bleystiftbemerkungen am Rand bitte nunmehr gehorsamst, damit die Expedition an Ackermann abgehen könne.

NB. Die 18 Thlr., welche hier zugelegt werden, hatte Geh. Rath Loder schon dem vorigen Anatomiewärter aus seinem Beutel gegeben, eine Ausgabe, welche Herrn Ackermann unter den gegenwärtigen Umständen nicht zuzumuthen ist.

Weimar d. 1. Aug. 1804.

Goethe.*)

Untertänigster Vortrag.

Durch ein gnädigstes Rescript vom 3. Julius 1804 haben Ew. Durchlaucht das Quantum von 200 Thalern für das anatomische Museum auf ein Jahr zu bewilligen geruhet. Es sind uns auch die Quartale Johannis, Michael, Weihnachten und Ostern 1804 und resp. 1805 nach einander ausbezahlt worden. Auch haben wir, von letztgedachtem Termin an, die Anstalt nach Höchsthro Intention fortgesetzt.

Da aber fürstliche Cammer nur auf ein Jahr autorisirt ist, so kann dieselbe eine fernerweite Zahlung nicht leisten. An Ew. Hochfürstliche Durchlaucht ergeht daher das unterthänigste Gesuch, Höchstdieselben möchten fürstliche Kammer dahin anweisen daß sowohl auf das nun laufende Jahr, als auch auf künftige Jahre die Summe von 200 Thalern vierteljährig mit 50 Thalern an die Jenaische Museumskasse entrichtet werde.

Die wir uns verehrend unterzeichnen

Weimar d. 8. Jan. 1806.

Ew. Durchl.

unterthänigst treuehorsaamste
J. W. Goethe.**)

G. Voigt.

1817. 13. December.

Goethe an?

Ew. Wohlgeboren nehmen gewiß Antheil, wenn ich versichere, daß im Bibliotheksgeschäfte alles nach Wunsch geht, wobey ich denn freilich gestehen muß, daß die Vorarbeiten des Herrn Staats-Minister von Biegisar, des Herrn

*) Unterschrift und Datum eigenhändig.

***) Von Goethe eigenhändig — Ew. Durchl. bis zur Unterschrift.
Grenzboten IV. 1878.

Geheime Cammer-Rath Stiehling, ingleichen die Einleitung der Weimarisch-Gothaischen Herren Commissarien mich vorzüglich in den Stand setzen, unterschiedene Schritte mit Sicherheit zu thun. Meine nächsten Wünsche habe deshalb in beiliegenden Blättern einzeln verzeichnet. Möchten Ew. Wohlgeboren, in diesen überdrängten Geschäftstagen, die hiernach erforderliche Expedition gefällig beschleunigen; so werden Sie Sich um mich und um das gegenwärtige Vornehmen abermals besonders Verdienst erwerben. ergebenst

Zena den 13. December 1817.

Goethe.

1817. 17. November.

Goethe an?

Ew. Wohlgeboren erhalten einen verspäteten Dank für Ihre freundlichen Zuschriften; Ihre lebhafteste Theilnahme an dem Museumsbericht war mir sehr viel werth, denn was sollte man mehr wünschen, als ein Geschäft, das man in Liebe und Leidenschaft so viele Jahre betrieben, mit jugendlicher Kraft neu aufgenommen zu sehen und eine fortschreitende Dauer für die Zukunft hoffen zu können. Lassen Sie sich diese Geschäfts- und Wissenschaftszweige jetzt und immer treulich empfohlen seyn.

Nun einige Anfragen! In dem neuen akademischen Etat finde ich 300 Thaler für die Bibliothek ausgesetzt; von welchem Termin an sind sie zu erheben? ist Befehl ertheilt sie auszuführen? wohin ist schon etwas ausgezahlt? Rentamtmann Lange kann mich nicht in's Klare setzen.

Ferner sind 50 Thaler für den Bibliotheksschreiber und 50 Thaler für anzustellende Studenten ausgesetzt. Ich muß wünschen, daß diese Posten in Suspensio bleiben, denn die Leute nehmen dergleichen Gelder sehr gern als Pfründe und wollen nachher für jede Arbeit bezahlt seyn. Diese 100 Thaler können im einzelnen abverdient werden zum wahren Vortheil des Geschäfts.

Ew. Wohlgeboren äußerten einmal: es sey von verschiedenen Posten des Etats vielleicht etwas abzubringen, und zu anderweitigen Gebrauch zu verwenden. Könnte es geschehen, so würde es wohlgethan seyn, um neue Verwilligung nicht nöthig zu machen. Dabey erlaube ich mir eine Bemerkung.

Der Etat war bestimmt und ausgesprochen, als mir am 7. November ein Geschäft aufgetragen wird, so weit aussehend, Zeit, Kraft und Geld verlangend, wie wenige, ich soll es ausführen mit Gölldenapfel und Baum, die (ihre moralischen Kräfte nicht herabzuwürdigen) ohngeachtet der ihnen gegönnten und zugeachteten Zulage immerfort in Dürftigkeit und Zeittargheit leben.

Indem ich nun ohngeachtet der unzulänglichen Mittel doch ungeäuert vorwärts schreite, ersuche Ew. Wohlgeboren um vorläufige Notiz über jene erste

Fragen, und um fortgesetzte Theilnahme, wie ich denn vorstehendes nur vertraulich zur Notiz bringe, mir in einer nächsten Unterredung das Weitere vorbehaltend.

Wollten Sie die Gefälligkeit haben, mir die aeltern Geh. Canzley Acten zu übersenden, worinnen die Aufstellung des Geh. Hofrath Eichstädt's nach Müllers Tode beliebt wurde.

Mich zu geneigten Andenken empfehlend.

Des Herzogs von Gotha Durchlaucht, haben mir einen sehr gnädigen Brief in Betreff der Jenaischen Bibliotheksangelegenheit zugesendet. Darf ich bitten beikommendes Antwortschreiben gefällig bestellen zu lassen.

Jena den 27. November 1817.

ergebenst

J. W. Goethe.

1817. 19. December.

Goethe an?

Erw. Wohlgeboren den Brief des werthen und wohlgesinnten Mannes und Freundes in Gotha, dankbar zurücksendend, füge noch den Wunsch hinzu, daß diese Angelegenheit vor der Hand ja ruhen möge. Wenn man den eigentlichen Zweck einer solchen Aufstellung bedenkt, so läßt sich mehr als eine Form finden, unter welcher das beabsichtigte Gute statt haben kann, ohne daß gerade zu ein auffallend verneinender Entschluß ausgesprochen zu werden braucht. Ich werde die Sache, an der mir mehr in wissenschaftlicher als esthetischer Hinsicht gelegen seyn muß, fernerhin überdenken, und in vertraulichem Gespräch mich weiter darüber äussern. Bis dahin empfehle ich Ihnen die sämmtlichen Geschäfte, auf die ich einigen Bezug habe, zu geneigter Mitwirkung, wie ich sie bisher und noch in diesen letzten Tagen erfuhr.

Mit den aufrichtigsten Wünschen

ergebenst

Jena den 19. December 1817.

Goethe.

1818. 19. October.

Goethe an?

Erw. Wohlgeb. haben die Gefälligkeit mir wissen zu lassen ob für uns nach dem in der Beilage ausgesprochenen Wunsche etwas zu hoffen wäre.

W. d. 19. October 1818.

ergebenst

Goethe.

1819. 19. Juny.

Goethe an Eichstädt*).

In ungesäumter Erwiederung der an mich ergangenen geneigten Anfrage gebe zu erkennen, daß nach Inhalt des, von des Herrn Staatsminister von Voigt sel. unter dem 11. October 1818 an Herrn Geheime Hofrath Eichstädt erlassenen Schreibens, Rentammann Müller an heute beauftragt worden, denen nunmehr benamsten Gehülfsen an der A. L. B.**) Rath Hogel und Professor Schab, das von Serenissimo unter dem 6. October 1818 bewilligte Fruchtdeputat von 8 Scheffel Korn und eben soviel Scheffel Gerste, jedem zur Hälfte vom 1. Januar an bis zu anderweitiger Anordnung vierteljährig abzureichen.

Zu allen Erläuterungen in diesen Angelegenheiten jedesmal bereit und willig.

Weimar d. 19. Juny 1819.

J. W. Goethe.

1819. 26. Juni.

Goethe an (v. Fritsch?)

Ev. Excellenz erlauben, daß ich, nach meiner Rückkunft von Jena, wohin ich auf einige Tage mich begeben, persönlich für geneigte Mittheilung beykommender wichtigen Acten meinen verbindlichsten Dank abstatte; wobei ich zugleich den erwünschten Erfolg eines so nothwendigen Schrittes***) zu vernehmen hoffe.

Weimar d. 26. Juni 1819.

Berehrungsvoll
gehorsamst
J. W. Goethe.

1819. 4. Juli.

Goethe an?

Ev. Wohlgeboren ersuche durch Beygehendes um eine kleine Nachhülfe in einem bekannten Geschäft und lege zu schnellerer Uebersicht die Akten bei.

Soll ich nicht das Vergnügen haben vor Ihrem Abgange Sie noch zu sehen, so wünsche glückliche und vergnügte Reise.

Mich angelegentlichst empfehlend und zugleich versichernd, daß mit Herrn Geheime Kammerrath die Jenaischen Angelegenheiten ich nächstens weiter besprechen und vorbereiten werde.

Weimar d. 4. July 1819.

ergebenst
Goethe.

*) Nur Unterschrift eigenhändig. — Antwort auf den Brief Eichstädt's an Goethe, d. d. Jena 16. Juni.

**) Allgem. (Jenaische) Literaturzeitung.

***) In der Jenaischen Angelegenheit.

1825. 4. Sept.

Goethe an v. Fritsch.

Ev. Excellenz vernehle nicht beyliegender schuldigen Erwiederung meinen verbindlichsten Dank hinzuzufügen, für die dem Jenaischen*) sowohl als Weimarschen Bibliotheksverwandten gegönnte Aufmunterung; es wird beyden Anstalten zu wahrem Vortheil gereichen, indem sowohl die begünstigten Personen hieraus neuen Muth schöpfen, als auch der Vorgesetzte ein doppeltes Recht erhält, nach seiner Ueberzeugung, das Möglichste von ihnen zu fordern.

Unserm gnädigsten Herrn habe meinen gefühltesten Dank sogleich abgetragen, welchen jedoch gelegentlich zu wiederholen Ev. Excellenz die Gefälligkeit haben mögen.

Weimar d. 4. Septbr. 1825.

Ev. Excell.

ganz gehorsamster Diener
J. W. Goethe.

Literatur.

Feldmarschall Fürst Blücher von Wahlstatt, von Dr. Friedrich Wigger, Archivrath. Schwerin, 1878, Stiller'sche Hofbuchhandlung.

Obwohl dieses Werk kaum zwanzig Bogen stark ist, enthält es doch eine so gründliche und werthvolle Charakteristik und Lebensgeschichte des Marschall Vorwärts, daß ein guter Theil der bisherigen Literatur über den Feldmarschall, namentlich die romanhafte Arbeit Scherr's und die wie immer ungenauen Erzählungen Barnhagen's über Blücher, dadurch antiquirt sein dürfte. Der Verfasser ist mit der ganzen Belesenheit, Sorgfalt und Umsicht eines berufsmäßigen Quellenforschers bei der durch viele Jahre fortgesetzten Vorbereitung seines Stoffes zu Werke gegangen und dabei auch vom Glücke sehr begünstigt worden. So sind ihm fast sämmtliche Blücher'schen Briefe, welche das Geh. Staatsarchiv zu Berlin besitzt — es erwarb dieselben aus einem Antiquariate — und ebenso die reichen handschriftlichen Schätze des Archivs des Großen Generalstabs zu Berlin zur Verfügung gestellt worden — lauter ungedruckte Sachen. Die vertraulichen gleichfalls ungedruckten Briefe Blücher's

*) Professor u. Bibliothekar Gölbenapfel zu Jena erhielt am 3. Sept. die goldene Civilverdienstmedaille, Bibliothekssecretair Kräuter die silberne. Von erstern liegt das an Goethe gerichtete Dankschreiben bei — Goethe's Brief ist nur in der Unterschrift eigenhändig.

an v. d. Kneesebeck, an seinen intimen Geschäftsfreund Kutscher u. s. w. u. s. w. stellten Nachfahren der Adressaten zur Verfügung. Außerdem benutzte natürlich der Verfasser die große Menge gedruckter Briefe Blücher's, welche Dorow, Barmhagen, v. Bodelschwing (im Leben Vincke's), Klippel (im Leben Scharnhorst's), v. d. Marwitz, v. Olesch und vor Allem v. Colomb (Briefe Blücher's an seine Gemahlin aus der Zeit der Feldzüge von 1813—15) herausgegeben haben. Für die genealogischen und Familienverhältnisse des Helden standen dem Verfasser, der ja der Geschichtsschreiber der „Familie v. Blücher“ ist und insbesondere auch die vorliegende Biographie auf speziellen Wunsch des 1875 verstorbenen Onkels des Feldmarschalls unternommen hat, selbstverständlich das reichste Material zu Gebote. Endlich hat der Verfasser mit Umsicht und Fleiß auch die weitverstreuten glaubhaften Nachrichten über den dunkelsten Theil dieses berühmten Lebens, die Jugendgeschichte Blücher's, gesammelt und aus der „unübersehbaren“ Literatur der Befreiungskriege bei Deutschen, Franzosen, Schweden u. s. w. mit scharfem kritischen Blick das Zuverlässigste ausgelesen. So entsteht vor unsern Augen ein vielfach neues und doch in allen großen Zügen nur von neuem belebtes Bild des großen Helden der Befreiungskriege. In Nichts wird der Marschall Vorwärts kleiner oder geringer durch diese gewissenhafte treue Arbeit. Im Gegentheil: manchen köstlichen Zug dieser heroischen Naivetät und dieses naiven Heroismus hat der Verfasser ganz neu entdeckt, und überall ist es von höchstem Interesse, den Marschall selbst in seinem eigenen kernhaften unfertigen Deutsch die weltgeschichtlichen Ereignisse, an denen er Theil nimmt, schildern zu hören. Hierfür bietet Wigger reichste Ausbeute. In Allem ist der deutschen Nation hier das bisher treueste und beste Spiegelbild des großen Befreiers gegeben, für dessen Rostocker Standbild schon Goethe die Worte dichtete:

In Harren und Krieg,
In Sturz und Sieg,
Bewußt und groß,
So riß er uns
Vom Feinde los.

Das russische Reich unter Kaiser Alexander II. Von Dr. W. F. Carl Schmeidler 1.—3. Lieferung. (Vollständig in 8 Lieferungen.) Berlin, Theobald Oriebeu.

Das Werk unternimmt, in quellenmäßiger, wenn auch in etwas trockener und weilkänfiger Weise, die großen Reformen darzulegen, welche Rußland der Regierung seines jetzigen Kaisers dankt. Inwieweit diese Aufgabe durch den Verfasser gelöst ist, kann natürlich erst nach Abschluß des Ganzen beurtheilt werden, um so mehr, da mehr als die Hälfte des bisher vorliegenden Anfangs dem Krimkrieg und dem Pariser Frieden von 1856 gewidmet ist, d. h. Dingen,

welche eigentlich nur zur Exposition des Stoffes gehören. Dennoch verspricht das Buch reiche Belehrung über Zustände und Ereignisse, die auch in unserem Volke noch als größtentheils unbekannt, mindestens als ungenügend bekannt bezeichnet werden müssen. Und diese Unkenntniß muß immer peinlicher empfunden werden in Tagen, da die Politik, die Zustände und die Geschehnisse Rußland's in Aller Munde sind. Deshalb darf sich das Werk allerdings im vollsten Maße als ein „zeitgemäßes“ bezeichnen. Seine Aufgabe vollkommen lösen wird der Verfasser freilich nur dann, wenn er seine in der Vorrede ausgesprochene Absicht: „alle Leser von dem erfolgreichen Streben des russischen Kaisers und seines Volkes zu überzeugen und auch die Gegner desselben zu einer vollständigen Anerkennung der Leistungen zu bewegen“ dahin erweitert, daß er nicht bloß die unleugbaren Vorzüge und Verdienste des jetzigen russischen Regiments, sondern auch seine das russische Volk selbst und dessen Nachbarn gefährdenden Nachteile und Schattenseiten zur Darstellung bringt.

Von dem Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im deutschen Reich, herausgegeben von v. Holtzendorff und Brentano, ist das 3. und 4. Heft des 2. Jahrganges erschienen (Leipzig, Dunder u. Humblot, 1878).

Das dritte Heft bietet vor allem drei Abhandlungen, die ein lebhaftes Zeitinteresse befriedigen: „Das Gesetz über die Abänderung der Gewerbeordnung“ von Gensel; „zur Tabaksteuerfrage“ von D. Frhr. v. Kuffeß und „der französische Arbeiterkongreß“ von Harrison. Die beiden ersten Aufsätze über den „progressiven Strafvollzug nach den neuesten Erfahrungen in Ungarn und Kroatien“ von Emil Tauffer und den „Verein für die Reform und Kodifizierung des Völkerrechts“ von E. E. Wendt bieten wenigstens schätzbare Material für Fragen, deren Lösung im Schooße einer vielleicht nahen Zukunft ruht.

Das vierte Heft desselben Jahrbuchs bietet zunächst einen interessanten Beitrag zum Kulturkampf in der Abhandlung Th. Jörn's „Papstwahl und Ausgleich“. Die vielfach bestrittene Frage der „Gefängnißarbeit und ihres Verhältnisses zum freien Gewerbe“, welcher eben von Reichs wegen durch eine Enquete näher getreten wird, hat durch A. Bauer, zunächst an den Ergebnissen der Strafanstalt Bruchsal, eine interessante Beantwortung gefunden. „Der Pariser Post-Congreß“ ist von A. v. Kirchenheim behandelt, „die österreichischen Städteordnungen“ von J. v. Inraschef. A. Bulmerincq macht „Vorschläge zur Reform der Pflanzengerichtsbarkeit“, und Wilhelm Stieba endlich entwirft ein Bild der Geschichte und Bestrebungen der „französischen Syndikatskammern für Arbeitgeber und Arbeitnehmer“. Sie sind nicht etwa mit unsern Gewerbeschiedsgerichten zu verwechseln, sondern enthalten einen sehr interessanten spontanen Versuch zur Lösung der sozialen Frage. Den Schluß des Heftes bilden literarische Abhandlungen.

Lie. th. Mücke, der kirchenpolitische Kampf und Sieg des Staates in Preußen und im deutschen Reiche (Brandenburg Wieske, 1878).

Während der verdieutermassen zu fünf Jahren Zuchthaus verurtheilte vormalige deutsche Botschafter des deutschen Reichs in Paris, Graf Harry von Arnim, seine ohumächtige Wuth gegen sein Vaterland und dessen leitenden Staatsmann in einer neuen Broschüre auszutoben sucht, unter dem Titel „der Nuntius kommt“, die er nach seinen Gewohnheiten Anfangs anonym erscheinen ließ, danken wir fast gleichzeitig einem gläubigen Protestanten, dem Lic. theol. Mücke eine lesenswerthe kleine Schrift „der kirchenpolitische Kampf und der Sieg des Staates in Preußen und im deutschen Reiche“, (Brandenburg, Wieske, 1878), die in mehr als einer Beziehung zu den erfreulichsten Erscheinungen der Broschürenliteratur der jüngsten Vergangenheit zählt. Vor Allem wegen der entschiedenen, wenn auch maßvollen Verurtheilung, die der Verfasser manchen Konservativen und „kirchlich Evangelischen“ angedeihen läßt, weil diese in ihren „vornrtheilsvollen Anschauungen“ schließlich glücklich bis zu jenem Abgrunde des Vaterlandsverrathes gediehen waren, lieber Frieden mit dem „vaticanischen Idol, dem neuaufgelebten Phantom theokratischer Weltherrschaft“, dem unfehlbaren Papst, als mit dem deutschen Staat der Gegenwart zu suchen! Diesen bedenklichen Strebungen gegenüber, die leider in sehr hohen Kreisen ihre Werber und weiblichen Bundesgenossen zählen, war es hohe Zeit, daß wieder einmal ein protestantischer Geistlicher von dem Abschluß und Ruhepunkt aus, den die kirchenpolitische Gesetzgebung Preußen's und des Reichs seit 1876 gefunden, den ganzen Kulturkampf in seinen Motiven, Zwecken und Erfolgen betrachtete. Das Ergebniß dieser Studien liegt in der erwähnten Schrift zu Jedermanns Nuß, den Feinden Deutschland's zum Trutz, vor uns. Es ist ein großartiges Bild deutscher Staatsmacht und Staatskunst, das hier entrollt wird, und weithin erhebt sich ein trostlicheres Gelächter, wenn Graf Arnim aus seinem Miethschloß bei Graz graulich zu machen sucht durch seinen Schreckruf: Der Nuntius kommt!

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hans Blum in Leipzig.

Verlag von F. V. Herbig in Leipzig. — Druck von Gützel & Herrmann in Leipzig.

XXXVII. Jahrgang.

II. Semester.

Die
Grenzboten.

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst.

No. 46.

Ausgegeben am 14. November 1878.

Inhalt:

	Seite
Rückblide auf den orientalischen Krieg 1877—1878. IV. Die Ereignisse auf dem europäischen Kriegsschauplatze bis zum Falle von Biewna. Von Eb.	241
Die Funde von Olympia. Von Adolf Rosenberg.	258
Graf Bismarck und seine Leute während des Kriegs mit Frankreich. L. S.	267
Zur Kritik des gegenwärtigen Kunstgewerbes. I. Die Monogrammen-Mante. H. A. Lucas.	275

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.
Hierzu eine literarische Beilage von B. Spemann in Stuttgart.

Leipzig, 1878.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern des In- und Auslandes.

Im Verlag von Fr. Wils. Grunow in Leipzig ist soeben erschienen:

Graf Bismarck u. seine Leute

während
des Kriegs mit Frankreich.

Nach Tagebuchblättern

von
Dr. Moriz Busch.

2 Bände. Preis broch. 12 Mark. geb. 16 Mark.

Elegante Ausstattung in Papier und Druck, mit Zierleisten, Schlussornamenten und Initialen.

Der Verfasser, der mehrere Jahre Beamter im Auswärtigen Amte war, hat während des Feldzugs 1870/71 den Reichskanzler von der französischen Grenze bis nach Versailles und nach fünfmonatlichem Aufenthalte in dieser Stadt wieder nach Berlin zurückbegleitet, während dieser ganzen Zeit in dessen unmittelbarer Umgebung, mit ihm in dienstlichem Verkehr, mit ihm bei Tische und beim Thee und gelegentlich mit ihm im Reisewagen gewohnt. Er hat seine Beobachtungen mit photographischer Treue sofort nach dem Sehen und Hören in einem Tagebuche fixirt, das auch das scheinbar kleine und Unbedeutende aufnahm, und aus diesem Tagebuche theilt er jetzt alles das mit, was sich in jetziger Zeit noch nicht in Mittheilung entzieht.

Wir haben in dem Werke

eine genau geführte Chronik des Lebens unseres großen Staatsmannes vom
Anfang des Kriegs mit Frankreich bis zu dessen Ende

vor uns, eine Chronik, die eine wichtige Ergänzung der Literatur über diesen Krieg und zugleich der Literatur über den Fürsten und somit im

===== vollen Sinne ein geschichtliches Buch =====

ist.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.



Rückblicke auf den orientalischen Krieg 1877—1878

von Ld.

IV.

Die Ereignisse auf dem europäischen Kriegsschauplatz bis zum Falle von Plewna.

Im Anfang August 1877 waren die russischen Streitkräfte auf dem Kriegsschauplatz in Bulgarien in folgender Weise gruppiert. Im Westen stand hinter der Dsma auf den Straßen, welche von Nikopoli, Schistowa und von Bjela an der Zantra auf Plewna führen, der bei Plewna geschlagene Heertheil des Generals Krüdener (9. Armeekorps und Theile des 4. und 11. Korps). Im Süden, von Selwi über Thynowa bis Elena und in den südlich von dieser Linie liegenden Balkanpässen stand das 8. Korps, verstärkt durch die bulgarische Legion und die 3. Schützenbrigade vom Detachement Gurko, unter General Radezki. Im Osten waren unter dem Großfürst Thronfolger das 12. und 13. Korps im Begriff, über den schwarzen Lom vorzugehen und zur Einschließung von Ruschtschuk zu schreiten. Südlich davon, mehr in Verbindung mit dem 8. Korps, deckten Theile des 11. Korps die Front gegen Dsmanbazar und Eski-Dschuma. Das Hauptquartier befand sich in Bjela.

Diese weit getrennten Anstellungen waren allseitig von Angriffen bedroht. Wie von Plewna aus Dsman Pascha, so konnte im Süden des Balkan Suleiman und, vom Festungsviereck aus, im Osten Mehemed Ali Pascha jeden Augenblick zum Angriff schreiten, und nirgends waren Streitkräfte genug versammelt, um mit möglichster Gewißheit des Erfolges einen energischen Angriff abwehren zu können. Wohl mag die Frage des Rückzuges und einer größeren Konzentration der Kräfte im russischen Hauptquartier ernstlich erwogen sein. Vielleicht war es nur die Anwesenheit des russischen Kaisers, welche die russischen Armeen in ihren Stellungen südlich der Donau festhielt. Aber jeder Schritt zurück öffnete den Türken ein weites Thor, so daß, mochte der An-

griff von der einen oder der anderen Seite kommen, sofort der Rückzug bis hinter die Donau in Frage kam.

Um diesen Rückzug zu erzwingen, dazu fehlte den Türken — der Sultan. Der Herrscher allein hätte vielleicht vermocht, seine uneinigen drei Feldherrn gleichzeitig zu energischem Vorgehen zu zwingen, und hätte die Verantwortung auch für die kühnste That und die damit verbundenen Opfer übernehmen können. Der Sultan blieb aus, die Russen blieben stehen, die Gelegenheit zum Siege für die Türken ging unwiderbringlich verloren.

Die Verstärkungen für das russische Heer wurden nun in ununterbrochener Reihenfolge herangezogen. Zunächst galt es, Krüdener in Stand zu setzen, einem Vorstoße Osman Pascha's auf Schistowa zu widerstehen. Von russischen Truppen war zunächst nur noch eine Division des 4. Armeekorps zum Uebergang über die Donau bereit; eine rumänische Division stand schon in Nikopoli. So sehr man bis jetzt die Rumänen bei Seite gehalten, in der Noth mußte man sie rufen. Beide genannten Divisionen trafen in den ersten Augusttagen beim General Krüdener ein. Bald sehen wir auch eine zweite und dritte rumänische Division in den Verband der gegen Plewna operirenden russischen Armee treten. Aus dem Innern Rußland's stießen zur Operationsarmee: die 2. und 3. Infanterie-Division, beide außer jedem Korpsverband, die 24. und 26. Division, welche als dritte Divisionen dem 1. und 2. Armeekorps angehörten, dann die Garde mit 3 Infanterie-Divisionen und der unter General Gurko vereinigten Garde-Kavallerie (die Garde-Kürassier-Division blieb jedoch in Petersburg); zuletzt noch 2 Infanterie- und 1 Kavallerie-Division des Grenadierkorps. Vom 7. Korps, dessen eine (15.) Division bereits der Dobrudscha-Armee angehörte, wurde die 36. Division an die Donau gegenüber Silistria gezogen. Drei neu formirte Reservedivisionen blieben theils an der Küste, theils in Rumänien. Auch Theile der 24. und 26. Division blieben noch längere Zeit nördlich der Donau namentlich gegenüber Ruschtschuk stehen.

Wie die zunächst verfügbaren Truppen dem General Krüdener, so wurde die 2. Infanterie-Division bei ihrem Eintreffen der Südarkmee zugetheilt, die übrigen Verstärkungen werden wir im Laufe der Ereignisse selbst die ihnen angewiesenen Plätze einnehmen sehen.

Nach Eintreffen der 16. Division 4. Armeekorps beim General Krüdener wurde die dort stehende Brigade des 11. Korps zu diesem zurückgeschickt. Gleichzeitig übernahm General Zotow, Kommandirender des 4. Korps, als älterer General das Kommando der „Westarmee“, die also nun aus dem 4. und 9. russischen Armeekorps und der 4. rumänischen Division bestand.

Osman Pascha unterließ, wie schon früher gesagt, jedes Vorgehen und

richtete sich nur zur Abwehr eines erwarteten neuen russischen Angriffs in Plewna ein. General Zotow ließ deshalb das 4. Korps wieder auf die Höhen von Belischat und Stalewiza vorgehen, mit den Vorposten aber bis Tutscheniça und Bogot sich ausdehnen, zur Beobachtung der Straße nach Lowaß. Das 9. Korps übernahm nördlich davon die Sicherung der Straßen auf Ruschtschuk. Die rumänische Division deckte im Anschluß daran den Raum von Wrbiza über Tschalifewat bis Kasamuniza am Wid mit der Straße nach Nikopoli.

Nachdem diese Aufstellung genommen, wurde das große Hauptquartier am 9. August nach Gorni Studen verlegt, wo es sich mehr im Mittelpunkt der drei Armeen befand.

Zwei leichte Ausfälle Osman Pascha's in der Richtung auf Tutscheniça wurden ohne Mühe zurückgewiesen, sonst herrschte bis zum letzten Augusttage vor Plewna völlige Ruhe. Eine größere Unternehmung Osman Pascha's fand nur von Lowaß aus gegen die Südarmee statt. Inzwischen wurde mit dem Fürsten von Rumänien eine Vereinbarung getroffen, nach der zu der 4. auch die 2. und 3. rumänische Division westlich des Wid über die Donau gehen und die Verbindung von Plewna mit Widin unterbrechen sollten. Nachdem am 24. August Kavallerie von Nikopoli aus bis an den Isker vorgegangen, auch ein Infanterie-Regiment von Selischtoare aus mit Booten übergesetzt war, erfolgte der Brückenschlag bei Korabia, und war am 30. August beendet. Nach dem Uebergange der beiden rumänischen Divisionen übernahm am 31. August der Fürst Karl von Rumänien den Oberbefehl über alle gegen Plewna operirenden Truppen. Ehe aber noch dieser Wechsel im Kommando vollzogen war, erfolgte am 31. August der Ausfall Osman Pascha's gegen Belischat.

Russischerseits stand bei Belischat, mit Vorposten in Bogot und Tutscheniça, die 16. Division, nördlich sich anschließend bei Boradim und Stalewiza, Vorposten zwischen Tutscheniça und der Chauffee nach Schistowa, die 30. Division, beide zum 4. Korps gehörig; nördlich der genannten Chauffee stand die 31., an der Chauffee selbst in der Höhe von Boradim die 5. Division, letztere beide das 9. Armeekorps bildend. Die Türken hatten um 6 $\frac{1}{2}$ die Vorposten-Kavallerie südlich der Chauffee zurückgetrieben und um 8 Uhr eine Verschanzung vor Belischat genommen, verloren sie aber wieder durch das Eingreifen russischer Reserven. Osman entwickelte nun gegen 9 Uhr seine Truppen zum Angriff auf die ganze Front des 4. russischen Korps, beschränkte sich aber bis Mittag auf Artilleriefener und ließ erst nach 12 Uhr die Infanterie vorgehen. General Zotow zog die Divisionen des 9. Korps heran, ließ namentlich eine Brigade der 5. Division von der Chauffee aus gegen die Flanke des auf

Skalewiza gerichteten Angriffs vorgehen. Ehe jedoch diese noch wirksam werden konnte, war der Angriff bereits in der Front abgewiesen. Eine Wiederholung desselben um 3 Uhr Nachmittags hatte keinen besseren Erfolg. Um 4 $\frac{1}{2}$ Uhr zog Osman Pascha seine Truppen in die Befestigungen von Plewna zurück. Die Russen hatten 1060 Köpfe in dem langen Kampfe verloren. Aber der einzige ernste Angriffsversuch Osman Pascha's war gescheitert, und das Selbstgefühl der russischen Truppen war durch einen Erfolg gegen den zweimal siegreichen Feldherrn gehoben.

Bei der russischen Südararmee erwarteten die Vortruppen in den Balkanpässen von Tage zu Tage den Angriff Suleiman Pascha's. Dieser aber war dem Abzuge des General Gurto am 1. August nicht gefolgt, sondern konzentrierte erst seine Truppen theils bei Jeni-Saghra, theils bei Esti-Saghra. Vom Tschipka-Passe stieg sogar Generalmajor Stoljetow am 14. August mit 4 Bataillonen nach dem Dorfe Tschipka hinab und holte sich am 15. Proviant aus Kesanlyk, ohne anders als durch türkische Irreguläre dabei behindert zu werden. Erst am 16. August griffen 6 türkische Bataillone die Russen im Chainkö-Paß an, begnügten sich aber mit Demonstrationen. Am 18. August erschien Suleiman's Avantgarde vor Kesanlyk, ihre Vortruppen besetzten Janina und Senowo. Am 19. rückte das Gros der Avantgarde selbst nach letzterem Orte (2 km vom Dorfe Tschipka). Gleichzeitig wurden von Slivno aus die russischen Vorposten in Stararjeka angegriffen und bis Bebrowa zurückgeworfen, so daß General Radezki eiligst Verstärkungen dahin abgehen ließ. Am 20. waren 40 türkische Bataillone vor dem Tschipka-Paß versammelt, und am 21. August begann der ernste Angriff auf diesen. Russischerseits hielt das 36. Infanterie-Regiment und die bulgarische Legion den Paß und seine nächste Umgebung besetzt. Erschwert war die Bertheidigung dadurch, daß der Aufstieg der Türken bis zur Paßhöhe ziemlich gedeckt erfolgen konnte, und daß die Flanken des Bertheidigers auf den Höhen keine Anlehnung fanden, sondern stets mit Umgehung bedroht waren. Das Schussfeld der wenigen Geschütze, die man aufstellen konnte, war beschränkt. Durch Anlage von Batterien und Schützengräben aber war die Stellung zu möglichst hartnäckiger Bertheidigung eingerichtet worden. Den linken Flügel der Stellung bildeten die besonders festen Bertheidigungsanlagen auf dem Nikolai-Berge.

Der türkische Angriff erfolgte auf dem geraden Wege vom Dorfe Tschipka aus, zur Unterstützung wurde sogar auf einem nahen Höhenpunkte, dem kleinen Verdek, eine Batterie in Thätigkeit gesetzt. Die Russen wiesen alle Angriffe von früh bis 8 Uhr Abends erfolgreich ab. Um Mittag war übrigens schon das 35. Infanterie-Regiment zu ihrer Unterstützung hinter der Paßhöhe angekommen. Am 22. August wurden nur einige schwache Vorstöße gegen die

Redoute auf dem Nikolai-Berge versucht, das Artilleriefener aber dauerte ununterbrochen fort, und wurden dadurch namentlich die russischen Reserven empfindlich beschädigt. Am 23. August, dem blutigsten Kampftage, wurden unter noch heftigerem Artilleriefener die türkischen Angriffe hauptsächlich gegen die beiden Flanken der russischen Stellung, der Hauptangriff mit 20 Bataillonen von 6½ Uhr früh an gegen die rechte Flanke gerichtet, wo ein noch unbesezter bewaldeter Berg gedeckte Annäherung und Umgehung gestattete.

Mit zähester Ausdauer weisen die hier stehenden 2½ Bataillone der Regimenter 35 und 36 (9. Division) bis 2½ Uhr Nachmittags alle Angriffe der Türken zurück, um 2½ Uhr kommen ihnen noch 2 Kompagnien aus der Nikolairedoute zu Hilfe; mehr ist auch dort nicht entbehrlich, und Reserven sind nicht mehr zur Stelle. So wird der Anprall bis 5 Uhr ausgehalten, dann erlahmt die Kraft, und es beginnt ein allgemeiner Rückzug. Mühsam halten die beiden Regimentskommandeure die wenigen noch unverwundeten Leute fest — da naht die Hilfe. General Radezki erscheint mit 200 Mann des 16. Schützenbataillons, die auf Kasakenpferden beritten gemacht sind, und mit denen er der 4. Schützenbrigade vorausgeeilt ist. Bald ist auch das vorderste Bataillon der Brigade zur Stelle. Ermuthigt durch die neue Hilfe wenden die ermatteten Vertheidiger sich wieder zum Vorgehen, die lange behauptete Stellung wird den Türken wieder entrisen. Die größte Gefahr ist überwunden. Nach drei ruhelosen Tagen bringt die einbrechende Nacht den müden Kämpfern eine kurze Ruhe. Am frühen Morgen des 24. August trifft die Tete der zweiten Brigade der 14. Division auf dem Passe ein, im Laufe des Tages sind dort 21 russische Bataillone versammelt, welche die immer erneuten türkischen Angriffe erfolgreich abweisen. Bis zum 25. früh ist auch die erste Brigade der 14. Division von Selwi angekommen. General Radezki behut nun seine Stellung so weit aus, daß er den bewaldeten Berg in der rechten Flanke den Türken entreißt und besetzt. Ein weiterer Vorstoß gegen die türkische Stellung hat wenig Erfolg. Am 26. werden zwei türkische Angriffe auf die zeitweis ihnen entrisenen niedrig gelegenen Schützengräben abgewiesen, dann aber alle russischen Truppen in die eigentliche Stellung auf der Paßhöhe zurückgezogen. Vom 27. August an beschränken sich beide Theile auf gegenseitige Beschießung mit Artillerie- und Gewehrfeuer. In den Kampftagen vom 21. bis 26. August hatte der russische Verlust mehr als 100 Offiziere, 3500 Mann betragen, der der angreifenden Türken wurde auf 10,000 Mann geschätzt. Zur vermehrten Sicherheit wurde russischerseits noch eine Brigade der 11. Division in die Paßstellung gezogen, doch verhielten sich die Türken bis Mitte September, das langsame Feuer ausgenommen, vollständig ruhig.

Zur Unterstützung des Angriffs auf den Tschipka-Paß hatte auch Osman

Rascha von Lowag aus am 21. und 22. August Demonstrationen gegen Selwi ausführen lassen, welche aber die Vortruppen der dort stehenden 2. Infanterie-Division abzuweisen genühten.

Die blutigen Frontal-Angriffe auf den Tschipta-Paß mißlangen. Vergeblich fragt man nach ihrer Ursache, wo der Zweck, die Räumung des Balkan zu erzwingen, ja viel sicherer zu erreichen war, wenn Sulciman sei's im Osten über Behrowa der Armee im Festungsviereck die Hand reichte, oder weiter westwärts über den Etropol-Balkan mit Plewna in Verbindung trat. Das Auftreten eines so starken und zur Offensive befähigten Korps im Norden des Balkan konnte gerade in dieser Zeit noch für die ganze russische Armee südlich der Donau verhängnißvoll werden. Bei der gewählten Angriffsart wurden die kostbaren Kräfte in erfolglosem Anstürmen nutzlos vergeudet.

Im Osten Bulgarien's standen unter dem Oberbefehl Mehemed Ali's zu Anfang August das etwa 20,000 Mann starke Korps Achmed Ejub's bei Ruschtschuk und etwa 40,000 Mann weiter südlich bei Rasgrad und Osmanbazar. Ihm gegenüber hatte der Großfürst Thronfolger von Rußland mit dem 12. und 13. russischen Korps starke Stellungen am linken Ufer des schwarzen Lom inne, während die Linie der Vorpösten am weißen Lom bis Spachilar aufwärts stand und sich von dort nach Arablär am schwarzen Lom zurückwandte, also etwa der türkischen Linie Rasgrad-Eski-Dschuma-Osmanbazar so ziemlich parallel lief. Von Arablär hatte die Armee des Großfürsten Verbindung mit dem um Slatarißa vereinigten 11. russischen Korps, welches, jetzt ganz der Südararmee zugetheilt, mit den bei Kesrowa stehenden Abtheilungen die Front gegen Osmanbazar genommen hatte, während den Vortruppen in Behrowa und Elena noch wesentlich die Deckung von Balkanpässen gegen die türkische Südararmee oblag.

Bis Mitte August standen beide Theile sich unthätig gegenüber; nur am 13. August gingen schwache türkische Abtheilungen von Rasgrad zur Refognoszirung gegen Sabina am weißen Lom vor.

Am 16. August erfolgte von Ruschtschuk aus ein ernsterer Angriff auf die russischen Vorpösten bei Dolob (7 km von Ruschtschuk), während an demselben Tage eine russische Refognoszirungs-Abtheilung gegen Osmanbazar vorging. Am 21. refognoszirten 4 russische Bataillone in der Richtung auf Eski-Dschuma, wurden aber auf die Höhen des rechten Lom-Ufers zurückgedrängt. Am 22. August früh gelang es sogar den Türken, die Russen von den Höhen und über den Lom nach Ajzlar zurückzuwerfen. Die russische 1. Division (des 13. Armeekorps) nahm die Höhen an demselben Abend nach 9 Uhr wieder, aber von Mitternacht an erfolgten neue türkische Angriffe, die nur unter Heranziehung auch von Theilen der 35. Division desselben Armeekorps abgewiesen

werden konnten. Schon nach wenigen Stunden, um 4 $\frac{1}{2}$ Uhr früh am 23. August, griff jedoch Derwisch-Pascha von neuem an, und zwang endlich die Russen zum Rückzuge. Die Höhen und der Uebergang von Hjazlar blieben in den Händen der Türken; zur Ausbeutung des Erfolges aber geschah von Seiten derselben — nichts. Was an demselben Tage Suleiman im Tschiptapasse nur gezwungen und am späten Abend that, hier that es Mehemed Ali freiwillig, und ließ vom Angriff ab, als alle Vorbedingungen für einen weiteren Erfolg erfüllt waren. Das 13. russische Korps zog nur den rechten Flügel seiner Vorposten etwas zurück und blieb sonst unbehelligt stehen.

Am 30. August erfolgte ein neuer Angriff durch drei türkische Brigaden gegen den linken Flügel des 13. Korps auf Sadina und Karahassantioi. Die dort stehende Brigade Leonow mußte nach hartnäckigem Widerstande dem sechsmal wiederholten überlegenen Angriffe weichen und mit einem Verluste von 600 Mann die Lom-Linie aufgeben. Das 13. Korps zog sich infolge dessen in die Linie Dsjitowa-Tschertowna-Bejin-Verbowka-Tschairkioi zurück, nur noch einen kleinen Marsch vorwärts der Zantra, aber noch in gleicher Höhe mit dem benachbarten 12. und nach Süden mit dem 11. Korps.

Am 31. August wurden wieder die Vorposten des 12. Korps von Ruschtschuk aus bei Kadikioi angegriffen, durch herantommende Reserven aber ward der Vorstoß eben so abgewiesen, wie eine Wiederholung desselben am 4. September. Erst am 5. September früh erfolgte durch fünf türkische Brigaden (die Divisionen Nedjib- und Fuad-Pascha und die Brigade Raschid-Pascha) ein ernster Angriff von Solenik (am weißen Lom) her auf Kazelowo und Ablanowo (am schwarzen Lom) gegen die dort stehende 33. Division (12. Korps). Nach elfstündigem Kampfe unter Verlust von 1300 Köpfen gelang es zwar, ein Vorgehen der Türken über den schwarzen Lom zu hindern, doch nahm der Großfürst Thronfolger Angesichts einer weiteren Bedrohung seiner Flanke jetzt auch dieses Korps auf die Höhen von Trstenik zurück und konzentrierte so seine Truppen in einer neuen festen Stellung näher um Bjela, auf deren rechten Flügel auch Theile des 11. Armeekorps von der Südararmee und der zur Verstärkung angelangten 26. Division zur Armee des Großfürsten herangezogen wurden. Ein Angriff auf diese Stellung erfolgte erst am 21. September. Seine Bedeutung wird mehr hervortreten, wenn wir sehen, was inzwischen vor Plewna geschehen war.

Im Westen hielt Osman Pascha außer der Hauptstellung von Plewna auch noch Lowaß an der Dsma, dessen Besitz wesentlich seine Verbindungen über den Balkan wie mit der Südararmee sicher stellte. Das Vorgehen von dort auf Selwi während der Kämpfe im Tschiptapasse hatte zwar keinen Einfluß auf die Entscheidung ausgeübt, lenkte aber die Aufmerksamkeit der Russen

wiederholt auf diesen schon mehrfach umstrittenen Ort. Nachdem die Behauptung des Schipkapasses Ende August gesichert schien, waren die Reserven der Südarmee, die 2. und die inzwischen auch eingetroffene 3. Division, zur Verwendung nach Westen, zunächst gegen Lowaß dann gegen Plewna, verfügbar. Die Wegnahme des ersteren Ortes war um so nothwendiger, als von hier aus die Verbindung der russischen West- und Südarmee und die Flanken beider Armeen stets zu bedrohen waren. Von Plewna aus war deshalb auch ein Detachement (4 Bataillone des 4. Korps, die kaukasische Kasaken-Brigade und 3 Batterien) unter General Stobelew zur Beobachtung gegen Lowaß aufgestellt. Dies Detachement trat jetzt neben der 2. Division, einer Brigade der 3. Division und der 3. Schützenbrigade unter die Befehle des Generals Fürsten Imeretinski, Kommandeur der 2. Division.

Lowaß liegt auf beiden Ufern der Dsma. Auf dem rechten Ufer, 4—5 km östlich der Stadt, bildet eine dem Flusse ziemlich parallel laufende Höhenreihe eine natürliche vorgeschobene Stellung, die sich nördlich bis zu einem Dorfe Präsjeka erstreckt, und deren höchster Punkt, der Rothe Berg, dicht südlich der Straße Selwi-Lowtscha liegt.

Stobelew stand bereits bei Rakrina, 10 km von der türkischen Stellung und nördlich der obengenannten Chaussee. Am 1. September rückte er dicht vor die türkische Stellung und legte hier in den Nächten zum 2. und 3. September Geschützemplacements an. Fürst Imeretinski langte mit den übrigen Streitkräften am 2. September in Rakrina an, beide Flanken durch Kavallerie gedeckt. Am 3. September erfolgte der Angriff auf Lowaß mit den Truppen des General Stobelew links, einer Brigade der 2. Division in der Mitte und der 3. Schützenbrigade auf dem rechten Flügel, also mit 14 Bataillonen in erster Linie, 2 Brigaden der 2. und 3. Division (12 Bats.) als Reserve dahinter.

Um 5 $\frac{1}{2}$ Uhr früh eröffneten die eingegrabenen Batterien ihr Feuer, um 7 Uhr versuchten die Türken ihrerseits einen Offensivstoß gegen die Schützenbrigade, wurden aber abgewiesen und bis 11 Uhr hinter die Dsma zurückgetrieben. In der Mitte und auf dem russischen linken Flügel wurde erst um 2 Uhr die beherrschende türkische Stellung am Rothen Berge genommen und von hier aus allmählig die Stadt erreicht. Von einer neuen Stellung aus beschoß dann die Artillerie die türkischen Werke am linken Ufer der Dsma. Unter dem Schutze dieses Feuers überschritt die russische Infanterie die Dsma und ging zum Sturme gegen die Verschanzungen auf dem linken Ufer vor. Die Türken warteten diesen Sturm nicht ab, sondern gaben die Werke auf. Die russische Kavallerie verfolgte die Fliehenden. Der Verlust der Russen in diesem Kampfe betrug 1516 Köpfe, der türkische ist nicht bekannt. Angeblich sind in den eigentlichen Werken vor und in Lowaß allein 2200 türkische Tode

begraben worden. Ein Versuch zur Wiedereinnahme von Lowaß am 4. September wurde leicht abgewiesen.

Fürst Imeretinski ließ nun die Brigade der 3. Division und die Kasaken-Brigade zur Besetzung der Stadt und zur Beobachtung der Türken stehen; mit den übrigen Truppen rückte er am 5. September vor Plewna, wo er im Anschluß an den linken Flügel der dort schon stehenden Truppen nächst der Straße nach Lowaß bei Bogot Aufstellung nahm. Die Einschließung auf dem rechten Wid-Ufer vollendete im Süden eine Kavallerie-Brigade, die sich westwärts an die Stellungen des Fürsten Imeretinski angeschlossen. Im Norden waren östlich des Wid am 3. September drei rumänische Divisionen in dem Raume vereinigt worden, den bis dahin die 4. rumänische Division allein gesichert hatte. Auf dem linken, westlichen Wid-Ufer war Plewna durch russische und rumänische Kavallerie jetzt wenigstens leicht zernirt. Außer der vermehrten Kavallerie traf aber am 4. auch ein Theil des Belagerungsstrains (20 Vier- und zwanzigpfünder) ein.

Unter dem Oberbefehl des Fürsten Karl von Rumänien waren nunmehr allein an Infanterie mehr als 8 Divisionen um Plewna versammelt; man war den Türken um das Doppelte überlegen. Der Erfolg von Lowaß, der Nichterfolg der Türken bei Belischat und am Tschiptapafß hatten das Selbstgefühl der Truppen wieder gehoben. Andererseits ließ die Thätigkeit Mehmed Ali's, der die Ostarmee bereits genöthigt hatte, sich nahe um Bjela zu konzentriren, täglich ernste Ereignisse an der Zautra erwarten. Alle diese Umstände mögen zusammengewirkt haben, das russische Hauptquartier zu dem Entschlusse zu führen, der Zwangslage, in welche namentlich die türkische Stellung in Plewna die russischen Heere versetzte, mit einem Schlage ein Ende zu machen und nach besserer Vorbereitung, sowie mit entschiedener Ueberlegenheit, einen neuen gewaltsamen Angriff auf Plewna zu versuchen.

In der Nacht vom 6. zum 7. September wurden vor den Fronten der russischen Korps für 136 Geschütze*) Batterien angelegt, für die Belagerungsgeschütze zwischen den Rumänen und dem 9. Korps. Am 7. früh eröffneten diese Batterien ihr Feuer gegen die türkischen Schanzen. An demselben Tage ließ Fürst Imeretinski von Bogot aus die Türken aus zwei vorgeschobenen Schanzen vertreiben, wobei er 500 Mann verlor; das 4. und 9. russische Korps rückten näher an die türkischen Stellungen heran. Am 8. September wurde Brestowaß westlich der Straße nach Lowaß ohne Kampf besetzt, ein Versuch aber, die Höhen von Krischina zu nehmen, wurde mit 900 Mann Ver-

*) Für die 24pfünder und für die 9pfünder Fußbatterien, deren Wirkung schon nach der Einnahme von Ardahan in Armenien sehr gerühmt worden war.

lust abgewiesen. Am 9. versuchte Osman Pascha seinerseits einen Vorstoß gegen den linken Flügel des Fürsten Ineretinski unter General Stobelew, hatte aber damit keinen Erfolg. Auf den übrigen Fronten wurden an diesem Tage die Feldbatterien näher an die türkischen Schanzen heran verlegt, so daß sie theilweise die Lager der türkischen Truppen hinter den Schanzen beschießen konnten. Das beiderseitige Feuer nahm an Lebhaftigkeit zu. Am 10. September wurde das russische Feuer noch mehr verstärkt. Am Abend dieses Tages gelang es dem General Stobelew, die am 8. vergeblich angegriffenen Höhen, den sogenannten grünen Hügel, zu nehmen.

Nachdem man die türkischen Stellungen für genügend erschüttert erachtete, sollte am 11. September der Sturm erfolgen. Ein heftiges Artilleriefeuer von Tagesanbruch bis 9 Uhr, dann von 11 bis 1 Uhr und schließlich wieder von 2½ Uhr ab sollte den Angriff der Infanterie vorbereiten, dessen Beginn auf 3 Uhr festgesetzt war. Aber schon um 11 Uhr Vormittags griffen die Türken selbst den linken Flügel der Artillerie des 4. russischen Korps an. Dieses Korps wurde dadurch vorzeitig in einen hartnäckigen Kampf verwickelt. Die Infanterie drang zwar zeitweise in die vorderen türkischen Verschanzungen ein, aber beim Angriff auf die Redoute von Radischewo, die das eigentliche Kampfziel für dieses Korps war, wurde dasselbe schließlich mit einem Verluste von 110 Offizieren, 5249 Mann abgewiesen. Bei den anderen Truppen begann, der Disposition gemäß, der Angriff viel später, das Zueinandergreifen aller Truppen war dadurch von vorn herein gestört, und die russische Heeresleitung erwies sich als zu schwerfällig, um Uebereinstimmung und Zusammenhang in die Thätigkeit der einzelnen Heerkörper zu bringen; selbst die Meldungen über die Vorgänge auf beiden Flügeln gelangten an das Oberkommando zu spät. Nördlich der Chaussee nach Schistowa hatten die rumänischen Divisionen und ein Theil des 9. russischen Korps (dessen Verluste von den Kämpfen bei Nikopoli und am 20. und 31. Juli vor Plewna noch nicht ersetzt waren) gemeinschaftlich das Fort Abdul Kerim, die sogenannte erste Griviza-Redoute, anzugreifen. Das Vorgehen erfolgte aber ohne Zusammenhang, und erst ein dritter Angriff um 6½ Uhr Abends führte Rumänen und Russen gleichzeitig in das genommene Werk. Drei Versuche der Türken, in der folgenden Nacht das Fort wieder zu nehmen, wurden vereitelt. Die 1. Brigade der 5. russischen Division verlor bei diesem Kampfe allein 22 Offiziere, 1305 Mann. (Der Sturm auf die Düppelstellung am 18. April 1864 kostete den Preußen 70 Offiziere, 1118 Mann).

Auf dem russischen linken Flügel hatte General Stobelew in hartem Kampfe drei türkische Schanzen genommen, sein Vordringen rief in Plewna eine solche Panik hervor, daß die Besatzung der südlichen Front die Werke

vor der Stadt vollständig verließ. Seine Schwäche aber, er hatte bereits 1500 Mann verloren, und der Mangel jeder Reserve gestattete ihm nicht weiter vorzubringen. Am 12. September wurden ihm, ohne daß er Unterstützung erhielt, durch sechsmal wiederholte türkische Angriffe unter neuen gewaltigen Verlusten auch die genommenen Schanzen wieder entrisen. Auf den übrigen Fronten wurde am 12. und 13. September nur ein mäßiges Artillerie-Feuer unterhalten. Am 14. Abends versuchten die Türken noch einmal das Fort Abdul Kerim wieder zu nehmen, gaben aber nach dreiviertelstündigem Kampfe den erfolglosen Angriff auf. Mit einem Gesamtverluste, den für die Tage vom 6. bis 14. September die Russen auf rund 300 Offiziere, 12,500 Mann, die Rumänen auf 60 Offiziere, 3000 Mann bezifferten, war also nichts gewonnen als eine Schanze, die, wie man jetzt sah, von einer zweiten, nahe gelegenen Griwiza-Redoute dominirt und völlig unter Feuer gehalten wurde.

Die gesuchte große Entscheidungsschlacht war verloren, der Stern Osman Pascha's leuchtete heller wie je; er selbst aber war nicht im Stande den Ring, der nach wie vor ihn umschlossen hielt, zu durchbrechen. Der Anstoß, der die Türken auch offensiv zu einem entschiedenen Erfolge führen konnte, mußte von anderwärts kommen. Die russische Armee, durch den gewaltigen Schlag erschüttert, durch den ungeheuren Verlust der Tage von Plewna mehr wie je geschwächt, mußte das Kommando über sich ergehen lassen. Jeder Tag, den es gelang, die früher inne gehaltenen Stellungen im Westen wie im Süden und Osten festzuhalten, war ein neuer folgenreicher Gewinn. Die Türken waren mehr wie je darauf angewiesen, die Russen von dem erhaltenen Schlage sich nicht erholen zu lassen, sondern durch energische Angriffe von allen Seiten den großen Erfolg auszubenten und zu einem Wendepunkt des Krieges zu gestalten. Die Indolenz der Türken, die Uneinigkeit ihrer Führer, um schon Gesagtes zu wiederholen, die Abwesenheit des Sultans von seinen Heeren, rettete noch einmal wie im Anfang August die russische Armee und ließ sie fast unbelästigt in allen ihren Stellungen.

Erst am 17. September unternahm am Tschiptapap, nach mehrtägiger heftiger Beschießung, Suleiman Pascha einen neuen Angriff. 3 Kolonnen zu je 1000 Freiwilligen stürmten von früh 3 Uhr gegen den östlichen Theil des Nikolai-Berges an, 6 Bataillone folgten ihnen. In den ersten den Russen abgenommenen Schützengräben wurden sofort starke Deckungen angelegt durch mitgebrachte Faszinen und Schanzlörbe. Ein um 6 Uhr ausgeführter neuer Vorstoß gegen die Nikolai-Redoute führte nicht zum Ziele. Der um 8 Uhr unternommene Hauptangriff wurde durch 20 Kompagnien der 14. Division nur mühsam abgewehrt, bis der Gegenstoß des letzten verfügbaren russischen Bataillons die Türken zum Stutzen und schließlich zum Weichen brachte. Ein

Nebenangriff auf die russische rechte Flanke wurde gleichfalls abgewiesen. Um 1 Uhr Mittags zogen sich die Türken überall zurück. Die Russen hatten über 1000 Köpfe verloren.

Nach diesem abgeschlagenen Angriffe stellten die Türken alle weiteren Versuche, gewaltsam in den Tschikapas einzudringen, ein. Erst nachdem zu Anfang Oktober Keuf Pascha den Befehl über die Südararmee übernommen hatte, wurde am 11. November wieder ein kleiner Infanterie-Angriff versucht. Zwei unbedeutende am 24. September und 3. Oktober auf Marian unweit Elena gerichtete Ueberfallsversuche gegen die linke Flanke der Südararmee hatten bei ihrer Isolirtheit keinen Erfolg.

Bei der Ostarmee konnte nach dem Kampfe vom 4. September Mehemed Ali erst am 21. September, also volle 10 Tage nach der Schlacht bei Plewna, dazu gelangen, noch einmal angriffsweise gegen die russische Aufstellung vorwärts Bjela vorzugehen. Die Unbotmäßigkeit seiner Unterführer gegen ihn, den deutschen Renegaten, hemmte überall die Schritte des Feldherrn; auch die Entfernung Achmed Gjub's von dem Kommando des Korps von Ruschtschuk hatte an dieser Sachlage wenig geändert.

Der rechte Flügel der Armee des Großfürsten Thronfolgers stand wie oben gesagt bei Tschairkioi auf den Höhen am linken Ufer des Rajatschik-Baches, je 25 km von Bjela einer- und Thruowa anderseits entfernt. Hier stand unter General Tatischew eine Brigade der 32. Division (11. A.-R.) und je ein Regiment der 1. und 26. Division (letztere eben zur Verstärkung von der Donau angelangt), 1 Brigade der 11. Kavallerie-Division und 6 Batterien. Mehemed Ali erschien vor der Stellung mit 3 Divisionen, darunter die ägyptische. Die russische Stellung ward am 21. September von 11 Uhr ab von Norden und Osten aus angegriffen. Die russischen Vortruppen mußten allmählig in die Hauptstellung zurückweichen, als aber um 4 Uhr die ägyptische Division zum Angriff gegen das Centrum vorgeführt wurde, wies das russische Feuer sie derart ab, daß sie einen neuen Angriff nicht mehr wagte. Der Angriff von Osten kam ebenfalls um 4 Uhr zum Stehen; Mehemed Ali beorderte die in Reserve zurückgehaltene Division Sabit Pascha heran, sie war — nicht aufzufinden. Hier versagte der Führer, dort die Truppe. Mehemed Ali gab den Angriff auf. Um 7 Uhr endete das Gefecht. Die Russen hatten etwa 500, die Türken an 2000 Mann verloren. Der lang erwartete und befürchtete Durchbruchversuch, der, wenn gelungen, alle Pläne der russischen Heerführung durchkreuzen und das Aufgeben des Balkan zur Folge haben mußte, war zu einer wirkungslosen Demonstration geworden.

In der Nacht vom 24. zum 25. September zog sich Mehemed Ali auf Poptkioi hinter den Dom zurück, marschirte nordwärts nach Rabikioi ab, ver-

sammelte dort noch einmal am 29. September volle fünf Divisionen zum Angriff auf den russischen rechten Flügel, das 12. Armeekorps, aber Intriguen der Führer hielten ihn aufs Neue bei Ausführung seiner Absicht auf. Am 2. Oktober erhielt er seine Abberufung, und Suleiman Pascha übernahm das Kommando der Ostarmee.

Die Russen hatten ihre Vorposten wieder bis an den schwarzen Lom vorgeschoben. Suleiman rekognoszirte am 7. und 15. Oktober von Kaditioi aus gegen die russische Aufstellung am Lom, ließ aber dann nur die Division Assad bei Kaditioi südlich Kuschtschuk und die Division Sabit bei Solenik weiter südlich an dem gleichnamigen Flusse stehen und rückte mit den Divisionen Nebshib, Fazli und Fuad Pascha am 19. und 20. Oktober nach Rasgrad. Die egyptische Division war bereits nach Warna zurückgeschickt.

Um sich über die Aufstellung der Türken zu vergewissern, wurden seitens der Russen am 24. Oktober starke Rekognoszirungen über den schwarzen Lom gegen den weißen Lom und den Solenik vorgeschickt, wobei es an verschiedenen Punkten zu ernstern Kämpfen kam, in denen die Russen im Ganzen über 300 Mann verloren. Eine zusammenhängendere Reihe von Kämpfen brachte auch hier erst der Monat November.

Vor Plewna hielten nach dem abgeschlagenen Angriff vom 11. September die Russen alle früher innegehabten Stellungen fest und nahmen das Feuer gegen die Schanzen wieder auf. Die eigene Stellung östlich des Wid war sogar so gut eingerichtet, daß man die nächsten heranzuziehenden Truppen, Theile der 24. und die 26. Division der Südararmee und der Ostarmee überwies. Die Aufmerksamkeit im Westen wandte sich zunächst der Einschließung von Plewna auch auf dem linken Ufer des Wid zu, und diese Aufgabe wurde der Kavallerie übertragen.

Am 14. September trat unter dem General Krylow ein Kavalleriekorps von 46 Eskadrons mit 6 reitenden Batterien bei Dolnje-Dabnik, 10 km westlich der Wid-Brücke bei Plewna, auf der Chaussee nach Sofia zusammen und entsandte nach verschiedenen Richtungen Detachements, um überall die Verbindungen mit Plewna zu unterbrechen. Am 20. September stieß ein solches Detachement bei Telisch, 20 km südwestlich Plewna, auf überlegene feindliche Kavallerie, hinter der auch Infanterie sich entwickelte. Es war ein Theil der in Sofia und Orhanië unter Schewket Pascha formirten Entzäpararmee, der, etwa 12,000 Mann stark, mit einem großen Proviant- und Munitionstransport für Plewna, am 20. und 21. September in Telisch anlangte. Ein kleiner Vorstoß von Kavallerie gegen Telisch am 21. wurde abgewiesen; am 22. mußte General Krylow vor dem anrückenden Gegner und einem Ausfall-Detachement, das aus Plewna ihm entgegen kam, über Gorni Metropol auf Trstenik, am Wege

von Plewna nach Widdin, ausweichen. Am 1. Oktober wies eine Kavallerie-Abtheilung eine Fournagirung gegen Dolnje Metropol zurück. Am 2. jedoch besetzte eine stärkere türkische Abtheilung Metropol und sicherte dadurch die Straße nach Sofia vor einer Bedrohung durch die bei Trstenik stehende Kavallerie. Auch Dolnje Dabnik ward von Plewna aus besetzt.

Schewket Pascha brach mit dem Rest seiner Truppen am 4. Oktober von Orhanié auf und besetzte, nachdem er am 6. eine russische Kavallerie-Abtheilung von Radomirze über den Isker gedrängt hatte, die Orte Lukowiz und Radomirze an der Chaussee nach Sofia mit je 5000 Mann, Teliſch mit 6000 Mann unter Ismail Pascha und Gorni Dabnik mit 6000 Mann unter Achmed Hiſzi Pascha, der zugleich den Oberbefehl über alle diese Etappenposten führte.

Beim Oberkommando der Armee von Plewna war dem Fürsten von Rumänien mit Anfang Oktober der General Todleben zur Seite getreten, und die Geschäfte als Chef des Generalstabes übernahm, an Stelle des General Zotow, der General Fürst Imeretinski. Schon nach dem 14. September hatte man mit theilweiser Aushebung von Parallelen begonnen, aber am 18. September versuchten die Rumänen nochmals einen gewaltsamen Angriff gegen die zweite Griwiſa-Redoute. Nach einem Verlust von 417 Köpfen standen sie davon ab. Die Thätigkeit vor Plewna ging mehr und mehr in das Verfahren bei einer förmlichen Belagerung über. Die Sappenarbeiten richteten sich namentlich gegen die Redouten von Griwiſa und Radischewo. Gegen die Erstere waren sie von den Rumänen am meisten gefördert worden und wurden den Türken sehr lästig. Am 8. Oktober versuchten die Türken durch einen Ausfall die rumänischen Arbeiten zu zerstören, wurden jedoch mit starkem Verluste zurückgewiesen. Die Arbeiten gediehen am 18. Oktober bis zu einer vierten Parallele, nahe vor dem Glacis der Redoute; am 19. unternahm die 4. rumänische Division noch einmal selbständig, anscheinend ohne Genehmigung des Oberkommandos, da das Vorgehen von keiner Seite eine Unterstützung erhielt, einen Sturm auf die Griwiſa-Redoute. Infanteriefener in der Front und Angriffe türkischer Reserven in die Flanke nöthigten sie nach hartnäckigem Kampfe, mit einem Verluste von 927 Köpfen zum Rückzuge.

Das Oberkommando der russischen Heere mußte behufs vollständiger Einschließung von Plewna und deren Sicherung auch auf Beherrschung der Verbindungslinien Osman Pascha's nach dem Balkan hin in weiterem Umfange bedacht sein. Auf dem rechten Ufer des Wid erhielt die Ende September ganz um Lowaſ versammelte 3. Division den Auftrag, das Gebiet von Selwi und Lowaſ festzuhalten, womöglich auch die Ausgänge der südlich vorliegenden Balkanpässe zu sperren. General Karzow ließ zu diesem Zwecke

vom 3. Oktober an seine Kasaken immer weiter südwärts, zunächst gegen den Paß von Tetewen, rekognoszieren.

Auf dem linken Ufer des Wid hatte die Kavallerie des General Krylow die Verbindung Plewna's mit Sofia nicht zu unterbrechen vermocht. Diese Aufgabe ward jetzt dem Gardekorps zugebracht, das unter General Gurko gegen Ende September staffelweise an der Donau eintraf und im Oktober zwischen Plewna und Lowaß versammelt wurde. Gurko übernahm auch am 4. Oktober den Befehl über das Korps des General Krylow, das er einstweilen bei Trstenik stehen ließ.

Die Stellung von Gorni Dabnik erwies sich als der Punkt, dessen Wegnahme die Etappenlinie nach Sofia in wirksamster Weise durchbrach. Der Ort war durch Verschanzungen u. s. w. zur hartnäckigen Vertheidigung eingerichtet, aber die Ueberlegenheit an Truppen, über welche Gurko verfügte, ließ den Erfolg eines Angriffs fast zweifellos erscheinen.

In der Nacht vom 23. zum 24. Oktober überschritten die Garden den Wid. Zum direkten Angriff auf Gorni Dabnik waren bestimmt und gingen bei Tschirikowo und Swinar über den Fluß: die 2. Garde-Infanterie-Division und die Garde-Schützenbrigade, oder 20 Bataillone mit zugetheilten 4 Eskadrons und 6 Batterien. Die Deckung nach Süden gegen Telisch ward dem Garde-Jäger-Regiment und 2 Kavallerie-Brigaden, zusammen 4 Bataillonen und 16 Eskadrons mit 3 Batterien übertragen. Nach Norden gegen Dolnje Dabnik sollte sichern die 1. Garde-Division ohne das Jäger-Regiment, 1 Kavallerie-Brigade und einige einzelne Eskadrons, zusammen 12 Bataillone und 11 Eskadrons mit 6 Batterien, die bei Kruschewiza über den Wid gingen; außerdem aber sollten von Trstenik aus gegen diesen Ort demonstrieren: 33 Eskadrons, unterstützt durch 7 rumänische Bataillone. Die Besatzung von Plewna wurde an diesem Tage durch ein heftiges Bombardement beschäftigt und festgehalten.

Der Angriff auf Gorni Dabnik am 24. Oktober begann um 8 Uhr früh, um 8½ Uhr war das Artilleriefuer eröffnet, um 9½ Uhr wurde es von beiden Flügeln gegen die Haupt-Redoute konzentriert; um 10 Uhr war eine kleine Redoute und eine Anzahl Schützengräben vor der Haupt-Redoute genommen, in diese selbst einzudringen gelang zunächst noch nicht. In das längere Zeit dauernde stehende Gefecht griffen auch 2 Bataillone der 1. Garde-Division mit ein. Ein auf 3 Uhr angelegter konzentrischer Angriff gegen die Redoute führte die Truppen in vereinzeltem Vorgehen nur auf etwa 300, einzelne bis zu 30 m an die Redoute heran, wo alles möglichst gedeckt liegen blieb. In der Dämmerung wurde das Werk genommen, und Achmed Hifzi Pascha ergab sich mit 53 Offizieren, 2235 Mann, die noch unverwundet waren. Die

Russen hatten 117 Offiziere, 3195 Mann verloren. Vor Telisch kostete ein abgeschlagener Angriff dem Garde-Jäger-Regiment weitere 26 Offiziere, 907 Mann. Im Norden wurde nur demonstriert! Die Garde verlor also an ihrem ersten Gefechtstage im orientalischen Kriege 143 Offiziere, 4102 Mann.

İsmail Pascha hatte das Zurückweichen des Garde-Jäger-Regiments von Telisch nicht zu einem Eingreifen in das Gefecht bei Gorni Dabnik benutzt, dafür wurde er am 28. Oktober vollständig eingeschlossen und ergab sich nach vierstündiger Beschießung mit 100 Offizieren und 5500 Mann. Die Besatzung von Radomirze zog sich am 29. auf Orhanié zurück, die von Dolnje Dabnik nahm Osman Pascha am 31. Oktober nach Plewna hinein. Am 1. November begann die Schließung des Zernierungsringes um Plewna.

Gurko gab nach diesen Erfolgen einen Theil seiner Kräfte, die 1. Brigade der 3. Garde-Division zur Einschließung von Plewna ab, mit dem übrigen drang er in Gemeinschaft mit der 3. Division, General Karzow, weiter nach Süden vor, um den Türken das Heraustreten aus den Balkan-Pässen von Baba Konak, Slatiça, Trojan und Rosalita endgiltig zu verwehren, ferner um im Westen dieselben durch Einnahme von Wraça und Berkowiza bis über den obern Dgust zurückzudrängen. Wir werden auf dieses Vorgehen an anderer Stelle zurückkommen.

Auch an der Donau wurde das besetzte Gebiet weiter nach Westen ausgedehnt, namentlich durch die Einnahme von Rahowa am 20. November, bei der ein aus Rumänen und Russen gemischtes Detachement 308 Köpfe verlor, und die am 30. November ohne Kampf erfolgte Besetzung von Lom Palanka.

Die Einschließungslinie um Plewna wurde auf dem linken Wid-Ufer durch Schützengraben, Batterie-Einschnitte und Feldwerke in der vordersten Linie wie in der Linie der Reserven verstärkt. Jeder neue Angriffsversuch wurde den Truppen unter sagt. Die Truppen, zu denen im Laufe des Oktober noch die 3. Garde-Division und das Grenadierkorps hinzukamen, waren so vertheilt, daß von Nord nach Süd 3 Divisionen Rumänen, das 9. Korps, die mit 2. Division, 1. Schützen-Bataillon, das 4. Korps mit der 3. Schützenbrigade und die 3. Garde-Infanterie-Division die Stellungen auf dem rechten Wid-Ufer besetzt hielten, während auf dem linken Ufer das Grenadierkorps und 1 Brigade der 5. Division aufgestellt war. Auch die Stellung der 2. rumänischen Division auf dem rechten Wid-Ufer war mit dem Oberbefehl des Generals Ganekli Kommandeur des Grenadier-Korps unterstellt.

Ein Gefecht entstand im Laufe des November nur dadurch, daß General Skobelew am 9. sich der ersten verschanzten Linie der Türken auf der Höhe westlich Brestowak, des grünen Hügels, bemächtigte und sie besetzte; gleichzeitig besetzte er Dorf Brestowak. Die Türken versuchten am 10. November ver-

geblich diese Stellung wieder zu nehmen. Bis zum 11. ward sie dann heftig beschossen. Drei neue Angriffe durch 10 Bataillone in der Nacht vom 14. zum 15. November hatten keinen besseren Erfolg.

Am 12. November wurde Osman Pascha zur Kapitulation aufgefordert, am 13. lehnte er ein Eingehen auf diesen Antrag ab.

Die Aushungerung war bei der völligen Abschließung von Plewna nur eine Frage der Zeit. Die Anfang Dezember häufiger sich meldenden Deserteure bewiesen, daß die Lebensmittel auf die Reize gingen. Vor dem Falle von Plewna war aber noch ein letzter Durchbruchversuch zu erwarten. Am 8. Dezember ließ das türkische Artilleriefeuer nach, am 9. verstummte es gänzlich. Zugleich wurden starke Truppenansammlungen auf beiden Ufern des Wid und das Schlagen einer zweiten Brücke über denselben wahrgenommen. Für den 10. Dezember ordnete deshalb General Tobleben an, daß südlich Plewna eine Garde-Brigade in eine Reservestellung hinter das Grenadierkorps, eine Brigade der 16. Division nach Dolnje Dabnik über den Wid gehen sollte; der Befehl über beide Brigaden wurde dem General Skobelew übertragen. Nördlich Plewna wurden 4 rumänische Bataillone mit 3 Batterien auf das linke Wid-Ufer nach Dimirkioi beordert. Einige weitere Truppen-Verschiebungen wegen der zu erwartenden Demonstrationen fanden auf dem rechten Ufer statt.

In der Nacht vom 9. zum 10. Dezember erfuhr General Skobelew durch einen Ueberläufer die Räumung der Redouten von Kriskina und ließ sie sofort durch Bataillone der 30. Division besetzen.

Am 10. Dezember früh 7 Uhr begann der Angriff Osman Pascha's gegen die Stellung des Grenadierkorps. Das von dem ersten Stoß getroffene 9. Grenadier-Regiment muß die vordere Linie aufgeben, 2 Batterien lassen 8 Geschütze in den Händen der Türken; das 10. Grenadier-Regiment bringt mühsam den Rückzug zum Stehen. Bis 10 Uhr ist die 2. Brigade der 3. Grenadier-Division in der Front in die Gefechtslinie eingerückt, und ist auf den Flügeln eine Brigade der 2. Grenadier-Division, sowie ein Theil des 18. Regiments zur Unterstützung eingetroffen. Um 10½ Uhr gehen diese Truppen gemeinschaftlich zum Angriff über und treiben die Türken in ihre ursprünglichen Stellungen auf dem linken Wid-Ufer zurück. Inzwischen ist auf dem rechten Ufer die Entblößung der türkischen Stellungen erkannt. Um 9 Uhr besetzen die Rumänen die geräumte zweite Griwika-Redoute; gegen 10 Uhr wird das Vorrücken aus allen Abschnitten befohlen. Die Rumänen finden einen kurzen Widerstand bei der dicht am Wid gelegenen Redoute vor Spanesch, bald aber ergeben sich in ihr 2000 Mann. In dem Südbandschnitt zwischen dem Wid und dem Tutschitzenka-Bache nimmt die Garde-Division mit 18 Köpfen

Verlust 4 Schanzen und macht 3854 Gefangene. Die übrigen Werke werden ohne Kampf besetzt. Gegen Mittag bringen die russischen Truppen auf dem rechten Wid-Ufer gegen den Rücken Osman Pascha's vor. Dieser hat bereits an 6000 Tode und Verwundete verloren und ergibt sich nun mit 10 Generalen, 2130 Offizieren und 41,200 Mann.

Nach heldenmüthigem Widerstande war endlich Plewna bezwungen. Die durch dreimalige harte Schläge hier stark engagirte Ehre des russischen Heeres war wieder eingelöst. Die jetzt überall an Zahl überlegene Armee des Siegers hatte nunmehr die volle Freiheit des Handelns. Es fragte sich nur, ob und inwieweit sie nun mitten im Winter in der Lage sein würde, den mit so großen Opfern und so bedeutendem Zeitaufwande errungenen Erfolg auch sofort noch weiter auszubenten.

Die Funde von Olympia.

Von Adolf Rosenberg.

Was der Vater der griechischen Kunstgeschichte, Winkelmann, vor hundert Jahren geträumt, was neben seiner Kunstgeschichte das andere Ziel seines Lebens war, auf der Stätte des alten Olympia den dort verborgenen Resten der alten Kunst nachzuforschen, das ist heute glänzend vollendet worden. Man hat uns Deutsche, die wir 200,000 Mark und mehr ausgegeben haben, um den Griechen ein Museum zu füllen, idealistisch gescholten, weil wir uns, ähnlich den Siegern in der Altis, mit einem idealen Siegespreise begnügt haben, mit dem Ruhme, unsere neu erworbene Machtfülle, unsere Geldmittel in den interesselosen Dienst der Wissenschaft gestellt zu haben. Aber ohne unseren viel bespöttelten Idealismus wäre das große Ziel, zu dem wir in überraschend kurzer Zeit gelangt sind, nimmermehr erreicht worden. Das griechische Gesetz verbietet ohne Ausnahme die Ausfuhr von im Lande gefundenen Antiken. Der egoistische Engländer, der praktische Franzose, die außer uns allein die Mittel und das Interesse für derartige Unternehmungen besitzen, würden sich niemals mit Bedingungen einverstanden erklärt haben, welche den Löwenantheil demjenigen sichern, der bei dem Pakt die geringsten Opfer gebracht. Was also erreicht worden ist, ist durch den deutschen Idealismus erreicht worden, durch die selbstlose Opferfreudigkeit, welche stets eine Biederde der deutschen Wissenschaft

war. Und am Ende können sich die Gelehrten aller Nationen Glück wünschen, daß die Oberleitung des Unternehmens, auf welches die Blicke der ganzen zivilisirten Welt gerichtet waren und noch sind, in deutsche Hände gelegt wurde, da — wir können es ohne Ruhmredigkeit sagen — die deutsche archäologische Wissenschaft die sicherste Bürgschaft des Gelingens einer solchen Aufgabe bietet.

An der Spitze des Unternehmens stand der gelehrte Geograph des Peloponnesus, der Griechenland bis in seine fernsten Distrikte durchforscht hatte, Professor Curtius. Auch seine kühnsten Wünsche waren seit langen Jahren auf eine Durchforschung des Alpheiosthales gerichtet. Er gab ihnen im Jahre 1852 in einem Vortrage Ausdruck, den er in der Berliner Singakademie hielt. „Von Neuem“, so sagte er am Schlusse desselben, „wälzt der Alpheios Ries und Schlamm über den heiligen Boden der Kunst, und wir fragen mit gesteigertem Verlangen: wann wird sein Schooß wieder geöffnet werden, um die Werke der Alten an das Licht des Tages zu fördern?“ Unter seinen Zuhörern saß damals einer, der später so wesentlich zur Beantwortung dieser Frage beitragen sollte: der Kronprinz von Preußen. Seiner warmen Theilnahme und der Bereitwilligkeit des deutschen Reichstages ist es zu danken, daß im April des Jahres 1874 ein Vertrag mit der griechischen Regierung abgeschlossen wurde, der freilich dem deutschen Reiche alle finanziellen Lasten auferlegte, der unseren Kommissaren auf der andern Seite aber auch die Machtbefugniß gab, die Ausgrabungen nach ihrem Ermessen zu leiten und die gefundenen Gegenstände ausschließlich für Deutschland abformen zu lassen. Das Recht der ausschließlichen Abformung bleibt auf fünf Jahre vom Zeitpunkt der Entdeckung eines jeden Gegenstandes an gerechnet in Kraft.

Dank diesen Vereinbarungen sind wir in den Stand gesetzt, auch fern von Olympia uns an den Schätzen erfreuen zu dürfen, welche deutsche Energie nach tausendjährigem Schlafe dem Schlamme des Alpheiosthales entrißen hat. Seit wenigen Tagen sind die Gipsabgüsse der gefundenen Reste griechischer Herkunft in einem überdachten Raume der Domruine in Berlin ausgestellt. An derselben Wand, die einst bestimmt war, mit den Fresken des Cornelius geschmückt zu werden, sind jetzt die Trümmer der Statuen, welche einst die Giebelfelder des olympischen Zeustempels füllten, in architektonischer Umrahmung zu lebensvollen Gruppen vereinigt. Zwar haben wir noch schmerzliche Lücken zu beklagen, die schwerlich jemals ausgefüllt werden dürften. Denn das Terrain um den vollständig aufgedeckten Zeustempel herum ist mit größter Sorgfalt untersucht worden. Wir werden uns mit dem Gefundenen, das ohnehin unsere kühnsten Erwartungen überstieg, begnügen müssen. Zwei Bevölkerungen haben sich nach dem Niedergange der antiken Kultur auf der Ebene von Olympia niedergelassen. Was der Verwüstung der Gothen und Skythen ent-

gangen ist, mag ihnen als willkommenes Baumaterial gedient haben. Verbrannter Marmor gibt einen vortrefflichen Mörtel.

Indessen sind die deutschen Schatzgräber im Großen und Ganzen derart vom Glücke begünstigt worden, daß wir über die Komposition der beiden Giebelgruppen, welche Pausanias als die Werke des Paionios von Mende und des Alkamenes von Athen bezeichnet, vollständig im Klaren sind. Schon diese Thatsache ist ein unberechenbarer Gewinn für die archäologische Wissenschaft. Außer den beiden Giebelfeldern des aeginetischen Athenatempels ist uns bisher keine Giebelkomposition der griechischen Kunst so genau bekannt geworden wie gerade diejenige des berühmtesten Tempels der alten Welt. Wohl sind uns imposante Reste von den herrlichen Skulpturen erhalten, mit welchen Phidias die Giebeldreiecke des Parthenon schmückte. Aber die Stürme der Zeit, Erdbeben, Belagerungen und Feuersbrünste, haben aus beiden Giebelgruppen die bedeutendsten Stücke, die Zentren, herausgerissen oder bis zur Unkenntlichkeit zerstört. Und gerade diese Mittelgruppen sind uns in Olympia so gut erhalten worden, daß uns nicht mehr der leiseste Zweifel über ihre Anordnung übrig bleibt. Wir sehen im vorderen, dem Ostgiebel, einen mächtigen Torso, dessen Gewandung ihn als Zeus charakterisirt. Zeus als Eideshüter steht inmitten der zum Wettkampf sich Rüstenden. Wie wir auf unteritalischen Vasenbildern den König Dinomaos und seinen zukünftigen Eidam um den Altar des Zeus zu feierlichem Opfer vereinigt sehen, so steht hier die Majestät des Gottes selber, der in seinem Tempel als Kampfrichter verehrt wird, statt seines Altars. Zu seiner Rechten steht Dinomaos; sein Gesicht ist abgeschlagen, aber der Helm auf seinem Haupte, dessen Pausanias ausdrücklich erwähnt, sichert seine Identität. Die Frau zu seiner Rechten ist seine Gattin Sterope. Dann folgt das Viergespann des Dinomaos mit seinem Wagenlenker Myrtilos und zwei hockende Knaben, welche Pausanias zwar als Männer, aber sonst richtig als Pferdeknechte des Dinomaos bezeichnet. Wo der Giebel sich zum spitzen Winkel schließt, liegt endlich der Flußgott Alpheios.

Die andere Seite entspricht genau der eben beschriebenen. Neben dem Pelops steht Hippodamia, der Preis des Sieges, vor seinem Viergespann sitzt ein Mann und hinter demselben ein zweiter. Dann folgt aber statt des Knaben der andern Seite ein Mädchen, das sich durch sein Gewand als solches charakterisirt. Den Abschluß bildet auch hier ein gelagerter Flußgott, der Kladeos.

Diese Anordnung, wie sie in der Berliner Ausstellung versucht worden ist, entspricht ziemlich genau der Beschreibung des Pausanias; nur daß die Flußgötter vertauscht worden sind. Indessen hat man geltend gemacht, daß der Körper des behelmten Mannes, den Pausanias ausdrücklich als Dinomaos bezeichnet, eine jugendlichere Bildung verrathe, als der von ihm Pelops

genannte, und da auf der linken Seite statt der von dem Periegeten aufgeführten zwei Männer ein Mann und ein Mädchen aufgefunden worden sind, so glaubt man auf Grund dieses augenscheinlichen Irrthums die ganze Schilderung des Pausanias als irrig verwerfen zu dürfen. Man wird diesen Einwendungen eine gewisse Berechtigung nicht absprechen können. Aber es sind jedenfalls alle Elemente vorhanden, um dereinst eine Restauration der Giebelgruppe zu versuchen, die nicht allzu weit von der ursprünglichen Komposition des Paionios abweicht.

Glücklicher sind wir bei der Rekonstruktion des Westgiebels, welcher den Kampf der Kentauren und Lapithen bei der Hochzeit des Peirithoos darstellte. Zwar wird auch hier die Autorität des Pausanias umgestoßen, welcher berichtet, daß der thessalische Held den Mittelpunkt der Komposition eingenommen habe. Die ideale Gestalt von übermenschlicher Bildung und Höheit, von der freilich nur der trefflich erhaltene Kopf und der Oberkörper übrig ist, könne, so hat man gemeint, nur ein Gott sein, der „strafend in das wilde Getümmel eintritt“. Man hat keinen andern als Apollon ausfindig machen können; indessen ist es noch Niemandem gelungen, den Zusammenhang des Lichtgottes mit dem Zeusstempel von Olympia nachzuweisen. Man sieht, wie sich trotz der großen Zahl der vorhandenen Trümmer die Schwierigkeiten der Interpretation auf Schritt und Tritt häufen.

Der Zusammenhang der übrigen Gruppen läßt sich dagegen sicherer nachweisen. Wir haben nämlich zu beiden Seiten der Mittelgestalt drei eng mit einander verbundene Gruppen, von denen die erste und letzte aus je drei Figuren bestehen, während die mittlere nur je zwei umfassen. In der Letzteren ist je ein Kentaur mit einem Lapithen in wildem Kampfe vereinigt, während zu den anderen Gruppen noch je eine Lapithenfrau hinzutritt, welche sich gegen die Umschlingungen der trunkenen Unholde wehrt. In einer dieser Gruppen wird man den Kentauern Eurktion, den frevlen Friedensbrecher zu erkennen haben, welcher die Braut des Peirithoos, die Hippodamia, davonschleppt. Es wird wahrscheinlich die sein, welche mit beiden Armen den Kopf des zudringlichen Räubers von sich stößt. Der Gattin des Helden steht eine so energische Aktion jedenfalls besser zu Gesicht als die Passivität der anderen Frau, die von einer Ohnmacht befangen zu sein scheint, wie ihr gesenktes Haupt errathen läßt. Den Abschluß bilden auf beiden Seiten je zwei liegende Figuren. Die Ersteren, Frauen mit alten, unhellenischen Gesichtszügen, scheinen vor Schreck niedergefallen oder mit Gewalt umgeworfen zu sein, während man in den ruhig gelagerten, weiblichen Figuren der Ecken wiederum Ortsgottheiten, die Bergnymphen des Pelion zu erkennen hat.

Die Inschrift auf dem Postamente der Nische des Paionios, die wir nachher besprechen werden, sagt uns, daß Paionios in der Verfertigung der Giebel-

gruppen seinen Nebenbuhler Alkamenēs besiegt habe. Wir freilich sind geneigt, auf Grund der ausgeführten Kompositionen, wie wir sie aus den Resten zusammengesetzt haben, viel eher dem Alkamenēs den Kranz zu reichen. Paionios hat nicht viel mehr gethan, als Figuren, welche die Sage ihm an die Hand gab, feierlich nebeneinander gereiht. Alkamenēs dagegen hat lebendig bewegte Gruppen erfunden, in denen sich eine dramatische Kraft offenbart, welche die hellenische Kunst nie zuvor gekannt hatte. Seine Kampfgruppen sind jedenfalls von großem Einfluß auf die Fortentwicklung der griechischen Kunst gewesen, die später in den Amazonen- und Perserkämpfen Erfindungen von gleicher und größerer Kühnheit ausgestaltete.

Wir werden indessen diesen Zwiespalt zwischen unserer nachträglichen Kritik und dem Urtheilsprüche der elischen Tempelbehörden, welche den Paionios mit dem ersten Preise auszeichneten, sehr leicht ausgleichen können, wenn wir annehmen, daß vor der Anfertigung der beiden Giebelgruppen eine Konkurrenz zwischen den Künstlern stattfand, entweder auf Grund bereits vorhandener Werke oder auf Grund von neuen Entwürfen. Darin, daß man dem Sieger in dieser Konkurrenz, dem Paionios, den Ostgiebel übertrug, mag ein Theil, wenn nicht der ganze Siegespreis gelegen haben. Der Ostgiebel, der dem Sonnenaufgang zugekehrt ist, unter dem sich der Eingang in die Zella mit dem Bilde des Gottes befindet, ist der heiligere von beiden. Ihn durften nicht die wilden Leidenschaften verunstalten, welche im Westgiebel tobten. Hier mußte nach dem Tempelritus eine feierliche Ruhe herrschen, und darum wählte Paionios, wenn ihm überhaupt freie Wahl gelassen war, die Ruhe vor dem Sturm, die Vorbereitungen zur Wettfahrt.

Wenn auch Paionios in der Konkurrenz zu Olympia über Alkamenēs siegte, so scheint der letztere doch der größere von beiden gewesen zu sein. Denn nach der Ueberlieferung des Pausanias erkannten ihm die Alten die zweite Stelle nach Phidias zu. Doch scheint auch Paionios, wie uns seine Nische beweist, dem Kreise des Phidias angehört zu haben.

Wir wissen aus Inschriften, besonders aus den Baurechnungen des Erechtheion's in Athen, daß die antiken Bildhauer ebenso wie die modernen nicht ihre Arbeiten selbst in Marmor ausführten, sondern derartige handwerksmäßige Geschäfte den Steinmetzen überließen. Je nach der Schulung derselben fiel dann die Arbeit aus. Die Parthenonskulpturen verrathen in ihrer sorgsamten Ausführung, welche die feinsten Intentionen des erfindenden Künstlers wiedergibt, die leitende Hand des Phidias, die nimmer ruhende, immer nach der Vollendung strebende attische Schule, die gerade in diesen Arbeiten ihr Höchstes eistete. Wie die Vorderseite war auch die Rückseite der Giebelfiguren, welche nach der Berechnung ihrer Verfertiger doch für immer dem menschlichen Auge

entrückt waren, auf das Sorgfältigste durchgeführt. Aus diesen Figuren spricht das Behagen des echten Künstlers an seinem Werke, der nicht auf den Beifall und die Bewunderung der Menge sieht, sondern zu eigener Befriedigung schafft.

In den Peloponnes konnten Alkameues und Paionios die Marmorarbeiter der Athenischen Werkstätten nicht mitnehmen. Sie waren hier auf die Beihilfe von einheimischen Steinmetzen angewiesen, die nach der ihnen überkommenen Tradition noch in alterthümlicher Befangenheit arbeiteten. Die zwölf Metopen mit den Thaten des Herakles, welche die Vorder- und Rückwand der Zella des olympischen Zeustempels schmückten, sind augenscheinlich das Werk ihrer Hände, das langsam ohne Ueberhastung entstand. Bei dem ersten Ausgrabungsversuche, den die Franzosen im Jahre 1829 auf dem Boden von Olympia unternahmen, und der sogleich die Lage des Zeustempels offenbarte, wurden Bruchstücke von fünf verschiedenen Metopen gefunden. Die deutschen Ausgrabungen förderten noch zwei Fragmente, die zu den jetzt im Louvre befindlichen Stücken gehören, und die Fragmente von drei anderen Metopen zu Tage. Eines derselben, Herakles, den Himmel tragend, mit König Atlas und einer Hesperide, gibt die ganze ursprüngliche Komposition bis auf die Beine der beiden Männer wieder. Wir sehen an diesen Resten, daß ihre Verfertiger sich auf eine gute Durchbildung des nackten Körpers verstanden, daß sie aber die Gewänder noch in der steifen Feierlichkeit der archaischen Kunst anordneten. Diese alterthümliche Gebundenheit der elischen Künstler vermochte weder dem freien Naturalismus des Paionios noch der kühnen Aktion zu folgen, welche für die Gruppen des Alkameues charakteristisch ist. Wir sehen aus ihren Arbeiten, daß ihnen die attischen Künstler nicht Gipsmodelle in natürlicher Größe, sondern nur kleine Skizzen zur Verfügung stellten, denen gegenüber die guten Provinzialen völlig rathlos waren. Es scheint außerdem mit großer Hast gearbeitet worden zu sein.

Die Rückseiten der Statuen wurden roh gelassen. Glieder, die nach rückwärts gefehrt waren, wurden nicht einmal aufgedeutet. Man vertraute eben auf den hohen Aufstellungsort — 17 Meter über dem Erdboden —, der manche Unbeholfenheit, manche Rohheit dem Auge des Beschauers entzogen hat. Endlich kam noch die Farbe hinzu, die belebte und, wo es noth that, verdeckte.

Die Giebelgruppen von Olympia wollen nicht als selbständige Kunstwerke betrachtet sein. Als solche würden sie vor keiner Kritik bestehen. Sie sind Glieder eines architektonischen Organismus, mehr dekorative als selbständige Skulptur, und darum wird man nur zu einer richtigen Werthschätzung der gefundenen Trümmer gelangen können, wenn man sie in der Höhe aufstellt, für welche sie ihre Urheber berechnet haben.

Immerhin enthalten sie aber eine kunstgeschichtlich sehr wichtige Bestäti-

gung der Thatfache, daß es in der Glanzepoche der griechischen Kunst keine Kunst neben der attischen gab. Die herrlichsten Kunstschätze, welche die Ebene von Olympia zierten, waren Werke attischer Kunst. Die Perle derselben, das Goldelfenbeinbild des Olympiers, das gefeierte Werk des Phidias, ist unwiderbringlich dahin, und von den zahllosen Erzfiguren — es soll ein ganzer Wald gewesen sein — wird schwerlich jemals eine wieder das Tageslicht erblicken. Das schimmernde Metall reizte die Raublust der Barbaren, die zweimal in das stille Thal des Alpheios einbrachen. Aber zwei Werke attischer Kunst hat uns dennoch ein glücklicher Zufall erhalten, zwei Werke, die unsere Kenntniß der griechischen Kunst auf das Glücklichste bereichern, die uns aber zugleich schwere Räthsel aufgeben: Die Nike des Paionios und den Hermes des Praxiteles.

Das Werk des Ersteren ist nicht bloß durch das Zeugniß des Pausanias, sondern auch durch die Inschrift auf der ebenfalls mit aufgefundenen Basis gesichert. Die Inschrift erzählt uns, daß die Messenier und Naupaktier das Werk dem olympischen Zeus vom Zehnten der Kriegsbeute geweiht haben, die sie den Feinden abgenommen, und daß sie Paionios von Mende verfertigt habe, der auch bei der Verfertigung der Siebelgruppen der Sieger war. Pausanias erläutert diese Inschrift, die scheinbar geflissentlich den Namen der Feinde umgeht, dahin, daß die Lakädämonier damit gemeint seien, welche die Messenier in Gemeinschaft mit den Athenern im Jahre 425 v. Chr. auf der Insel Sphakteria gefangen genommen. Paionios war diesmal glücklicher in der Wahl seines Marmorarbeiters. Es war unzweifelhaft einer, der in den Athenischen Werkstätten gelernt hatte. Vielleicht ist die Statue sogar in Athen unter den Augen des Meisters und unter seiner Beihilfe gearbeitet worden. Die Schwierigkeit des Transportes spräche nicht dagegen. Denn die Statue besteht, soviel wir noch jetzt sehen — Kopf, Arme, Flügel und der linke Fuß fehlen —, aus zwei Marmorblöcken, die an Ort und Stelle zusammengesetzt werden konnten. —

Die Nike stand auf einem dreieckigen, sich nach oben verzüngenden, etwa fünfzehn Fuß hohen Postament, das aus sieben Marmorblöcken bestand, welche auf einer Basis von zwei Kalksteinblöcken standen. Der Künstler hat sich die Siegesgöttin in dem Augenblick gedacht, wie sie, vielleicht mit Kranz und Palme in den Händen, vom Olympos herabschwebt, um dem beglückten Sterblichen den Siegespreis zu überreichen. Bei der heftigen Bewegung des stürmischen Fluges ist ihr das Gewand von der linken Schulter herabgeglitten, und der jungfräuliche, stark naturalistisch gebildete Busen ist dadurch frei geworden. Während der rechte Fuß noch die Basis berührt, tritt der linke, fast bis zur Hälfte entblößt, aus der prächtigen Fluth der sich nach rückwärts

bausenden Gewandung heraus. Man merkt an der Bewegung des Beins, daß er frei in der Luft schwebte. Da überdies an der Basis noch ein Vogel sichtbar ist, hat man angenommen, daß sich Paionios die Nike überhaupt noch in der Luft schwebend dachte, und die Farbe wird dann hinzugetreten sein, um an dem Marmor der Basis das Element anzudeuten.

Der schwungvolle Faltenwurf, die herrliche Anordnung des Gewandes, die sich nirgends in kleine knitterige Brüche verliert, sondern sich stets in großartigen Partien bewegt, zeigt uns den Schüler des Phidias, der an den majestätischen Giebelfiguren des Parthenon, namentlich an der wundervollen Gruppe der sogenannten Thauschweftern, studirt hat. In einer Partie scheint der Marmorarbeiter aber auch dieses Werk in seiner Gesamtwirkung beeinträchtigt zu haben. Der Unterleib ist nämlich so übertrieben stark gebildet, daß die Annahme, der Gürtel presse diesen Körpertheil so stark heraus, oder der Bildhauer sei der Individualität seines Modells zu sehr gefolgt, nicht ausreicht, um diese Abnormität zu erklären. Vielleicht mag sie aber durch den hohen Standort, durch die Einwirkung des Lichts, durch den Glanz des metallenen Gürtels u. s. w. beträchtlich gemildert worden sein.

Das Räthsel, von dem wir oben gesprochen haben, gibt uns erst der Hermes des Praxiteles auf, der in der Zella des Heratempels gefunden wurde, welcher sich nördlich vom Zeusstempel an den Fuß des Kronionhügels lehnt. Pausanias sagt bei der Aufzählung der Kunstwerke, die er im Heraion sah: „Geweihet ist auch ein Hermes von Marmor. Er trägt den kleinen Dionysos und ist ein Werk des Praxiteles.“ Daß der aufgefundenene Hermes mit dem von Pausanias erwähnten identisch ist, unterliegt keinem Zweifel. Man fand nicht bloß den bis auf die Kniee vollständig erhaltenen Körper des Hermes, sondern auch den Rumpf des kleinen Dionysos, welchen der Gott auf dem Arme trug. Der Kopf des Hermes ist so vortrefflich erhalten, wie kaum ein zweiter in unserem antiken Denkmälervorrath. Nicht einmal die Nasenspitze war verlegt.

Ob nun dieser Hermes in der That von der Hand des großen Praxiteles, des Schöpfers der Knidischen Venus, herrührt, ist eine Frage, die sich auf Grund der Autorität des Pausanias nicht ohne Weiteres bejahen läßt. Wir haben oben gesehen, wie oft sich Angesichts der Kunde der Bericht des Pausanias als irrtümlich erwies. Er hat Knaben für Männer und Mädchen für Knaben gehalten, er schreibt ferner, daß die Nike des Paionios auf einer Säule stand, während das Postament dreieckig ist u. dgl. m. Warum sollen die Ciceroni in Olympia, die dem wißbegierigen, etwas beschränkten Fremdling imponiren wollten, ihm nicht den berühmten Namen angegeben haben, den er in seine Schreibtafel eingrub? Vielleicht hat in der That auch an der Basis gestanden,

daß der Hermes ein Werk des Praxiteles, des Sohnes von Kephisodot aus Athen, war. Aber es folgt daraus noch nicht, daß dieser Praxiteles mit dem Schöpfer der Knidischen Venus und des Gros von Thespieae identisch ist. Wir wissen, daß in der Familie des großen Bildhauers, in welcher die plastische Kunst sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbte, die beiden Namen Kephisodot und Praxiteles lange Zeit hindurch mit einander wechselten. Wir wissen speziell, daß um 300 v. Chr. ein gleichnamiger Enkel des Praxiteles als Bildhauer thätig war.

Es sind zwingende Gründe vorhanden, die uns nöthigen, die schöne Illusion, ein Originalwerk des großen Praxiteles gefunden zu haben, nach allen Richtungen hin auf's Schärfste zu untersuchen, wenn nicht gar zu zerstören. Schon der erste Archäologe, der die Statue alsbald nach ihrer Entdeckung sah, Dr. Hirschfeld, zweifelte an der Urheberschaft des Praxiteles. Er wies mit Recht darauf hin, daß unter dem Namen keines andern großen Künstlers im Alterthume so viele Werke gegangen sind, wie unter dem des Praxiteles, und warf dann schüchtern die Frage auf: „Ist dieser Hermes nicht etwa bloß ein Werk aus der Schule, in der Kunstart des Praxiteles?“ Dieser Zweifel hat den Unmuth eines andern Archäologen, des Dr. Treu, seines Nachfolgers in der wissenschaftlichen Leitung der Ausgrabungen, erregt. Dr. Treu hat den Hermes, noch bevor ein Gipsabguß nach Deutschland gelangte, nach einer Photographie in Steindruck publizirt und in dieser Publikation (erschieden bei Ernst Wasmuth in Berlin) zugleich mit bewunderungswürdigem Scharfsinn eine stilistische Untersuchung der Statue gegeben. Trotzdem er von der Autorschaft des Praxiteles überzeugt ist, hat er Unbefangenheit genug besessen, um das Werk ganz vorurtheilslos zu prüfen. Immer und immer wieder drängt sich ihm im Laufe seiner Untersuchung die Wahrnehmung auf, daß gewisse stilistische Eigenthümlichkeiten auf den Kunstcharakter des Siphonischen Bildhauers Lysippos hinweisen, der ein Menschenalter nach Praxiteles auftrat und sich der Ueberlieferung zufolge durch eine große Selbständigkeit und Unabhängigkeit vor seinen Vorgängern auszeichnete. Die Behandlung gewisser Theile der Brust und des Halses, „der Einschnitt, welcher die Stirn in der Mitte theilt, die Buckel über dem Ansatz der Nase, die bewegte Bildung der Augenknochen, der Umriß der Wangen und die Oeffnung des Mundes — alles kehrt beim Apoxyomenos wieder,“ der bekannten Athletenstatue im Vatikan, die auf ein Original des Lysippos zurückgeht. Treu findet die Uebereinstimmung in der Bildung der meisten Theile zwischen dem Hermes und dem Apoxyomenos geradezu „frappant“.

Der Wiener Archäologe Penudorf hat in einer Kritik der Treu'schen Publikation (Kunstchronik 1878, Nr. 49) die von Hirschfeld aufgeworfene Frage weiter ventilirt und ist nach einer Reihe scharfsinniger Kombinationen zu dem

Resultate gelangt, daß, wenn wir nicht unsere aus erhaltenen Monumenten gewonnene Anschauung von den Eigenthümlichkeiten Syssipischer Kunst aufgeben wollen, der aufgefundenene Hermes unmöglich ein Werk des großen Praxiteles sein kann. Er nimmt schließlich als eine Eventualität unter andern an, daß es sehr wohl ein Werk des jüngeren Praxiteles sein kann, der bereits unter dem zwingenden, genügend bezeugten Einfluß des Syssipos arbeitete.

Wie dem nun auch sein mag, wir stehen vor einem kunstgeschichtlichen Räthsel, das dringend einer Lösung bedarf. Eine Konfrontation beider Gipsabgüsse, des Hermes und des Apoxyomenos, die noch nicht erfolgt ist, wird vielleicht diese Lösung herbeiführen. Jedenfalls hat der Gipsabguß des Hermes der Hypothese Benndorfs, der nur nach der Zeichnung urtheilte, eine sichere Basis geschaffen. Alle charakteristischen Grundzüge Syssipischer Kunst treten an dem Abguß auf das Deutlichste hervor.

Was die Ausgrabungen von Mykenae an Material für die Geschichte der Anfänge der griechischen Kunst herbeigeschafft, das haben die Ausgrabungen in Olympia für die Geschichte ihrer Blüthezeit gethan. Dort wie hier häuft sich Problem auf Problem, das wahre Lebenselixir für jede vorwärts strebende Wissenschaft.

Graf Bismarck und seine Leute während des Kriegs mit Frankreich.

So nennt sich ein soeben (Leipzig, Grunow) erschienenenes zweibändiges Buch von Moriz Busch, welches, wie man auch über die politischen Ansichten und die Methode des Verfassers urtheilen möge, als eine ungewöhnliche Erscheinung, ja als eine solche bezeichnet werden muß, die in der Literatur kaum ihresgleichen hat.

Wenigstens ist zur Charakteristik Bismarck's, abgesehen von dem, was er selbst in seinen Parlamentsreden und den von Hesel, vom Figaro u. A. mitgetheilten Briefen geäußert, nichts in die Oeffentlichkeit gelangt, was den hier gelieferten Beiträgen an Vielseitigkeit und Glaubwürdigkeit irgendwie verglichen werden könnte.

Der Verfasser war, wie bekannt sein wird, mehrere Jahre — irren wir nicht, von 1870 bis 1873 — im Auswärtigen Amte angestellt, und er beglei-

tete den Kanzler während der ganzen Dauer des siebenmonatlichen Krieges in der Weise, daß er sich unausgesetzt in dessen unmittelbarer Umgebung und in täglichem Verkehr mit ihm befand. Er hat, beauftragt, die Gedanken und Absichten desselben in der Presse zu vertreten, Blicke in die Entwicklung der Dinge thun können wie Wenige, er ist in hochbedeutsamen Momenten in dessen nächster Nähe gewesen, und er hat, indem er beinahe ausnahmslos an der Tafel des Kanzlers speiste, beim abendlichen Thee zugegen war und wiederholt im Reisewagen der Mittheilbarkeit des Fürsten lauschen durfte, reichlich Gelegenheit gehabt, auch zu sehen und zu hören, wie er sich im Privatleben giebt und verhält. Und wenn Busch das Glück hatte, beobachten zu können, so hat er, durch frühere Reisen zu literarischen Zwecken und strenge dienstliche Uebung geschult, auch zu beobachten verstanden. Er brachte zur Erfüllung der Aufgabe, die er sich gestellt, ein vorzügliches Gedächtniß selbst für das Kleine und scheinbar Nebenächliche mit, und bei der Aufzeichnung seiner Beobachtungen leitete ihn, wie jede Seite zeigt, trotz seiner stark ausgeprägten Gesinnung, mit der wir ihn unter die unbedingten Verehrer des Fürsten zu stellen haben, eine entschiedene, beinahe peinliche Wahrheitsliebe, die nichts glättet, was rauh ist, nirgends aus dem Eigenen höhere Lichter aufseht, nirgends Pointen hinzufügt, wo sich keine finden, und die andererseits auch solche zur Charakteristik des Kanzlers nothwendig scheinende Dinge nicht übergeht, die dem Berichterstatter — wir denken dabei an die ihm gelegentlich erteilten Verweise — beim Leser schaden können. Mit diesen Eigenschaften, zu denen die Gabe, gut zu erzählen und lebendig zu schildern, tritt, führte Busch zunächst ein genaues und ausführliches Tagebuch, welches sich auf Notizen gründete, die an Ort und Stelle gemacht wurden, und aus diesem theilt er hier in reichlichen Auszügen mit, was sich ohne Pflichtverletzung, ohne Tactlosigkeit und ohne Schaden gegenwärtig mittheilen läßt.

Daß Vieles verschwiegen bleiben mußte, würden wir auch ohne die Bezeichnung der Lücken durch Gedankenstriche, denen man namentlich in den letzten Kapiteln häufig begegnet, von vornherein annehmen. Wahrscheinlich ist so-
dann, daß jene Lücken ganz besonders interessante Vorkommnisse und Aeußerungen betreffen. Aber auch in dieser von den Verhältnissen gebotenen Unvollständigkeit ist das Buch mit seiner photographischen Treue ein werthvoller Beitrag zur Charakteristik des Kanzlers nach den verschiedensten Seiten seines Wesens, eine trefflich durchgeführte Chronik des Krieges, soweit es sich dabei um ihn handelte — zumal für den, der zwischen den Zeilen zu lesen versteht — und so eine wahre Fundgrube für die spätere Geschichtsschreibung. Eine Fülle neuer Charakterzüge und Aussprüche des Kanzlers, der überall den Mittelpunkt der Darstellung bildet, wird geboten, das gesammte

Leben des Auswärtigen Amtes entwickelt sich vor unseren Augen bis ins Einzelne, die wechselnde Stimmung der Mitglieder der Expedition wird sichtbar, wir hören die Tischeden des Fürsten über Vergangenes und Gegenwärtiges und zwar meist dem Wortlaut nach, ohne die übliche verschönern sollende Zuthat, wir bekommen ausgeführte Charakterzeichnungen von seinen hervorragenden Rätthen, während andere sich im Verlaufe der Erzählung durch die oder jene Aeußerung selbst charakterisiren, und damit es nicht an Abwechslung fehle, werden wir zuweilen auch auf die Schlachtfelder und nach Aussichtspunkten geführt, die der Kanzler während des Krieges besuchte. Endlich sind auch selten gewordene oder für das größere Publikum ganz verloren gegangene Aeußerungen der deutschen und ausländischen Presse eingeflochten, die geeignet sind, über die öffentliche Meinung und den Stand der Dinge in den einzelnen Phasen des weltgeschichtlichen Prozesses, von dem hier ein besonders interessanter Ausschnitt vorliegt, Licht zu verbreiten.

Der Eine und der Andere mag diese Zeitungsartikel wegwünschen. Der Verfasser aber kann deren Einschaltung mit einer Aeußerung des Kanzlers rechtfertigen, die sich auf Seite 375 des zweiten Bandes findet und folgendermaßen lautet:

„Wenn sie einmal Geschichte schreiben darnach (nach Gesandtschaftsberichten nämlich), so ist nichts Ordentliches daraus zu ersehen. Ich glaube, nach dreißig Jahren werden ihnen die Archive geöffnet; man könnte sie viel eher hineinschauen lassen. Die Depeschen und Berichte sind, auch wo sie einmal was enthalten, solchen, welche die Personen und Verhältnisse nicht kennen, nicht verständlich. Wer weiß da nach dreißig Jahren, was der Schreiber selbst für ein Mann war, wie er die Dinge ansah, wie er sie seiner Individualität nach darstellte? Und wer kennt die Personen allemal näher, von denen er berichtet? Man muß wissen, was hat Gortschakoff oder was hat Gladstone oder Granville mit dem gemeint, was der Gesandte berichtet? Eher sieht man noch was aus den Zeitungen, deren sich die Regierungen ja auch bedienen, und wo man häufig deutlicher sagt, was man will.“

Auch sonst findet sich in den Mittheilungen des Verfassers Einiges, was der eine oder der andere Leser als wenig bedeutend oder ganz irrelevant wegwünschen kann, Wetterbeobachtungen z. B., Berichte über Culinarisches, über gastronomische Neigungen des Kanzlers, über Jugenderinnerungen desselben und andere Aeußerlichkeiten und Kleinigkeiten. Er selbst hat das nach der Vorrede gefühlt, aber man wird ihm bis zu einem gewissen Grade beipflichten müssen, wenn er sich gegen dahingehende Vorwürfe folgendermaßen vertheidigt:

„Vieles von dem, was ich berichte oder schildere, wird Manchen als Kleinigkeit oder Aeußerlichkeit erscheinen. Mir erscheint nichts so. Denn nicht

selten lassen die Kleinigkeiten, um die der Prätor sich nicht kümmert, das Wesen der Menschen oder die Stimmung, in der sie sich gerade befinden, deutlicher erkennen als anspruchsvolle Großthaten. Dann mögen hin und wieder an sich ganz unbedeutende Dinge und Situationen dem Geiste Anlaß zu Gedankenblitzen und Ideenverbindungen geben, die fruchtbar und folgenreich für die Zukunft sind. Ich denke dabei an den oft sehr zufälligen und unscheinbaren Ursprung von epochemachenden Erfindungen und Entdeckungen, an die hellblinkende Zinnkanne, die Jakob Böhme in die metaphysische Welt verzüchte, und — an einen gewissen Fettfleck auf unserm Tafeltuch in Ferrières, der dem Kanzler zum Ausgangspunkte für eine sehr merkwürdige und ungemein charakteristische Tischrede wurde. (Dieselbe findet sich, soweit sie mittheilbar war, Band I, Seite 209—211 und ist in der That sehr bemerkenswerth). Der Morgen wirkt auf nervöse Konstitutionen anders als der Abend. Das Wetter mit seinem Wechsel beeinflusst Dinge und Menschen. Sogar das wird zu beachten sein, daß Gelehrte (der Verfasser denkt hier wohl an Feuerbach) Theorien aufgestellt haben, die kraß ausgedrückt ungefähr auf die Ansicht: der Mensch ist, was er ißt, hinauslaufen; denn, so komisch das klingen mag, wir wissen nicht, wie weit sie darin Unrecht haben. Endlich aber dünkt mich, daß überhaupt alles von Interesse ist, was zu dem hochherrlichen Kriege gehört, der uns ein deutsches Reich und eine sichere Westgrenze gewann, und daß auch das scheinbar Kleinste seinen Werth hat, was zu dem Antheile in Beziehung steht, den der Graf Bismarck an den Ereignissen während desselben hatte. Alles sollte deshalb aufgehoben werden. In großer Zeit erscheint das Kleine kleiner; in späteren Jahrzehnten und Jahrhunderten ist es umgekehrt. Das Große wird größer und das bedeutungslos Gewesene bedeutungsreich. Oft wird dann bedauert, daß man sich von den oder jenen Ereignissen oder Persönlichkeiten kein so lebendiges und farbiges Bild machen kann, wie man möchte, weil Anfangs für unwesentlich angesehenes, jetzt wünschenswerth gewordenes Material mangelt, da sich kein Auge, das es sah, und keine Hand, die es beschrieb und bewahrte, gefunden hat, als es Zeit war. Wer wüßte jetzt nicht gern Genaueres über Luther in den großen Tagen und Stunden seines Lebens, bestände es auch aus sehr harmlosen und wenig bezeichnenden Zügen, Umständen und Beziehungen? In hundert Jahren aber wird der Fürst Bismarck in den Gedanken unseres Volkes seine Stelle neben dem Wittenberger Doktor einnehmen, der Befreier unseres politischen Lebens vom Drucke des Auslandes neben dem Befreier der Gewissen von der Wucht Rom's, der Schöpfer des deutschen Reiches neben dem Schöpfer des deutschen Christenthums."

Ein gutes Buch spricht am besten für sich selbst, und so geben wir im Nachstehenden einige Auszüge aus der in Rede stehenden Schrift, wobei wir

uns einfach an die Reihenfolge der Kapitel halten und nur die Mittheilungen des Tagebuchs berücksichtigen, welche die Pariser Tage betreffen.

„Während des Diners (am 14. Oktober 1870) bemerkte der Chef (so bezeichnet man Bismarck in gewöhnlicher Rede unter den Herren vom Auswärtigen Amte), nachdem er einen Augenblick nachgefouren, lächelnd: „Ich habe einen Lieblingsgedanken in Bezug auf den Friedensschluß. Das ist ein internationales Gericht niederzusetzen, das die aburtheilen soll, die zum Kriege geheßt haben — Zeitungsschreiber, Deputirte, Senatoren, Minister.“ — Abeken setzt hinzu, auch Thiers gehöre mittelbar dahin, und zwar ganz vorzugsweise, wegen seiner chauvinistischen Geschichte des Konsulats und des Kaiserreichs. — „Auch der Kaiser, der doch nicht so unschuldig ist, wie er sein will,“ fährt der Minister fort. „Ich dachte mir von jeder Großmacht gleich viel Richter, von Amerika, England, Rußland u. s. w., und wir wären die Ankläger. Indeß werden die Engländer und Russen darauf nicht eingehen, und da könnte man das Gericht aus den Nationen, die davon am Meisten gelitten haben, zusammensetzen, aus französischen Deputirten und Deutschen.“ Bismarck kam später, wie wir erfahren, mehrmals auf diesen Plan zurück, so daß man vermuthen darf, es sei ihm damit Ernst gewesen.

Vom größten Interesse ist ferner die Mittheilung, die wir S. 264 des I. Bandes über eine Aeußerung Bismarck's in Betreff der Polen lesen. „Später gedachte er der Notiz im „Kraj“ (in der fälschlich behauptet worden, er habe unlängst einem galizischen Edelmann gerathen, die Polen sollten sich von Oesterreich abwenden) und hiermit der Polen überhaupt. Er verweilte dabei längere Zeit bei den siegreichen Kämpfen des Großen Kurfürsten im Osten und bei dessen Verbindung mit Karl dem Zehnten von Schweden, die ihm große Vortheile verheißen habe. Schade nur, daß sein Verhältniß zu Holland ihn gehindert habe, diese Vortheile zu verfolgen und gehörig auszunutzen. Er habe sonst gute Aussichten gehabt, seine Macht im westlichen Polen auszu dehnen. Als Delbrück darauf äußerte, dann wäre Preußen aber ja kein deutscher Staat geblieben, erwiderte der Chef: „Nun, so schlimm wäre es doch nicht geworden. Uebrigens hätte es nicht so viel geschadet, es hätte dann etwas im Norden gegeben wie Oesterreich im Süden. Was dort Ungarn ist, das wäre für uns Polen geworden,“ — eine Bemerkung, an die er die schon vorher einmal von ihm gegebene Mittheilung knüpfte, er habe dem Kronprinzen den Rath ertheilt, seinen Sohn die polnische Sprache lernen zu lassen, es wäre aber zu seinem Bedauern unterblieben.“ Man vergleiche hierzu auch Band II, S. 156.

Gleichfalls sehr interessant ist die Band II, S. 14 enthaltene Stelle über Sagern. Der Chef sagte u. A. von ihm: „Er läßt seine Töchter katholisch

erziehen. Nun, wenn er den Katholizismus für besser hält, so ist dagegen nichts einzuwenden; nur sollte er dann selber katholisch werden. So ist es nur Inkonsequenz und Feigheit. — Ich entsinne mich, 1850 oder 1851, da hatte Manteuffel Befehl bekommen, eine Verständigung zwischen den Gagern'schen und den Konservativen von der preussischen Partei zu versuchen — wenigstens so weit wie der König in der deutschen Sache gehen wollte. — Er nahm mich und Gagern dazu, und so wurden wir eines Tages zu einem *souper à trois* zu ihm eingeladen. Zuerst wurde wenig oder gar nicht von Politik gesprochen. Dann aber ergriff Manteuffel einen Vorwand, uns allein zu lassen. Als er hinaus war, sprach ich sogleich von Politik und setzte Gagern meinen Standpunkt auseinander und zwar in ganz nüchterner, sachlicher Weise. Da hätten Sie aber den Gagern hören sollen. Er machte sein Jupitersgesicht, hob die Augenbrauen, sträubte die Haare, rollte die Augen und schlug sie gen Himmel, daß es förmlich knackte, und sprach zu mir mit seinen großen Phrasen, wie wenn ich eine Volksversammlung wäre. — Natürlich half ihm das bei mir nichts. Ich erwiderte kühl, und wir blieben auseinander wie bisher. Als Manteuffel dann wieder hereingekommen war, und der Jupiter sich entfernt hatte, fragte er mich: Nun, was haben Sie zu Stande gebracht miteinander? — Ach, sagte ich, nichts ist zu Stande gekommen. Das ist ja ein ganz dummer Kerl. Hält mich für eine Volksversammlung — die reine Phrasenfengießkanne. Mit dem ist nicht zu reden."

Um dem Buche nicht zu viel zu entnehmen, übergehen wir eine große Anzahl gleich merkwürdiger Stellen und schreiben nur noch folgende aus:

§. 172 des II. Bandes: „Die Rede kam auf Napoleon den Dritten, und der Chef erklärte denselben für beschränkt. „Er ist,“ so fuhr er fort, „viel gutmüthiger, als man gewöhnlich glaubt, und viel weniger der kluge Kopf, für den man ihn gehalten hat.“ — „Das ist ja,“ warf Behndorf ein, „wie mit dem, was Einer vom ersten Napoleon geurtheilt hat: ‚eine gute Haut, aber ein Dummkopf.‘“ — „Nein,“ erwiderte der Chef, „im Ernst, er ist trotzdem, was man über den Staatsstreich denken mag, wirklich gutmüthig, gefühlvoll, ja sentimental, und mit seiner Intelligenz ist es nicht weit her, auch mit seinem Wissen nicht. Besonders schlecht bestellt ist's mit ihm in der Geographie, obwohl er in Deutschland erzogen worden und auf die Schule gegangen ist, und er lebt in allerhand phantastischen Vorstellungen.“ — „Im Juli ist er drei Tage umhergetaumelt, ohne zu einem Entschlusse zu kommen, und noch jetzt weiß er nicht, was er will. Seine Kenntnisse sind derart, daß er bei uns nicht einmal das Referendarexamen machen könnte.“ — „Man hat mir das nicht glauben wollen, aber ich habe das schon vor langer Zeit ausgesprochen. 1854 und 1855 sagte ich es schon dem Könige. Er hat gar keinen Begriff

davon, wie es bei uns steht. Als ich Minister geworden war, hatte ich eine Unterredung mit ihm in Paris. Da meinte er, das würde wohl nicht lange dauern, es würde einen Aufstand geben in Berlin und Revolution im ganzen Lande, und bei einem Plebiszit hätte der König Alle gegen sich. — Ich sagte ihm damals, das Volk baute bei uns keine Barrikaden, Revolutionen machten in Preußen nur die Könige. Wenn der König die Spannung, die freilich vorhanden wäre, nur drei bis vier Jahre aushielte, — die Abwendung des Publikums von ihm wäre allerdings unangenehm und unbequem — so hätte er gewonnen Spiel. Wenn er nicht müde würde und mich nicht im Stiche ließe, würde ich nicht fallen. Und wenn man das Volk anriefe und abstimmen ließe, so hätte er schon jetzt neun Zehnthelle für sich.“ — „Der Kaiser hat damals über mich geäußert: „Ce n'est pas un homme sérieux,“ woran ich ihn im Weberhause bei Donchery natürlich nicht erinnerte.“ Man wolle hiermit Band I, S. 318 vergleichen.

S. 325 ff.: „Er erzählte darnach, daß er heute auf dem Wege nach Saint Cloud vielen Leuten mit Hausrath und Betten begegnet sei; wahrscheinlich seien es Bewohner der Dörfer hier in der Nachbarschaft gewesen, die aber nicht aus Paris gekommen sein könnten. „Die Frauen sahen ganz freundlich aus,“ bemerkte er dazu, „die Männer aber nahmen sofort, nachdem sie der Uniformen ansichtig geworden waren, eine finstere Miene und eine heroische Haltung an. — Das erinnert mich, bei der früheren neapolitanischen Armee, da gab es ein Kommandowort — wenn bei uns kommandirt wird: „Gewehr zur Attacke rechts!“ so hieß es da: „Faccia feroce!“ Alles ist bei den Franzosen großartige Stellung, pompöse Redensart, imponirende Miene wie auf dem Theater. Wenn's nur recht klingt und nach etwas ausfieht — der Inhalt ist einerlei. 's ist wie mit dem Potsdamer Bürger und Hausbesitzer, der mir einmal sagte, daß eine Rede von Radowiz ihn tief gerührt und ergriffen hätte. Ich fragte ihn, ob er mir eine Stelle sagen könnte, die ihm besonders zu Herzen gegangen wäre — oder besonders schön vorgekommen. Er wußte keine anzugeben. Ich nahm darauf die Rede her und erkundigte mich bei ihm, welches die rührende Stelle wäre, indem ich das Ganze vorlas, und da ergab sich's, daß gar nichts derart darin stand, weder was Rührendes noch was Erhabenes. Es war eigentlich immer nur die Miene, die Stellung des Redners, die ausfiel, als spräche er das Tiefste, Bedeutendste und Ergreifendste — der Denkerblick, das andächtige Auge und die Stimme voll Klang und Gewicht. — Mit Waldeck war's ähnlich, obwohl der kein so gescheiter Mensch und keine so vornehme Erscheinung war. Bei dem war's mehr der weiße Bart und die Gesinnungstüchtigkeit.“ — „Die Gabe der Beredsamkeit hat im parlamentarischen Leben Manches verdorben. Man braucht viel Zeit, weil Alle, die da

35

was zu können glauben, das Wort haben müssen, auch wenn sie nichts Neues vorzubringen wissen. Es wird zu viel in die Luft gesprochen und zu wenig zur Sache. Alles ist schon abgemacht in den Fractionen, und so redet man im Plenum blos für das Publikum, dem man zeigen will, was man kann, und noch mehr für die Zeitungen, die loben sollen.“ — „Es wird noch dahin kommen, daß man die Beredsamkeit für eine gemeinschädliche Eigenschaft ansieht und bestraft, wenn sie sich eine lange Rede zu Schulden kommen läßt.“ — „Da haben wir Einen,“ fuhr er fort, „der gar keine Beredsamkeit treibt, und der trotzdem mehr für die deutsche Sache geleistet hat als irgend jemand sonst — das ist der Bundesrath. Ich erinnere mich zwar, zuerst wurden einige Versuche in der Richtung gemacht. Ich aber schnitt das ab, — — —. Enfin, ich sagte ihnen ungefähr: Meine Herren, mit Beredsamkeit, mit Reden, welche überzeugen sollen, da ist hier nichts zu machen, weil Jeder seine Ueberzeugung in der Tasche mitbringt — seine Instruction nämlich. Es gibt blos Zeitverlust. Ich denke, wir beschränken uns hier auf die Darstellung von Thatfachen. Und so wurde es. Niemand hielt eine große Rede mehr. Dafür ging es mit den Materien um so rascher, und der Bundesrath hat wirklich viel geleistet.“

Wir schließen unsere Auszüge, indem wir nochmals zu dem ersten Bande zurückkehren, mit einer Reihe von Aeußerungen des Kanzlers über den Papst, welche die Katholiken interessiren werden, und bemerken dazu, daß Aehnliches nach Busch's Bericht wiederholt vom Fürsten ausgesprochen worden ist. Die äußerst merkwürdige Stelle findet sich dort S. 337 ff. und lautet folgendermaßen:

„Häpfeld fragte: „Haben Excellenz schon gelesen, daß die Italiener in den Quirinal eingebrochen sind?“ — Der Chef antwortete: „Ja, und ich bin neugierig, was der Papst dagegen thun wird. Abreisen? — Aber wohin? — Er hat bei uns schon gebeten, wir möchten bei Italien vermittelnd anfragen, ob man ihn abreisen lassen würde, und ob dieß mit der ihm gebührenden Würde geschehen könne. Wir haben das gethan, und sie haben geantwortet, man würde seine Stellung durchaus achten und darnach verfahren, wenn er fort wollte.“ — „Sie werden ihn nicht gern gehen lassen,“ versetzte Häpfeld. „Es liegt in ihrem Interesse, daß er in Rom bleibt.“ — Chef: „Ja, gewiß, aber er wird doch vielleicht gehen müssen. Wohin aber? Nach Frankreich kann er nicht, da ist Garibaldi. Nach Oesterreich mag er nicht. Nach Spanien? — Ich habe ihm Baiern vorgeschlagen.“ — Er sann einen Augenblick nach, dann sagte er: „Es bleibt ihm nichts als Belgien oder — Norddeutschland.“ — „Es ist in der That schon angefragt, ob wir ihm ein Asyl gewähren könnten. Ich habe nichts dagegen einzuwenden. — Köln oder Fulda.“ — „Es wäre eine uner-

hörte Wendung, aber doch nicht so unerklärlich, und für uns wäre es recht nützlich, wenn wir den Katholiken als das erschienen, was wir in Wirklichkeit sind, als die einzige Macht gegenwärtig, die dem obersten Fürsten ihrer Kirche Schutz gewähren könnte und wollte. Stofflet und Charette und ihre Zuaven, die gingen gleich nach Hause. Für die Opposition der Ultramontanen hörte jeder Vorwand auf — in Belgien, in Baiern. Malinkrott trat auf die Seite der Regierung.“ — — — „Uebrigens mögen Leute mit vorwiegender Phantasie, besonders Frauen, in Rom beim Anblicke des Pomps und des Weibrauchs des Katholicismus und des Papstes auf seinem Thron und mit seinem Segen Reigung empfinden, katholisch zu werden. In Deutschland, wo man den Papst vor Augen hätte als hülfesuchenden Greis, als guten alten Herrn, als einen der Bischöfe, der wie die andern isst und trinkt, eine Prise nimmt, wohl gar auch seine Cigarre raucht — da hat's keine so große Gefahr.“ — „Na und schließlich, wenn nun auch etliche Leute in Deutschland wieder katholisch würden — ich werd's nicht — so hätte das nicht viel zu bedeuten, wenn sie nur gläubige Christen wären. Die Konfessionen machen's nicht, sondern der Glaube. Man muß toleranter denken.“ — — — Er entwickelte diese Gedanken in interessantester, hier aber nicht mittheilbarer Weise noch weiter.“

Vielleicht geben wir später noch einige Proben, was der Verfasser uns vom Hauptgegenstande seines Berichts zu erzählen hat. Für heute wollen wir nur auf den ganz außerordentlichen Reichthum des Buches an merkwürdigen Aeußerungen des Kanzlers aufmerksam gemacht haben und unsere Ueberzeugung aussprechen, daß dasselbe, da es nicht blos für Politiker und Historiker von Profession, sondern zugleich für das große gebildete Publikum geschrieben ist, in keiner Bibliothek fehlen sollte, die Anspruch darauf macht, eine gute zu sein.

L. S.

Zur Kritik des gegenwärtigen Kunstgewerbes.

I.

Die Monogrammen-Manie.

Trotz der erfreulichen Reformen, die im Laufe der letzten Jahre in vielen Zweigen des Gewerbes hervorgetreten sind, gibt es doch noch auf diesem Gebiete eine ganze Reihe von Erscheinungen, ja selbst ganze gewerbliche Branchen, die von jenen auf Geschmacksverbesserung gerichteten Bestrebungen so gut wie unberührt geblieben sind, auf die die Kreise, von denen jene Bestrebungen

namentlich ausgehen, noch gar nicht geachtet zu haben scheinen, und die daher, sich selbst überlassen, ruhig auf dem Wege des früheren gedankenlosen Schlen= brians weitertröten. Wenn man sich im Gewerbe ein wenig umsieht, so ge= wahrt man mehr solche Erscheinungen, als man nach den vielfachen Wendungen zum Bessern, die ja unleugbar stattgefunden haben, erwarten sollte. Ich habe die Absicht, in einer Serie von Artikeln auf einige solcher Erscheinungen auf= merksam zu machen. Vielleicht, daß es gelingt, die maßgebenden Kreise für sie zu interessiren und so auch ihnen den Segen der reformatorischen kunstgewerb= lichen Bewegung unserer Zeit zu Gute kommen zu lassen. Ich beginne mit der Monogrammen=Manie.

Daß die Liebhaberei, auf allen erdenklichen Erzeugnissen des Gewerbes das Monogramm, d. h. das aus den verschlungenen, über einander gelegten oder durch einander gesteckten Anfangsbuchstaben des Vor= und Zunamens bestehende Zeichen des Besitzers anzubringen, in der letzten Zeit eine immer weitere Ausdehnung gewonnen hat, bedarf wohl keines Beweises. Die Sache steht bereits in dem Stadium, wo sie zur Krankheit, zur Manie zu werden droht, ja vielleicht schon geworden ist. Der Parvenu, der sich eine Villa erbaut, läßt im Schlußstein des Portals und in dem Gitterwerk der Gartentreppe sein Monogramm anbringen; er bestellt sich geschmückte Möbel für seine Villa, und das Monogramm prangt in der Bekrönung jedes Schreins, jedes Buffets, jeder Stuhllehne; er schafft sich Wagen und Pferde, und es schimmert an der Wagenthür, an der Pferdedecke und am Lederzeug. Wer sich Uhr, Siegelring oder Petschaft kauft, läßt sich sein Monogramm hineingraviren, die Braut, der ihre Ausstattang angefertigt wird, will in den Zipfeln ihrer Tisch-, Bett- und Leibwäsche ihr Monogramm sehen, allerhand Galanteriewaaren, wie Brief= taschen, Cigarrenetuis, Cigarrenspitzen, Portemonnais, werden auf gut Glück hin gleich vom Fabrikanten mit Monogrammen versehen, der Schenkwirth läßt sich das seine in die Deckel seiner Biergläser stechen. Und man denke vollends an die Briefbogen und Enveloppen! Wo ist heutzutage noch ein Badfisch, der nicht seine Papeterie voll „rouleurter Stimmungsbogen“ hätte und jede „rouleur“ wieder mit einem anders gefärbten Monogramm bedruckt? Selbst aus Elfen= bein geschmückter Damenschmuck, Broschen, Armbänder, Ohrgehänge, bleiben nicht vom Monogramm verschont, und der geschmiegelte Pflastertreter, der in der offiziellen Flanirstunde das Trottoir der Hauptstraße für sich in Anspruch nimmt, hat auf dem tellergroßen Knopfe seines sogenannten „Amüsirknüppels“ sein Monogramm stehen, und wenn das Amüsement mit dem Knüppel im Gange ist, d. h. wenn der lebenswürdige Inhaber seinen Mitmenschen damit vor dem Gesicht herumfuchtelte, so wird an seinem Arme ein Manschettenknopf sichtbar, abermals in Tellerformat und abermals mit dem Monogramm des

gebildeten jungen Mannes verziert. Es ist entschieden eine hochgradig entwickelte Krankheit.

Damit kein Mißverständniß entstehe: ich rede nur gegen das Monogramm, nicht gegen die Besitzanzeige durch den Namen. Wer wollte es dem Glücklichen verdenken, der sich Garten und Haus, Wagen und Pferd erschwungen, daß er mit Stolz und Freude sich den Vorübergehenden als den Besitzer nennt? Aber auch in den übrigen Fällen hat das Anbringen des Namens meist seinen guten Sinn. Entweder sind es Gegenstände, die oft verloren gehen oder vergessen werden, wie Uhr, Brosche, Portemonnaie und Stock, oder solche, die viel durch andere Hände als die des Besitzers gehen, wie Wäschstücke und Wirthschaftsgeschirr, vor deren Verlust man sich durch Anbringen des Namens zu schützen sucht. Auf Briefbogen und Kouverts übernimmt der gedruckte Name gleichsam die Bürgschaft dafür, daß der Brief auch wirklich aus der Feder stamme, die sich am Fuße des Briefes unterschreibt, und wenn dies auch natürlich vor allem im geschäftlichen Verkehr von Wichtigkeit ist, so ist es doch auch im Privatverkehr mitunter nicht bedeutungslos. Aber wozu in aller Welt nur immer und ewig das Monogramm?

Was beim Monogramm, klar oder unklar, für ein Zweck vorschwebt, ist leicht ersichtlich. Des Monogramms bedienten sich früher ausschließlich adliche Kreise und Künstler. Der Ladenjüngling also, der sich sein Monogramm, womöglich mit der Grafenkrone darüber — warum nicht? wer hindert ihn an dem Vergnügen? — auf seine Briefbogen drucken läßt, fühlt sich aristokratisch und künstlerisch zugleich angehaucht. Dazu kommt ein anderes Moment. Zwei simple, neben einander gestellte Anfangsbuchstaben oder gar ein voll ausgeschriebener Name können nimmermehr als Zierrat dienen. Auf einen Zierrat aber ist es, wenn auch nicht ausschließlich, so doch gleichzeitig mit abgesehen. Das Monogramm soll einen doppelten Zweck erfüllen: es soll den Namen bezeichnen, und es soll als Ornament dienen. In dieser Verbindung aber von zwei absolut unvereinbaren Zwecken liegt eben die schwache Seite des Monogramms.

Alle unsere Monogramme werden aus lateinischen Buchstaben hergestellt. Nun sind unter den 25 Buchstaben des großen lateinischen Alphabets kaum fünf oder sechs, die sich mit Mühe und Noth dazu eignen, als ornamentales Element verwendet zu werden. Alle übrigen sind und bleiben Buchstaben, nichts als Buchstaben, und als solche für das Ornament gänzlich unfruchtbar. Dazu kommt, daß von den 25 mal 25, d. i. 625 Kombinationen von je zwei Buchstaben zu einem Monogramm — nur an diese einfachsten, aus zwei Buchstaben zusammengesetzten wollen wir uns einmal halten — kaum 50 ein einigermaßen erträgliches Bild für das Auge abgeben, ein Bild, das, natürlich immer nur auf den unklaren Geschmack der großen Masse, den oberflächlichen

Eindruck eines Zierrats macht. In allen übrigen Fällen muß entweder dem einen Buchstaben, öfter aber beiden, so lange Gewalt angethan werden, sie müssen durch Dehnen, Zerren, Quetschen, Abstumpfen, Schwänzen, Umbrechen, Verdrehen, Stürzen u. dgl. so lange malträtirt werden, um sich zu dem ersehnten Monogramm zu fügen, bis die Buchstaben als solche gar nicht wiederzuerkennen sind. So sind eben nur zwei Möglichkeiten denkbar: Entweder die Buchstaben fügen sich in ihrer normalen Gestalt leicht, bequem und deutlich erkennbar zum Monogramm; dann machen sie nicht entfernt irgend welchen dekorativen Eindruck, sondern sie bleiben eben nüchterne Buchstaben, und man sieht nicht recht ein, wozu überhaupt das Verschlingen und Durcheinanderstecken; beide könnten eben so gut neben einander stehen. Oder man hat bei oberflächlichem Hinsehen ungefähr den Eindruck eines, wenn auch äußerst abgeschmackten Ornaments; dann muß man sich aber mühselig die verzerrten Zeichen erst wieder zu Buchstaben umdenken, um sie lesen zu können. Buchstaben aber, und folglich auch Monogramme, sind doch wohl dazu da, gelesen zu werden.

Daß ich in dem Vorstehenden nicht übertreibe, davon kann sich der Leser an dem Schaufenster der ersten besten Lugsuspapierhandlung, lithographischen Anstalt oder Accidenzdruckerei überzeugen, oder er nehme die erste, beste Nummer eines unserer verbreiteten Modejournale zur Hand, er wird auch dort das Gesagte bestätigt finden. Wer aber die ganze Narrheit dieses Monogrammenunfugs einmal in ihrer vollen Blüthe sehen will, der suche sich das vor einiger Zeit unter dem Titel „Das Gewerbemonogramm“ erschienene Prachtwerk zu verschaffen.*) Dieses Buch, übrigens eine Glanzleistung des Holzschnitts wie der Typographie, enthält auf 84 Tafeln in Großquart in brillantester Ausstattung weit über tausend aus zwei Buchstaben und gegen 50 aus drei Buchstaben zusammengesetzte Monogramme, außerdem eine Anzahl solcher — eine unsaßbare Kinderei —, in denen sämtliche Buchstaben eines Vornamens durch einander verschlungen sind (!), endlich 12 Tafeln mit Kronen, heraldischen Darstellungen und gewerblichen Emblemen. Was dieses Buch als „Monogramm“ ausgibt, das spottet geradezu jeder Beschreibung; man muß es gesehen haben, um es zu glauben. Vier Jahre lang ist der Zeichner dieses Buches der Schrulle nachgegangen, neue und immer neue Monogramme zu erfinden. Bei allen erdenklichen Gattungen des Stils und der Technik hat er Anleihen gemacht und seine Phantasie in der unglaublichsten Weise gemartert; vieles davon sieht aus, als ob es unter Krämpfen oder Delirien geboren wäre. Und wozu nun dieser ganze Aufwand von Zeit und Mühe? Höchstens der zehnte Theil von dem

*) Das Gewerbe-Monogramm. Herausgegeben von Martin Gerlach. Wien, Verlag von M. Gerlach & Co. [1877].

Inhalte des ganzen Buches ist zu brauchen, alles Uebrige ist leere, müßige, zwecklose Spielerei.

Einzelne Beispiele aus dem Buche auszuheben und hier des Breiteren zu beschreiben ist überflüssig, denn die Anschauung kann durch die Beschreibung doch nicht ersetzt werden. Eine einzige Probe nur will ich ausheben, um zu zeigen, wohin sich Jemand verirren kann, wenn er Jahre lang, ohne rechts und links zu blicken, einer solchen fixen Idee nachgeht. Auf Blatt 41 ist folgendes Gebilde zu sehen: Auf einer Basis, die rechts und links auf je einer Konsole, in der Mitte auf einem Widderkopfe ruht (die Zwischenräume zwischen dem Kopfe und den Konsolen sind durch Laubgewinde und flatternde Bänder ausgefüllt), erheben sich drei Pfeiler auf hohen Basen, in der Mitte ein breiter, an der Seite zwei schmälere, und schließen zwischen sich zwei Rundbogen ein. Darüber Architrav und Fries. In den Rundbogen stehen zwei Dreifüße mit lodern den Feuerbecken. Von jedem Dreifuß geht der eine der drei Füße in einen großen, kreisförmigen Bogen über; beide Bogen schneiden sich unten hinter dem Sockel des mittleren Pfeilers, schwingen sich dann nach rechts und links um die Architektur herum, schneiden sich oben wieder über dem Pfeilersims und endigen beide in einer Palmette. Die leeren Stellen sind noch mit graciösem Flachornament gefüllt. Was ist das? Ein Monogramm aus G und L. Es steht drunter, also muß man's doch wohl glauben. Derartige Seltjamkeiten sind in Menge in dem Buche. Mindestens die Hälfte aller dieser angeblichen „Monogramme“ würde keine Menschenseele für Buchstaben halten, wenn nicht die Buchstaben, aus denen sie bestehen sollen, jedesmal darunter gedruckt wären. Man begegnet neuerdings in manchen Zeitungen einer Spielerei, die eine Abwechslung bieten soll zu den altmodischen Rebus und Räffelsprungaufgaben: den sogenannten Kryptogrammen. Es wird ein Abbild irgend eines Gegenstandes gegeben, das aus lauter Buchstaben zusammengesetzt ist. Auch die Stenographie hat durch Verwendung ihrer Schriftzüge allerhand scherzhafte Figuren und Rebus geschaffen. Viele Monogramme des vorliegenden Buches erheben sich, weder was ihre Deutlichkeit, noch was ihre künstlerische Form betrifft, wesentlich über jene Spielerei; sie sind selbst nichts weiter als Kryptogramme und Rebus, und nicht eben schöne.

Ich bin überzeugt, daß das Buch in gewerblichen Kreisen bereits mannichfach in Gebrauch sein wird. „Ist es schon Tollheit, hat es doch Methode,“ sagt Polonius. Man bringe den größten Unsinn in eine Art System, kodifizire ihn, und er wird seine Anhänger finden. An Beispielen dafür fehlt es nicht, gerade auf künstlerischem Gebiete. Vor etwa drei Jahren hatte einmal einer den närrischen Einfall: „Wo alle andern Menschen einen Haarstrich schreiben, da will ich einen bindfadendicken Grundstrich machen, und wo die andern den

Grundstrich, da mache ich den Haarstrich." Man sieht: ein offener schlechter Witz. Der Betreffende konstruirte sich zur Ausführung seines Einfalls eine besondere Feder, sogar in verschiedenen Größen und Breiten, er schrieb in vollem Ernste eine Gebrauchsanweisung zu seinem Späßchen — und siehe da, die „Sonneden'sche Rundschrift“ war in die Welt gesetzt, eine der absurdesten Geschmacklosigkeiten, trotz Reulaux's Empfehlung, die je eronnen worden ist, und sofort waren tausende von wunderlichen Käuzen bei der Hand, die die Sache allerliebste fanden und nachmachten. Auch der Herausgeber des „Gewerbe-monogramms“ hat System in seine Sache gebracht und behandelt sie mit Ernst und Feierlichkeit. Er spricht von dem „in Kunst und Industrie fühlbar gewordenen Bedürfnis nach einem Wegweiser, der auf der Basis der elementaren Alphabete ruhend (!) alle jene künstlerischen Wendungen und Verzierungen zur Darstellung bringen soll, die im Laufe der Zeit die Monogram-Anwendung auf allen möglichen Erzeugnissen der Industrie hervorgebracht“; er betont, daß das Monogramm „in unsern Tagen in Kunst und Gewerbe eine Verbreitung gefunden, die früher kaum geahnt worden (!)“. Dann redet er von den „Grundsätzen, welche die Zusammensetzung eines Monogramms bedingen“. Zu diesen „Grundsätzen“ scheint es z. B. zu gehören, daß man jeden Buchstaben ohne Weiteres doppelt im Monogramm verwenden darf, einmal in seiner wirklichen Form, das andermal im Spiegelbilde, wenn sich auf gar keine andere Weise eine leibliche Kombination erzielen lassen will. Es hat etwas Rührendes, den Mann mit solcher Wichtigkeit von seiner Spielerei reden zu hören. Offenbar hält er sein Werk für eine künstlerische That. Wenn er freilich dann auch das Gesetz aufstellt, daß „die Konturen der Buchstaben auch bei der reichsten Ornamentirung klar durchleuchten“ müssen, so weiß man nicht, was man dazu sagen soll. Denn gegen dieses Gesetz verstößt ja, wie gesagt, der größte Theil seiner eignen Muster.

Zammerschade um die Zeit, die Mühe und die jedenfalls bedeutenden materiellen Mittel, die an die Herstellung dieses Buches gewendet worden sind. Damit der Herausgeber keinen Schaden erleide, sollten alle Kunstgewerbeschulen und Kunstgewerbemuseen das Buch kaufen und anstatt der Ornamentstiche der alten Meister zur Abwechslung dann und wann die Gerlach'schen Monogrammtafeln ausstellen. Ich glaube, daß das Publikum am raschesten von seiner Monogrammanie geheilt werden würde, wenn es die Berrantheit sähe, mit der hier die äußersten und verschrobensten Konsequenzen dieser Manie gezogen sind.

H. A. Lucas.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hans Blum in Leipzig.

Verlag von F. E. Herbig in Leipzig. — Druck von Gützel & Herrmann in Leipzig.

Die
Grenzboten.

Zeitschrift
 für
 Politik, Literatur und Kunst.

No. 47.

Ausgegeben am 21. November 1878.

Inhalt:

	Seite
Eine russische Nihilistin unter dem Volke. Von Otto Kaemmel.	281
Die preussischen Fabrikinspektoren 1877. Franz Mehring.	290
Der zweite Band von Stanley's Reiseverf. I.	298
Mystik in der Mathematik.	305
Die Weininger in Leipzig. II. * * *	310
Literatur. August Vogel, Geschichte der Pädagogik. — Julius Hoffmann, Das neue Buch der Welt. — Julius Lohmeyer, Deutsche Jugend.	317

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.
 Hierzu eine literarische Beilage von C. E. W. Pfeffer in Halle.

Leipzig, 1878.

Friedrich Ludwig Verbig.

(Fr. Bish. Grunow.)

Zu Festgeschenken geeignete Bücher

aus dem Verlage von **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig.

Rudolf Reichenau.

Aus unsern vier Wänden.

Erste Gesamtausgabe.
 Groß Octav. 40 Bogen Text. M 6.—.
 Elegant gebunden M 8.—.

Hieraus einzeln in eleganter Taschen-
 Ausgabe:
 Aus unsern vier Wänden. Cart. M 3.—,
 eleg. geb. M 4.50.
 Kirchgeschichten. Cart. M 2.10, elegant
 gebunden M 3. 60.
 Mit eigenen Herde. Cart. M 2.40, eleg.
 geb. M 3.60.
 Die Alten. Cart. M 3., eleg. geb. M 4.

Oscar Pletsch,

Mancherei aus des Lebens Mal. Eleg.
 cart. M 3.
 Unter uns Kleinen. Eleg. cart. M 3.
 Aus unsern vier Wänden. (Aus dem
 Kinderleben.) Brach. Ausgabe mit 68
 Original-Zeichnungen von O. Pletsch.
 4. Eleg. cart. M 7, fein gebunden in
 Originalband M 10.50.

Paul Heyse.

Italienische Novellisten des XIX. Jahrhunderts.

- I. Bb. Ein Engelsberg von J. Nievo.
 Preis broch. M 6, eleg. geb. M 7.
- II. Bb. Bald Clidtoon G. Barrisi.
- III. u. IV. Bb. Erinnerungen eines
 Achtzigjährigen von J. Nievo.
 2 Bde. Preis broch. M 12, eleg.
 geb. M 14.
- V. Bb. Novellen von Edmondo de
 Amicis. Extr. Castellnuovo u.
 N. Preis broch. M 4.50, eleg. geb. M 5.50
- VI. Verborgenes Gold von Salvatore
 Farina. Preis broch. M 5, eleg.
 geb. M 6.

A. v. Donner's

Musikgeschichte

2. revidirte und verb. Auflage.
 Preis M 12.

Deutscher Volkshumor

von **Moriz Busch**.
 eleg. broch. in farb. Umichlag M 6, eleg.
 geb. M 7.60.

Deutscher Volksglaube.

eleg. broch. in farb. Umichlag M 6, eleg.
 geb. M 7.60.

Die gute alte Zeit.

2 Bände eleg. broch. in farb. Umichlag.
 Preis M 10, eleg. geb. M 13.20.

Jugenderinnerungen

von Eduard Schüller

welkand Gehelmer Oberpostzahl zu Berlin.
 80. Broch. Preis M 3.

Sammlung Amerikanischer Autoren.

Uebersetzt von **Moriz Busch**.

Bret Harte, Argonautengesch.
 Spanische und amerikanische Sagen,
 Stadt- u. Charakterstizzen.
 2 Bände. Preis M 6.

Bret Harte,

Idyllen aus den Vorbergen.
 1. Band. Preis M 4. 50.

Alderich, Irudener Halskette.

1. Band. Preis M 6.

Mark Twain, Jim Smiley's Springschloß. Nevada.

Preis 1. Band M 6.

Alderich, Geschichte eines bösen Buben.

1. Band. Preis M 6.

Mark Twain, Die Arglosen auf Reisen.

1. Band. Preis M 6.

Mark Twain, Die neue Pilger- fahrt.

1. Band. Preis M 6.

Mark Twain u. Warner, Das ver- goldete Zeitalter.

2 Bde. à M 6.

Artemus Ward's Schriften.

2 Bde.
 à M 4. 50.

Mark Twain, Tom Sawyer.

1. Band. Preis M 6.

Mark Twain, Stizzenbuch.

1. Bb.
 Preis M 7. 50.

James jr., Ein leidenschaftlicher Erdenpilger.

1. Bb. Br. M 7. 50.

James jr., Roderid Hudson.

2 Bde.
 Preis M 10.

Bret Harte, Gabriel Conroy.

2 Bde. Preis M 10.

James der Amerikaner.

2 Bde.
 Preis M 10.

Obige Bände sind auch in sehr eleganten
 Einbänden mit rothem Schnitt zu haben.

Conita Alcott's Schriften.

Kleine Männer

1 Band Preis M 5.
Kleine Frauen
 2 Bände. Preis à M 5.

Salvatore Farina's Novellen:

Blinde. Liebe. } je 1 Band à M 4
 Schaumgeboren. } elegant geb. mit
 Blondes Haar. } rothem Schn. à M 4

Geschichten aus Alt-Japan

von
A. G. Milford,
 zweiter Secretair der britischen Gesand-
 schaft in Japan.

Aus dem Englischen überetzt
 von

J. G. Kohl.

Mit Illustrationen.
 geschickt und in Holz geschnitten
 japanischen Künstlern.

gr. 8. 2 Bände. Preis M 13.50.

Jugenderinnerungen

Carl Friedrich's von Wieders

herausgegeben von
Max Jahns.
 Mit dem Bildnisse K. Rosen's
 80. Preis broch. M 7, geb. M 8.60.

Geschichte des geistigen Le- bens in Deutschland von

Leibniz bis auf Lessing's Tod
 Von **Julian Schmidt**. gr. 8.
 Preis M 23.

Geschichte der deutschen Lite- ratur seit Lessing's Tod

Von **Julian Schmidt**. 5. voll-
 ständig neu bearbeitete Auflage.
 3 Bde. gr. 8. M 25.50.

Geschichte der französischen

Literatur seit Ludwig XV
 1774. Von **Julian Schmidt**.
 Zweite vollständig umgearbeitete
 Auflage. Zwei Bände gr. 8.
 Preis M 23.

Vom Gesteade der Cyclopes und Sirenen Reisebriefe von

W. Rossmann. gr. 8. broch.
 Preis M 6.

Kopf und Keiter in Leben und Sprache, Glauben und

Geschichte der Deutschen. Ein
 kulturhistorische Monographie
 von **Max Jahns**. 2 Bände
 gr. 8. Preis M 17.

Sine russische Nihilistin unter dem Volke.

Von Otto Kaemmel.

In seinem Romane „Neuland“, welcher die moderne russische Gesellschaft wie in einem Spiegel zeigt, schildert Iwan Turgenjew unter andern Anhängern des Nihilismus auch ein junges Mädchen, Marianne Wikentjewna Sfinezki. Die Tochter eines Generals, welcher wegen schwerer Veruntreuung nach Sibirien verbannt worden und nach seiner Begnadigung im äußersten Elende verstorben ist, lebt sie im Hause einer reichen Verwandten in einem der südrussischen Gouvernements. Aber eine stolze, unabhängige Natur, wie sie ist, empfindet sie diese Lage als eine herbe Demüthigung, sie erfüllt sich mit tiefem Widerwillen gegen die ganze aristokratische Gesellschaft, der sie doch durch ihre Geburt selbst angehört, gibt sich mehr und mehr dem Gedanken hin, für das Volk thätig sein zu müssen, die große Sache seiner Befreiung von Unwissenheit und äußerem Druck in die Hand zu nehmen. In ihrem ebenso ehrlichen als unklaren Euthusiasmus verläßt sie mit einem jungen Manne, Alexej Neschdanow, der in Petersburg sich den Nihilisten angeschlossen und kurze Zeit vorher in der Familie, der Marianne angehört, als Hauslehrer Aufnahme gefunden hat, das Haus ihrer Verwandten, um sich von dem Geschäftsführer einer nahen Fabrik, Wassily Esolomie, den beide für einen Anhänger ihrer Meinungen halten, „ausfinden“ zu lassen. Dort entleibt sich Neschdanow, an seiner eignen Sache verzweifelnd und niedergedrückt von dem Gefühle, daß er Marianne's ehrliche Begeisterung täusche, Marianne aber wird eben durch den Verkehr mit wirklichen Leuten aus dem Volke und namentlich mit Esolomie inne, daß die große „That“, die sie thun will, ein reines Abstraktum ist und sich in der Wirklichkeit aus lauter kleinen unscheinbaren Thaten zusammensetzt; sie geht in die Lehre bei der Bäuerin Tatjana und wird endlich Esolomie's verständige Hausfrau. Dieser selbst aber übernimmt die Leitung einer neuen Fabrik, die er auf dem Grunde einer freien Affoziation in's Leben ruft.

Im Folgenden möchten wir dieser Darstellung des Dichters, die verstöhnend abschließt, ein Bild aus der Wirklichkeit entgegenstellen, nur daß auf ihm die düstre Färbung tragischen Geschehens liegt.

Während des Jahres 1873 ließ sich von irgendet welchem nihilistischen Comité eine junge Russin gebildeten Standes zur Propaganda in's „Volk“ entfenden. Sie hat ihre Erlebnisse ausführlich in der Genfer „Obschtschina“ („Kommune“) geschildert. Damals etwa 30 Jahre alt, von guter Bildung, weiß sie scharf zu beobachten, anschaulich und eingehend zu berichten. Es stört sie nicht, daß sie, schwerer Arbeit ungewöhnt und körperlich überhaupt nicht eben kräftig, Monate durch von jedem ihr angemessenen Umgange abgeschlossen auf dem Lande unter Bauern und Fabrikarbeitern leben muß; sie kleidet sich ruhig in die Tracht einer russischen Bäuerin, läuft barfuß, sucht scheinbar ihr Brod als Stickerin oder Näherin, oder im Hausirhandel mit Leinwand, scheut sich nicht, mit rohen Männern zu verkehren, läßt sich nicht durch Gleichgültigkeit oder offene Abweisung niederdrücken, zeigt stets und überall die ungebrochene Energie des Fanatismus. Daß der Schauplatz ihrer Wirksamkeit in drei südrussischen Gouvernements gelegen ist, bereitet ihr noch ganz besondere Schwierigkeiten; denn sie ist der kleinrussischen Sprache, welche sich von dem Großrussischen bedeutend unterscheidet, nur unvollkommen mächtig; aber sie weiß auch dies Hinderniß zu überwinden. Doch was will sie überhaupt, was thut sie? Es gilt, in dem Volke das Bewußtsein seiner elenden Lage zu erwecken durch eingehendes Gespräch mit dem Einzelnen, dessen Vertrauen zu gewinnen bei der Art ihres Auftretens und dem gutmüthigen Charakter der Kleinrussen ihr nicht schwer fällt, durch Vorlesen kleiner populärer Schriften nihilistischer Tendenz auch in größerem Kreise, und so den Boden vorzubereiten für die allgemeine Erhebung der Massen gegen die bestehende Ordnung des Staates und der Gesellschaft. Eben daß sie das gesprochene Wort durch das gedruckte belegen kann, gibt ihr über diese Menschen, die in stummer Ehrfurcht die Künste des Lesens und Schreibens als eine fremdartige Weisheit bewundern, eine von ihr selbst Anfangs nicht geahnte Autorität. Wenn sie trotzdem niemals Verdacht erregt hat, so erklärt sie dies selbst einmal aus der Gewöhnung der Bauern in den größeren Orten Südrußland's, mit städtisch Gebildeten zu verkehren, und dann aus ihrer Gutmüthigkeit, die selbst das, was an einem neuen Bekannten etwa auffällig hervortritt, zu seinem Besten auslege. Nur die Frauen, meint die Verfasserin, hätten sich gelegentlich anzüglicher Bemerkungen nicht enthalten.

So hat sie 3½ Monate hindurch an verschiedenen Orten für die „Volksache“ gewirkt. Unter welchen Bedingungen und mit welchen Erfolgen, das mag zum Theil mit ihren eigenen Worten erzählt werden.

Sie kommt zuerst in ein großes Dorf von etwa 1000 Einwohnern. Im entferntesten Winkel desselben lebt in elenden Lehmhütten eine bunt gemischte Gesellschaft: entlassene Soldaten und herrschaftliche Bediente, arme Stadtbürger und landlos gewordene Bauern. „Aber nicht nur ärmlich, fährt sie fort, sondern auch in beständiger Furcht lebte dieser Haufe von Elenden, über ihnen hing fortwährend die Wetterwolke, welche bei der ersten kühnen Bewegung von Seiten dieses halbverhungerten Ameisenhaufens sich entladen konnte. Und es war schwer, Muth zu haben unter den Bedingungen, welche ihn umgaben. Jedes Mitglied des Ameisenhaufens fürchtete jeden Tag für seine Existenz und die Existenz seiner Habe. Die Alten und Kinder zitterten stets davor, daß der Polizeiofaj sie im Staatsforste ertappe, aus dem sie auf ihren Schultern das gefallene Holz holten, ohne welches sie buchstäblich ihre Hütten nicht heizen konnten, weil sie weder Stroh noch Dünger besaßen. Die Weiber und Kinder fannen nur darauf, früher aufzustehen als andere, um zuerst die seit der Nacht zum Vorschein gekommenen Pilze und Beeren zu sammeln, denn glückt das nicht, dann können sie nicht auf dem Markte erscheinen und folglich nicht Grütze und Schmer einkaufen. Bauer und Bäuerin sehen betrübt zu, wie der Wind ihre Gartenbeete mit Sand überschüttet, wie der hungrige, von der unaufhörlichen Arbeit abgemagerte Ochse sich langsam nach Haufe schleppt. Aber etwas fürchteten die Bewohner der „Sandgrube“ — so hieß dieser Winkel des Dorfes — mehr als Alles: das war der „Einbruch des Steuereinnehmers.“

Sie schildert nun drastisch, wie der Gewaltige in Begleitung etwa des Dorfschulzen und eines verabschiedeten Soldaten den nahenden Steuertermin ankündigt, wie er dann, falls die Pflchtigen nicht rechtzeitig bezahlen, in ihren Hütten eine heillose Verwüstung anrichtet, wie er die weißgetünchten Wände und den Lehmofen mit Ruß beschmiert und Löcher in den letzteren schlägt, wie er alle etwa vorhandenen Flüssigkeiten ausschüttet und das Thongeschirr zertrümmert, während die Kinder sich verkriechen, die Weiber alles Geschirr und alles Flüssige wegschaffen, um ihre Hütte, deren Reinlichkeit ihr ganzer Stolz und ein Hauptgegenstand ihrer Arbeit ist, wenigstens vor dem Aergsten zu bewahren, die Männer endlich ihren letzten Rock in der Schenke versehen, um eine Flasche Branntwein zur Besänftigung ihrer Peiniger zu kaufen.

Hier ist doch, wenn irgend wo, gewiß ein Boden für die radikalste Propaganda. Unsere Nihilistin macht die gegentheilige Erfahrung. „Die Leute murren,“ schreibt sie, „verwünschen ihr Schicksal und ihre mächtigen Feinde, die Behörden, aber die Stimme des Protestes erhebt sich nicht unter ihnen. „Du wirst nichts anrichten, es ist klar, das ist uns so bestimmt,“ wandten mir die Unglücklichen auf meine ehrlich gemeinten Reden ein.“ Und sie fügt hinzu: „Wenn auf der einen Seite Noth und ewiger Druck den Menschen zu ver-

zweifelten Schritten treiben können, so führen sie auf der andern zum Stumpf-sinn.“ Sie mag Recht haben, aber hat sie sich selbst niemals im Ernste die Frage vorgelegt, ob denn nun ihre Schützlinge, die sie zur Erhebung gegen harten Druck zu hegen strebt, dadurch, daß sie ihr folgten, ihre ohnehin schlimme Lage nicht noch schlimmer machen würden, ob nicht in der Abweisung ihrer „ehrlich gemeinten“ Rathschläge mehr Verstand gelegen hat, als in eben diesen Rathschlägen?

Doch kommt sie zu keinem Ziele unter diesen Leuten, die eine Erlösung aus ihrem Elende gar nicht mehr für möglich halten, so ist der Erfolg ihrer Mission unter anderen, die sich ein größeres Maß von Willenskraft bewahrt haben, kein anderer.

Zum nächsten Versuchsfelde erwählt sie sich einen großen Flecken mit einer zahlreichen Fabrikbevölkerung. Diese besteht zum großen Theil aus Bauern des Gouvernements Esamara, welche noch zur Zeit der Leibeigenschaft hierher verpflanzt worden sind, einige Arschinen (zu 0,71 Meter) Land erhalten haben und fast ihre ganze Zeit in den Fabriken arbeiten müssen. Sie sind in der That höchst unzufrieden mit ihrer Lage und klagen, zu ewiger Sklaverei in den Fabriken verdammt zu sein. Hier nun sucht unsere Nihilistin, die als Stickerin auftritt, Bekanntschaften anzuknüpfen; sie besucht die Leute in ihren Hütten, mischt sich unter sie, wenn sie Abends auf der Straße sich unterhalten, stellt ihnen das Unerträgliche ihrer Lage vor. Zunächst empfinden es die Leute wohlthunend, daß überhaupt Jemand sich um sie kümmert. Ja sie gerathen selbst auf den Gedanken einer allgemeinen Arbeitseinstellung, um eine Lohnerhöhung durchzusetzen, kommen aber eben so schnell wieder davon zurück, da sie sich überlegen, daß sie die Fabrikherren dadurch schwerlich in Verlegenheit bringen würden, da Ueberfluß an Arbeitskräften vorhanden sei, ein Streik also seinen Zweck verfehle, und die wahrscheinliche Entlassung der Streikenden sie dem Hungertode preisgeben werde. Doch mit solchen Mitteln will ja auch ihre neue Freundin gar nicht operiren. „Ich suchte selbstverständlich,“ sagt sie, „nach den tieferen Ursachen, wies auf radikalere Mittel hin. Da traten besonders scharf jene Charakterzüge hervor, welche die Leute abhalten, für die allgemeine Sache einzustehen: die Scheu, selbst etwas für ein Glück zu wagen, das erst die Kinder oder gar die Enkel genießen könnten, die Furcht, die bekannte Gegenwart für eine unbekanntere Zukunft hinzugeben, und hauptsächlich das Mißtrauen in die eigene Kraft und die Einmüthigkeit des Volkes.“

Und doch fehlt es diesen Arbeitern nicht an jedem Gemeinfinn, sie gelten in weitem Umkreise sogar für besonders energisch, für Leute, die ihre Interessen zu vertreten wissen. Ja sie haben eine Genossenschaft, ein „Obtschtschstwo“,

es ist nicht recht klar, zu welchem Zwecke, aber sie hat sich auch gelegentlich gegen die Behörden als ohnmächtig erwiesen.

Wenn so die ganze Masse nicht vorwärts zu bringen ist, meint die Vertreterin des Nihilismus es mit Einzelnen versuchen zu müssen. Sie hat die Bekanntschaft eines Bauern Namens Zwan Tsch. gemacht, eines verständigen, „verhältnißmäßig“ aufgeweckten, nüchternen Menschen und guten Familienvaters. „Er klagte,“ schreibt sie, „besonders über die armselige Lage der Fabrikbauern, begriff klar alle Ungerechtigkeiten von Seiten der Behörden und der Regierung, die ganze Macht der Ausbeutung, von der die Arbeiter unterjocht worden sind. Zwan war nicht nur traurig, sondern stellte sich selbst auch die Frage, wodurch denn so schreiende Ungerechtigkeit entstanden sei und inwieweit der Mensch sie ruhig ertragen müsse. Lange sprach ich mit ihm darüber, daß und wie die Unterdrückten handeln müßten, daß sie sich von ihren Feinden befreien müßten, und er hörte mit größter Aufmerksamkeit zu, fast ohne etwas einzuwerfen. Bald nach diesem Gespräche ging ich zu ihm mit einer Druckschrift, welche das, was ich gesagt hatte, vollkommen bestätigte. Man mußte sehen, mit welcher Anstrengung, mit welcher freudigen Aufmerksamkeit Zwan auf das hörte, was ich las. Es war spät Abends, es war für ihn nach vierzehnstündiger Arbeit in der Fabrik Zeit zu schlafen, aber er hörte zu und hätte wie es scheint die ganze Nacht zugehört. Als die Lektüre zu Ende war, strahlte Zwan's Gesicht und er sagte triumphirend: „„Sieh, mein Täubchen, als Du das lextemal von mir wegingst, dachte ich: sie ist gut, sie spricht gut, aber es ist eben nicht möglich, daß dies geschieht, daß wir selbst mit all dem Schlimmen fertig werden und den Faren entbehren könnten; jetzt aber sehe ich, daß Deine Worte die reine Wahrheit sind und daß es so sein muß, wie Du gesagt hast.““ — Ich triumphirte. Ohne Zeit zu verlieren, erscheine ich am nächsten Tage wieder bei Zwan, komme auf die Frage zurück und sage ihm offen, daß ich meine Sympathie für die Volkssache nicht auf Worte und nutzlose Trauer zu beschränken gedächte, sondern bereit sei die Sache selbst anzugreifen und ähnliche Leute suche, welche bereit wären im Falle der Noth mit ihrer Person für die Interessen des Volkes einzustehen. Zwan sah fast mit Ehrfurcht auf mich. „„Hört,““ sagte ich zu ihm, „„Ihr lebt hier schon viele Jahre, Ihr kennt alle Fabrikbauern genau; zeigt mir die, auf die ich mich verlassen könnte und mit denen ich über Alles sprechen könnte, ohne fürchten zu müssen, daß sie aus Furcht oder Dummheit der Sache schaden.““ Zwan schlug die Augen nieder, war augenscheinlich verwirrt und antwortete mit schwacher, unsicherer Stimme: „„Da kenne ich keine, ich kenne keine solchen Leute, und das ist eine schwierige, eine gefährliche Sache.““ Damit zog er eilig seine Stiefeln

an und ging auf die Gasse. Seitdem unterhielt sich Zwan niemals wieder mit mir über die Volksfrage.“

Aber so leicht ist ja eine Nihilistin nicht abzuschrecken. Sie hört gelegentlich von einem Arbeiter Sj. reden, der ein kühner, eifriger Vertreter der gemeinamen Interessen sei und sich vor Niemandem fürchte. Obwohl er am äußersten Ende des Ortes wohnt, macht sie sich doch zu ihm auf, begibt sich unter einem Vorwande zu seiner Frau und trifft den Gesuchten auch glücklich zu Hause, da er an den Füßen leidet und nicht ausgehen kann. „Ein Riese in einer Lederschürze (er war Schmied in einer Fabrik) — so schildert sie ihn, — mit ungeheuren muskulösen Fäusten, mit pechschwarzem krausen Haar und Augen, die wie Feuer funkelten, so erschien mir Sj. als der Typus eines bäuerlichen Helden.“ Sie lenkt denn auch unschwer das Gespräch auf die Fabrik; ihr Mann wird zutraulich, schlägt sie auf die Schulter, ohne daß sie vor seiner Donnerstimme erschrickt; im Gegentheil sie ist freudig erregt, sie glaubt den Rechten gefunden zu haben. Doch was erwidert ihr endlich dies Musterbild eines bäuerlichen Helden? „Du sprichst von der Fabrik, mein Täubchen. Weißt Du, was unsere Fabrik ist? Unsere Fabrik ist die erste in ganz Rußland; eine solche wie die wirst Du nirgends sonst finden! Wir haben die besten Maschinen, und nirgends hält man nur die Hälfte der Arbeiter wie bei uns. Im Winter sind bis 4000 Arbeiter zusammen. Du bist keine Hiesige, Du weißt das nicht. Und wir haben den größten Herrn im ganzen Gouvernement; solche gibt's vielleicht in Piter (Petersburg) nicht viel.“ Und damit ging mein Sj. hinaus. Er war stolz darauf, daß er die Ehre habe in einer solchen Fabrik zu dienen und damit auf einer für andere unerreichbaren Höhe zu stehen.“ Gewiß, das war niederschlagend, aber war denn dieser Korporationsgeist des Arbeiters, der stolz ist auf das Ganze, in das er sich einfügt, nicht auch etwas werth und mehr werth, als die fressende Unzufriedenheit, der giftige Haß, den die Nihilistin erwartete?

Sie gibt indeß diesen „Helden“ noch nicht verloren. Sie kommt ein zweites Mal zu ihm, da liegt er sinnlos betrunken im Hofe. — — —

Mit andern ist sie nicht glücklicher. Da haben einige Leute sie gebeten, ihnen etwas aus Druckschriften vorzulesen. Der nächste Feiertag wird dazu bestimmt, bei einem bekannten Hause will man sich treffen. Sie geht denn auf die Gasse, ihre Zuhörer zu erwarten. Es haben sich indessen andere Arbeiter eingefunden, und ihr guter Freund Zwan Tsch. theilt diesen wahrscheinlich in einem Anfluge von Pflichtgefühl mit, sie habe da eine Schrift, in welcher die „ganze Wahrheit“ gesagt werde. Natürlich bitten die Arbeiter sie vorzulesen. Sie hat zwar dazu keine Neigung, indeß willigt sie schließlich ein und gibt

den Leuten aus einem Büchlein eine — selbstverständlich nihilistisch zugespitzte — Erzählung zum Besten. Endlich aber beginnt sie auf vieles Bitten auch noch jene Schrift zu lesen. „Anfangs hörten sie aufmerksam zu. Aber da kamen noch ein paar Leute; die jungen Arbeiter fingen an einander zu begrüßen und die Vorlesung zu stören. Dann kam auch ein entlassener Soldat mit einer neuen Uhr, und einige von meinen Zuhörern beschäftigten sich damit sie zu betrachten. Ich begann die Geduld zu verlieren, was denn aus meinem Lesen und meinen Blicken deutlich wurde. Inzwischen kamen meine Bauern aus ihren Häusern und begannen sich vorsichtig am Orte der Zusammenkunft einzustellen. Sie hatten schon einen kleinen Trupp neben einer Hütte gebildet, als sie bemerkten, was auf der Gasse vorging, nämlich die Gruppe von Arbeitern und mich mitten darunter. Ich fuhr auf vor Ungebuld über ihre Kluglichkeit, doch die Alten sahen sich um und gingen davon. Was mußte das auch für eine Schrift sein, die man auf der Straße am hellen lichten Tage unter dem ersten besten zusammengelaufenen Haufen vorlesen konnte! Welcher Leichtsinns, welche Profanirung!“ Die einen also, welche zufällig dazu kommen, hören nicht auf die Vorleserin, die andern, welche sie bestellt hat, haben das Ganze für ein so wichtiges und geheimnißvoll zu behandelndes Vorhaben gehalten, daß sie entrüstet sind, als der erste beste Trupp derselben Mittheilung gewürdigt wird. In jedem Falle ist auch hier der Erfolg gleich Null.

Um das Mißgeschick voll zu machen, erfährt unsere Nihilistin bald darauf, daß sie die Aufmerksamkeit der Gensdarmerie erregt habe. Da ist ihres Bleibens nicht länger in dem Orte, und damit zerreißen auch alle Fäden, die sie mit den Fabrikarbeitern angeknüpft hat.

In einem Kreisstädtchen nimmt sie einen allerdings nur ganz kurzen Aufenthalt, nur „nothwendige Nachrichten“, jedenfalls Instruktionen des Komités, das sie ausgesendet, zu erwarten. Sie hat sich bei einer wohlhabenden Frau eingemietet, deren Angehörige wie fast alle Männer des Städtchens auf einige Zeit nach südlicher gelegenen Gegenden gewandert sind, um dort lohnendere Arbeit zu suchen. Ihre Wirthin hat währenddem ein paar Tagelöhner angenommen, um das Nothwendigste in Feld und Garten besorgen zu lassen. Der eine derselben, aus einem benachbarten Dorfe stammend, erzählt unsrer Berichterstatterin schon am zweiten Tage eine Geschichte, die in ihr die freudige Hoffnung erweckt, einen überaus günstigen Boden für die Ausfaat revolutionärer Ideen gefunden zu haben. Wir lassen sie wörtlich folgen und schicken nur die Bemerkung voraus, daß der Vorgang mit den im Jahre 1870 im Gouvernement Kijew ausbrechenden Bauernunruhen ohne Zweifel im Zusammenhange steht. „Vor drei Jahren,“ meldet ihr Gewährsmann, „hatten wir

Feldvermessung und da nahm man den Bauern alles gute Land. *) Unser Verein stritt sich anfangs mit dem Edelmann und dem Feldmesser herum, aber sie gaben nicht nach und ließen uns nur die öden Striche. Da brachten wir beim Friedensrichter (Mirowoj possrednik) die Klage vor, doch zur Antwort kam der Kreishauptmann (Issprawnik) und ließ das ganze Dorf durchpeitschen. Darauf entschlossen wir uns, die Beschwerde an den Generalgouverneur selbst zu senden. Wir wählten aus unserem Verein drei zuverlässige Leute und schickten sie mit der Bittschrift ab. Lange blieben die Abgesandten in der Gouvernementsstadt, **) endlich kehrten sie zurück. Sie sagten: „Wir sind beim Generalgouverneur und beim Gouverneur gewesen, wir haben bei allen gebeten, haben allen unsere Sache aneinandergesetzt und überall haben wir eine abschlägige Antwort erhalten.“ Wir dachten: was jetzt thun? Wir entschlossen uns, unsere ganze Genossenschaft, bis zum letzten Bauern, solle zum Generalgouverneur gehen. Wir waren unsrer 200 Menschen. Wir gingen. Wir kommen in die Gouvernementsstadt. Kaum sind wir über die große Dnjeprbrücke, als von allen Seiten Soldaten uns umringen und uns in die Stadt führen. Was haben wir nicht gesagt, was haben wir nicht versucht! Wir zeigten die Bittschrift an den Generalgouverneur vor — man läßt uns nicht los. Man sagt: er selber hat befohlen so mit Euch zu verfahren! Uns alle schleppten sie auf die Polizei. Gegen Abend kam der Bescheid: sechs von uns nach Sibirien zu schicken und von den übrigen den zehnten Mann anzuzupeitschen. Nun und da peitschten sie uns! Drei Bauern kamen nicht nach Hause zurück, sie starben unterwegs. Nachher erfuhren wir, daß als wir aus dem Dorfe gezogen, der Kreishauptmann eine Stafette an den Generalgouverneur geschickt habe mit der Nachricht, die Bauern seien im Aufstande; deshalb begegnete man uns so. — Nach diesem Vorkommniß plagte man uns sehr, man riß die besten Höfe nieder, so daß die wohlhabendsten Leute unter die Tagelöhner gingen. Jetzt sind nur noch drei übrig, welche zu allem bereit sind; von den andern hat sich der versöhnt, jener ist auf Arbeit gegangen.“

Können wir schon, die wir der Sache fern stehen, nicht ohne lebhaftes Mitgefühl diese schlichte Erzählung lesen, deren Kern zu bezweifeln uns der Charakter der russischen Bürokratie leider keinen Grund gibt, wie mußte vollends ein nihilistisches Gemüth aufflammen bei dieser Schilderung grausamer Härte und vollendeter Rechtlosigkeit! Zwar sagt der Gewährsmann unsrer Berichterstatteerin zu ihr: „Mit einem Dorfe wirst Du nichts anrichten. Man muß eine Schrift schreiben und sie durch das ganze Land schicken, damit das ganze

*) Die Sache bezieht sich wohl auf die Regulirung der Bodenverhältnisse nach der Aufhebung der Leibeigenschaft. (3. März 1861.)

**) Es ist Nijew gemeint.

Volk sich erhebt. Dann kann man mit der Regierung streiten und mit dem Heere;“ sie will diese günstige Gelegenheit sich nicht entchlüpfen lassen und verabredet deshalb mit ihm einen Ausflug nach dem Dorfe, um sich mit den drei Bauern, von denen er gesprochen, in Verbindung zu setzen. Aber das Glück ist ihr nicht hold; schon am andern Morgen zwingt sie eine Nachricht, weiter zu gehen.

Wir brechen hier ab. Das Geschick, welches sie mehrmals schon bedrohte, hat die Abgesandte des revolutionären Komités schließlich ereilt. Die Verhaftung eines Gesinnungsgegners, der ihre vollständige Adresse bei sich führte, verrieth ihre Spur. Auch sie wurde verhaftet. Man führte sie zur Feststellung des Thatbestandes durch dieselben Orte, in denen sie „gearbeitet“ hatte, und dabei hatte sie wenigstens die Genugthuung, daß keiner der Bauern gegen sie aussagte, daß sie nur erklärten, sie habe unter ihnen gelebt, mit ihrem Handwerk beschäftigt, aber weder Bücher bei sich sehen lassen noch irgend welche „besondere“ Gespräche geführt. Es half ihr wenig. Andere schwer gravirende Indizien müssen hinzugekommen sein. In den Prozeß der 193 Nihilisten verwickelt, welcher im Oktober und November 1877 in Moskau zur Verhandlung kam, wurde sie zu Zwangsarbeit (Katorga) verurtheilt. — —

Aus dem, was sie ehrlich berichtet, scheint uns zweierlei mit Sicherheit hervorzugehen. Einmal: die nihilistische Agitation findet, trotz zahlreicher un-
leugbarer schwerer Uebelstände im russischen Volksleben, wenigstens vorläufig unter den Massen des Landvolks, auf die es in Rußland allein kommt, keinen Boden. Sie sind entweder so abgestumpft, daß sie an die Möglichkeit einer Aenderung ihrer Lage nicht glauben können, oder sie weisen mit sicherem Instinkte die Heilspredigten nihilistischer Agitatoren als phantastisch ab. Vor allem aber bleibt ja diesen bei dem niederen Bildungsgrade des russischen Bauern, der wenig oder gar nichts liest, nur der eine Weg der persönlichen, mündlichen Wirksamkeit; die gewaltige Waffe einer weitverbreiteten Presse existirt für sie gar nicht, und so lange sie dieser entbehren und entbehren müssen, so lange werden ihre Erfolge niemals über lokale hinausgehen. Sodann aber: es sind nicht eben die schlechtesten Leute, welche sich dem heillosen Gewerbe nihilistischer Propaganda widmen; sie bringen einen Fond von Aufopferungsfähigkeit, von zäher Entschlossenheit mit, der — um die triviale Nebenart anzuwenden — einer besseren Sache würdig wäre. Sollte es denn ganz unmöglich sein, diese Kräfte von der Thorheit ihres Treibens zu überzeugen und sie in die Dienste einer vernünftigen, reformatorischen, nicht revolutionären Arbeit zu ziehen? Von der Beantwortung dieser Frage, fürchten wir, hängt ein guter Theil der russischen Zukunft, der Zukunft eines Volkes von sechszig Millionen ab.

Die preußischen Fabrikinspektoren 1877.

Vor einiger Zeit (Nummer 12 des laufenden Jahrgangs) wurde an dieser Stelle eingehender das Institut der preußischen Fabrikinspektoren geschildert. Es wurde an den entscheidenden und glänzenden Einfluß erinnert, den die englischen Fabrikinspektoren auf die Herbeiführung jenes leidlichen Zustandes sozialen Friedens gehabt haben, der augenblicklich in dem industriellen Mutterlande herrscht, und es wurde nachzuweisen versucht, daß die preußische Einrichtung zwar noch in der ersten Entwicklung begriffen sei, aber ebenfalls erfreuliche Ergebnisse zu zeitigen verspreche. Ein neuer Band von Jahresberichten dieser Beamten bietet willkommenen Anlaß, auf ihre segensreiche Wirksamkeit zurückzukommen. *) Ist es an sich schon eine ernste Pflicht der Presse, gerade in gegenwärtigen Zeitläuften die Erkenntniß unserer sozialen und wirthschaftlichen Zustände in den weitesten Kreisen zu fördern, so wird diese Pflicht in dem vorliegenden Falle noch durch besondere Umstände verschärft. Gemäß der im verflossenen Frühjahr erlassenen Gewerbeordnungsnovelle sind alle deutschen Staaten zur Einsetzung von Fabrikinspektoren verpflichtet, und es ist dringend zu wünschen, daß den neu zu ernennenden Beamten die langwierigen und mühseligen Anstrengungen erspart werden, welche ihren preußischen Kollegen dadurch bereitet wurden, daß sie erst unzählige Mißverständnisse zerstreuen mußten, um in allen beteiligten Schichten der Bevölkerung die richtige Kenntniß von ihren Rechten und Pflichten zu verbreiten. Ferner aber haben die bisher erschienenen Jahresberichte die öffentliche Theilnahme nicht entfernt in dem Maße gefunden, auf welches sie den gerechtesten Anspruch haben, ein Uebelstand, der nicht eifrig genug abgestellt werden kann.

Hier zeigt sich wirklich ein recht fauler Fleck in unserm öffentlichen Leben. Die wissenschaftlichen Vertreter des Sozialismus pflegen darüber zu klagen, daß selbst die gebildete Welt unendlich wenig wisse von dem, was auch nur die Weltverbesserer der Gasse planen, aber so bedauernswerth ohne Zweifel diese keineswegs unrichtige Thatsache ist, so tritt sie doch noch weit zurück gegen den anderweitigen Uebelstand, daß überhaupt so geringe, geschweige denn zutreffende Kunde von dem innern Organismus des sozialen Körpers verbreitet ist. Jeder brave Patriot fühlt sich namentlich hentzutage von Gottes- und Rechtswegen verpflichtet, seine mehr oder minder glücklichen Gedanken darüber, wie die soziale Frage nun eigentlich zu lösen sei, auf dem Altar des Vater-

*) Jahresberichte der Fabrik-Inspektoren für das Jahr 1877. Veröffentlicht im Auftrage des Handelsministers. Berlin, Kortkampf.

Landes niederzulegen, aber nicht Einem unter Tausenden fällt es ein, sich ernsthaft und sachlich erst über die Zustände zu unterrichten, die er heilen will. Seit langen Jahren erhitzen wir unsere Köpfe, ob einschneidende Aenderungen in den herrschenden Besitz- und Eigenthumsverhältnissen und damit die revolutionärsten Umwälzungen nothwendig seien, aber die Thatsache, daß die Ansätze eines modernen Arbeiterrechts, welche die Gewerbeordnung, das Haftpflicht- und manches andere Gesetz immerhin enthielten, wesentlich nur auf dem Papier standen, ließ uns völlig kalt. Hier hat erst die bescheidene und unbeachtete Thätigkeit der Fabrikinspektoren einige Abhilfe geschaffen und gerade ihre Berichte liefern theilweise unglaubliche Beispiele, wie weit jene beklagenswerthe Unkenntniß reicht. Arbeitgeber und Arbeitnehmer haben oft nicht die leiseste Ahnung von den Bestimmungen der Gewerbegesetzgebung, welche ihre unmittelbarsten Interessen berühren. Dem liegt gewöhnlich keinerlei böser Wille zu Grunde; die weitaus meisten Unternehmer thun gern ihre Pflicht, so bald sie nur wissen, was ihre Pflicht ist, und vollends den Arbeitern fehlt jeder ersichtliche Grund, sich geflissentlich der Kenntnißnahme von Rechten zu entziehen, welche ihnen verliehen sind. Es ist nur die holdeste, unbefangenste Unwissenheit. Eine wesentliche Schuld hieran trägt offenbar ein Umstand, den die gesetzgebenden Faktoren wohl einmal gebührend erwägen sollten, nämlich die unzulängliche Veröffentlichung der Gesetze, die besonders bedauerliche Folgen haben kann in Zeiten, in welchen die gesetzgeberische Maschine so eifrig arbeitet, wie augenblicklich. Nach der Reichsverfassung gewinnt jedes Gesetz rechtsverbindliche Kraft durch seine Veröffentlichung im „Reichsanzeiger“, d. h. in einem öffentlichen Organe, welches in das eigentliche Publikum gar nicht gelangt. Nun pflegen zwar die größeren Zeitungen wenigstens die wichtigeren Gesetze im Wortlaute zu bringen, aber auch sie bringen nur in die oberen Schichten der Bevölkerung, ganz abgesehen davon, daß diese Art der Publikation allein von dem guten Willen der Redaktionen abhängt und selbst wenn dieser gute Wille vorhanden ist, oft genug am Raumangel scheitert. Die kleine Presse, welche so gut wie ausschließlich von der großen Masse gelesen wird, thut nicht einmal so viel und kann auch nicht so viel thun. In dieser Beziehung könnten wir wirklich etwas von Frankreich lernen, wo alle Gesetze durch öffentlichen Anschlag in den Gemeinden verkündet werden. Schwerlich auf anderm Wege lassen sich die mangelhaften und schiefen Vorstellungen fern halten, die gegenwärtig leider noch über den öffentlichen Rechtszustand namentlich in wirtschaftlicher Beziehung herrschen.

Doch dies mehr nebenbei. Jedenfalls kann, wer einen schnellen und dabei sichern und weiten Ueberblick über unsere sozialen Verhältnisse gewinnen will, keinen bessern Wegweiser finden, wie die Jahresberichte der preussischen Fabrik-

inspektoren. Sie umfassen freilich nur einen Theil des deutschen Gebiets, aber es ist immerhin der weitaus größte Theil und er darf vorläufig wenigstens als maßgebend auch für das übrige Deutschland gelten. Denn nicht nur umfaßt der preußische Staat alle denkbaren Arten von Industrien, sondern in seinen einzelnen Theilen stellt sich der industrielle Betrieb in den eigenthümlichsten und mannichfachsten Abstufungen zu dem gesammten Wirtschaftsleben der entsprechenden Bevölkerung, von den fast nur ackerbauenden Bezirken in Pommern und Posen bis zu jenen rheinischen und schlesischen Distrikten, in denen die große Dampfindustrie des Jahrhunderts ihre höchste Entwicklung zeigt. So gestaltet sich selbst die attemmäßige Darstellung zu einem abwechslungs- und farbenreichen Bilde, das tausend Schlaglichter auf die brennenden Tagesfragen des sozialen Problems wirft. Um nur einen Punkt zu erwähnen, welcher augenblicklich von besonderem Interesse ist: die Fabrikinspektoren haben weder den Beruf, noch zeigen sie irgendwie die Neigung, gegen die Sozialdemokratie zu polemisieren, aber die Thatsachen sprechen selbst, und so liefern diese Berichte wahrhaft durchschlagendes Material für die Nothwendigkeit des Sozialistengesetzes. Man kann es wirklich nur der vorhin erwähnten Indolenz selbst gebildeter Politiker in solchen Fragen zuschreiben, wenn dieser Umstand in den Verhandlungen der letzten Reichstagsession nicht mit besonderer Schärfe hervorgehoben worden ist. Denn gerade an ihm läßt sich schlagend die bodenlose Nichtsnutzigkeit der kommunistischen Agitation nachweisen, ihre völlige Verzichtleistung auf jeden geistigen Kampf, der allein ihr das Recht gegeben hätte, auch nur mit geistigen Waffen bekämpft zu werden. Vom sozialdemokratischen Standpunkte aus war nur eine Taktik gegenüber den Fabrikinspektoren angezeigt: die Arbeiter zum Anschlusse und Vertrauen zu ermuntern, sie anzuleiten, daß sie die Aufmerksamkeit dieser Beamten auf unzweifelhafte Uebelstände lenkten und so von vornherein zwischen den Trägern der Staatsgewalt und den Unternehmern ein feindseliges und schroffes Verhältniß zu schaffen, was um so näher lag, als die Fabrikanten Anfangs die neue Einrichtung vielfach mit schlecht verhehltem Mergel und Mißtranen betrachteten. So konnten die sozialdemokratischen Wähler bleiben, was sie waren, und doch sich als Arbeiterfreunde erweisen; so konnten sie wenigstens den Arbeitern wirklichen Nutzen schaffen und doch gerade dadurch den Kampf bis auf's Messer gegen das Kapital führen. Aber dieser relativ vernünftige Standpunkt ist ihnen noch viel zu vernünftig gewesen; nichts von alledem haben sie gethan. Den Fabrikinspektoren scheint es selbst verwunderlich gewesen zu sein, gerade in Gegenden, wo die Umsturzpartei Oberwasser hatte, auf die größte Gleichgiltigkeit der Arbeiter gegenüber ihren Bestrebungen zu stoßen; so schreibt einer von ihnen: „Auf fallender Weise haben die mir zugänglichen Arbeiterparteiblätter ihre Leser

über die Funktionen des hauptsächlich zum Besten der Arbeiter geschaffenen Instituts zu belehren nicht für nöthig oder zweckmäßig erachtet.“ Man könnte in der That einen Preis auf das sozialdemokratische Zeitungsblatt setzen, das in den letzten Jahren auch nur einen sachlichen Artikel über die Jahresberichte der Fabrikinspektoren gebracht hätte. Entweder wurden sie kurzweg todgeschwiegen oder als „elende Nachwerke“ „abgefertigt“, oder allerbesten Falls wurde, wenn sich in ihnen ein ganz besonders schimpflicher Fall von Pflichtvergessenheit eines Unternehmers verzeichnet fand, derselbe mit hundertfacher Uebertreibung in gellenden Posannentönen als Beweis für die Nichtswürdigkeit der heutigen Gesellschaft verwerthet. Auch sonst zeigen diese neuesten Berichte wieder, was es mit der Beschönigung gutmüthiger Seelen auf sich hat, daß die sozialdemokratische Agitation die Arbeiter wenigstens gewöhnt habe, im eigenen Interesse zu denken und zu handeln. Was im vorigen Jahre von einem Hauptstige der Partei, dem Regierungsbezirke Düsseldorf, konstatiert wurde, daß nämlich die Arbeiter selbst ihre unmündigen Kinder in die „Lohuslaverei“ der Fabriken schleppten wollten, und nur die Barmherzigkeit der „Schlotjunker“ verhinderte, daß die heranwachsende Jugend von Grund aus verwüstet würde, wird jetzt sogar von Berlin berichtet. Der dortige Fabrikinspektor klagt, daß Kinder unter 14 Jahren von ihren Eltern zu zehnstündiger Arbeitszeit gehalten und zugleich unterrichtet würden, wie sie dem revidirenden Beamten auszusagen hätten, damit die Uebertretung des Gesetzes nicht zu seiner Kenntniß gelange. Von Düsseldorf wird noch fortdauerndes Ueberhandnehmen der Ausschreitungen, Rohheiten, namentlich unmäßiges Schnapstrinken u. gemeldet. „Die lautesten Klagen“, schreibt der betreffende Beamte, „wegen des Schnapses und des Mangels an Disziplin hörte ich in dem Solinger Bezirke, wo die sozialdemokratischen Vereine als festgegliederte, unter strammer Organisation stehende Interessengruppen den lose oder gar nicht verbundenen Arbeitgebern gegenüberstanden.“ Ein besonderer Lieblingsport der Agitatoren scheint in den letzten Jahren die völlige Ruinirung des Haftpflichtgesetzes gewesen zu sein. Dies völlig ungenügende und in seiner praktischen Handhabung mit tausend Schwierigkeiten verknüpfte Gesetz führt zu unzähligen Zwistigkeiten zwischen Unternehmern und Arbeitern; die letzteren zu verhexen und von jedem gütlichen Ausgleich abzuhalten, der nach Lage der Sache meist nur zu ihrem Vortheile sein konnte, ist zur höheren Ehre des Klassenhasses vielfach mit nur zu günstigem Erfolge versucht worden.

Was nun aber das Institut der Fabrikinspektoren selbst anlangt, so ist es in steigender Entwicklung geblieben. Es hat sich mehr und mehr eingebürgert; zwischen den Beamten und den Unternehmern bestehen meist freundliche und gute Beziehungen, und auch die Arbeiter, wo sie noch nicht sozialdemokratisch

infiziert sind, zeigen Verständniß und Vertrauen. Schritt für Schritt geht es dabei freilich immer nur weiter; noch fehlt viel, daß auch nur der gesetzmäßige Zustand überall herrsche, und lange Jahre angestrebter Arbeit wird es noch kosten, ehe die gewerbegesetzlichen Bestimmungen in Fleisch und Blut der industriellen Bevölkerung übergegangen sind. Selbst die verhältnißmäßig einfachen Bestimmungen über die Beschäftigung von jugendlichen Arbeitern und Kindern in Fabriken sind noch weit entfernt davon, überall durchgeführt zu sein oder dauernd beobachtet zu werden. Wie schon angedeutet ist, zeigen sich die Eltern oft selbst härter und liebloser, wie der Fabrikherr. Im Allgemeinen nimmt die Beschäftigung jener beiden Kategorien ab, was bei den jugendlichen Arbeitern oft genug auf den traurigen Grund der schlechten Zeitverhältnisse zurückzuführen ist, während es bei den Kindern erfreulichere Ursachen hat. Viele Fabrikanten verzichten lieber ganz auf Kinderarbeit, ehe sie sich den beschwerlichen Weillängigkeiten ihrer gesetzlichen Beschränkungen unterziehen. So darf man den Zeitpunkt immer näher rücken sehen, an welchem das Gesetz überhaupt die Fabrikarbeit schulpflichtiger Kinder untersagt, ein Erfolg, der moralisch noch glänzender und wirkungsvoller sein würde, als materiell. Einige der eifrigsten Fabrikinspektoren plädiren unangesehen für diese Reform. Auch ist nicht zu verkennen, daß die geltende Bestimmung der Gewerbeordnung, wonach Kinder zwischen zwölf und vierzehn Jahren in Fabriken sechs Stunden beschäftigt werden dürfen, aber dann mindestens drei Stunden die Schule besuchen müssen, dauernd nicht haltbar ist. Erfahrungsmäßig leisten sie dann weder hier noch dort etwas; weder nützen sie der Industrie, noch nützt ihnen die Schule. Dazu verkehrt sich praktisch der gute Wille des Gesetzes oft genug in sein Gegentheil. Namentlich in großen Städten und auf dem platten Lande kann der Weg zwischen Fabrik, Haus und Schule mehrere Stunden in Anspruch nehmen, so daß dann die Kinder thatsächlich schlechter gestellt sind, als die jugendlichen Arbeiter, die täglich nicht über zehn Stunden beschäftigt werden sollen.

Mit weit größeren Schwierigkeiten ist eine andere Bestimmung der Gewerbeordnung verknüpft, deren Erfüllung die Fabrikinspektoren gleichfalls zu überwachen haben: Die Pflicht nämlich, welche den Unternehmern auferlegt ist, für Gesundheit und Leben der Arbeiter die möglichste Fürsorge zu tragen. Hier wird beiderseits noch viel gefehlt. So wunderbar es klingt, zeigen sich hierin die Arbeiter selbst häufig als ihre größten Feinde. Schutzvorrichtungen, welche nicht niet- und nagelfest gemacht sind, beseitigen sie selbst, theils aus Bequemlichkeit, theils aus alberner Großthuererei. Die Fabrikanten wieder lassen es in dieser Beziehung namentlich dadurch an sich fehlen, daß sie mit allen Mitteln ihre Haftpflicht für Unglücksfälle zu umgehen suchen. Das betreffende

Gesetz, welches vorläufig für Eisenbahnen, Bergwerke, Steinbrüche, Gruben und Fabriken gilt, weist nur bei Eisenbahnen dem Unternehmer den Beweis dafür zu, daß der Unfall durch höhere Gewalt oder durch eigenes Verschulden verursacht ist, während in allen übrigen Fällen der Verunglückte oder seine Hinterbliebenen zu er härten haben, daß die Schuld auf den Unternehmer oder seine Beamten fällt. Die Sicherung der Arbeiter gegen Beeinträchtigung oder Vernichtung ihrer Erwerbsthätigkeit, die dadurch erreicht werden soll, wird aber völlig illusorisch gemacht, indem der Arbeitgeber einfach nur eine Sicherung gegen die finanzielle Schädigung sucht, die ihm etwa aus dem Gesetze erwachsen könnte, die Haftpflicht auf eine Unfallversicherungs-Gesellschaft überträgt, derselben die Regulirung der Ansprüche verletzter Arbeiter überläßt und sich um Gesundheit und Leben seiner Arbeiter nunmehr wo möglich gar nicht mehr kümmert.

Damit ist aber der ganzen Haftpflicht die Spitze abgebrochen; statt die Gegensätze in der Industrie zu versöhnen, schafft sie vielmehr ewige Unzufriedenheit. Bei Verhandlungen über Berechtigung und Werth der erhobenen Ansprüche tritt nicht selten der Fall ein, daß der Fabrikant, um die Forderungen der Arbeiter überhaupt möglichst niedrig zu halten, seine Ansicht eher zu Gunsten der Versicherungsgesellschaft als seiner Arbeiter einrichtet. Dies erschwert die gütliche Einigung, die ohnehin nicht leicht ist, weil einerseits der Arbeiter von seinen guten Freunden, zu denen in solchen Fällen noch gewissenlose Winkelkonsulenten hinzutreten, aufgehetzt wird und anderseits bei vielen Versicherungsgesellschaften die Praxis sich ausgebildet hat, prinzipiell keine Entschädigung zu zahlen, ohne von den Gerichten verurtheilt zu sein. Zudem erlischt der Anspruch auf Schadenersatz in zwei Jahren, und so schreitet der Arbeiter zum Prozeß. Die erste Folge ist dann meist seine Entlassung, weil es sich mit der Erhaltung der Disziplin in der Fabrik nicht gut verträgt, daß Arbeitgeber und Arbeiter mit einander prozessiren. Vor dieser Eventualität schreckt mancher Arbeiter zurück; die augenblickliche Existenz ist ihm lieber, als der immerhin sehr unsichere Ausgang eines Prozesses, unsicher auch deshalb, weil er auf das Zeugniß seiner Mitarbeiter, die nicht feinetwillen ihre Stellung verlieren wollen, nicht immer rechnen kann und weil ihm die Mittel fehlen, sich den nöthigen Rechtsbeistand zu verschaffen. Läßt er sich aber doch auf den gerichtlichen Weg ein, so tritt die Versicherungsgesellschaft an Stelle des verklagten Unternehmers und führt den Prozeß. Während der Kläger den Beweis zu erbringen hat, daß er durch die Schuld seines Brodherrn verunglückt ist, tritt ihm der sachverständige Beamte entgegen und er bietet sich zum Gegenbeweis; bei seiner großen Routine wird es ihm nicht schwer, dem Verunglückten ein eigenes Verschulden nachzuweisen. In der Regel schleppen sich die Prozesse lange Jahre fort; der

geschädigte Arbeiter muß alles, was er besitzt, opfern, um zu seinem Rechte zu gelangen, das er bei den ungleichen Waffen, mit welchen gekämpft wird, doch nicht oder nur in den seltensten Fällen erhält.

Diese traurigen Zustände sind in verschiedenen Berichten der Fabrikinspektoren mit dankenswerther Klarheit aufgedeckt; mit besonderem Eifer behandeln die Beamten für die Stadt Berlin, die Provinz Pommern und den Regierungsbezirk Frankfurt a. O. die äußerst wichtige Frage. Offenbar ist hier eine gründliche Abhilfe nothwendig. Ein Theil der Fabrikanten versichert seine Arbeiter gegen alle, auch die nicht haftpflichtigen Unfälle, allein dieser Modus läßt sich schwer allgemein durchführen, weil die Prämien meistens unverhältnißmäßig hoch sind und alsdann auch keine genügende Bürgschaft mehr gegen Leichtsinns und Sorglosigkeit der Arbeiter vorhanden ist. Eine entschiedene Verbesserung würde zweifellos die Ueberwälzung der Beweislast auf den Unternehmer sein, wie in der letzten Frühjahrsession des Reichstags schon durch mehrfache Anträge angeregt wurde. Gewisse Unzuträglichkeiten werden bei Regelung der Haftpflicht niemals zu vermeiden sein; es ist nicht mehr, als billig, daß sie wenigstens auf die stärkeren Schultern fallen. Allein das Prozessiren wäre dann auch nicht zu vermeiden; Streit und Unfriede bliebe an der Tagesordnung und in vielen Fällen würden die Arbeiter nicht besser daran sein, wie zuvor. Es ist somit kaum etwas anderes möglich, um das Haftpflichtgesetz zur vollen Wahrheit zu machen, als Selbsthilfe der Arbeitgeber und Arbeiter.

Der Fabrikinspektor für Frankfurt a. O. berichtet, daß innerhalb der Textilindustrie seines Bezirks sich mehrere Lokal-Unfallversicherungs-Institute der Unternehmer mit Solidarhaft aller Mitglieder gebildet hätten, und er glaubt mit Recht, hierin einen fruchtbaren Anfang zur gedeihlichen Lösung der Frage zu erkennen. Es ist klar, daß ein Lokalverein, bestehend aus den Nächstbetheiligten, vor Allem für möglichste Verhütung von Unglücksfällen, demnächst aber auch für eine gerechtere Entschädigung derselben sorgen wird, weil ihm die nähere Kenntniß der Familien und wirthschaftlichen Verhältnisse seiner Arbeiter moralische Verpflichtungen auferlegt, welche einer fernstehenden Gesellschaft jederzeit fremd bleiben. Der gedachte Beamte führt dann aber weiter in sehr treffender Weise aus, daß die Idee nach zwei Richtungen hin einer Erweiterung und Vertiefung eben so bedürftig wie fähig sei. Für besonders schwere Unglücksfälle bedürften die Lokalvereine der Anlehnung an einen größeren Versicherungskreis, am besten an Provinzial-Unfall-Versicherungsverbände, die sich in jedem einzelnen Industriezweige zu bilden hätten. Weiter aber sei es durchaus angezeigt, die Arbeiter zu den Versicherungsbeiträgen heranzuziehen, selbstverständlich mit gleichzeitiger Theilnahme an der Verwaltung. Das Be-

wußtsein der persönlichen Beitragspflicht mahnt den Versicherten viel ernsthafter zur Vorsicht während der Arbeit, als wenn sein Arbeitgeber den Beitrag für ihn zahlt. Auch ist die Betheiligung von Arbeitern bei Verwaltung der Kasse, bei Beurtheilung der Entschädigungsfrage zc. keineswegs bedenklich. Im Gegentheil wird ihre Theilnahme solchen Klassen größeres Vertrauen ihrer Kameraden zuführen, und dann ist es eine bekannte Thatsache, daß die Arbeiter im Punkte der Entschädigung meist ökonomischer zu Werke gehen, wie der Arbeitgeber. Daß übrigens solche Vereinigungen über ihren ursprünglichen Zweck hinauswachsen, Schiedsgerichte, Invaliden- und Krankenkassen zc. aus sich entwickeln und somit sehr aussichtsvolle Anfänge zu gewerblichen Fachgenossenschaften darstellen würden, welche in durchaus gesunder Weise Arbeitgeber und Arbeitnehmer verbänden, liegt auf der Hand.

Den besondern Wohlfahrtseinrichtungen zu Gunsten der Arbeiter widmen die Fabrikinspektoren gleichfalls eine eingehende Aufmerksamkeit. Sie haben nach dieser Richtung von viel gutem Willen zu berichten, dem freilich die schwere Noth der Zeit oft enge Schranken setzt. In die Einzelheiten einzugehen, würde an dieser Stelle zu weit führen, und so mag nur noch ein interessanter Gesichtspunkt hervorgehoben werden. Der Fabrikinspektor für den Regierungsbezirk Düsseldorf hebt den überaus günstigen Einfluß der dortigen Arbeiterinnen-Hospize und Vereine auf alleinstehende Frauen und Mädchen hervor. Es sind solcher Vereine bisher nur rein konfessionelle vorhanden; sie bestehen in Orten, wo die Arbeiterbevölkerung vorwiegend katholisch, ihr konfessioneller Charakter demnach so gut wie selbstverständlich ist und wo die von den leitenden Geistlichen ausgeübte, seelsorgerische Bucht vom besten Einflusse sein kann. Von der protestantischen Kirche ist nirgends Aehnliches berichtet; die soziale Weisheit ihrer leitenden Kreise scheint noch immer von der Firma Stöcker-Lodt gepachtet zu sein. Uebrigens meint der Düsseldorfer Fabrikinspektor, daß für evangelische oder paritätische Bezirke sich ähnliche Bestrebungen wohl eines ähnlich günstigen Erfolges zu erfreuen haben würden, wenn die Leitung derselben in die Hände gebildeter Frauen gelegt würde, deren tägliche, persönliche Einwirkung auf die jungen Arbeiterinnen zur Geltung käme. So bietet sich den Frauen der Fabrikbesitzer ein dankbares und reiches Feld der Thätigkeit dar.

Damit mögen diese Andeutungen beendet und die neuesten Jahresberichte der preussischen Fabrikinspektoren dem geneigten Leser selbst zum Forschen und Graben überlassen bleiben. Er darf einer reichen Ernte sicher sein, und im Uebrigen sei es diesen lehrreichen Bänden beschieden, von Jahr zu Jahr tiefer zu haften im Gedächtnisse des Volks als feste Grundsteine der sozialen Reform!

Franz Mehring.

Der zweite Band von Stanley's Reiseswerk.

Vor kurzem ist der zweite Band der von Professor Böttger bearbeiteten deutschen Ausgabe des Werkes von Henry M. Stanley „Durch den dunkeln Welttheil“ (Leipzig, F. A. Brockhaus) erschienen. Wir haben aus dem ersten Bande im 3. Quartal dieses Jahres in d. Bl. einige der interessantesten Schilderungen unsern Lesern mitgetheilt. Eine erschöpfende Darstellung der darin enthaltenen Forschungen und Entdeckungen konnte in d. Bl. nicht einmal versucht werden, weil hierzu der Raum fehlte. Zu diesem Zwecke hätte die Stanley'sche Forschungsreise, die schon im ersten Bande einen Weg durchmißt, der vom 40. bis zum 30. Grade östlicher Länge in den Aequatorialgegenden Afrika's sich erstreckt, verglichen werden müssen mit den Ergebnissen früherer Reisen. Ohne eine größere Anzahl von Karten hätte sich ein Ueberblick kaum gewinnen lassen. Und durch die kritische Sonderung der nicht seltenen Stellen, in denen Stanley die Kombination oder wohl auch einmal die Phantasie an die Stelle unumstößlicher Thatfachen setzt, wo diese nicht zu ermitteln sind, wäre abermals ein so erheblicher Raum beansprucht worden, wie ihn nur geographische Fachschriften gewähren können. Deshalb begnügten wir uns bei Besprechung des ersten Bandes zunächst mit einer Skizze, welche die Ergebnisse der bisherigen Afrikaforschung in jenen Gebieten zusammenfaßte und die Verdienste Stanley's, insbesondere seiner letzten gewaltigen Entdeckungsreise, in wenigen Strichen andeutete; in den folgenden Artikeln gaben wir das Interessanteste über seine Reisevorbereitungen, Anschaffungen und Werbungen, seine Abreise und die ersten Märsche auf dem Festlande. Wir berichten zur Anknüpfung der nachstehenden Blätter an diese früheren Schilderungen nur, daß Stanley am Ende des ersten Bandes in Udschidschi am Tanganika-See angekommen war, sich also immer noch auf einem durch Livingstone u. A. der geographischen Wissenschaft leidlich erschlossenen Gebiete befand.

Die Verdienste, welche sich Stanley um die Erforschung der Gestade und Grenzen, der Entstehung und des Abflusses dieses großen Sees erworben hat, erhellen nun aus den ersten Kapiteln des zweiten Bandes seines Reiseswerkes. Nach einer Seereise an Bord des trefflichen Bootes „Lady Alice“, welche in 51 Tagen etwa 240 geographische Meilen der Gestade des Tanganika-Sees bestrich und die Gestalt und sonstige Beschaffenheit der Seeufer genau feststellte, die Hydrographie des Sees und die Legenden der Eingeborenen zum ersten Mal Europa vermittelte, kehrte Stanley nach Udschidschi zurück. Fesselnd und farbenreich schildert er die mannichfachen Abenteuer und Reize der Seefahrt, das wunderbare Völker-, Sprachen- und Waarengewimmel des großen Handels-

plages von Innerafrika, Udschidschi. Bei seiner Rückkehr findet er hier die Bande der Mannszucht bedenklich gelockert. Die lange Abwesenheit des Führers ist weniger schuld daran, als eine bössartige Pockenepidemie, welche die Stadt heimsucht und auch unter Stanley's Mannschaft zahlreiche Opfer fordert. Dazu kommt die zu Desertion immer ermunternde Furcht vor den Gefahren und Wagnissen einer Weiterreise in unbekanntes Land. Vergebens sucht der Führer durch freigebige Geschenke diese bösen Gelüste niederzukämpfen. Ueber vierzig Mann seiner Truppe verlassen ihn treulos, nachdem soeben sie die reichen Gaben des „Meisters“ schmunzelnd eingestrichen. Es ist hohe Zeit geworden, den Weitermarsch anzutreten. Denn inmitten der Wildniß, umgeben von Feinden und bedrängenden Naturgewalten aller Art, legt jede Kreatur willenlos ihr Schicksal in seine Hand.

Die Reise geht also weiter über Kuanda und Ka-Bamberré, wo Livingstone monatelang sich aufgehalten, nach Manjema. Noch haben die Eingeborenen, die stolz im Kostüm Adam's sich dem Beschauer darbieten, den großen „weißen Vater“ (Livingstone) nicht vergessen. Der einzige Esel, den Stanley's Kolonne mit sich führt, ist aber das Imponirendste, was sie je gesehen. Die Stimme des Esels erfüllt sie mit unendlichem Entzücken. Das kindlich-gutmüthige Volk wird von den habgüchtigen und listigen Arabern zu unaufhörlichen zwecklosen Fehden und Schlächtereien getrieben. Durch das Thal des Luama wird (zu Anfang des vierten Kapitels) der Zusammenfluß dieses Stromes mit dem mächtigen Lualaba, den Stanley bekanntlich Livingstone nennt, und dessen Identitätsnachweis mit dem Congo die Hauptfrucht seiner Entdeckungsreise ist, erreicht. Damit ist Stanley an der letzten Grenze früherer Entdeckungsfahrten — derjenigen von Cameron und Livingstone — angelangt. 220 Meilen war Stanley dem Zufluß des großen Stromes gefolgt, ehe er diesen in weitem Bogen seine blaßgrauen Wogen heranwälzen sah. Schon hier, an dem obersten Lauf des Stromes, den Stanley erreichte, war der Lualaba 1300 Meter breit. Der stolze Amerikaner muß sich herablassen zu dem Bekenntnisse, daß schon hier kein andrer Fluß den Vergleich mit ihm aushalte, als der mächtigste Strom Nordamerika's, der Mississippi.

Obwohl nun schon beim ersten Anblick des Lualaba Stanley's Entschluß feststand, diesem Strom bis zum Ozean zu folgen, so hatte er eben doch mit schwachen Menschen (darunter vielen Frauen und Kindern), nicht mit Heroen die Reise zu bestehen; und diese Begleiter waren sämmtlich frei, Herren ihrer Entschließung, wo es sich um den Weitermarsch in eine an Schrecknissen und Gefahren reiche unbekanntes Wildniß handelte. Wer nur immer in der Stadt Nyangwé mit seinem erbetenen oder unerbetenen Rath gehört wurde, warnte vor der Weiterreise wie vor sicherem Tod. Grauenhafte Geschichten von einem

bösartigen Zwergvolk, das am Wege hause, wußten die weitgereisten Araber zu erzählen. Daß der Strom auf seinem anteren Laufe von kriegstüchtigen, mordlustigen Kannibalen bewohnt sei, versicherten Alle, die stromab gefahren. Nur durch eine imponirende Machtentfaltung meinte Stanley selbst die Gefahren der Weiterreise bezwingen zu können. Er mietete deshalb den mächtigsten arabischen Kaufmann und Führer der Gegend, Tippu-Tib, denselben verschmigten, weitherzigen Gesellen, den Cameron zu seiner Fahrt über den Qualaba bis Urotera als Begleiter erlesen, für 5000 Dollars zu sechszig Tagemärschen, mit 140 Mann, die Stanley auf der Hin- und Rückreise mit Mundvorrath zu versehen sich verpflichtete. Bei kleinmüthiger Rückkehr dieser Eskorte vor dem bedungenen Endziel sollte Stanley aller Verpflichtungen gegen sie und Tippu-Tib frei sein. Dieser Vertrag wurde am 24. Oktober 1876 abgeschlossen, nachdem Stanley sich versichert hatte, daß sein treuer, allein noch überlebender weißer Reisegefährte, Frank Pocock, mit Freunden bereit sei, dem großen unbekanntem Strome bis zum Ozean zu folgen. —

Etwa 830 geographische Meilen längs des Parallelkreises des 4. Grades südlicher Breite hatte Stanley auf der östlichen Hälfte des dunkeln Welttheils durchschritten, erforscht, aufgezeichnet und vermessen, als am 5. November seine Karawane, die ohne die 700 Mann Tippu-Tib's*) 154 Menschen (einschließlich der Weiber und Kinder) zählte, zum Marsche nach der unbekanntem größeren westlichen Hälfte des schwarzen Erdtheils aufbrach. In direkter Linie längs desselben Breitengrades lagen von Nyangwé bis zum Meere noch 956 geographische Meilen vor ihm, davon über 900 gänzlich unbekannt. Aber an eine Verfolgung des kürzesten Weges zum Ozean war vorläufig gar nicht zu denken, denn nicht nach Westen, sondern direkt nach Norden floß der Strom von Nyangwé ab. Und „immer nach Norden“, versicherten die Eingeborenen und Araber, fließe er, so weit er bekannt sei. So folgte denn Stanley mit den Seinen zunächst dem Ostufer des Stromes, um jede Ungewißheit über seine mögliche Krümmung nach Osten zum Muta Nzigi oder zum Nil zu beseitigen und, falls er, wie Stanley schon damals annahm, sich später nach Westen wende, zu entdecken, welche Zuflüsse er von Osten erhalte.

Vom 6. bis 19. November ging der Marsch der Kolonne durch dunkeln Urwald, zuerst in nördlicher, dann in nordwestlicher Richtung. Ursprünglich war es die Absicht Stanley's, die 240 Stunden Landes, welche der Urwald (Mitamba) bedeckt, im Walde zurückzulegen. Aber sehr bald überzeugte er sich von der gänzlichen Unausführbarkeit dieses Reiseplanes. Das Dunkel des Waldes war so tief, daß Stanley oft die Bleistiftnotizen, die er in sein Tage-

*) Von denen 300 bald in andrer Richtung abgelenkt werden sollten.

buch eintrug, beim Schreiben nicht lesen konnte; ein Zwielficht „so matt und feierlich wie in gemäßigten Zonen eine Stunde nach Sonnenuntergang. Wir wußten nicht, ob draußen die Sonne hell scheine, oder ob der Tag dunkel, trübe oder neblig sei.“ Die Temperatur war die eines russischen Dampfbades. Eine klebrige Feuchtigkeit stieg in Schwaben aus dem Boden, tropfte unablässig von den großen gedunsenen Blättern der Bäume, wie Regen. Der Pfad wurde bald zu einem zähen, lehmigen Teig, und bei jedem Schritte spritzte man schlammiges Wasser über die Beine der Vorder- und Nebenmänner. Kein Wunder, denn der Boden ist ein dunkelbrauner vegetabilischer Humus, aus dem die seit Jahren angehäuften Leberreste faulender Blätter und Zweige ein ständiges Mistbeet gemacht haben. Bis zu zwanzig Fuß Höhe schießt allein das Unterholz in tropischer Leppigkeit empor. Kein Wind dringt in das tiefe Gefängniß dieses Waldschattens ein. Geschähe es, so würde er die ganze Waldherrlichkeit zu Boden werfen, denn selbst die stolzesten Stämme legen den größten Theil ihrer Wurzeln bloß und sind nicht tief in den weichen Boden eingewachsen. Unendlich mühevoll wankt die Kolonne in Schlamm und Dunkel vorwärts. Uebermenschliche Anstrengungen haben die Bootträger zu leisten. Als man ihnen einen Pfad durch das Dickicht mit Axten zu hauen sucht, zwingt jeder gefallene Baumriese zu mißlichen Umwegen. Bald mußte Stanley und sein weißer Begleiter das letzte Paar Schuhe aus dem Koffer hervorholen, obwohl sie die Hälfte des Weges barfuß gingen. Das Barfußgehen war aber nicht sehr geheuer auf einem Pfade, auf welchem sie, abgesehen von ganzen Armeen von Bißameisen und von sechs Zoll langen Tausendfüßern, sowie von Käfern und Insekten aller Art, auch einem zehn Fuß langen Python (Riesenschlange), einer grünen Viper und einer schenßlichen Puffnatter begegneten. Und die armen schwarzen Männer, Frauen und Kinder, die Stanley das Geleit gaben, mußten barfuß gehen. Ein Ausblick von der Höhe eines Baumes, der erklommen wurde, zeigte nach allen Seiten hin eine trostlose, unendliche Waldwildniß. Auch die spärlichen Negerdörfer, die inmitten dieser Baumwüste angetroffen wurden, vermochten nicht zu trösten. Die Dorfstraßen waren überall eingesäumt mit Schädeln, welche die Eingeborenen wohl für Schädel des „Soko“ (Schimpanse) ausgaben, die aber Stanley für Neger Schädel hielt, eine Vermuthung, die später Prof. Huxley bestimmt bestätigte, als ihm Stanley zwei Exemplare dieser schauerlichen Dorfstraßengarnirung zur Prüfung vorlegte. Man befand sich also bereits mitten unter heuchlerischen Kannibalen.

Unter diesen Umständen war es Tippu-Tib kaum zu verargen, wenn er bereits am 15. November seinem Herrn rundweg erklärte, daß er auf einem Wege nicht weiter mitziehe, der nur „für nichtswürdige Heiden, für Affen und wilde Thiere geschaffen sei.“ Die Heiligkeit der Verträge, die ihm Stanley

pathetisch entgegenhielt, machte auf den kaltblütigen Araber gar keinen Eindruck. Sie würde auch auf manchen Christenjohn wenig überzeugende Kraft geübt haben, zumal da Tippu-Tib in der Hauptsache vollständig im Rechte war, wenn er den Weitermarsch im Walde für unmöglich erklärte. Der Qualaba selbst war zweifellos die gegebene Straße für die Entdeckung und Aufzeichnung des Stromes, nicht das Waldesdickicht. Das geographisch-naturwissenschaftliche Interesse, welches die Reise durch den Urwald bieten konnte, die Möglichkeit, alle kleinen östlichen Zuflüsse des Riesenstromes durch Ueberschreitung derselben genau kennen zu lernen, konnte doch gewiß nicht in Betracht kommen gegenüber der großen Verantwortlichkeit, die Stanley für die Gesundheit und das Leben hunderter ihm anvertrauter Menschen übernommen hatte. Wir finden hier, wie früher und später im Laufe der Stanley'schen Entdeckungsreise noch oftmals, eine eigenthümliche Kasuistik in der Art, wie Stanley sich diese Verantwortlichkeit zurechtlegt. Er läßt z. B. sein ganzes Gefolge bei der Durchfahrt durch die inselreichen Gebiete der Kannibalenstämme längs des Livingston beinahe Hungers! sterben, nur um nicht durch einen Schuß auf das in üppiger Fülle vorhandene Wild aller Art die Kriegslust der Wilden zu wecken — obwohl er sicher weiß, daß schon der ganz unvermeidliche Anblick seiner kleinen Flotte die Kriegstrommeln und den Angriff der stets kriegsbereiten Uferbewohner erregen wird. Ja noch mehr: als er nahe der Seeküste des atlantischen Ozeans, Anfang August 1877, mit seiner ganzen Mannschaft beinahe dem Hungertode erliegt, *) läßt er lieber einen seiner Häuptlinge wahnsinnig werden und fünf seiner Leute wegen Diebstahls der nothwendigsten Nahrungsmittel in der Sklaverei zurück, als daß er vom Rechte des Nothstandes Gebrauch macht und mit gewaffneter Hand nimmt und nehmen läßt, was die Seinen zum nothdürftigen Unterhalt brauchen. Da will uns die mohammedanische Auffassung von Verantwortlichkeit, die Tippu-Tib äußerte, doch beinahe natürlicher erscheinen, als die christlich-zivilisirte Stanley's. Schließlich gelang es Stanley nach stundenlangem Zureden, den arabischen Führer wenigstens noch auf zwanzig Tagemärsche zu halten, gegen das Versprechen Stanley's, die Expedition unverzüglich aus dem Walde an den Strom zu führen.

Der Livingstone wurde am 19. November erreicht. Seit dem 6. war die Kolonne nur $10\frac{1}{4}$ deutsche Meilen in nördlicher Richtung von Nyangwé vorgebrungen. Stanley hält nun hier eine große Rede an sein versammeltes Volk, in welcher er ausführt, daß man fortan auf dem Strome selbst weiter reisen müsse. Nur 38 Leute der Mannschaft fühlten sich durch diese Rede

*) Neun Mann hatte er in der Wildniß von Uveriveri bereits im Januar 1875 am Hungertod verloren. (s. Todtenliste, S. 560, 2. Band).

überzeugt. Die andern standen seitab und schmolten. Allmählig werden in-
 dessen auch sie gewonnen. Die Lady Alice wird zusammengesetzt und ihrem
 Element übergeben. Mit den Wenya, die auf dem rechten Ufer des Stromes
 wohnen, wird Blutsbrüderschaft geschlossen; und nachdem der Versuch eines
 verrätherischen Bruches dieses Bündnisses vereitelt worden ist, setzen die Wilden
 bereitwillig Stanley's Korps auf das rechte Stromufer über, wo ein Lager
 errichtet wird. Wegweiser, Führer und Dolmetscher glaubt Stanley an ihnen
 gefunden zu haben. Aber am nächsten Morgen sind sämmtliche Eingeborenen
 entflohen. Denn der Fremde gilt als Feind — *et dona ferens* — und wenn
 er überwunden wird, als Fraß. Die nächsten Tage erhärten diese schreckliche
 Wahrnehmung immer von Neuem. Die Mannschaft Stanley's theilt sich in
 zwei ungleiche Hälften. Die kleinere befährt stromab den Fluß. Die größere,
 unter Frank Pocock's Befehl, strebt mühsam danach, durch die Dschungeln und
 Waldungen des rechten Ufers mit der Flotte Schritt und Fühlung zu halten.
 Aber sie verirrt sich, sie hat überall, wo sie auf Eingeborene stößt, harte
 Kämpfe zu bestehen, ebenso wie Stanley selbst. Ueberall schießen die Wilden
 mit vergifteten Pfeilen, glücklicherweise nicht mit Pulver, das hier unbekannt
 ist, überall gewahrt man die gräßlichen Straßenzäune von Menschenschädeln.
 Nicht selten gerathen die Fußwanderer am Ufer in die Irre, bis fünfzehn
 Stunden vom Strome ab. Schreckliche Geschwüre sind die Folge der Wunden,
 welche die Dornen und Stacheln reißen, über welche ihr Weg hinwegführt.
 Ruhr und Pocken stellen sich bei der marschirenden Kolonne ein. Schon macht
 es sich nöthig, die Kranken auf einem schwimmenden Lazareth von sechs ver-
 lassenen Kanoes unterzubringen, die aneinander gebunden werden. Täglich
 sind Leichen in die braunen Fluthen des Livingstone zu versenken. Schließlich,
 am 26. November, stellt ein neuer Feind sich ein: die Stromschnellen von
 Uassa. Vier Snidergewehre gehen in denselben verloren. Die Kanoes schlagen
 um, die Insassen retten das nackte Leben und reiten auf dem Rücken der
 Boote. In dieser Lage selbst werden sie von den blutdürstigen Menschen-
 fressern angegriffen. Nur rechtzeitiges Feuer der Freunde zwingt die An-
 greifer zum Rückzug und erspart wenigstens den Verlust von Menschenleben
 unter den Begleitern Stanley's.

Die Geduld der Araber und Tippu-Tib's jedoch ist abermals er-
 schöpft. Abermals reden sie von Umkehr. Stanley ist indessen nicht geneigt,
 sich in nochmalige Redekünste einzulassen, sondern läßt ruhig die Boote am
 Land über das Gebiet der Stromschnellen hinaustragen, und dann geht die
 Reise unter gleichen Verhältnissen, nur unter stets steigender Heftigkeit und
 immer rascherer Aufeinanderfolge der Gefechte mit den Wilden, weiter stromab-
 wärts bis zum 20. Dezember, wo nach Kämpfen, die Tag und Nacht ununter-

brochen fortbauerten, ein glücklicher nächtlicher Handstreich auf 36 Boote der Feinde, die sich auf eine Insel zurückgezogen hatten, Stanley in den Stand setzt, mit seiner ganzen Mannschaft stromab zu fahren, ohne fernerhin einen Theil zu Fuße reisen zu lassen. Freilich war Tippu-Tib mit seinen Lenten nicht zu bewegen, diese Wasserreise mit zu unternehmen. Sein beharrliches Verlangen nach Umkehr wurde daher am 22. Dezember erhört, und er und seine Leute erhielten fürstlichen Lohn für ihre Dienste. Tippu-Tib allein bekam 2600 Dollars, einen Reitesel, eine goldene Kette, 30 Doti feines Zeng, 150 Pfund Perlen, 16300 Muscheln, einen Revolver, Munition für 200 Salven und 50 Pfund Messingdraht. Zu Weihnachten wurden fröhliche Feste veranstaltet. Auch Tippu-Tib mit seinen Begleitern nahm daran noch Theil. Der Araber siegte im Wettlauf über Frank Pocock. Auch die Mädchen und Frauen der Expedition hielten unter sich einen Wettlauf ab.

Am 28. Dezember schiffte sich Stanley's ganze Mannschaft ein. Tippu-Tib rief ihnen seine Abschiedsgrüße vom Ufer in wehmüthigen Klängen seiner Musikinstrumente zu. Stanley hielt wieder eine seiner napoleonisch-englischen Aureden an seine Begleiter: „Söhne von Zanzibar! Die Araber und die Wanyamwezi blicken auf Euch. Die ganze Welt lächelt vor Freude. Seht diesen Strom hier an, hier geht die Straße nach Zanzibar“ u. s. w. Aber er gesteht wenigstens selbst, daß „die armen Kameraden mit mattem Lächeln auf seinen frischen Zuruf antworteten“.

Der Livingstone war hier 1600 Meter breit, die Gegend herrlich, der Strom mit waldigen Inseln durchsetzt, die Ufer besäumt mit dem üppigsten Urwald der Tropen. Eine unendlich mannichfaltige kräftige Thierwelt belebt Wald, Luft und Wasser. Ewiger Frühling lacht über dem hochgelegenen, wasserreichen, dichtbevölkerten Lande, das an allen Schätzen der Natur überreich ist. Bäche, Flüsschen und bis 900 Meter breite Ströme münden, meist von Osten oder Südosten her, in den Livingstone. Vom 19. bis 30. Dezember werden an solchen Zuflüssen der Kuiti, der Miriva, Liva, Kasuku, Urindo und Longwa gezählt und vermessen. Nur die ersten beiden ergießen sich auf dem linken Ufer des Livingstone (also von Westen oder Südwesten her) in diesen. Von paradiesischer Anmuth wäre die Fahrt durch diese Naturreize, wenn nicht die wildesten, rohsten und kriegslustigsten Menschenfresser hier hausten, Menschen, die kaum diesen Namen verdienen, da sie im Mitmenschen nur das Fleisch achten und anstreben. Die Thalfahrt auf dem Livingstone ist bis Mitte Februar (zu Ende des zehnten Kapitels) ein fast steter harter Kampf mit den Wilden, die beim bloßen Anblick der fremden Stromfahrer ihre Kriegstrommeln rühren, ihre Kriegshörner blasen und hurtig wie Wöden in unzähligen Kanoes über den meilenbreiten Strom zum Angriff fliegen. Wohl beden

riesige dicke Schilder, die wo immer möglich den Angreifern abgenommen und im Kampfe längs der Bootsränder erhoben werden, die Angegriffenen leidlich gegen die giftigen Geschosse der Eingeborenen. Und bis gegen Ende Nannar auf dem nordwestlichen Laufe des Stromes der Aequator erreicht ist, sind die Begleiter Stanley's schon durch ihre Feuerwaffen den Wilden bei weitem überlegen. Aber hier gewährte Stanley's Mannschaft zum ersten Mal vier uralte Büchsen in der Hand der Wilden, die fast vierhundert Jahre gebraucht haben mögen, um von den Gestaden des atlantischen Ozeans bis in das Herz Afrika's vorzubringen. Und bald zählen die Feuerwaffen der Wilden nach Hunderten. Die schwersten Tage in dieser durch mehr als dreißig Treffen und Schlachten bewegten Zeit waren die Tage vom 2. bis 27. Januar 1877. Denn in diesem beinahe vierwöchigen Zeitraum waren die sieben Fälle des Livingstone, in der Nähe des Aequators, die Stanley-Fälle, unter unaufhörlichen Kämpfen am Land zurückzulegen. Die Schiffe werden mit unsäglich Mühe über die Uferberge an den Wasserfällen vorbeigezogen. Mancher Mann und manches Ronoe geht in diesen schweren Kämpfen mit den entfesselten Elementen und den tobenden Wilden verloren. Zwölf Tode allein forderten die Kämpfe im Dezember, Januar und Februar unter Stanley's Begleitern, drei ertranken von ihnen und kamen in einem Gewitter um. Und dennoch hatte die großartige Naturschönheit, welche hier monatelang die ganze Reisegesellschaft umgab, auf Alle so tiefen Eindruck gemacht, daß sie bald alle Drangsal und Pein dieser Wochen vergaßen und im ganzen späteren Verlauf ihrer Reise an die Gestade des Livingstone am Aequator als an die schönsten Bilder ihrer tausendtägigen Reise zurückdachten.

Ästhetik in der Mathematik.

Die Raumanschauung und die Axiome der Geometrie bilden seit Jahren in immer steigendem Maße das Lieblingssthema für Philosophen und Mathematiker. Den ersten Anstoß dazu hat Gauß gegeben, zwar nicht durch ausführliche, eigens diesem Thema gewidmete Arbeiten, sondern bloß durch gelegentliche Äußerungen in Abhandlungen über andere Gegenstände und in Briefen; aber der Umstand, daß Gauß durch große Leistungen auf mehreren Spezialgebieten der reinen und angewandten Mathematik in der wissenschaftlichen Welt eine so bedeutende Autorität besitzt, ist für kleinere Mathematiker Grund genug gewesen, ihm unbedenklich auch auf einem Gebiete zu folgen, auf dem der ganz unphilosophische und der Philosophie sogar abgeneigte

Grenzboden IV. 1878. 39

Mathematiker offenbar in's Verfehlte und Widersinnige gerathen war. Gauß behauptet, der bekannte Satz von der Winkelsumme des Dreiecks, den wir alle noch aus unsrer Schulzeit kennen, sei nicht richtig, die Summe der drei Winkel im geradlinigen Dreieck brauche nicht nothwendig zwei Rechte zu betragen; sie könne vielmehr beliebig kleiner als zwei Rechte gemacht werden, wenn man nur die Seiten des Dreiecks hinreichend groß nehme. Freilich würden bekannte kosmische Entfernungen dazu nicht ausreichen, da alle bisherigen astronomischen Dreiecksmessungen zwei Rechte als Winkelsumme ergeben hätten. Eine solche Behauptung war kein schlechter Spaß oder bloß scheinbarer Widersinn, der sich in eine nüchterne und alltägliche Wahrheit auflösen ließe, wenn man ihn nur des Unendlichkeitsjargons entkleidete und in eine verständliche Sprache übertrüge. Sie war ernstlich gemeint, und da sie auch ernstlich genommen wurde, so schossen aus ihr alle jene höheren geometrischen Verschrobenheiten empor, welche es in ihren Konsequenzen gegenwärtig bis zu einer ganzen Hypergeometrie gebracht haben, während Gauß gelegentlich noch mißmuthig klagen mußte, daß wir es in Betreff der geometrischen Axiome und der Theorie der Parallelen trotz vielfachen Bemühungen doch wenig weiter gebracht hätten, als Euklid und die alten Geometer. In dieser neuen Art von Geometrie, die sich anti-euklidische Geometrie nennt, hat der Raum, wenn nicht mehr, so doch mindestens vier Dimensionen; parallele Linien schneiden sich im Unendlichen wirklich, bilden dort einen Winkel und schließen ihrer drei ein Dreieck ein; in dieser Geometrie hat die gerade Linie nicht mehr allein das ausschließliche Privilegium, die kürzeste Verbindung zwischen zwei Punkten zu sein, sie läuft — was entschieden das Prächtigste ist — durch die Unendlichkeit hindurch in sich selbst zurück. Wären diese Dinge richtig, so würde die Geometrie damit zu einer Erfahrungswissenschaft umgewandelt und ihre Axiome zu bloßen Hypothesen, deren Gültigkeit erst an der Erfahrung zu erproben wäre.

So lange diese metaphysischen und hypergeometrischen Gespinnste und Spielereien die Privatdomäne Einzelner bleiben, sind sie ohne Bedeutung und haben auf den Gang der Wissenschaft weiter keinen Einfluß; sobald sie aber ansteckend wirken, ist Gefahr vorhanden, daß sie den regelmäßigen Fortschritt im Wissenschaftlichen unterbrechen. Dieser Fall kann für Deutschland um so eher eintreten, als im letzten Jahrzehnt zwei Physiker von Ruf der Hypergeometrie nicht nur ihren Beifall gezollt, sondern auch an ihrem Ausbau positiv zu arbeiten gesucht haben. Es sind dies Helmholtz und Voellner. Jeder von beiden ist dabei auch noch in seiner eignen Weise epochemachend geworden; Helmholtz, indem er nicht bloß die hierher gehörigen Ideen in wissenschaftlicher und für das weitere Publikum in populärer Form reproduzirte, sondern ihnen auch noch eine entsprechende Theorie der Entstehung der Raumanschauung beigab; Voellner, indem

er der erstaunten Welt zum ersten Male zeigte, wozu ein Physiker das Phantom des vierfach ausgedehnten Raumes gebrauchen kann. Zoellner sucht nämlich nichts Geringeres, als die Wunder und Geisterzitationen spiritistischer Art durch den Raum von vier Dimensionen begreiflich zu machen.*) Er läßt die spiritistischen Medien gewissermaßen eine vermittelnde Rolle spielen zwischen denjenigen Wesen, mit denen er den vierdimensionalen Raum bevölkert, und den dreidimensionalen Menschen, weil erstere nur in Gegenwart solcher Medien auf kurze Zeit in unserem Raume erscheinen und allerlei Experimente ausführen, welche die meisten Dreidimensionalen für Trug und Taschenspielerlei zu halten meistens beschränkt genug sind. Das allerdings sind die pikantesten Früchte, die im Garten der mathematischen Mystik bisher gereift sind, die aber immerhin das Gute haben, dem fernerstehenden Publikum zu zeigen, was in der strengen Wissenschaft alles möglich werden kann, wenn sie anfängt, mit der Metaphysik anstatt mit der Wirklichkeit sich zu befassen.

Eine Vorstellung von dem vierfach ausgedehnten Raume hat uns übrigens noch kein Hypergeometer zu geben vermocht, was ja auch der Natur der Sache nach nie gelingen kann. Angesichts dieser Unmöglichkeit tröstet sich Zoellner mit der vermeintlich gleichen Unmöglichkeit, jedem Bauern die Richtigkeit des pythagoreischen Satzes darzuthun, indem er zugleich jene höhere Raumanschauung darwinistisch für eine höhere Stufe in der Entwicklung des menschlichen Intellekts ansieht, die sich zur gegenwärtigen etwa so verhalten würde, wie diese zum thierischen Intellekt; Gauß begnügt sich damit, die Sache für so einfach zu erklären, daß nur ein Bötier kein Verständniß dafür habe. Bei solcher Sachlage bleibt allerdings der durch seine drei (zu einander rechtwinkelig stehenden) Dimensionen und die Axiome charakterisirte Raum vorläufig noch der einzige, von dem wir einen Begriff haben können. Zwar kann die Geometrie mit diesem Begriffe der allgemeinen Raumvorstellung, weit und leer wie er ist, allein noch nichts ausrichten; sie hat vielmehr begriffliche Regeln, nach denen bestimmte Gebilde entworfen werden, als weitere Grundlage vorzusetzen. Durch diese Nothwendigkeit bekommt sie einen rein logischen Bestandtheil, mit welchem sich eine Hypergeometrie ganz besonders auseinander zu setzen hat, sobald sie nur einen einzigen positiven Satz entwickeln will. Darum würde nach unserer Ansicht auch die wirksamste Zurückweisung der hypergeometrischen Zumuthungen in einer Untersuchung und Begründung der logischen Verfassung der Geometrie bestehen oder vielmehr der gesamten Mathematik, um überhaupt jedem mathematischen Mystizismus für immer den Boden zu nehmen.

*) Wissenschaftliche Abhandlungen. 2 Bände. Leipzig, Staackmann. 1878.

Vorläufig hat die Lehre von der vierfachen Ausdehnung des Raumes noch große Chancen, Fortschritte zu machen. Ja man darf auf noch Großartigeres gefaßt sein. Man darf erwarten, daß in nicht zu ferner Zeit ein Grübler vom Raume auf die Zeit überspringt und sich Gewissensstrupel darüber macht, daß die Zeit sich nur nach einer Richtung, nach vorwärts, ausdehnt und, um diesem Uebelstande abzuhelpfen, ihr eine zweite zulegt, eine Richtung nach der Seite. Der Widersinn ist zum Lachen, aber auch ein fruchtbarer Boden für neue Entdeckungen. Man bedenke doch, das Zählen vollzieht sich in der Zeit; hat die Zeit nun eine neue Richtung erlangt, so wird es zweifelhaft, ob $2 \text{ mal } 2$ nicht auch etwas anderes als 4 sein kann. Der alte Adam Niese ist antiquirt und das, was bisher als das Sicherste gegolten hat, steht mit einem Male auf wankenden Füßen. Die Schiller'sche Rechtsfrage:

„Jahre lang schon bedien' ich mich meiner Nase zum Riechen,
hab' ich denn wirklich an sie auch ein erweisliches Recht?“

ist eine wahre Kleinigkeit gegen solche erhabene Fragen der strengen Wissenschaft.

Mit dem Mystizismus in der Mathematik aufzuräumen, eine so umfangreiche Aufgabe hat sich allerdings das Buch ^{*)}, das uns zu den vorstehenden Bemerkungen veranlaßt, nicht gestellt; aber wir glaubten obige Skizze vorausschicken zu müssen, um den Leser mit dem Gegenstande des Buches im Großen und Ganzen bekannt zu machen, umso mehr, als darin die geschichtliche Entwicklung der Streitfrage keine Berücksichtigung gefunden hat.

Der Verfasser hat Kant und Helmholtz gleichsam als typische Vertreter für die beiden entgegengesetzten Standpunkte gewählt. Wir billigen das in Betreff von Helmholtz; da der Verfasser auf die Entstehung der Hypergeometrie nicht eingeht, so thut er recht daran, gerade die Helmholtz'schen Theorien zu bekämpfen, weil Helmholtz unter den lebenden Hypergeometern beim Publikum der bekannteste ist und sich über die Entstehung der Raumanschauungen am ausführlichsten ausgelassen hat. Daß er aber berechtigt wäre, Kant den Hypergeometern durchweg entgegenzustellen, leuchtet nicht in derselben Weise ein. Das Uebing des unendlichen Raumes als eine an sich vorhandene Wirklichkeit vernichtet zu haben, ist allerdings das unsterbliche Verdienst der Kant'schen Raum- und Zeitkritik; aber sie ist mit Zweideutigkeiten und Unentschiedenheiten derartig durchwoben, daß es den hentigen Mystikern und Spiritisten möglich ist, ihre Phantasmen in der Kant'schen Idealitätstheorie ganz bequem unterzubringen. Sie vergessen dann allerdings zu bemerken, daß es nicht der große Begriffs-

^{*)} Kant und Helmholtz über den Ursprung und die Bedeutung der Raumanschauung und der geometrischen Axiome von Albrecht Krause. Vahr, Schauenburg, 1878.

kritiker ist, auf den sie sich berufen, sondern der weniger bekannte Kant, der den Geistern von der Berkeley'schen und gar von der Swedenborg'schen Gattung nahestand und in jüngeren Jahren, ehe er aus seinem dogmatischen Schlummer erwachte, sogar auch vierdimensionale Anwandlungen hatte. In dieser Auffassung der Kant'schen Philosophie wird der Verfasser durch seine nur kurzen Bemerkungen über diesen Punkt schwerlich Jemanden wankend gemacht haben. Und doch hätten wir gerade hierüber im Rahmen der vorliegenden Schrift eine ausführlichere Erörterung gewünscht, umsomehr, als besonders Zoellner mit so großem Nachdruck — und wir glauben mit einigem Recht — die Autorität Kant's in Anspruch nimmt und häufig zitiert. Zoellner würde das nicht wagen dürfen, wenn Kant durchweg eine entschiedene Stellung eingenommen hätte, oder der Nachweis geführt werden könnte, daß dieselbe so unzweideutig ist, wie der Verfasser annimmt.

Seinen Stoff hat der Verfasser umsichtig angeordnet. Die eigentliche Streitfrage ist in sieben Einzelfragen zerlegt, und am Schlusse einer jeden finden wir die Resultate der Untersuchung kurz zusammengefaßt, wodurch dem Leser die Uebersicht erleichtert wird. Die Einzelfragen mögen hier anstatt einer detaillirteren Inhaltsangabe Platz finden. Es sind folgende: Auf welchen Bedingungen ruht überhaupt die Möglichkeit, daß wir Raumausschauung bekommen können? Wie wird diese Möglichkeit zu wirklicher Raumausschauung? Wodurch erhält die Raumausschauung ihre Eigenthümlichkeit? Wie entsteht aus den Eigenthümlichkeiten der Raumausschauung die Erkenntniß der geometrischen Axiome? Ist es denkbar, daß der Raum noch andere Eigenthümlichkeiten habe? Wäre es möglich, daß wir veränderte Eigenthümlichkeiten des Raumes und daraus folgende veränderte geometrische Axiome erreichen könnten? Welchen Grad der Sicherheit haben also die Eigenthümlichkeiten und Gesetze der Raumausschauung, welche die Axiome der Geometrie aussprechen? Die Beantwortung dieser Fragen knüpft überall an die Bekämpfung der Helmholtz'schen Theorie an und findet im Sinne des Apriorismus statt. Auf die Mathematik und eigentliche Hypergeometrie ist dabei leider wenig Rücksicht genommen, wo es geschieht, geschieht es ohne tieferes Verständniß für die Sache. Der Verfasser scheint sogar zu glauben, daß hinter der Riemann'schen Hypergeometrie eine ganz besondere mathematische Weisheit stecke, während doch Riemann, soweit sich aus seinen abgerissenen Auslassungen ein Schluß ziehen läßt, von der Raumgeometrie aus nur einen analytisch verallgemeinernden Schritt machte, ähnlich dem, welchen man zu unternehmen genöthigt ist, wenn man von der ebenen Geometrie zur räumlichen übergeht. Den Beweis, daß eine derartige Verallgemeinerung noch Boden unter den Füßen behalte, hat er zu führen unterlassen. Er hat wohl auch schwerlich einen Beweis gehabt,

was anzunehmen man umsomehr berechtigt ist, als Niemann sich bei dieser Frage in direkter Abhängigkeit von Gauß und Herbart befand. Wir sind deshalb geneigt, den ersten Theil der Schrift für den brauchbareren zu halten.

Die Meininger in Leipzig.

II.

Das vierwöchentliche Gastspiel der Meininger in Leipzig ist vor wenigen Tagen zu Ende gegangen. Am 15. November hat die treffliche Künstlerschaar, nachdem sie sich mit jedem Tage mehr in der Gunst des hiesigen Publikums befestigt und schließlich auch die in Leipzig ziemlich große Anzahl der Mißtrauischen, Spröden und Widerwilligen, die immer erst abwarten und horchen, „wie's den andern gefallen hat“, besiegt hatte, mit einer nochmaligen Wiederholung von „Was ihr wollt“ sich verabschiedet. Eine kleine Partei, deren Provenienz und Gesinnung unschwer zu erkennen war, machte in der letzten Woche ein paar Mal den Versuch, den allgemeinen Strom der Begeisterung einzubämmen, erreichte aber damit, wie immer in solchen Fällen, weiter nichts, als daß sie das Gegentheil ihrer Bemühungen beförderte: die Begeisterung war, obwohl man das bei der enthusiastischen Aufnahme, die die Meininger von vornherein gefunden, kaum für möglich hätte halten sollen, bis zum letzten Tage in fortwährendem Steigen.

Von den Aufführungen, die anfänglich in Aussicht gestellt waren, mußten leider, wie es heißt, wegen der beschränkten Bühnenräume des alten Theaters, in denen die mitgeführten Dekorationen nicht alle zu verwenden waren, die Kleist'schen Stücke („Räthchen von Heilbroun“ und „Prinz von Homburg“) wegfallen. Es war dies namentlich um des ersteren Stückes willen zu bedauern, dessen Darstellung durch die Meininger noch überall bis jetzt als die Perle aller ihrer Leistungen bezeichnet worden ist. So beschränkte sich denn das Repertoire seit unserm ersten Bericht auf folgende vier Aufführungen: „Fiesco“ (fünfmal), „Wintermärchen“ (dreimal), Grillparzer's „Esther“ und Molière's „Kranker in der Einbildung“ zusammen an einem Abend (dreimal) und „Wilhelm Tell“ (viermal).

Die Wahl dieser Stücke ist zum Theil eine etwas gewagte. Ich denke dabei weniger an das zweiaktige Grillparzer'sche Fragment, das allerdings nur bis zu Esther's Erhebung zur Königin geführt ist und über die geplante Fort-

setzung keine Andeutung enthält, aber doch in der großen Schlussszene zwischen Ahasver und Esther, die ebenso durch seine Seeleumalerei wie durch dramatische Steigerung hervorrage, einen befriedigenden interimistischen Abschluß findet. Mit der Aufnahme dieses Bruchstückes in ihr Repertoire haben die Meininger sogar einen guten Griff gethan. Bedenklich ist die Wahl des Shakespeare'schen und des Molière'schen Stückes — übrigens merkwürdiger Weise der letzten Stücke, die beide Dichter vor ihrem Tode geschrieben. Das „Wintermärchen“, die Bearbeitung eines Greene'schen Ritter- und Schäferromans, ist eins der wunderlichsten Produkte der Shakespeare'schen Muse: ein Schauspiel, das eigentlich in zwei Schauspiele zerfällt, in den ersten drei Akten eine düstere Tragödie der Eifersucht mit scheinbar tragischem Ausgange, in den letzten beiden ein halb sentimentales, halb possenhaftes Idyll, an dessen Schluß die vorausgegangene Tragödie einen heiteren Ausgang findet, die zwischen beiden Handlungen liegende Kluft aber phantastisch überbrückt durch ein Mittelglied von Epilog und Prolog, der der Allegorie der „Zeit“ in den Mund gelegt ist. Dazu die tolle Phantastik, mit der der Dichter — in engem Anschluß an seine Quelle — mit Geographie und Geschichte umspringt: zwei Fürsten, Polyxenes und Leontes, von denen der eine über Böhmen, der andere über Sicilien herrscht, in gastfreundschaftlichem Verkehr mit einander; Hermione, die Gemahlin des Letzteren, eine Tochter des Kaisers von Rußland; die Unschuld der Hermione bewiesen durch ein Apollonoratel, das von der „Insel“ Delphi in einem gothischen Reliquienschrein gebracht wird; Böhmen an der Meeresküste liegend; im Innern des Landes arkadische Schäfer, die sich an dem altenglischem Schaffschurferste ergöhen; Giulio Romano als Bildhauer und Verfertiger einer Statue der Hermione — von all' der andern märchenhaften Zuthat zu schweigen — wie soll sich das heutige Publikum zu einer solchen Schöpfung stellen! Und nicht viel anders, wenn auch immerhin etwas anders, verhält sich's mit dem Lustspiele Molière's. Die übermüthige Satire, mit der der Dichter sich hier selbst noch am Rande des Grabes in der Figur des Argan dem Gelächter der Masse preisgibt, verzweifelnd, daß alle Mittel der Heilwissenschaft ihn im Stiche gelassen, und der graufige Galgenhumor, mit dem er die ganze Arzneikunst als eitel Quacksalberei und Charlatanerie verspottet, die bloß die Dummheit der Menschen ausbeute — wie steht einem solchen Tendenzstücke, trotz allen Anhangs, dessen sich die Wasserdocterei und der Geheimmittelschwindel gegenwärtig erfreut, doch im Gauzen das verständige und aufgeklärte Publikum unserer Tage gegenüber? Es gehört entschieden eine gute Dosis kultur- und literargeschichtlichen Interesses dazu, um an solchen Stücken volle Freude zu haben, und ihr allgemein menschlicher und poetischer Gehalt würde nicht ausreichen, sie jetzt über Wasser zu halten, wenn es der Darstellung nicht gelingt, auch dem

gewöhnlichen Zuschauer aus der großen Masse mit unentrinnbarer Gewalt wenigstens eine Ahnung von ihrer kultur- und literargeschichtlichen Bedeutung zu geben. Daß aber den Meininger das gelingt, darin vor allem liegt die Glanzseite ihrer Bühnenleistungen.

Schon bei der Aufführung der „Räuber“ habe ich es hervorgehoben, daß eine solche Darstellung, wie die Meininger sie geben, mehr wirke als eine ganzes Kapitel Kulturgeschichte. Bei dem „Kranken in der Einbildung“ hatte man vollkommen wieder diesen Eindruck. Wer französische Kupferstiche aus dem Ende des 17. Jahrhunderts gesehen, der hätte glauben können, daß solche Kupferstiche hier lebendig geworden wären. Eine solche Wirkung wird aber mit aller Treue der Dekorationen, Kostüme und sonstiger Requisiten nicht erreicht, worin die Verkleinerer der Meininger so gern deren einzigen Vorzug sehen möchten, wenn nicht das ganze Spiel mit diesen Neußerlichkeiten harmonirt. Es ist das eine ungemein schwierige Aufgabe, die selbst den Meininger nicht immer und überall, aber doch meistens gelingt. So wie das Molière'sche Lustspiel gespielt wurde — ich sage gespielt, nicht ausgestellt — so, könnte man meinen, sei es vor zwei Jahrhunderten auf der französischen Bühne zu sehen gewesen. Ähnliches aber gilt von der Aufführung des „Wintermärchens“. Hier überragte der Glanz der Inszenirung natürlich um das zehnfache das, was die altenglische Bühne darin geleistet haben mag. Aber das ist eine Neußerlichkeit. Daß uns aber in der Aufführung namentlich in den letzten beiden Akten ein echter Ton aus des Dichters Zeit herüberzuklingen schien, daß das Pfingstfest der böhmischen Schäfer z. B. mit so entzückender Frische und Natur vorgeführt und von allem widerlichen Balletparfüm der modernen Bühne rein gehalten wurde, das ist es, was wir den Meininger vor allem hoch anrechnen.

Was wir von den ersten drei Vorstellungen der Meininger gerühmt, ist fast allenthalben durch die späteren Aufführungen bestätigt worden. Dieselbe Korrektheit, Sicherheit und Abrundung des Spiels, wie sie nur durch anhaltendes, gewissenhaftes Studium erreicht werden kann, dieselbe subtile Ausarbeitung im Detail, dieselbe Echtheit und Treue in den Dekorationen und im Kostüm, dieselbe lebensvolle Aktion der Massen, wie alles dies vom ersten Tage an uns entgegengetreten, so war es in jeder folgenden Aufführung von neuem zu bewundern. Dekorationen wie das Zimmer im dritten Akte des „Fiesco“ mit dem Ausblick auf Genua in der wechselvollen Beleuchtung des aufbrechenden Tages, im „Tell“ die Nachtszene auf dem Rütli wiederum mit dem Sonnenaufgange auf den Bergen, vor allem aber der mit größter archäologischer Treue hergestellte assyrische Königspalast in der „Esther“ und das in seiner Totalwirkung unvergleichlich schöne Arrangement der Schlussszene

des „Wintermärchens“, die Wiederbelebung der Hermione, gehören zu dem Besten, was wir je der Art auf der Bühne gesehen. Unter den Massenszenen heben wir als besonders gelungen namentlich die Erstürmung von Doria's Palast im „Fiesco“, und im „Wintermärchen“ die großartige Gerichtszene hervor. Die Volksszenen im „Tell“ blieben etwas hinter unsern Erwartungen zurück. Möglicherweise waren die Intentionen der Meininger hier durch den beschränkten Raum der alten Leipziger Bühne in ihrer vollen Entfaltung gehemmt.

Auf der andern Seite können wir freilich nicht verschweigen, daß die Gefahren, mit denen technische Virtuosität immer verknüpft ist, auch diesmal wieder sichtbar wurden. Das Bedenken zwar, das wir nach den ersten Vorstellungen äußerten, als ob die glänzende und historisch getreue Ausstattung von der Handlung abziehe, möchten wir nicht aufrecht erhalten; es ist mit jeder Vorstellung mehr geschwunden. Derartige Dinge ziehen ab, so lange sie etwas Neues, Ungewohntes sind. In den späteren Vorstellungen gewöhnte man sich daran, sie als etwas Selbstverständliches hinzunehmen, und schenkte ihnen keine größere Aufmerksamkeit mehr, als sie beanspruchen dürfen. Dagegen hatte das Streben nach möglichstem Naturalismus auch diesmal wieder einzelne verlegende Momente. Dahin rechnen wir das ununterbrochene Volksgemurmel auf der Straße, welches die Szene in Fiesco's Palast zwischen Fiesco und den Handwerkern begleitete. Dieses monotone Getöse, das mit dem Murren einer aufgeregten Volksmasse nicht einmal rechte Ähnlichkeit hatte, war sehr störend. Man hörte z. B. deutlich eine Stimme heraus, die unausgesetzt mit häßlicher Eintönigkeit vor sich hinplärrte: Fiesco, Fiesco, Fiesco, Fiesco . . . Das wäre komisch gewesen, wenn's nicht eben ärgerlich gewesen wäre. Bedenklich ist es auch, wenn die Vorliebe für interessante Dekorationen dazu verleitet, von den bestimmten Vorschriften des Dichters abzugehen, wie es z. B. im ersten Akte des „Fiesco“ der Fall war. Hier schreibt Schiller vor: „Saal bei Fiesco“. Bei dem Mordversuch des Mohren heißt es: „Fiesco tritt vor einen Spiegel und schießt über das Papier. Der Mohr geht lauernd um ihn herum, endlich zieht er den Dolch und will stoßen.“ Die Meininger verlegen diesen ganzen Akt in einen Hof von Fiesco's Palast mit Treppenaufgängen — allerdings ein prächtiger, höchst wirkungsvoller Anblick, aber die Ergreifung des Mohren verliert dabei alle Wahrscheinlichkeit.

Man hat behauptet, daß es sehr wohlfeil sei, eine Durcharbeitung und ein Studium, wie es die Meininger zeigen, andern Bühnen als Muster aufzustellen; es sei eine Thorheit, von Theatern, die darauf angewiesen seien, ihrem Publikum stets neue Stücke vorzuführen, ein solches nur ausnahmsweise erreichbares Virtuositenthum in der szenischen Detailmalerei oder Ausstattungen,

die sich eben nur durch das Herungastiren in den verschiedensten Städten, durch die immer neue Schaustellung bezahlt machen können, zu verlangen. Daran ist gewiß etwas Wahres. Wenn sich aber einmal eine andere Theaterdirektion, als die Weiningische, ernstlich dahinter setzte und dieses „ausnahmsweise erreichbare Virtuosenhum“ eben durch ausnahmsweise angewendete Mühe und Sorgfalt erreichte, sollte sich dieser Eifer dann nicht auch ausnahmsweise belohnen? Und wenn derartige erfreuliche Ausnahmen sich öfter wiederholten, sollten sie nicht allmählich die Regel bilden können? Die Weiningen haben mit sieben, sage sieben Vorstellungen einen Monat lang ein volles Haus erzielt, sie haben ein und dasselbe Stück fünf und sechsmal hintereinander beinahe vor ausverkauftem Hause gespielt, während gleichzeitig auch jeden Abend im neuen Theater Vorstellung war und Herr Dr. Förster sich auch dort gewiß nicht über mangelnde Schaulust zu beklagen gehabt haben wird. Wenn nun Herr Dr. Förster eine Vorstellung, ich will einmal sagen, von Goethe's „Egmont“ ausnahmsweise mit aller Gebiegenheit und Sauberkeit vorbereitete — das erste Mal würde er vielleicht kein besonders glänzendes Geschäft damit machen, weil viele aus wohlbegündetem Mißtrauen fern bleiben würden. Aber würde es nicht einer dem andern sagen? Würde es nicht heißen: „Das mußt du gesehen haben, das ist wirklich einmal eine gute Aufführung?“ Und würde nicht Herr Dr. Förster, unbesorgt um seine Kassenerfolge, eine solche Vorstellung im Laufe des Monats ebensogut wie die Weiningen fünf, sechs Mal wiederholen können? Und wenn dann derartige Vorstellungen sich mehrten? — Wenn freilich zu einer fünfständigen angeblichen „Goethefeier“ fünf Goethe'sche Schauspiele hinter einander abgeschnurrt werden in einer Form, die der Direktion entschieden selber keine Freude machen kann, geschweige denn dem Publikum, dann ist es kein Wunder, wenn nach einer Wiederholung solcher Vorstellungen sich kein Verlangen zeigt, und wenn die Direktion „darauf angewiesen ist, ihrem Publikum stets neue Stücke vorzuführen.“

Nicht viel wahrer aber ist auch das andere, was man mit Bezug auf die Weiningen und um vor einer Ueberschätzung ihrer Leistungen zu warnen gesagt hat, daß nämlich ein trefflich geschultes Ensemble eine höhere Vortrefflichkeit läge, als es besitze; es täusche über die einzelnen Kräfte durch die Harmonie der Gesamtwirkung; Anfang und Ende aller Kunst bleibe immer die schöpferische Genialität der Darsteller. Das Letztere kann man ja getrost zugeben. Aber da die „genialen“ Darsteller eben gerade so selten sind, wie die „genialen“ Dichter — man kann sie in der Geschichte der Schauspielkunst an den Fingern herzählen —, so wird man eben immer mit den vorhandenen Kräften rechnen und damit das Beste zu leisten suchen müssen. Die Bühne der Weiningen bietet „Vorstellungen mittlerer Kräfte, die uns ein abgerundetes

Ensemble zeigen“, andere Bühnen vielfach „Vorstellungen mittlerer Kräfte, wo dieses Ensemble fehlt“. Wo liegen da die „unleugbaren künstlerischen Vorzüge“?

Leider müssen wir es uns versagen, auf die Bedeutung einzelner schauspielerischer Kräfte der Meininger nochmals einzugehen. Ueber manche von ihnen hat sich, wie dies ja nicht ausbleiben konnte, unser Urtheil etwas verschoben, nachdem wir die späteren Vorstellungen gesehen. Bei weitem für die bedeutendste Kraft möchten wir Herrn Hellmuth-Bräm erklären; er hat auch in den späteren Aufführungen (als Verrina, Marbochai, Stauffacher) immer nur die reifsten, edelsten Gaben geboten; er ist ein ebenso verständniß- wie geschmackvoller Künstler und zudem unterstützt durch treffliche äußere Mittel, vor allem durch ein prachtvolles, breit und klangreich austönendes Organ; Herr Hellmuth-Bräm spricht, wie Stockhausen singt — oder sang, muß man ja leider sagen. Für Musiker wäre damit genug gesagt. Eine zweite Kraft, Herrn Resper, glauben wir Anfangs etwas überschätzt zu haben; sein Fiesco, sein Alhasver, sein Tell haben uns nicht denselben tiefen Eindruck gemacht, wie sein Antonius und sein Karl Moor. Unleugbar ist Herr Resper von der Natur verschwenderisch mit Anlagen und Mitteln zur darstellenden Kunst ausgerüstet; aber es sind eben doch diese natürlichen Mittel, die in seinem Spiel etwas dominiren. Durchaus nicht gerecht geworden sind wir dagegen bis jetzt Fr. Habelmann; ihre Julia, Hermione, Hedwig und — Zoinette zeigten sie als eine viel bedeutendere Künstlerin, als wir Anfangs glaubten. Eine lange Reihe von Namen aber schließt an diese drei sich an — Fr. Pauli (Leonore, Esther), Frau Berg (Paulina, Zares, Gertrud), Fr. Grevenberg, Fr. Werner, die Herren Godel (Andreas Doria, Walter Fürst), Teller (Antolykus, Haman, Gefler), Kober (Hassan, Attinghausen), Hassel, Bückert, Richard, Heine, Görner, Rainz u. A., die Godel'schen Kleinen nicht zu vergessen, die ihre Sache immer so prächtig machten —, die vor vier Wochen uns sammt und sonders fremd gegenübertraten und die uns nun alle lieb und vertraut geworden sind, weil mit jedem von ihnen eine Anzahl fein ausgearbeiteter poetischer Charakterköpfe verknüpft ist, welche in unserer Erinnerung nicht so bald verblaffen werden.

Wie man hört, ist das Gastspiel der Meininger in Leipzig pekuniär zur vollen Zufriedenheit der Betheiligten ausgefallen. Die Gäste haben einen erklecklichen Reingewinn mit hinweggenommen, und Herr Dr. Förster soll — und zwar, was entschieden das Hübscheste bei der Sache ist, ohne einen Finger trumm zu machen — das nette Stämmchen von 20,000 Mark als vierwöchentliches Pachtgeld für das alte Theater von seinen Gästen eingestrichen haben. Wir haben in unserer vorigen Besprechung es als einen räthselhaften Muth des Leipziger Theaterdirektors bezeichnet, das Gastspiel der Meininger zu ver-

auflassen oder zu gestatten. Angesichts der letzteren Thatsache verliert dieser Muth natürlich alles Räthselhafte.

Der in Leipzig bestehende „Verein der Theaterfreunde“, eine Vereinigung von Männern, die den angesehensten Kreisen der Stadt angehören und sich die Aufgabe gestellt haben, eine Art aesthetischer Hochwacht über unsere Bühne zu halten, damit die Würde derselben von denen, denen sie in die Hand gegeben, auch gewahrt werde, und damit nicht gegenüber dem „Toutramen“-Humbug und der Vorliebe für das französische „Sittengemälde“ und das Wiener „Volksstück“ am Ende gar das klassische Schauspiel für obsolet erklärt werde, hat den Meinigern bei ihrem Weggange von Leipzig in der hiesigen Tagespresse folgenden warmen Scheidegruß zugerufen:

„Die hehren Kunstgenüsse, welche uns das Gastspiel der Meininger Hofschauspieler bereitet, sind nun zu Ende. Im Sturm hat diese unvergleichliche Kunstgenossenschaft die Herzen aller Kunstfreunde erobert, und was sie als lebendige Wirkung, als unvergängliches Andenken an uns zurückläßt, das steht hoch und unerreichbar über jeglichen Splitterrichtereien. Höchster und souveräner Richter im Theater ist und bleibt das Publikum. Und das war das alte Leipzig wieder, das in hellem Jubel diesen Gaben wahrer Kunst zujuchzte. Mit Stolz und Freude dürfen wir es heute aussprechen: der viel gerühmte, oft bethätigte und nur scheinbar manchmal in Ruhestand tretende Kunstsinu Leipzig's, hier ist er auf's Glänzendste wieder in die Erscheinung getreten. Mögen die Meininger Hofschauspieler, wie sie es allabendlich aus dem fast überreichen Beifallsregen entnehmen konnten, mit dem Bewußtsein scheiden: das Publikum — und für dieses haben sie ja wohl in der Hauptsache gespielt — ist durch ihre Aufführungen zu einem Enthusiasmus hingerissen worden, wie ihn nur ein reiner und voller Genuß zu erzeugen vermag, und es wird unbeschadet der billigen Würdigung dessen, was für Andere überhaupt erreichbar oder nicht erreichbar erscheint, den Maßstab nicht aus den Augen verlieren, der ihm hier für dramatische Aufführungen gegeben worden ist. Denn abgesehen von dem rein äußeren Glanz sind es vor Allem zwei Dinge, die aus jeder Aufführung der Meininger uns in tausend Variationen entgegentraten und die, da sie Nichts kosten, für jede Bühne erreichbar oder durchführbar sind: der emineute Fleiß, der auf das Einstudiren der Stücke, und die Fülle von Geist und Geschmack, die auf die gesammte Inszenesetzung verwandt sind. So rufen wir denn den Meininger Hofschauspielern als Scheidegruß zu: Dank, wärmsten Dank für alle die schönen Gaben echter und rechter deutscher Kunst, und auf baldiges, recht baldiges Wiedersehen!“

Nun, mit dem Wiedersehen wird es gute Weile haben. In den Abschiedsworten, die Direktor Cronqk nach der letzten Vorstellung und nachdem eine

Fülle von Blumen den Darstellern zugeworfen worden war, an das Publikum richtete, betonte er mit einem nicht mißzuverstehenden Seitenblick auf die Direktionssloge des Herrn Dr. Förster, daß „in den nächsten Jahren“ wohl schwerlich an eine Wiederkehr zu denken sein werde. Aber diese „nächsten Jahre“ werden auch vorübergehen, und inzwischen wappnen wir uns mit Geduld, die nach dem alten Sprüchlein: *Lipsia vult exspectari* sich ja nirgends besser lernt als in Leipzig. * * *

Literatur.

Geschichte der Pädagogik als Wissenschaft. Nach den Quellen dargestellt von August Vogel. Gütersloh, Bertelsmann 1877.

Der durch verschiedene Arbeiten auf dem Gebiete der Pädagogik, insbesondere durch seine „Methodik des gesammten deutschen Unterrichts, Gütersloh 1874“ rühmlichst bekannte Verfasser bietet in diesem Werke eine Geschichte der systematischen Pädagogik von Plato bis herab auf Bencke. Nach einem kurzen Ueberblick über die Anfänge der Pädagogik bei den Chinesen, Juden und Griechen werden von S. 13—60 die pädagogischen Systeme des Plato und Aristoteles abgehandelt, dann die Stellung charakterisirt, welche das Christenthum und die erste christliche Kirche in Beziehung auf Erziehung und Unterricht einnahmen, und die Anregungen, welche von jenem Kreise ausgingen, in gedrängter Kürze besprochen, darauf werden S. 89—148 die Systeme von Comenius, Montaigne, Locke und Rousseau, sodann S. 157—303 die von Pestalozzi, Kant (Niemeyer, Schwarz), Fichte, Schelling (Grafer), Schleiermacher und Hegel (Rosenkranz) behandelt. Den Schluß bildet von S. 323—381 der „kritisch-reale Naturalismus“, vertreten durch Herbart (Walt) und Bencke.

Wie das Vorwort besagt, hat der Verfasser beabsichtigt, durch sein Werk eine Lücke in unserer pädagogischen Literatur auszufüllen. In der Geschichte der Pädagogik, meint er, würden die von verschiedenen Denkern aufgestellten pädagogischen Systeme meist nur ganz nebenbei abgehandelt, zudem der Fortschritt der Ideen nicht von einem einheitlichen Prinzip aus entwickelt, endlich auch die Darstellung „objektiver Thatsachen mit subjektiven Gebilden derart verquickt, daß sie oft unterschiedslos in einander überfließen.“ Als die einzige erwähnenswerthe Vorarbeit, die er für dies sein Werk habe benutzen können, bezeichnet er das Buch von Strümpell „Die Pädagogik der Philosophen Kant, Fichte und Herbart, 1843.“

Das Buch leistet das, was es verspricht. In ruhiger, objektiver Weise werden die pädagogischen Theorien der obengenannten Philosophen und philosophirenden Pädagogen dargelegt, nur zum Schlusse der einzelnen Abschnitte verstatet der Verfasser sich jedesmal eine kurze Kritik, beziehentlich einen Nachweis des „Fortschritts über die Vorgänger hinaus“. Von den einschlägigen Hauptwerken wird jedesmal ein gedrängtes Referat gegeben. Im Uebrigen ist man freilich darauf angewiesen, dem Verfasser auf seine Versicherung hin, daß er „nach der Quelle“ dargestellt habe, Glauben zu schenken, denn Verweisungen auf Quellen und Hilfsmittel finden sich fast nirgends. Für einen Leserkreis, wie ihn der Verfasser doch von vornherein im Auge haben mußte, d. h. für einen Leserkreis von Fachgenossen (denn welcher „Gebildete“ liest heutzutage dergleichen Werke zu seiner Orientirung und Erbauung?) hätte nach dieser Seite wohl etwas mehr geboten werden müssen, zumal bei Erörterung disputabler Punkte.

Da nur „die Pädagogik als Wissenschaft“ in Betracht kommen sollte, so werden z. B. die Verdienste der Stoiker um Theorie und Praxis der Pädagogik ebenso wenig auch nur erwähnt als alles das, was das Römerthum auf diesem Gebiete geleistet hat. Die Kirchenväter werden in wenigen Zeilen abgehandelt, ebenso die Humanisten und Pädagogen des Reformationszeitalters. Nur die Titel der Werke, in welchen allgemeine erziehlische oder didaktische Fragen von denselben abgehandelt worden sind, werden kurz erwähnt. Es soll mit dem Verfasser deshalb nicht gerechnet werden. Da keine der bezeichneten Gruppen ein schulgerechtes pädagogisches System zu Stande gebracht hat, so waren sie konsequenter Weise nach dem Plane des Werkes gar nicht oder doch nur ganz beiläufig zu erwähnen. „Wissenschaft“ im strengen Sinne sind aber jedenfalls die Herzensergießungen Montaigne's und Rousseau's über *paedagogica* nicht viel mehr, als die so eingehenden Erörterungen über Erziehung im Allgemeinen und einzelne Gebiete derselben bei Cicero, Quintilian, Plutarch und späterhin bei Erasmus, Wimpfeling, Melancthon und Sturm. Ebensovienig wird sich behaupten lassen können, daß die Pädagogik des Plato und Aristoteles aus den obersten Prinzipien ihrer Systeme sich mit solcher Nothwendigkeit entwickelt habe, daß die Ausführungen derselben das Prädikat der Wissenschaftlichkeit für sich voll in Anspruch nehmen dürften; daß beide großen Denker auf diesem Gebiete nicht nur nationalen Vorurtheilen und Herkömmlichkeiten, sondern auch persönlichen Liebhabereien (um nicht zu sagen: Schrullen) reichlich Rechnung getragen haben, das darf man bei allem schulbigen Respekt offen aussprechen. Jedenfalls berührt es doch seltsam, wenn die ganze Arbeit in theoretischer Pädagogik, die zwischen Aristoteles und Amos Comenius liegt, so kurz abgethan wird, daß kaum ein paar Namen und Titel angeführt sind,

während späterhin Montaigne auf 8, Grazer auf 27 Seiten behandelt werden. Ob der ehrenwerthe Riemeyer, der — wie der Verfasser selbst zugibt — wenn auch vom Kantianismus ausgehend, doch als echter Effektiker aus der Pädagogik der vorhergehenden Jahrhunderte Gutes und Brauchbares in seine „Grundsätze der Erziehung“ aufgenommen hat, wo und wie er es eben fand, in der Geschichte der Pädagogik „als Wissenschaft“ einen Rang einzunehmen hat, wie der Verfasser ihn demselben zuerkennt, jedenfalls also einen Rang, dessen Quintilian, Plutarch, Chrysostomus, Augustin u. A. vom Verfasser nicht gewürdigt worden sind, darüber läßt sich denn doch streiten.

Doch genug der Erörterung über diesen Punkt. Nochmals sei ausdrücklich zugestanden, daß der Verfasser, wenn er einmal eine Geschichte der pädagogischen Systeme geben wollte (so hätte der Titel vielleicht besser gelautet), nicht wohl anders verfahren konnte, als er verfahren ist. Jedenfalls ist sein Buch ein sehr dankenswerthes Hilfsmittel für alle die, welche zur grauen Theorie der pädagogischen Systematik sich besonders hingezogen fühlen. Ref. kann auch mit gutem Gewissen hinzufügen: ein verlässiges; bei achtstämiger Lektüre sind ihm nur wenige und unerhebliche Unrichtigkeiten aufgefallen; auch den Eindruck hat er erhalten, daß der Verfasser Subjektives möglichst ferngehalten und, insoweit es doch eingemischt werden mußte, Licht und Schatten wenigstens mit maßvoller und gerechter Hand vertheilt hat.

Druck und Ausstattung sind sehr gut, fast opulent. Besondere Anerkennung verdient auch die große Uebersichtlichkeit des Buches, zu der der Drucker redlich mitgeholfen hat; Hauptsächliches und Nebensächliches hebt sich im Druck sehr gut von einander ab. Ein besonderer Index ist dem Werke nicht beigegeben worden, ist aber auch entbehrlich, da die Inhaltsübersicht über die 23 Kapitel, in welche der Verfasser seinen Stoff zerlegt hat, eine ausreichende Uebersicht gibt.

B.

Der rühmlichst bekannte Jugendschriftenverlag von Julius Hoffmann in Stuttgart hat ein früher von ihm Jahrelang mit Erfolg betriebenes Unternehmen wieder aufgenommen: „Das Buch der Welt.“ Es erscheint in monatlichen Hefen unter dem Titel „Das neue Buch der Welt“ in groß octav. Jedes Heft enthält sechs Bogen Text und drei Tafeln in Holzschnitt oder Farbendruck. Bis jetzt liegen zwei Hefte vor, welche wohl ein Urtheil über die Absicht der Verlags-handlung erlauben. Dieses Urtheil muß im Ganzen dem jungen Unternehmen nur günstig sein. Als Leser dieser schön ausgestatteten, inhaltreichen Hefte denken wir uns freilich trotz des Titels „Familienblatt für

Jung und Alt“ vorzugsweise die heranwachsende Jugend. Denn die „Alten“ dürften durch solche feuilletonistische Erzählungen über Blücher oder durch einen dreiseitigen Artikel über Johannes Gutenberg kaum die erwünschte Erweiterung ihres Wissens erfahren. Aber für die Jugend ist dieses Buch sehr empfehlenswerth. Die bisherigen Illustrationen, Farbendruck sowohl wie Holzschnitt, zeigen eine wahrhaft künstlerische Vollendung. Die geschichtlichen Artikel (im Erzählungsgewande), soweit sie der deutschen Vergangenheit entnommen sind, verdienen vom nationalen Standpunkt aus alles Lob. Dagegen muß gegen die Art und Weise, wie zu Ehren des verkommenen Stuart Karl II. Cromwell's ehrwürdige Größe herabgesetzt wird, nachdrücklich protestirt werden, um so nachdrücklicher, als dieses Buch für die kritiklose Jugend bestimmt ist, und die falschen Grundlinien, die hier für ein Bild Cromwell's ausgegeben werden, in manchen der jungen Leser ihrer Lebtag haften bleiben werden. Bei weitem besser ist die Verlagshandlung in den naturwissenschaftlichen Sachen bedient, von denen die beiden ersten Hefte schon eine ganze Anzahl enthalten: „Distelfinken im Hag“, „Auf Sumatra“ (von Weinland), „Die neueste Er rungenschaft des Menschengeschlechts“ (von Bernstein), „Ein Tag auf dem Ufer des Colorado“ (von Valduin Wöllhausen), Karl Linnäus (von Weinland), „Tag- und Nachtleben in der Natnr (von demselben), Projektionsspinner und Raupenjäger (von Dr. Gustav Jäger) und endlich den Hauptinhalt des ersten Bandes von M. Stanley's letzter großen Reise durch Afrika. Das ist gesunde, gehaltreiche Lektüre, für den deutschen Idealismus sorgen die historisch-erzählenden Artikel, solche aus der Kultur und Kunstgeschichte sollen sich später anreihen. Im Ganzen kann man dem Unternehmen wie gesagt ein freundliches Glückauf zurufen!

Auf zwölf Bände hat es nun schon Julius Lohmeyer's „Deutsche Jugend“ gebracht (Leipzig, A. Dürr), und sie hat damit weit mehr als den dürftigen Unterstützungswohnitz nach dem dürren Buchstaben des Rechtes, sie hat das schöne Ehrenbürgerrecht der deutschen Heimath sich erworben. In jedem deutschem Hause, das mit Kindern gesegnet ist, ist sie der sehnlichst erwartete Freund, der zur bestimmten Zeit in die Thüre tritt und immer nur Neues und Gutes bringt. Und sie verdient diesen freundlichen Willkomm, denn immer noch hat sie eher übertroffen, was sie versprochen, als nicht eingehalten, immer ist das Streben der Herausgeber, Ausgezeichnetes zu leisten, gewachsen mit der Gunst des Volkes für dieses gebiegene Unternehmen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hans Blum in Leipzig.

Verlag von F. E. Herbig in Leipzig. — Druck von Gützel & Herrmann in Leipzig.

XXXVII. Jahrgang.

II. Semester.

Die
Grenzboten.

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst.

No. 48.

Ausgegeben am 28. November 1878.

Inhalt:

	Seite
Rückblicke auf den orientalischen Krieg 1877—1878. V. Die Ereignisse auf dem Kriegsschauplatz in Asien von Mitte Juli 1877 bis zur Beendigung des Krieges. Von Lb.	321
Die Samoa-Inseln und der Konflikt mit Deutschland. A. Rauchhaupt.	333
Der zweite Band von Stanley's Reisebericht. II.	345
Zur Kritik des gegenwärtigen Kunstgewerbes. 2. Die Meerschäumplastik. H. A. Lucas.	354
Literatur. Jugendschriften.	358

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1878.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Bihl. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern des In- und Auslandes.

Zu Festgeschenken geeignete Bücher

aus dem Verlage von **Fr. Wilh. Grunow** in **Leipzig**.

Rudolf Reichenau.

Aus unsern vier Wänden.

Erste Gesamtausgabe.
68 u. Octavo. 40 Bogen Text. M 6.—.
Elegant gebunden M 8.—.

Dieses einzeln in eleganter Taschen-
Ausgabe:
Aus unsern vier Wänden. Cart. M 3.—,
eleg. geb. M 4.50.
Liebesgeschichten. Cart. M 2.40, elegant
gebunden M 3.60.
Im eigenen Herde. Cart. M 2.40, eleg.
geb. M 3.60.
Die Alten. Cart. M 3., eleg. geb. M 4.

Oscar Pletsch,

Mancherei aus des Lebens Mai. Eleg.
cart. M 3.
Unter uns Kleinen. Eleg. cart. M 3.
Aus unsern vier Wänden. (Aus dem
Kinderleben.) Pracht-Ausgabe mit 66
Original-zeichnungen von C. F. Lefsch.
4. Eleg. cart. M 7., fein gebunden in
Originalband M 10.50.

Paul Heyse.

**Italienische Novellisten
des XIX. Jahrhundert's.**

I. **Vb. Ein Engelberg** von J. Nievo.
Preis broch. M 6, eleg. geb. M 7.
II. **Vb. Bald Robinson** u. G. Barilli.
III. **u. IV. Vb. Erinnerungen eines
Katholikens** von J. Nievo.
2 Bde. Preis broch. M 12., eleg.
geb. M 14.
V. **Vb. Robellen** von Edmondo de
Amicis, Eur. Cachelnuovo u.
M. Preis broch. M 4.50, eleg. geb. M 5.50
VI. **Verborgenes Gold** von Salvatore
Farina. Preis broch. M 5, eleg.
geb. M 6.

A. v. Dommer's

Musikgeschichte
2. revidirte und verb. Auflage.
Preis M 12.

Deutscher Volkshumor
von Moriz Busch.
eleg. broch. in farb. Um Schlag M 6, eleg.
geb. M 7.60.

Deutscher Volksglaube.
eleg. broch. in farb. Um Schlag M 6, eleg.
geb. M 7.60.

Die gute alte Zeit.
2 Bände eleg. broch. in farb. Um Schlag.
Preis M 10, eleg. geb. M 13.20.

Jugenderinnerungen

von
Eduard Schüller
weitand Gehelmer Oberpoststrath zu Berlin.
80. Proch. Preis M 8.

Sammlung Amerikanischer Autoren.

Uebersetzt von **Moriz Busch.**

Bret Harte, Argonautengesch.
**Espanische und amerikanische Sagen,
Stadt- u. Charakterstizzen.**
2 Bände. Preis M 6.

**Bret Harte,
Idyllen aus den Vorbergen.**
1. Band. Preis M 4. 50.

Alderich, Iruberru Jalirry.
1. Band. Preis M 6.

**Mark Twain, Jim Smiley's
Springfrosch. Nevada.**
Preis 1. Band M 6.

**Alderich, Geschichte eines
bösen Kuben.**
1. Band. Preis M 6.

**Mark Twain, Die Arglosen auf
Reisen** 1. Band. Preis M 6.

**Mark Twain, Die neue Pilger-
fahrt.** 1. Band. Preis M 6.

**Mark Twain u. Warner, Das ver-
goldete Zeitalter.** 2 Bde. à M 6.

**Ray Adeler, Kern vom Weltge-
tummel.** 1. Band. Preis M 6.

Artemus Ward's Schriften. 2 Bde.
à M 4. 50.

Mark Twain, Tom Sawyer.
1. Band. Preis M 6.

Mark Twain, Skizzenbuch. 1. Bd.
Preis M 7. 50.

**James jr., Ein leidenschaftlicher
Erdenpilger** 1. Bd. Pr. M 7. 50.
James jr., Roderick Hudson 2 Bde.
Preis M 10.

Bret Harte, Gabriel Conroy.
2 Bde. Preis M 10.

James der Amerikaner. 2 Bde.
Preis M 10.

Obige Bände sind auch in sehr eleganten
Einbänden mit rothem Schnitt zu haben.

Luigia Alcott's Schriften.

Kleine Männer
1 Band Preis M 5.
Kleine Frauen
2 Bände. Preis à M 5.

Elegant geb. mit rothem Schnitt à M 6.

Salvatore Farina's

Novellen:
Blinde Liebe. } je 1 Band à M 1
Schaumgeboren. } elegant geb. mit
Blondes Haar. } rothem Schnitt à M 4

Geschichten aus Alt-Japan

von
A. S. Mitford,
zweiter Secretair der britischen Gesand-
schaft in Japan.

Aus dem Englischen übersetzt
von
J. G. Kohl.
Mit Illustrationen,
gezeichnet und in Holz geschnitten von
japanischen Künstlern.
gr. 8. 2 Bände. Preis M 13.50.

Jugenderinnerungen

Carl Friedrich's von Meibner,
herausgegeben von
Max Jähns.
Mit dem Bildnisse Meibner's
80. Preis broch. M 7. geb. M 8.60.

**Geschichte des geistigen Le-
bens in Deutschland** von
Leibniz bis auf Lessing's Tod
Von **Julian Schmidt.** gr. 8.
Preis M 23.

**Geschichte der deutschen Li-
teratur seit Lessing's Tod.**
Von **Julian Schmidt.** 5. voll-
ständig neu bearbeitete Auflage.
3 Bde. gr. 8. M 25.50.

**Geschichte der französischen
Literatur seit Ludwig XVI.**
1774. Von **Julian Schmidt.**
Zweite vollständig umgearbeitete
Ausgabe. Zwei Bände. gr. 8.
Preis M 23.

**Vom Gestade der Cycloper
und Sirenen Reisebriefe** von
W. Rohmann. gr. 8. broch.
Preis M 6.

**Noß und Weiter in Leben
und Sprache, Glauben und
Geschichte der Deutschen.** Ein
kulturbistorische Monographie
von **Max Jähns.** 2 Bände
gr. 8. Preis M 17.



Rückblicke auf den orientalischen Krieg 1877—1878

von E. d.

V.

Die Ereignisse auf dem Kriegsschauplatz in Asien von Mitte Juli 1877 bis zur Beendigung des Krieges.

Die russische Operationsarmee in Asien hatte nach der Schlacht bei Zewin am 25. Juni das bereits besetzte türkische Gebiet bis auf Ardahan und kleine Grenzstriche aufgeben müssen und stand mit allen ihren Theilen wieder ganz in der Nähe der russischen Grenzen, oder selbst auf russischem Gebiete. Auch hier wie in Europa wurden jetzt Verstärkungen herangezogen; zum Theil fand auch eine Verschiebung von Truppentheilen statt.

Als Verstärkung waren nach dem Kaukasus entsandt die 1. Grenadier- (Moskau) und die 40. Infanterie-Division (Saratow) mit den zugehörigen Artilleriebrigaden, zusammen 24 Bataillone und 12 Batterien, dazu traten 3 Kasaken-Regimenter und ein irreguläres Regiment aus dem Bezirke Tiflis oder 16 Eskadrons. Es dauerte aber Monate lang, ehe die beiden Divisionen zur Stelle sein konnten. Die verschiedenen Kolonnen wurden während der zunächst eintretenden Beobachtungspause zusammengekehrt wie folgt:

Das Rion-Detachement hatte beträchtliche Kräfte nach dem Küstengebiete des Kaukasus abgegeben. Es konnte in der Stellung von Mucha-Estate sich nur rein defensiv verhalten; dazu genügten aber in guter Stellung schwache Kräfte, während die Aufgaben der andern Kolonnen dringend Verstärkung erheischten, so daß alle verfügbar werdenden Truppentheile diesen zugewiesen werden mußten. Das Rion-Detachement behielt von den ursprünglichen 29 Bataillonen, 20 Eskadrons, 10 Batterien nur 15 Bataillone, 20 Eskadrons und 6 Batterien, dabei von regulären Truppen nur die 41. Division ohne das 162. Infanterie-Regiment (welches im Innern Kaukasien's stand), 1 Schützen- und 1 Sappeur-Bataillon.

Die Alexandrapol-Kolonne hatte 30 Bataillone, 93 Eskadrons und 16 Batterien gezählt; ihr wurden die beiden neuankommenden Divisionen, 1 Brigade der 38. Division, einige einzelne Infanterie-Regimenter und Bataillone, 2 Schützenbataillone, ferner die neu eintreffenden Kasaken vom Ural und Astrachan, das irreguläre Regiment sowie eine Anzahl detachirt gewesener Batterien zugetheilt. Dadurch kam sie zuletzt auf 66 Bataillone, 114 Eskadrons und 30 Batterien.

Auch die Erivan-Kolonne wurde durch 1 Regiment der 19. Division und je 1 Brigade der 38. und 39. Division nebst Batterien, und eine Anzahl Kasaken verstärkt, so daß sie von 9 Bataillonen, 20 Eskadrons und 7 Batterien auf 27 Bataillone, 26 Eskadrons und 12 Batterien gebracht wurde. Im Ganzen zählte die Armee nun 108 Bataillone, 160 Eskadrons, 48 Batterien oder rund 110,000 Köpfe.

Die Stärke der türkischen Truppen wurde für die neue Operationsperiode folgendermaßen geschätzt: Bei Batum verfügte Derwisch Pascha über rund 17,000 Mann; die Besatzung von Karz zählte 10,000 Mann, der Heertheil Kuthtar Pascha's 30,000 Mann, und auf dem türkischen rechten Flügel waren unter Ismail Hafi Pascha 45,000 Mann vereinigt, zusammen also 102,000 Mann. Eine Ordre de Bataille ist hier nach wie vor nicht anzugeben.

Die Operationen bei der Rion-Kolonne beschränkten sich für den Monat August auf 2 Angriffe, die Derwisch Pascha am 13. und 24. August gegen die russische Stellung unternahm, die aber, ohne zu heißen Kämpfen zu führen, abgeschlagen wurden. Am 21. September versuchte Derwisch Pascha nochmals durch eine Beschießung des Lagers, verbunden mit einem gleichzeitigen Bombardement auf Fort St. Nikolai, die Russen zum Verlassen ihrer Stellung zu bewegen. Auch dies mißlang, und bis in den November hinein herrschte dann vollständige Ruhe.

Im Centrum, zwischen Alexandrapol und Karz, standen sich die beiderseitigen Heere bis Mitte August beobachtend gegenüber, die Russen in konzentrierter Stellung um Kürjuckara, die Türken in etwas längerer Linie vorwärts und südöstlich Karz von der russischen Grenze am Arpa-Flusse über das unzugängliche Aladscha-Gebirge bis zu den Höhen des Großen und Kleinen Jagni, welche die beiden Straßen nach Karz beherrschen.

Am 8. August begannen hier nach mehrwöchentlicher Ruhe wieder die Feindseligkeiten durch kleine Rekognoszirungen. Am 18. August, also noch vor dem Eintreffen der zugesagten Verstärkungen, unternahm General Boris Melikow eine große Demonstration, wenn es nicht mehr sein sollte. Auf der ganzen Linie wurde ein Feuergefecht geführt, ein wirklicher Angriff aber gegen den

linken Flügel der türkischen Stellung geführt. Bei klarer Erkenntniß, daß mit den vorhandenen Kräften gegen Mukhtar Pascha nichts auszurichten sei, wurde das Gefecht nach einem Verluste von über 400 Mann abgebrochen. In der Nacht vom 19. zum 20. August gelang der russischen Kavallerie (12 Eskadrons unter Fürst Tscharotschawabse), ein Ueberfall der Vorpostenkavallerie vor dem türkischen Centrum. Am 25. August versuchte Mukhtar Pascha seinerseits einen Angriff auf den rechten Flügel der russischen Stellung bei Kürjükdara, um diesen gegen die Grenze zurückzudrängen. Nach hartnäckigem Kampfe von Tagesanbruch bis 5 Uhr des Nachmittags behaupteten die Türken schließlich die Höhen von Kifil Tepe, wurden aber auf allen andern Punkten abgewiesen. Die Türken gaben ihren Verlust auf 1200 Mann an, die Russen, denen allein 2 Generale verwundet wurden, hatten fast die gleiche Zahl von Leuten verloren. Die Türken, welche die genommene, nahe an die russische Stellung heranreichende Höhe festhielten, die Flügel aber und ebenso ihr Gros unverändert stehen ließen, kamen dadurch in die Lage, mit einem Theile ihrer Kräfte nach Norden, mit dem andern nach Osten Front zu machen, eine Stellung, deren Gefahr sie erst später erkennen sollten.

Schon am 20. August war die Tete der russischen 40. Division, das Regiment 158, am Arpa-Flusse angekommen. Die Russen, welche Angesichts der Aufstellung des türkischen rechten Flügels ohnedies einen Theil ihrer Kräfte hinter den genannten Grenzfluß auf russisches Gebiet zurückgenommen hatten, warteten nunmehr ruhig das Eintreffen der Verstärkungen ab, nur am 6. und 13. September überzeugten sich Refognoszirungsabtheilungen, daß die Türken ihre Stellungen unverändert festhielten. Auch türkischerseits wurde im Laufe des September nichts mehr unternommen, denn Mukhtar wartete einen Erfolg Ismail Haki Pascha's gegen den General Tergukassow ab.

Die Eriwan-Kolonne hatte, nach Befreiung der Garnison von Bajaset am 10. Juli, sich bei Igdyr konzentriert und bewachte von hier aus die drei Wege, welche über das Grenzgebirge auf die Straße Bajaset-Kars führen. Von diesen ist der östlichste der von Bajaset über Orgow auf Igdyr; ein zweiter geht von Diadin über Myhun nach Dsma, und von hier dann ein Weg über Nikotschafski nach Igdyr, ein anderer gerade nördlich nach Tscharuchtscha, beide im weiteren Verlaufe auf Eriwan; ein dritter Weg führt von Surp-Johannes über Saribel und Abaskul nach Kulp.

Während General Tergukassow noch seine, erst theilweise eingetroffenen Verstärkungen erwartete, rückte Ismail, welcher jetzt den stärksten türkischen Heertheil befehligte, am 5. August mit einer Avantgarde bis Nikotschafski vor; sein Gros blieb jenseit der Grenze in Myhun. Vergeblich suchte er zwar die russischen Vortruppen von Chalsaly auf Igdyr zurückzuwerfen, doch hielt er

immerhin die Russen dort fest. Während dessen bedrohte ein Seitendetachement den westlichen Gebirgsübergang bei Abaskul. Das Gros jedoch durchschritt, der Avantgarde folgend, den mittleren Paß, rückte dann aber mit 40 Bataillonen von Osma gegen Tscharuchtscha und die russische rechte Flanke vor. Am 20. August wurden die vordersten Abtheilungen des Gros zwar bei Gülüdschi zurückgewiesen, doch drang gleichzeitig die türkische Avantgarde bis gegen Igdyr vor. Von hier sah sie sich jedoch schon am 24. August wieder verdrängt; Ismail nahm sie auf. Drei Tage später ging er mit allen seinen Kräften nochmals gegen Chalsaly und Tscharuchtscha gleichzeitig vor, aber nach fünfstündigem Kampfe, in dem es auch zum Handgemenge kam, wurden alle Angriffe abgewiesen. Daß sie nicht mit großer Energie geführt wurden, beweist der Umstand, daß die Türken an diesem Tage nur 400 Mann verloren.

Ismail erkrankte jetzt, und seine Truppen gingen bis an das Grenzgebirge (Tschingil-Gebirge) zurück, in und vor dem sie verschanzt stehen blieben.

Am 19. September ließ Ismail wiederum Chalsaly und Tscharuchtscha angreifen, wurde aber nach zweistündigem Kampfe durch die Regimenter Nr. 74, 150 und 153 auf beiden Punkten abgewiesen. Am 21. wurden die Angriffe ohne besseren Erfolg wiederholt, am 27. endlich versuchte Ismail noch einmal in einem den ganzen Tag andauernden Kampfe den rechten Flügel der Russen zu umfassen und sich Tscharuchtscha's zu bemächtigen. Es gelang nicht. Die Russen gingen schließlich selbst zur Offensive über und trieben die Türken gegen die Grenze zurück. Die Angriffe wurden damit aufgegeben, umso mehr als Ismail Anfang Oktober fast die Hälfte seiner Streitkräfte an Muthtar Pascha abgeben mußte.

Vor Kars waren am 26. September die letzten russischen Verstärkungen eingetroffen. Eine neue Offensive sollte beginnen, um womöglich noch vor Eintritt des Winters und vor der damit nöthig werdenden Beendigung des Feldzuges einen entscheidenden Erfolg zu erringen. Großfürst Michael übernahm persönlich den Befehl über die Operationsarmee. Am 2. Oktober griffen die unter General Loris Melikow versammelten russischen Truppen die Nordfront der türkischen Stellung an. Die beiden Jagni-Berge auf dem linken Flügel der Türken wurden die Mittelpunkte des Kampfes. Der kleine Jagni konnte nicht genommen werden, da zu dessen Vertheidigung noch 13 Bataillone aus Kars herbeikamen. Der große Jagni wurde vom General Scheremetjew nach zweistündigem Kampfe genommen und auch behauptet, doch war ein weiteres Vordringen von diesem Punkte aus wegen der herangezogenen starken türkischen Reserven nicht möglich. Auf den übrigen Punkten der türkischen Stellung wurde von den Russen nur demonstriert und kam es zu keinen ernstern Kämpfen. Die Russen verbrachten die Nacht in den Stellungen,

wo sie sich am Abend befanden; sie hatten im Laufe des Tages weit über 3000 Köpfe verloren.

Am 3. Oktober griff Mukhtar Pascha mit bedeutenden Kräften den linken Flügel der Russen an, wurde aber mit beträchtlichem Verlust abgeschlagen, während die Russen ihren Verlust auf 304 Köpfe bezifferten. Auch am 4. erfolgten wiederholt kleine Vorstöße seitens der Türken. Die Russen sahen sich durch diese Angriffe wenigstens veranlaßt, den großen Jagni und die sonst noch vor ihrer ursprünglichen Front festgehaltenen Positionen zu räumen.

Mukhtar Pascha, der erkannt hatte, wie sehr verstärkt die Russen in diesen Kämpfen aufgetreten waren, ließ zur Ausgleichung der Zahl alle bei Ismail Haki entbehrlichen Streitkräfte zur Hauptarmee heranrücken, zugleich aber richtete er sich in seiner ohnedies so festen Stellung noch einmal vortheilhafter ein. Zur Verkürzung seiner Linien gab er am 9. Oktober den Kifil Tepe wieder auf. Auch den großen Jagni, der so nahe vor seiner Stellung lag, ließ er jetzt unbefestigt und beschränkte sich auf die Linie Kleiner Jagni — Awliar — Madscha-Gebirge. Als zweite Linie etwa 7 km dahinter wurden die von Wisintjew bis Basardschil sich hinziehenden Höhen befestigt. Karak deckte in beiden Stellungen die linke Flanke.

Großfürst Michael hatte in verlustreichen Kämpfen erfahren, daß ein direkter Angriff auf die starke Stellung wenig Erfolg verspreche. Eine weit ausgeholte Umgehung der türkischen rechten Flanke und dann ein Angriff gleichzeitig auf Front und Rücken der Stellung schien das beste Mittel, sich zum Herrn derselben zu machen.

General Lazarew erhielt den Auftrag, mit der 40. Division, dem 75. Regiment, einem Schützenbataillon, fünf Kavallerie-Regimentern nebst 10 Batterien die beabsichtigte Umgehung auszuführen. Er ging am 9. und 10. Oktober über den Arpa-Fluß zurück, marschirte auf dessen rechtem Ufer 30 km nach Süden, ging beim Grenzposten Kambinskii, wo sich ihm noch 2 Bataillone und 1 Kasakenregiment angeschlossen, wieder auf türkisches Gebiet und marschirte auf Digor, 14 km hinter dem rechten Flügel der Stellung und 13 km in der rechten Flanke von Basardschil.

In Digor traf Lazarew am 12. Oktober ein und vereinigte sich hier mit der General Zitowitsch, der von der Abtheilung des Generals Tergukassow das 154. Infanterie-Regiment mit einem Kasaken-Regiment und einer Batterie hierher geführt hatte. Lazarew verfügte jetzt im Ganzen über 23½ Bataillone (½ Sappeure), 28 Eskadrons und Spotnien und 10¼ Batterien. Beim weiteren Vorrücken nach einem am 13. Oktober abgehaltenen Ruhetage blieb Digor mit 3 Bataillonen besetzt.

Auf die Nachricht von Lazarew's Eintreffen in Digor ließ der Großfürst

am 13. Oktober den großen Jagni wieder besetzen und besfestigen. Ein türkischer Versuch dies zu hindern mißlang.

Am 14. Oktober begann der Angriff auf die türkische Stellung am Madscha-Gebirge dadurch, daß im Rücken derselben General Lazarew gegen die Flanke der türkischen Reserven in Basarbschit und auf den Höhen von Schatir Dgli vorging. Zur Wegnahme der Höhen genügten schon die fünf Bataillone seiner Avantgarde. Am Nachmittag gelang es ferner noch, die nördlich Basarbschit gelegene Stellung auf dem südlichen Theile des Orluk-Berges zu stürmen, so daß Lazarew am Abend gerade im Rücken des feindlichen Zentrums stand.

In der Front erfolgte am 15. Oktober der Angriff in drei Kolonnen, neben denen ein rechtes Seitendetachement, aus Kavallerie bestehend, am Kars-Flusse für die Sicherheit des äußersten Flügels zu sorgen hatte. Den Hauptangriff hatte die mittlere Kolonne durchzuführen, die einschließlich ihrer Reserven 24 Bataillone, 8 Eskadrons, 11 Feldbatterien und 16 bespannte Belagerungsgeschütze zählte. Die 2. kaukasische Grenadier-Brigade mit 3 Batterien deckte den großen Jagni gegen Verstöße vom kleinen Jagni und von Kars her. Zum Angriff auf der Höhe von Awliar wurden um 9 Uhr 8 Batterien (64 Geschütze) in Stellung gebracht, die um 10 Uhr bis auf Kartätischschußweite an die türkische Stellung heranrückten. Die 1. kaukasische Grenadier-Brigade und das 151. Infanterie-Regiment treten eben zum Angriff an, als 7 türkische Bataillone von Wisintjew gegen den rechten Flügel der russischen Linie vordringen; 2 Bataillone der Reserven eilen diesem Flügel zu Hilfe, und unter Mitwirkung der Batterien vom großen Jagni wird der Vorstoß abgewiesen. Der nun, um 12 Uhr, beginnende russische Angriff hat dagegen vollständigen Erfolg. Die Türken gehen auf die Höhen von Orluk und Wisintjew zurück. Ehe General Heiman mit seinen Regimentern herankommt, hat Lazarew diese Höhen bereits mit 8 Bataillonen der Regimenter Nr. 75, 153 und 154 genommen und die Türken in wilder Flucht nach dem Dorfe Wisintjew zurückgetrieben. Das 16. Dragoner-Regiment nimmt bei der Verfolgung die Trümmer mehrerer türkischer Bataillone gefangen. Das Regiment Nr. 154 stürmt auch noch das Dorf Wisintjew.

Die Grenadier-Brigade, welche hier nichts mehr zu thun findet, wendet sich gegen einen andern Theil der Höhen, den Tschift Tepe, und schließt die dort stehenden Truppen von ihren Verbindungen ab. General Lazarew sammelt die noch zu seiner Verfügung stehenden Truppen im Rücken der Stellung auf dem Madscha-Berge, vor deren Front der General Roop mit der linken Flügelskolonne von 8 Bataillonen, 24 Eskadrons und 3 Batterien bisher nur demonstriert hat. Gegen den Madscha-Berg werden jetzt auch noch die 5 Batterien

der General-Reserve in Thätigkeit gesetzt sind und bereiten den Angriff vor. Dann treten die Regimenter Nr. 152 und 156 nebst dem Grenadier-Regiment Nr. 1, zusammen 11 Bataillone gegen Front und Flanken zum Sturme an. Die Türken warten denselben nicht ab, sondern fliehen und werden dabei den Truppen des General Lazarew und den Grenadieren des General Heiman in die Arme getrieben. Den Rückzug von Wisinkjew auf Kars verlegt die Kavallerie unter dem Generalmajor Boris Melikow. Auch die türkischen Truppen auf dem kleinen Jagni-Berge sehen sich sehr bald von vorn und von hinten zugleich angegriffen.

Die Türken, so von allen Seiten eingeschlossen und bedrängt, müssen sich schließlich ergeben. Nur einem Theile derselben ist es gelungen, noch rechtzeitig mit Mukhtar Pascha nach Kars zu entkommen; 7 Pascha's aber mit 7000 Mann kapituliren noch in geschlossenen Abtheilungen.

Der Verlust der Russen am 14. und 15. Oktober betrug nur 1441 Köpfe. Bei der Hartnäckigkeit, mit der die Türken sonst unter Mukhtar Pascha gekämpft hatten, ist dies vielleicht der beste Beweis, daß bereits Unordnung unter den Truppen eingerissen war.

Mukhtar Pascha zog sich, wie schon einmal zu Beginn des Feldzuges, wieder mit 8 Bataillonen aus Kars nach dem Saganlug-Gebirge zurück, die Festung Kars ihrem Geschick überlassend.

Die Niederlage der Hauptarmee wirkte auch unmittelbar auf beide Flügel des türkischen Heeres zurück. Im Süden hatte Ismail Haki Pascha, obwohl durch Abgaben an die Armee von Kars um die Hälfte geschwächt, am 14. Oktober noch einmal einen Vorstoß gegen Chalsaly versucht, ohne dabei einen Erfolg zu erringen. Auf die Nachricht von der Niederlage bei Kars trat er am 18. Oktober den Rückzug auf Erzerum an und erreichte am 24. Oktober Gerger, 10 km östlich Karakilissa, während der ihm folgende General Tergukassow an diesem Tage erst Djadin erreichte. Der so gewonnene Vorsprung von zwei Marschtagen wurde seine Rettung.

Mukhtar Pascha hatte auf seinem Rückzuge am 20. Oktober auf dem Saganlug-Gebirge Halt gemacht, um Ismail Zeit zum Rückzuge zu verschaffen; eine Vereinigung beider konnte aber erst bei Koprikioi erfolgen, wo sich die Straßen von Kars und von Bajaset auf Erzerum vereinigen, und wo Ismail die Brücke über den Aras passiren mußte. In Eilmärschen erreichte Ismail in den drei Tagen vom 25—27. Oktober diese Brücke, und die Arrieregarde Mukhtar's, der den Saganlug inzwischen hatte aufgeben müssen, konnte gerade noch ihn hier aufnehmen; am 28. Oktober vereinigte sich in Koprikioi die Avantgarden-Reiterei des Generals Tergukassow mit den Vortruppen des auf der Straße von Kars vorrückenden Generals Heiman.

Vor Kars theilte sich die dort versammelte siegreiche russische Armee. Ein Theil derselben übernahm die Einschließung und Belagerung von Kars, der andere die Verfolgung Mukhtar Pascha's. Die Belagerung wurde dem General Lazarew übertragen, und ihm wurde dazu der größte Theil der bisherigen Alexandrapol-Kolonnen unterstellt. Mit der kaukasischen Grenadier-Division, der 39. Division (ohne Regiment Nr. 155), 4 regulären Eskadrons und 52 Kasaken- und irregulären Esotnien nebst entsprechender Artillerie trat General Heiman am 20. Oktober den Vormarsch zunächst auf Tirma an. Mukhtar zog sich vor der Uebermacht rechtzeitig zurück. Erst am 29. Oktober gelang es der schon vereinigten Kavallerie der beiden vorrückenden russischen Kolonnen, die türkische Arrieregarde bei Kurudschuch, halbwegs von dem schon genannten Koprikioi nach Erzerum, zu überfallen. In Kurudschuch blieben die Russen ein paar Tage stehen, bis am 3. November auch die letzten Abtheilungen von dem Gros des General Tergufassow herangekommen waren.

Mukhtar Pascha benutzte die kurze ihm gegönnte Zeit, um auf den Höhen von Dewe Boyun vor Erzerum von neuem Stellung zu nehmen, sie soweit möglich zu befestigen und hier alle Truppen zu versammeln, deren er irgend noch habhaft werden konnte. Außer den eigenen schwachen Kräften war es hauptsächlich die Heeresabtheilung Ismail Pascha's, die Garnison von Erzerum und etwa 10,000 Mann der Verstärkungen, welche in Trapefunt zum Abgange nach der europäischen Türkei versammelt waren.

Die Stellung von Dewe Boyun besteht aus zwei Theilen, den Höhen von Dewe Boyun südlich und dem Palantöken-Berge nördlich der Straße von Kars nach Erzerum, zwischen beiden lag eine Einsenkung mit der genannten Straße. Diese Einsenkung ist an sich der schwächste Theil der Stellung. Der rechte Flügel auf dem Palantöken-Berge war in der Front schwer anzugreifen, hatte aber hinter sich die fast unpassirbaren Gipfelhöhen des Berges, deshalb war die große Straße im Centrum auch für diesen Flügel die Rückzugslinie. Der linke Flügel hatte eine feste Stellung auf dem Plateau von Ufun Achmet; aber eine tiefe Einsenkung gestattete, dies Plateau auf dem äußeren Flügel zu umgehen und im Rücken des Plateau die große Straße zu erreichen. Der Verlust desselben lieferte jedenfalls die Straße, die Rückzugslinie für das Centrum und den rechten Flügel, in die Hände des Feindes. Nur eine kleinere vorgeschobene Höhe deckte den Zugang zu der erwähnten Einsenkung.

Eine am 2. November ausgeführte Rekognoszirung hatte die russischen Heerführer dies Sachverhältniß erkennen lassen; auf Grund desselben ward der Angriff beschlossen, dem Mukhtar etwa 60 schwache Bataillone mit 8 Eskadrons und 50 Geschützen entgegenstellen konnte.

Die Schlacht bei Dewe Boyun den 4. November begann etwa 9^{3/4} Uhr früh durch Geschützfeuer der Türken, welche die russischen Angriffskolonnen sich formiren sahen. Das Feuer ward russischerseits bald erwidert. Der russische rechte Flügel wendete sich zuerst gegen die vorgeschobene Höhe. Diese wird in ihrem vorderen Theile genommen, den hinteren, höheren, behaupten die Türken noch. Die russische Artillerie geht jetzt auf 1700 m an die türkische Stellung heran. Um 4 Uhr wird durch einen neuen Angriff die Höhe von Tschoban vor dem türkischen linken Flügel vollständig genommen; gleichzeitig beginnt die Umgehungsbewegung, die, während die Front durch anhaltendes Feuergefecht beschäftigt wird, die russischen Truppen auf den äußeren Rand des Plateau's von Uzun Achmet führt.

Auf dem russischen linken Flügel ist inzwischen schon gegen 12 Uhr das vor dem Palantöken gelegene Dorf Gülüki und eine demselben benachbarte Terraineinsenkung genommen; weiter vorzudringen gelingt aber ebensowenig wie ein weiteres Umsfassen des türkischen rechten Flügels. Ismail Pascha führt vielmehr um 2 Uhr einen Gegenangriff gegen die russischen Aufstellungen, der aber abgewehrt wird. Dasselbe geschieht einem zweiten um 4 Uhr mit 8 Bataillonen unternommenen Angriffe gegen das Dorf Gülüki. Die Russen bleiben dann hier bis zur Dunkelheit in den behaupteten Stellungen liegen.

Gegen den türkischen linken Flügel gehen nach Erreichung des Plateaurandes die Russen in Front und Flanke gleichzeitig vor; die Türken sind genöthigt, das Plateau zu räumen, ihr Rückzug artet bald in Flucht aus. Minkhtar muß den linken Flügel und ebenso das durch die Umgehung äußerst gefährdete Centrum der Stellung aufgeben. Den Truppen des Centrums folgt auf der Straße das 13. Grenadier-Regiment und nimmt noch 7 Geschütze, vor dem linken Flügel müssen die Russen der Dunkelheit wegen auf dem Plateau Halt machen.

Der türkische rechte Flügel, der nach Einbruch der Dunkelheit nun auch zurückgehen soll, findet die große Straße gesperrt, Ismail muß seine Artillerie und sein großes Lager im Stiche lassen, und gelangt mit den aufgelösten Bataillonen erst nach zwei Tagen über die Gipfelhöhen des Palantöken nach Erzerum. Mit einem Verluste von 820 Köpfen hatten die Russen die völlige Auflösung der türkischen Armee herbeigeführt und ihr noch 43 Geschütze abgenommen.

Die Türken mußten sich jetzt auf die Vertheidigung von Erzerum beschränken. Zu den Trümmern der am 4. November geschlagenen Armee stießen dort noch ca. 7000 Mann, welche Derwisch Pascha von Batum abzuschicken schon nach der Niederlage bei Karz Befehl erhalten hatte. Zur Einschließung der ziemlich weiträumig angelegten Stadt und der Werke von Erzerum waren die russischen Streikräfte zu schwach. Aber die unter den Türken eingeriffene

Unordnung und der verunthete Widerwille der Einwohner gegen längeren Widerstand wie gegen die in Aussicht stehende Belagerung, ließen wenigstens den Versuch zu einem Handstreich räthlich erscheinen. In der Nacht vom 9. zum 10. November wurde ein solcher unternommen; die Kolonnen verirrten sich jedoch in der Dunkelheit; nur 3 Bataillonen gelang es, früh 4 Uhr sich eines Blockhauses im Fort Nizic zu bemächtigen und ein türkisches Bataillon (19 Offiziere, 540 Mann) gefangen zu nehmen. Indessen sie blieben isolirt, und ein übermächtiger Angriff trieb sie am Morgen wieder aus dem Fort hinaus, nachdem sie im Ganzen 632 Köpfe verloren hatten. Die Russen beschränkten sich nunmehr auf eine leichte Zernirung der Festung, in der Ismail Pascha das Kommando übernahm. Muthar Pascha, der über keine Armee mehr zu gebieten hatte, begab sich nach Konstantinopel.

Vor Batum versuchten die Russen, nachdem sie die Absendung beträchtlicher Streitkräfte nach Trapezunt und Erzerum erfahren, die vorgeschobenen Stellungen der Türken am Adowa zu nehmen; dieselben waren aber so stark besetzt geblieben, daß ein am 7. November unternommener Angriff auf dieselben völlig scheiterte.

Die Festung Karz wurde nach der siegreichen Schlacht vom 15. Oktober von allen Seiten eingeschlossen; die Besatzung verhielt sich dem gegenüber rein abwartend. Am 4. November kamen 48 Stück Belagerungsgeschütze von Alexandropol an; tags darauf wurde mit dem Bau von 12 Batterien gegenüber der Ostfront u. z. etwa 3000 m von den Forts Karadag, Hafiz-Pascha und Kanly (vgl. S. 183) begonnen. Ein Ausfall zur Störung der Batteriebauten an demselben Tage wurde zurückgeschlagen. Am 11. November eröffneten die Batterien ihr Feuer gegen die genannten Forts und die Stadt. Die Türken, auf 6 Monate verproviantirt, legten dem gegenüber neue Batterien und Schützengräben zwischen den Forts an und richteten sich, unerschüttert durch das ununterbrochene heftige Feuer der russischen Batterien, zum nachhaltigsten Widerstande ein.

Das Nahen des Winters, die Nothwendigkeit, jetzt an drei so weit getrennten Punkten zu operiren wie vor Karz, Batum und Erzerum, endlich auch die noch immer fortdauernden Unruhen in Daghestan und im Terek-Gebiet, die während des Winters den Verbindungen des Heeres doppelt gefährlich werden konnten, ließen den Großfürsten Michael auf Mittel sinnen, bald wieder größere Truppenmassen frei zur Verfügung zu haben. Ein gewaltsamer Angriff wurde für möglich erklärt, und so wurde der Sturm auf Karz beschloffen und die Nacht vom 17. zum 18. November zur Ausführung bestimmt.

Die Dunkelheit sollte die Wirkung des türkischen Feuers beeinträchtigen,

der Mondschein aber wenigstens die Wege der Kolonnen erkennen und die Ordnung in denselben erhalten lassen.

Am Abend des 17. November um 8½ Uhr stand die Infanterie des Belagerungskorps in 7 Kolonnen zum Angriff bereit, während die Kavallerie theils die Verbindung zwischen den auf beiden Ufern vorgehenden Infanterie-Kolonnen zu erhalten hatte, theils als General-Reserve diente, theils die nach Erzerum führenden Straßen abzusperren und ein Ausbrechen der Garnison nach dieser Richtung aufzuhalten bestimmt war. Die Sturmkolonnen bestanden aus je 3 bis 6 Bataillonen mit je 1 bis 3 zugetheilten Feldbatterien; 2 Bataillone mit 1 Batterie bildeten eine Spezial-Reserve für die Kolonnen auf dem rechten Ufer des Karz-Flusses; das 1. Grenadier-Regiment war mit 3 Batterien neben der Kavallerie als General-Reserve zurückbehalten.

Die 1. und 2. Kolonne sollten auf dem linken Ufer des Karz-Flusses vorgehen, wo, wie erinnerlich, eine innere und eine äußere Reihe von Forts die Stadt umgab. Die 1. Kolonne hatte die Aufgabe, gegen zwei der äußeren Forts, Muchliß und Las-tepeffi, zu demonstrieren, die 2. hingegen gegen Fort Techmaß auf der Südseite der äußeren Linie zu demonstrieren und das innere Fort Tschim, nahe dem Flusse gelegen, anzugreifen. Die erstere, 4½ Bataillone, nahm das Dorf Tschachmach, setzte sich dann in den Schützengräben vor dem Fort Las-tepeffi fest und ließ sich durch den geringen Widerstand, den sie bisher gefunden, sogar zu einem Sturmversuche auf das Fort verführen. Dieser mißglückte zwar, doch hielt fortgesetztes Feuer aus den Schützengräben die türkische Besatzung des Forts dauernd in demselben fest. Von der 2. Kolonne, die 6 Bataillone stark war, demonstrierete ein Theil in der Front gegen Fort Techmaß, der andere mußte auf dem schmalen Raume zwischen dem Flusse und dem Abfalle der Höhen von Techmaß gegen Fort Tschim vorgehen. Letzterer wird während des Vormarsches von den genannten Höhen aus angefallen, wirft die Türken zurück, folgt ihnen auf Fort Techmaß und greift dieses an. Unter starken Verlusten abgewiesen, muß er in's Thal zurückweichen, wird aber nicht verfolgt. Unter Zurücklassung von Beobachtungstruppen geht der Führer dieses Theiles, Oberst Buntschien, mit den Bataillonen seiner Reserve weiter gegen Tschim vor, bemächtigt sich nach Mitternacht eines vorliegenden Kirchhofs, wird aber beim Angriff auf das Werk selbst von überlegenem Feuer zum Rückzuge genöthigt. Eine Unterstützung sollte ihm werden durch eine dritte Kolonne vom rechten Ufer des Flusses aus. Diese Kolonne hatte nach 9 Uhr Fort Suwari, dicht am Fluß auf dem Uferande genommen, ging dann am Fluß entlang weiter vor, überschritt ihn auf einer nahe südlich Karz gelegenen Brücke und suchte gegen Mitternacht von hinten, von der Stadtseite

her, in Fort Ischim einzudringen; auch sie wurde jedoch abgewiesen und mußte auf das rechte Ufer des Flusses zurückgehen.

Außer der eben erwähnten nur 3 Bataillone starken Kolonne waren auf dem rechten Ufer eine 4. und 5. Kolonne von je 5 Bataillonen gemeinschaftlich zum Angriff auf das große Fort Kanly, eine 6. ebenfalls von 5 Bataillonen zum Sturme auf Fort Hafiz-Pascha und die 7. mit 5 Bataillonen zu Demonstrationen gegen die Forts Karadag und Arab bestimmt.

Die 4. und 5. Kolonne nahmen zunächst jede eine vor dem eigentlichen Fort Kanly gelegene kleinere Redoute und stürmten dann die beiden Flanken des Hauptwerkes. Im Innern des Werkes können die Eingedrungenen vor dem Feuer eines Reduits sich nicht behaupten, sondern müssen sich begnügen, den Stand der Brustwehr mit Schützen besetzt zu halten. Zur Wiedereinnahme des Werkes eilen türkische Reserven herbei. Die Kavallerie, zum Theil zu Fuß, und zwei herankommende Bataillone der Reserve helfen diesen Angriff abzuwehren und verfolgen die aus dem Werke vertriebenen Türken bis an und in die Stadt. Das Bataillon in dem Reduit ergibt sich erst um 4 Uhr des Morgens.

Die 6. Kolonne ging in 2 Abtheilungen neben einander vor. Die rechte Abtheilung geräth in das Flankenfeuer von Fort Karadag und von Schützengräben und Batterien, welche zwischen Hafiz-Pascha und Karadag liegen; diese letzteren werden genommen und ihre Besatzung wird so energisch verfolgt, daß es gelingt, auch Fort Karadag ohne große Anstrengung zu nehmen und gegen einen Vorstoß von Fort Arab zu behaupten. Die linke Flügelabtheilung der 6. Kolonne umgeht während dieses Kampfes Hafiz-Pascha in der rechten Flanke, wo ein Theil der 5. Kolonne eine Zwischenbatterie genommen hat. Von dieser Seite wird das Fort gestürmt. Sein Reduit war durch die Belagerungsbatterien in Trümmer gelegt.

Die 7. Kolonne nahm, nachdem Karadag bereits in die Hände der 6. Kolonne gefallen, ihrerseits nach leichtem Kampfe auch Fort Arab.

Um 4 Uhr früh am 18. November waren alle Forts des rechten Ufers in den Händen der Russen, bedeutende Theile der Kolonnen 4, 5 und 6 waren bereits in die Stadt eingedrungen, und die Zitadelle ergab sich ohne einen Angriff abzuwarten. Die türkischen Streitkräfte sammelten sich auf dem linken Flußufer. Am Morgen des 18. versuchten sie nach Westen und Nordwesten durchzubrechen. Die Infanterie der dort stehenden beiden Kolonnen und die russische Kavallerie verlegten ihnen den Abzug in der Front, die russischen Truppen vom rechten Ufer drängten nach; bald mußten 5 Pascha's mit noch 17,000 Mann, wovon 4500 Verwundete und Kranke, sich zur Kapitulation entschließen. Der Sturm hatte den Türken 2500 Tödt gekostet

vielleicht ein Beweis, wie wenig Pardon gegeben oder genommen wurde. Außerdem fielen 303 Geschütze in die Hände der Sieger. Den Russen hatte der Sturm nur 488 Tödt (einschließlich 6 Offiziere) und 1785 (dabei 59 Offiziere) Verwundete gekostet.

Die Einnahme von Kars am 18. November besiegelte endgiltig den Triumph der Russen auf dem Kriegsschauplatz in Asien; die Widerstandskraft der Türken im freien Felde war ja durch die Schlachten vom 15. Oktober und 4. November schon vorher gebrochen. Die Einnahme von Erzerum konnte bei den jetzt frei gewordenen Kräften nur eine Frage der Zeit sein, die man sich auch nahm, ohne dort zu neuen gewaltsamen Versuchen zu schreiten. Batum, dem man bisher nicht nahe konnte, war nun wenigstens auf der Landseite völlig einzuschließen, und nur zur See blieb ihm noch ein immerhin beschränkter Verkehr.

Von der russischen Armee in Kars rückte eine Division nach Erzerum ab, welches nach deren Ankunft enger eingeschlossen und von seinen Verbindungen mit Trapezunt und mit dem Innern Kleinasien's abgeschnitten wurde. Es hielt jedoch die Blokade aus, bis der Waffenstillstand vom 30. Januar 1878 den Feindseligkeiten ein Ende machte.

Eine starke Abtheilung unter General Komarow ging von Kars nach Ardahan, um später von da gegen Batum zu operiren. Allein erst im Dezember geschahen hierzu die einleitenden Schritte durch Vorschieben von Abtheilungen bis Ardauntsch. Derwisch Pascha hatte indeß schon am 27. November alle vorgehobenen Stellungen räumen lassen; das Rion-Korps traf am 28. bei Chuzubani nur auf Vorposten, die eilig hinter den Rintrißi flohen. Aber auch gegen Batum unterließen die Russen bis zum Ende des Feldzuges jede weitere ernstliche Unternehmung.

Die Samoa-Inseln und der Konflikt mit Deutschland.

Mit der Ausbreitung unserer maritimen Beziehungen und des deutschen Handels über alle Länder nehmen naturgemäß auch die Konflikte zu, denen eine große handeltreibende Nation in überseeischen Ländern nicht entgehen kann. Kaum ist der Streit mit Nicaragua durch die Dazwischenkunft deutscher Kriegsschiffe beigelegt, so hören wir schon wieder von einem Eingreifen unserer Flotte auf den Samoa-Inseln in der Südsee. Am 16. und 17. Juli dieses Jahres wurden zwei Häfen Taleakili und Salmafata auf der zu Samoa gehörigen

Insel Upolu durch Kapitän von Werner von der Korvette „Ariadne“ im Namen des deutschen Reichs mit Beschlag belegt, bis die Regierung von Samoa gewissen Verpflichtungen, die sie uns gegenüber einging, gerecht geworden ist. Unter diesen Umständen erscheint es am Platze, einen Blick auf Samoa und seine Beziehungen zum deutschen Reiche zu werfen.

Die Samoa- oder Schifferinseln bestehen aus drei größeren und einer Gruppe von drei kleineren Inseln; erstere heißen Savaii, Upolu und Tutuila. Alle zusammen haben etwa 50 Quadratmeilen, sind mithin so groß wie Mecklenburg-Strelitz. Vom Meere gesehen, gewähren die Inseln einen überaus reizenden und anmuthigen Anblick. Alle sind bergig und hoch, wenn auch die höchsten Spitzen kaum 1200 bis 1300 Meter erreichen. Die Berge sind vulkanischen Ursprungs, wie es die noch erhaltenen Krater und die Gesteine (Laven, Tuff, Basalt) beweisen. Auch sind Erdbeben häufig und heiße Quellen vorhanden, aber das Meer ringsum ist sicher und bietet keine Gefahren, da die Riffe und Korallenbänke, die an andern Südseeinseln so häufig, auf ein Minimum beschränkt sind. Der Boden ist, mit Ausnahme von solchen Stellen, wo die Lava noch nicht aufgelöst ist, von großer Fruchtbarkeit, alles ist mit einer glänzenden und üppigen Vegetation bedeckt, der Archipel gehört daher zu den schönsten und reichsten des Ozeans und ist für den Handelsverkehr besser geeignet als mancher andere. Die Bewässerung ist reichlich, aus den Bergen fließen eine Menge kleiner Bäche zu den Küsten, von denen mehrere in den Höhlen des vulkanischen Gesteins versinken.

Bis auf die angebauten Stellen ist alles auf diesen Inseln mit den prächtigsten Wäldern bedeckt; die Flora hat etwas vom indischen Charakter und zeichnet sich namentlich durch schöne Farren aus. An eigenen Landthieren besaßen die Inseln nur den fliegenden Hund, ein paar Fledermäuse und Schweine zur Zeit der Entdeckung, doch sind jetzt die europäischen Hausthiere eingebürgert.

Das Klima der Inseln ist ein sehr gleichmäßiges, es gilt zwar für feucht, doch auch für sehr angenehm und als ein Tropenklima für nicht ungesund. Der Regen mäßigt die Hitze und bedingt zugleich die Leppigkeit der Vegetation. Man unterscheidet eine Regen- und Trockenzeit. In den Januar bis März fallen die zum Glück seltenen, mit Recht aber gefürchteten Orkane, deren Wirkungen so schrecklich sind, daß in ihrem Gefolge selbst Hungersnoth aufzutreten ist.

Die Insel, welche uns hier am meisten interessirt, da auf ihr die Beschlagnahme durch die Deutschen stattfand, ist Upolu.*) Sie ist 9 bis 10 Meilen

*) Vergleiche die Karte im ersten Hefte des Journals des Muséum Godeffroy (Hamburg 1873); diese Zeitschrift ist die beste Quelle über die Topographie der Samoa-Inseln.

lang, gegen drei Meilen breit und hat einen Umfang von über 30 Meilen. Auch sie ist von außerordentlicher Schönheit ausgezeichnet durch die Kühnheit der Bergesformen, die von mäßiger Höhe sind und sich besonders im Ostheil steil zu den Küsten herabsenken. Der Boden ist fruchtbar und gut bewässert. Der ganze Westheil der Insel ist eine von schönen Wäldern bedeckte, reiche Ebene von geringer Höhe, in welchem sich der Vulkan Tofua bis zu 612 Meter erhebt. Im Ostheil beginnt das Bergland der Insel mit Gipfeln von über 900 Meter.

Von den beiden durch Kapitän von Werner besetzten Häfen liegt Salnafata im Norden, Falealili im Süden. Ueber den Letztern sagt Gräffe im Journal des Musenms Godoffroy: „Falealili ist weitans der bedeutendste Ort der Südküste und vielleicht der bevölkerteste in ganz Samoa, da er etwa 3500 bis 4000 Köpfe zählt. Es liegt der Ort an einer flachen Ausbuchtung der Küste mit einem sandigen, niedrigen Strand. Ein Korallenriff läuft in weiter Entfernung als Außenriff vom Lande ab und umschließt auch eine kleine Insel, die eine halbe Seemeile von der Küste entfernt liegt. Die Segelboote treten durch Passagen, die indessen nicht ohne Gefahr sind, in das Binnenwasser ein und können daselbst ankeru. Ueber zwei Seemeilen weit der Küste entlang reiht sich Hütte an Hütte, von Brodfruchtbäumen und Kokospalmen beschattet. Landeinwärts sind ebenfalls noch drei Hüttengruppen, sogenannte Walddörfer. Dieser starken Bevölkerung entsprechend hat Falealili von Alters her eine hervorragende politische Rolle gespielt, und es war der größte Theil der Bevölkerung der Insel Tutuila diesem Orte tributpflichtig. Der Charakter der Bewohner Falealili's ist noch heute ein unfreundlicherer und rauherer, wie der von anderen Bewohnern Samoa's. Der Boden in der Umgebung von Falealili ist zwar steinig, trägt aber doch eine Menge Brodfruchtbäume, Kokospalmen, Bananen, Jams und andere Kulturgewächse.“

Wollen wir die Bewohner der Samoa-Inseln kennen lernen, so nehmen wir am besten das Werk von W. J. Britchard zur Hand, welches den Titel führt: *Polynesian Reminiscences or Life in the South Pacific Islands* und das 1866 zu London erschien. Britchard war im Jahre 1848 als englischer Konsul nach Samoa geschickt worden. Als er in der letzten Nacht vor seiner Ankunft an der Nordküste von Upolu hinfuhr, hörte er auf der Insel die monotonen Lante von Muscheltrumpeten und das Knallen von Flintenschüssen. Krieger hatten ein Dorf nächtlicher Weile überfallen, und als man am Morgen in den Hafen von Apia einlief, begegnete man dem Geschwader der heimkehrenden Krieger, achtzehn Rähnen, deren Segel der Passat lustig anschwellte. Am Bug jedes Fahrzeuges stand ein Krieger mit geschwärmtem Gesichte, der seine Keule über dem Kopfe schwirren ließ und dazu tanzte, während zu seinen

Füßen das Haupt eines erschlagenen Feindes lag. Britchard betrat nämlich die Samoa-Inseln, als dort eine Art peloponnesischen Krieges entbrannt war. Es handelte sich nämlich um ein Ding, Le Malo genannt, was man im alten Griechenland als Hegemonie bezeichnete. Die Insel Manono, im Verein mit Letuamafaga, wollte sich die Oberherrschaft über Utua und Ana anmaßen. Gelingt einer kriegerischen Partei die Unterwerfung des Gegners, so kann sie sich die Ländereien, das Vieh, die Gärten und selbst die Töchter des bezwungenen Stammes aneignen, es sei denn, daß die Friedensbitte (Ifoga) der Häuptlinge angenommen wird. Bei einer solchen Gelegenheit bringen die Friedensbitter Steine, Brennholz und Bambusplitter herbei, womit sie sich vor den Siegern niederwerfen. Das Brennholz und die Steine sind die Sinnbilder eines peloponnesischen Ofens, die Bambusplitter der Marterwerkzeuge, so daß also die Handlung so viel bedeutet als: „Wir sind eure Schweine, die ihr braten könnt.“

Bei den Samoanern gilt die allgemeine Wehrpflicht, denn jeder Jüngling lernt den Speer und die Keule schwingen, neuerdings auch noch der Scheibe schießen. Zieht ein Heer aus, so hat jede Ortschaft ihre herkömmliche Aufstellung, so daß die Bewohner der einen stets in der Vorhut, die der andern beim Hauptkörper und noch andere bei der Nachhut sich befinden. Die Vorhut zu führen gilt als Auszeichnung, und da ihr gewöhnlich der gefährlichste Theil der Unternehmungen zufällt, so gebührt ihr auch die erste und reichlichste Portion bei dem großen Volksbankette. Läuft ein Kriegsgeschwader aus, so zeichnen sich die Bewohner jeder Ortschaft durch ein besonderes Flaggenzeichen aus. Statt der Losung erkennen sich Verbündete an gewissen Figuren, welche bald schwarz, bald roth, bald weiß auf die Haut gemalt, oder an gewissen Muskeln, die bald um den Nacken, bald um den Arm getragen werden, oder endlich an einem gewissen Haarpuß, Merkmale, die übrigens alle zwei bis drei Tage gewechselt werden. Nicht selten kommt es vor, daß Häuptlinge während eines Krieges zum Gegner übergehen. Anfangs werden sie mit offenen Armen empfangen, ihr späteres Loos ist jedoch keineswegs beneidenswerth. Die Samoaner machen keine Männer zu Gefangenen und nur bisweilen Frauen; in der Regel erschlagen sie alles, was in ihre Hände fällt.

Noch vor einem Vierteljahrhundert verehrten die Samoaner ein buntes Gewimmel von Göttern und Gottheiten, und noch hier und da hält die ältere Generation am Glauben und den Gebräuchen der Vorfäter fest. Von den vielen Gottheiten wollen wir nur eine einzige anführen, weil sie in Bezug steht zur vulkanischen Natur der Inselgruppe. An dem festen Lande, so lautet eine der Legenden, sei ein Stiel besetzt, und der Gott Masuie vertreibe sich mitunter die Zeit damit, an dem Stiele zu rütteln, daher für Erdbeben das nämliche Wort im Gebrauch ist, wie der Name dieses Gottes.

Die Samoaner verzehren zwei Mahlzeiten am Tage; die erste, um 11 Uhr, wird von jedem Gliede der Familie eingenommen, wo es sich gerade befindet; sei es auf dem Felde beim Ackerbau oder im Kanoe während des Fischfanges. Die Abendmahlzeit wird dagegen gemeinschaftlich im Hause verzehrt, und der Hausherr sprach dabei ehemals ein Tischgebet, indem er aus einer Schaal mit Awa eine Spende auf den Boden goß und dabei ausrief: „Dies ist eure Awa, o ihr Götter, laßt das Volk in diesem Lande stark, tapfer und zahlreich werden. Gewährt uns unsere Nahrung und segnet unsere Pflanzungen.“ Awa ist bekanntlich ein Getränk, welches aus den gekauten Wurzeln des Piper methysticum bereitet wird, und dem selbst Europäer Geschmack abgewonnen haben. Britchard mildert einigermassen unsern Ekel, wenn er bemerkt, daß nur junge Mädchen zum Awakauen verwendet werden, daß sie ihren Mund vor dem Kauen sorgfältig ausspülten und vor dem Ausdrücken des Saftes ihre Hände wuschen. Das Awa wird stets vor, nie nach der Mahlzeit getrunken. Bevor übrigens zu den Speisen gegriffen wurde, zündete man auf dem Heerde in der Mitte des Hauses ein Feuer an, wobei das Familienhaupt abermals ein Gebet sprach, welches mit den Worten begann: „Dies ist Licht für Euch, Götter, große und kleine.“ Von der Menschenfresserei spricht Britchard im Allgemeinen die Samoaner frei, obgleich einzelne Fälle dann und wann vorkommen und die Sache auch früher allgemein verbreitet war.

Das alte Kleid aus der Rinde des Papiermanlbeerbaumes ist auf Samoa fast ganz durch englischen und amerikanischen Kattun verdrängt worden. Noch zu Britchard's Zeiten wurde es viel angefertigt und mit Farben bedruckt. In jedem Dorfe befindet sich ein Tale-tele oder ein freies Wirthshaus: für die Reisenden. Zum Hauswesen dieses Hotels gehören gewisse Frauen, von denen stillschweigend angenommen wird, daß sie den Reisenden zu Dienste stehen. Gewöhnlich sind es geschiedene Frauen von Häuptlingen. Rechtlich ist in den Augen der Samoaner eine Ehe geschlossen, sobald der Mann die Frau in sein Haus aufnimmt; was sonst geschehen mag, ist ganz gleichgiltig. Bei legitimen Ehebindnissen wird durch Vertrag die Höhe der Mitgift festgesetzt. Auf Seiten des Mannes besteht sie in Nahrungsmitteln, Hausthieren, Waffen, Hausgeräth, Fahrzeugen, auf Seiten der Braut in Kleiderstoffen und schönen Matten. Ehe die Missionare ihren Einfluß geltend machten, war die Hochzeitsfeier zugleich der Tag einer eigenthümlichen Prüfung durch den Vater der Braut. *) Sollte sich ergeben, daß die Braut nicht mehr unberührt war, so erschlug sie der Vater eigenhändig mit der Keule. Jetzt kommen derartige Auftritte nicht mehr vor, sondern die Samoaner haben sich schon so weit zivilisirt, daß sie durch

*) Testimonium virginitatis putant si hymene a patre digitis rupto sanguis profluit.
Grenzboten IV. 1878.

Liebesbriefe die Neigung der Auserwählten zu gewinnen suchen. Vieles ist überhaupt jetzt unter dem Einflusse der Christen anders geworden; so ist das Nasenreiben als Gruß abgekommen, doch die alten Wettfahrten in Booten, die Scheingefechte, das Speerwerfen, Keulenkämpfe bestehen nach wie vor.

Die politischen Zustände auf Samoa sind höchst eigenthümlicher Art. Erst die Missionare, die lange Jahre dort gelebt, vermochten uns einen Einblick in die verwickelten Zustände zu geben, sie zeigten uns, daß vor der Ausbreitung des Christenthums die Ordnung durch bürgerliche Gewalt und abergläubige Furcht anrecht erhalten wurde. Die Regierung hatte einen mehr patriarchalischen und demokratischen, als monarchischen Charakter, und dieser besteht noch. Man nehme z. B. ein Dorf von 300 bis 500 Seelen, so wird man dort zehn bis zwanzig mit Titeln versehene Familienhäupter und einen, der einen höhern Rang besitzt, finden. Die Titel der Familienhäupter sind nicht erblich. Der Sohn kann der Nachfolger im Titel des Vaters sein, allein dieser Titel kann auch auf einen Vetter oder Oheim übergehen, ja man kann den Titel an einen Fremden vergeben, um durch diesen die numerische Stärke der Familie zu vermehren. Was hier eine Familie genannt wird, das ist eigentlich die vereinigte Gruppe von Söhnen, Töchtern, Oheimen, Vettern, Nichten, Neffen, kurz eine Sippe, die 50 und mehr Köpfe zählen kann. Sie haben ein großes Haus als Versammlungsort und zum Empfang von Besuchern, dabei aber vier oder fünf Häuser zum alltäglichen Gebrauche.

Die Häuptlinge sind eine auserlesene Klasse, deren Stammbaum höchst sorgfältig bis zu dem ehemaligen Oberhaupt irgend eines besonderen Clans verfolgt wird. Bei den Gesprächen wird der Titel Häuptling nie vergessen, und selbst kleine Knaben betiteln sich mit dieser Bezeichnung, so daß es den ersten Besuchern der Inseln schwer war, gemeine Leute zu finden, denn alle erschienen als Häuptlinge.

Da der Haupthäuptling die Sippe zusammenberuft und alle Bewohner des Dorfes als seine Kinder betrachtet und er allein die Initiative zur Rächung der etwa erlittenen Beleidigungen ergreift, so ist er natürlich eine höchst wichtige Person. Außerdem aber nimmt er an allen übrigen Beschäftigungen Theil, wie jeder andere Mann. Er geht mit den Fischern, arbeitet in der Pflanzung, hilft beim Hausbau und hantirt am heimischen Backofen. Sonst ist dieser Gewaltige nur in der Anrede zu erkennen, die etwa unserm Ew. Gnaden entspricht. Wenn die Schüssel mit berauschendem Watrauke herumgeht, dann wird der erste Becher dem Häuptlinge kredenzt. Das beste Stück vom erlegten Vogel oder der Schildkröte wird ihm vorgelegt, und heirathet er — natürlich standesgemäß — so wird ihm eine in Matten bestehende Mitgift von der Sippe

übergeben. Je mehr Frauen, je mehr Matten und daher je mehr Reichthum, denn Matten gelten auf Samoa gleich dem Golde.

Das Land auf den Inseln ist im gemeinsamen Besitze der Sippe, die Acker einer jeden Sippe sind genau bekannt, und der Oberhäuptling verfügt darüber für die Gesamtheit; ebenso ist das Meer für die Fischerei vertheilt.

Der Oberhäuptling und die Familienhäupter bilden noch den gesetzgebenden Körper des Ortes, sowie den gemeinschaftlichen Gerichtshof. Da die Samoaner keine geschriebene Sprache besitzen, so haben sie bis vor kurzem auch keine geschriebenen Gesetze besessen, dennoch hatten sie, soweit man in ihrer Geschichte zurückgehen mag, wohlverstandene Gesetze zur Verhinderung von Diebstahl, Ehebruch, Mißhandlungen, Mord, gegen das Schimpfen und Abhauen von Fruchtbäumen. Tod war die gewöhnliche Strafe für Mord und Ehebruch, und da es dem beleidigten Theile frei stand, Rache zu nehmen an dem Sohne, Bruder oder sonst einem nahen Verwandten des Beleidigers, so waren jene Verbrechen gefürchtet und selten. Die Schuldigen flohen dann in einen andern Ort, der ihnen Asylrecht gewährte. Ehebruch wurde durch Ausstechen der Augen oder Abbeißen von Nase und Ohren bestraft.

An das Mittelalter erinnern andere Strafen. Man band z. B. dem Schuldigen Hand an Hand, Fuß an Fuß, und trug ihn dann, an einem stacheligen Pfahle hängend, vor die Wohnung des Mannes, an dem er sich vergangen hatte, wo er stundenlang in der Sonnenhitze liegen mußte. Dort schlug man ihn mit Steinen an den Kopf, bis ihm das Blut über das Gesicht lief, oder zwang ihn in eine bittere Wurzel zu beißen, die den Mund anschwellen machte. Unter dem Einflusse der Missionare sind diese Strafen jetzt abgeschafft und in Bußen verwandelt, während für Mord und Ehebruch noch die alten Gesetze in Kraft sind.

Diese Dorfgemeinden, Sippen, von denen wir eben gesprochen haben, betrachten sich als völlig getrennt von einander, als ganz unabhängig und als berechtigt, auf ihrem eignen Grund und Boden und in ihren eignen Angelegenheiten frei zu handeln, wie ihnen beliebt.

Dann aber vereinigen sich wiederum acht bis zehn dieser Dörfer und bilden einen Bezirk oder Staat zu gemeinschaftlichem Schutze. Irgendein besonderes Dorf wird als Hauptort des Bezirkes anerkannt, wo das gemeinsame aus den Oberhäuptlingen bestehende Parlament zusammentrat. Es fand im Freien, im Schatten der Brodfruchtbäume statt, war öffentlich, und die Reden wurden vor dem gesammten Volke gehalten.

Die alte Verfassungsform von Samoa ist indessen in neuerer Zeit durch den Einfluß des Christenthums und fremder Kolonisten wesentlich modifizirt worden. Die Macht der Tuia oder Oberhäuptlinge ist ganz gesunken, und im

Dorfe Moliunu bei Apia auf Upolu wurde eine neue Regierung von modernem europäischen Zuschnitte gegründet, die aus einer Exekutive von sieben Häuptlingen und einem gesetzgebenden Rath der Häuptling besteht, der auch unter Mitwirkung der europäischen Konsuln eine Gesetzsammlung bekannt gemacht und eine Kopfsteuer eingeführt hat.

Die Mitte unseres Jahrhunderts bezeichnet für die Südsee einen gewaltigen Umschwung. Damals fanden kurz nach einander die Goldentdeckungen in Kalifornien und Australien statt, und eine Masse weißer Menschen strömte in diese Gestadeländer am stillen Ozean, die bald zu wichtigen Kulturstaaten sich entwickelten. Kurz darauf wurde Japan dem amerikanischen und europäischen Handel erschlossen. Nun erst begann die Südsee, die bis dahin mehr oder minder den ruhigen und idyllischen Charakter getragen, wie wir ihn aus den Schriften Cook's und Forster's kennen, erst aufzuleben. Sie wurde von Dampferlinien durchkreuzt, europäische Abenteurer begannen allenthalben ihre Rolle zu spielen, ehrlichere Ansiedler folgten, und die Missionare, die freilich schon längere Zeit thätig waren, dehuten ihr Arbeitsfeld aus. Kurz, der Einfluß der Weißen stieg, ihre Handelsfahrzeuge brachten Kattun statt des heimischen Rindenstoffes, das Eisen verdrängte gänzlich die Geräthe aus Stein und Muscheln, aber auch Branntwein und schlechte Krankheiten hielten ihren Einzug. Die alten Götter und Institutionen gingen zur Rüste, die Häuptlinge waren die ersten, die abfielen und als Herrbilder europäischer Regenten auftraten, wie die Kamehamea auf Hawaii und die Pomare auf Tahiti oder King George auf Tonga. Dabei aber ging das Volk selbst zu Grunde. Ohnehin waren die Inseln niemals sehr stark bevölkert. So sind die Maori auf Neuseeland jetzt auf nur 50,000 Seelen zusammen geschmolzen, dafür sitzen aber die Söhne echter Kannibalen heute als Abgeordnete im Parlamente jener Doppelinsel, und was die Samoa-Inulaner betrifft, die uns hier zunächst interessieren, so schätzte deren Zahl La Pérouse noch auf 400,000, sicher zu hoch greifend. Williams nahm 1830 nur noch 130,000 an. Sicher ist, daß sie heute nicht über 35,000 Köpfe zählen, wovon 13,000 auf Sawai, 16,000 auf Upolu und 4000 auf Tutuila leben.

Ein unglücklicher, zufälliger Zusammenstoß, der den Tod mehrerer Leute des französischen Seefahrers La Pérouse auf Samoa zur Folge hatte, brachte die Inulaner in den Ruf, wilde, barbarische Menschenfresser zu sein, und war die Ursache, daß sich 30 Jahre lang alle Schiffe von Samoa fern hielten. Erst um 1820 ließ sich ein Haufen zuchtloser Verbrecher von Sydney aus hier

nieder und erfüllte die Inseln mit ungläublichen Greweln; ihnen folgten 1830 die Missionare der Londoner Missionsgesellschaft, die sich über den ganzen Archipel ausgedehnt und ebenso eifrig als erfolgreich (äußerlich wenigstens) das Christenthum unter seinen Bewohnern verbreitet haben. Dann kamen 1835 wesleyanische Missionäre aus Tonga, die zuerst in Manono festen Fuß faßten und dann das südliche Sawaii zu gewinnen wußten. Obßchon später die beiden Missionsgesellschaften einen Vertrag schlossen, nach welchem der Archipel der Londoner Gesellschaft bleiben sollte, so haben die Wesleyaner dennoch ihre Stationen beibehalten. Ein Zwiespalt der beiden protestantischen Sekten war die Folge, und der konfessionelle Haß beider Theile, durch den Dünkel der Geistlichkeit hervorgerufen, gewährte ein ekelhaftes Bild. Nachdem die Protestanten Erfolge errungen, siedelten sich 1845 auch katholische Geistliche an, die etwa 4000 Proselyten machten. Das Heidenthum war nun wohl äußerlich vertilgt, aber im Innern bestand es fort, und die verschiedenen christlichen Parteien geriethen sich oft genug in die Haare. Glaubenskriege gesellten sich zu den politischen, und um das Maß religiöser Bänkereien voll zu machen, siedelten sich auf Tutuila noch Mormonen an, welche von den Sandwich-Inseln kamen.

Die Beschaffenheit der politischen Zustände und die Leichtigkeit, Grundbesitz zu erwerben, was in der Mehrzahl der polynesischen Archipels schwierig ist, begünstigten die Niederlassung fremder Kaufleute, Europäer wie Nordamerikaner, Konsuln der Großmächte wurden eingesetzt, und so ist allmählig auf Upolu eine europäische Kolonie entstanden, die sich hauptsächlich an der Nordküste dieser Insel, in Apia, niederließ.

Im Jahre 1869 besuchte ein Franzose, Th. Aube, in dem Schiffe Flying Cloud die Samoa-Inseln. Er schrieb darüber in der Revue des deux Mondes vom 1. Oktober 1870 einen sehr interessanten Bericht, aus dem wir Einiges herausheben wollen, da es uns das beste Verständniß für die Wichtigkeit der deutschen Beziehungen zu Samoa vermittelt.

Die Ufer der Bucht von Apia, schreibt Aube, sind eingefaßt von europäischen Häusern, über welche hier und da die Flaggenmasten der Konsulate und die Thürme der christlichen Kirchen emporsteigen. Zur Linken ergießt sich ein gelblicher Fluß von den Bergen herab in die Lagune; er begrenzt die Stadt Apia im Osten und trennt sie von dem Eingeborenen-Dorfe Matagofii. Konsulatgebäude, katholische Kirchen, protestantische Bethäuser, gut angelegte Kaien erinnern an Europa; zahlreiche langgestreckte Piroguen, in denen athletische Krieger mit Keulen und Speeren bewaffnet saßen und mit Gesang ihre Ruder in die Fluthen tauchten, gemahnen an die alten „Schifferinseln“ der Entdecker. Aber so mächtig dieses Mißbild auf den Franzosen auch wirken mochte, nichts

zog sein Auge mehr an, „als die prächtigen Klipperschiffe von 1800 Tonnen, die alle derselben Nation gehörten. An ihren Masten flatterte die hier kaum noch gekannte Flagge des norddeutschen Bundes“ und auch am Lande deckte diese Flagge die zahlreichen Wohn- und Packhäuser, Schiffswerften u. s. w. des ganzen westlichen Theiles der Stadt, wenn wir so sagen dürfen, des deutschen. Hier residirt der Kaufmann Weber, norddeutscher Konsul und Vertreter des Hauses Godeffroy in Hamburg, „das einst souverän war“, bemerkt mit rührender Naivetät Herr Aube. Der Handel mit Kokosöl ist von diesem Hause im großartigen Maßstabe organisiert worden; alle Jahre segeln sechs (jetzt 25) schöne Klipper von Hamburg nach Ozeanien; ein Theil, mit Tauschwaaren beladen, geht direkt dorthin. Sie führen Leinewaaaren, Baumwollstoffe, Wollwaaren, Waffen, Pulver, Geräthschaften an Bord. Ein anderer Theil bringt erst Auswanderer nach Australien. Dann fahren sie nach Apia und nehmen Kokosöl oder Kopra (getrocknete Kokosnüsse) in voller Ladung mit. Von allen benachbarten Eilanden, von Rotuma im Westen, bis zu den Tokelau- oder Union-Inseln im Norden, werden die Ladungen durch kleinere Fahrzeuge nach Apia hingeführt, damit die großen deutschen Klipper sofort volle Ladung finden, wenn sie anlangen. Der Gewinn bei dem Geschäfte ist sehr groß. „Uebrigens hat dieses deutsche Haus schon heute jede Konkurrenz erdrückt. Es beutet den Markt ganz allein aus, und kann versuchen es noch einige Kaufleute aus Sydney, nicht mit ihm zu kämpfen, sondern nur noch eine Nachlese nach der reichen Ernte zu halten.“

Zu dem kommerziellen Uebergewicht, so schreibt Herr Aube, wird in Folge der energischen Thätigkeit des Konsuls Weber sich noch das politische Uebergewicht Deutschland's im Archipel hinzugesellen. Es wird die erste Rolle dort spielen. *Jusqu'à quel point la Prusse songe-t-elle à fonder une colonie au Samoa, à prendre possession de l'archipel?* fragt der geängstigte Franzose.

Seitdem ist fast ein Jahrzehnt vergangen. Der deutsche Handel in der Südsee hat sich, Dank der Thätigkeit der Hamburger, mehr und mehr ausbreitet. Freilich haben auch die Engländer und Nordamerikaner Fortschritte gemacht, Verträge abgeschlossen, Inselgruppen besetzt (so England vor wenigen Jahren erst die Fidjchi-Inseln), aber die Deutschen sind nicht zurückgeblieben, und wo irgend Gefahr vorhanden war, überflügelt zu werden, wurden Handelsverträge abgeschlossen, welche Deutschland in die Reihe der am meisten begünstigten Länder stellten. So wurde noch am 1. November 1876 zwischen Kapitän Knorr, von der „Hertha“, als dem Bevollmächtigten des deutschen Kaisers, und dem König Georg der Tonga-Inseln ein Freundschafts- und Handelsvertrag abgeschlossen, der Deutschland auch eine Kohlenstation auf der

Savao-Insel zusicherte, worüber die überall zugreisenden und eifersüchtigen Engländer ein Zetergeschrei erhoben.

Der Leser ist nun vollkommen vorbereitet, um den Konflikt verstehen zu können, der sich zwischen Deutschland und den Samoa-Inseln erhoben hat und der zur Besetzung zweier Häfen durch die „Ariadne“ führte. Grundursache war die Begünstigung der Amerikaner durch die Regierung von Samoa; durch Intrigen sollte der deutsche Handel brach und dafür der amerikanische an die Stelle gesetzt werden. Da in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung die nöthigen Aktenstücke veröffentlicht worden sind, so können wir an der Hand derselben eine Uebersicht des ganzen Streites geben.

Am 3. Juli 1877 schlossen die Vertreter des deutschen Reiches, Korvettenkapitän Hassenpflug und der oben genannte Konsul Weber, mit der Regierung von Samoa einen Vertrag ab, welcher einmal die Sicherstellung der deutschen Interessen in den fortdauernden Bürgerkriegen auf Samoa bezweckte, dann aber auch die Anerkennung der Gleichberechtigung Deutschland's gegenüber jeder fremden Macht. Letzteres war um so nothwendiger, als seit einiger Zeit, angefaßt durch die Intrigen eines gewissen „Kolonel“ Steinberger, die Amerikaner Miene machten, die Inseln zu besetzen, und thatsächlich auf Tutuila im Hafen Pango-Pango bereits das Sternenbanner hißten. Im erwähnten Vertrage zwischen Deutschland und Samoa lautet nun Artikel IV: „Wir werden in keiner Weise die deutsche Regierung zurücksetzen oder irgend einer anderen Vorrechte vor der deutschen gewähren.“

Als nun wirklich in Folge der inneren Kriege vielfach deutsches Eigenthum beschädigt wurde, erfüllte die Regierung Samoa's ihre Pflicht und leistete Ersatz, wenn hierbei auch Zwangsmaßregeln wiederholt angedroht werden mußten.

Anders verhielt es sich mit der Erfüllung des Artikels IV, der zum Konflikt führte. Schon im Februar d. J. machte die samoanische Regierung den Versuch, sich unter den Schutz der amerikanischen Flagge zu stellen, welchen ihr der dortige amerikanische Konsul Griffin, der ohne Autorisation seiner Regierung handelte, anbot. Bemerkt zu werden verdient, daß weder England noch die Union einen Vertrag mit Samoa besaßen. Als Konsul Weber nun vom Aufhissen der amerikanischen Flagge hörte, protestirte er am 28. Februar ausdrücklich hiergegen, berief sich auf den Vertrag und erklärte es für unzulässig, daß einer anderen Regierung eine Sonderstellung eingeräumt werde. In einer Note an den amerikanischen Konsul betonte er ausdrücklich, daß die deutsche Regierung in keiner Weise ein Schutzverhältniß Samoa's zu den vereinigten Staaten anerkennen würde.

Unterdessen nahmen aber die Verhandlungen zwischen Samoa und der

Union ihren Fortgang. Mamea, Sekretär der samoanischen Regierung, und ein Amerikaner Namens Colmesnil machten sich im September 1877 nach Washington auf den Weg, um das amerikanische Protektorat über die Inseln durchzusetzen. Das Kabinet von Washington ging jedoch hierauf nicht ein, sondern unterzeichnete am 17. Januar d. J. nur einen Freundschafts- und Handelsvertrag mit Samoa, den seitens der Samoa-Insel Mamea unterschrieb. In diesem Vertrage wurde der Hafen Pango-Pango den Amerikanern als Kohlenstation abgetreten, ihre Güter waren von Eingangs- und Ausgangszöllen frei, sie selbst von der Landesgerichtsbarkeit eximirt. Damit war offenbar dem deutschen Vertrage in's Gesicht geschlagen, und als nach der Rückkehr Mamea's im Juni die samoanische Regierung sich zur Publikation dieses Vertrages anschickte und ihn ratifizierte, da hielt es Konsul Weber an der Zeit zu protestiren. Zum Glück lag die Korvette „*Ariadne*“ im Hafen von Apia, und als die Proteste Weber's ungehört verhallten, und der amerikanische Spezialagent Woodward auf die Erfüllung des amerikanischen Vertrags drang, da war es Zeit einzugreifen. Nach einer abermaligen ausweichenden Antwort der Häuptlinge beschloffen die deutschen Vertreter, unnmehr zu Zwangsmaßregeln überzugehen, und erfolgte demgemäß am 16. und 17. Juli durch den Kapitän von Werner die Beschlagnahme von Salmafata und Talealili, den früher schon erwähnten Hafensorten. Nach dem uns vorliegenden Berichte vollzog sich die Beschlagnahme in folgender Weise: „Während die bemaunten Boote in Schußentfernung liegen blieben, wurde ein Landungskorps ausgesetzt, und auf dem Berathungsplatze der Häuptlinge unter der gehobenen deutschen Flagge, welche an einem Bootsflaggenstock entfaltet war, im Beisein des kaiserlichen Kommandanten und Konsuls eine Proklamation verlesen, worin es nach Auseinandersetzung des Verhaltens der samoanischen Regierung heißt: Um alle deutschen Interessen nun sicher zu stellen, legen wir daher auf diesen Hafen mit allen Ufern Beschlagnahme, wir werden das Besitzrecht darauf fest halten, bis unsere Uebereinkunft vom 3. Juli 1877 ausgeführt ist, oder bis wir andere Instruktionen von der deutschen Regierung empfangen. — Von einem Aufhissen der deutschen Flagge wurde Abstand genommen, auch keine militärische Besatzung an den genannten Hafensorten zurückgelassen. Die samoanische Regierung, sowie die Konsule England's und der Vereinigten Staaten erhielten eine Anzeige von dem Akte der Beschlagnahme, sowie eine Abschrift von der Proklamation. Ein Protest hiergegen erfolgte von keiner Seite.“

Wie sehr durch die amerikanischen Privilegien der blühende deutsche Handel auf den Samoa-Inseln geschädigt worden wäre, liegt auf der Hand. Im Gefolge Mamea's war ein ganzer Haufe von Yankee-Handelern auf Upolu erschienen, die alle Ansprüche an die samoanische Regierung erhoben und als

Berather der Samoaner auftraten. Die Befriedigung dieser Abenteurerrotte würde bei dem Mangel vorhandenen Staatseigenthums und bei der Armuth der Eingeborenen nur durch eine Besteuerung des dort vorhandenen fremden Eigenthums und vor allem durch Einföhrung hoher Zölle auf alle Waaren — mit Ausnahme der vertragsmäßig befreiten amerikanischen — möglich werden. In erster Linie wären hierdurch die Deutschen betroffen worden, welche das meiste Eigenthum auf Samoa besitzen und den wichtigsten Handel dorthin treiben.

Es war daher hohe Zeit, daß die deutsche Regierung energisch eingriff, und ihr kräftiges Auftreten hat auch, nach den vorliegenden Berichten, sowohl auf die Samoaner als auf die Fremden den gewünschten Eindruck gemacht, und es ist angeordnet worden, daß ein deutsches Kriegsschiff auf der Samoastation bleibe, um die Beschlagnahme nachhaltig zu machen. Sie wird so lange aufrecht erhalten, bis die Deutschen in die ihnen durch Vertrag vom 3. Juli 1877 zugestandenen Rechte der am meisten begünstigten Nation gesetzt worden sind.

A. Rauchhaupt.

Der zweite Band von Stanley's Reiseverk.

II.

Als Stanley am 28. Januar 1877 die sieben Stanley-Fälle des Livingstone überwunden hatte, zeigte der Strom eine Breite von 2300 Meter. Der Aequator war nach Norden zu überschritten. Der Strom floß nach Westnordwest. Die Hauptzuflüsse kamen nach wie vor von rechts (von Osten oder Nordosten). Schon am Nachmittag des 28. Januar schiffte man am Mburra vorüber, einem Strom, der sich in zwei Armen von je 275 Meter Breite von Osten her auf dem rechten Ufer in den Livingstone ergoß, dann an der gewaltigen Insel Ubioka im Hauptstrom vorüber, immer, wie schon erwähnt, unter Gefechten mit den Eingeborenen. Am 1. Februar wird der fast rein aus Norden kommende und genau auf 1. Gr. nördl. Br. u. etwa 23½ Gr. ö. L. einmündende stattlichste Zufluß des Livingstone, der Aruwimi erreicht, der bei seinem Einfluß in den Hauptstrom 1800 Meter breit ist. Hier wird die härteste der Stromschlachten geliefert. Stanley meint, dieser Zufluß sei der Uelle Schweinfurth's. Von wunderbarem Reiz sind die Tagebuchschilderungen Stanley's aus der ersten Februarwoche. Die Herrlichkeit der großartigen tropischen

Landschaft, der naive Verkehr mit den nun friedlicher gesinnten Wilden, die Mannichfaltigkeit der Thierwelt, die sich am Strom einfindet, das muß man im Original sich schüttern lassen; Auszüge lassen sich nicht geben. Jede Pflanze, jedes Thier ist anschaulich beschrieben, wissenschaftlich klassifizirt. Durch exakte Höhen- und Breitemessungen ist der Leser über die jeweilige Tagesstellung des kühnen Reisenden orientirt. Endlich am letzten Februar ist das friedliche Volk des Königs von Tschumbiri erreicht. Der Livingstone hat inzwischen seine Richtung gänzlich verändert, bis zum 19. Gr. ö. L. ist er westsüdwestlich geflossen, von da an strömt er fast direkt nach Süden. In dieser Richtung ist Stanley schon am 18. Februar wieder am Aequator angelangt, gegen Ende Februar, an der Grenze des Königreichs Tschumbiri hat er schon fast den dritten Grad südlicher Breite erreicht.*)

Die Aufnahme Seiten der Eingeborenen ist hier eine sehr freundliche. Der König sendet zunächst drei Prinzen mit Geschenken an den weißen Häuptling. Am 28. Februar erscheint er selbst mit königlichem Pomp und Glanz in Begleitung von fünf Kanoes, die mit flüchttragenden Kriegern bemaunt sind. Der Fürst war etwa fünfzig Jahr alt, hatte kleine Augen, eine wohlgebildete Nase, dünne Lippen, ein glattgerupftes Kinn, ein ruhiges, geselliges, menschenfreundliches Benehmen, eine sanfte Stimme. Er war dabei ceremoniös, mit dem Instinkt eines gewinnsüchtigen Kaufmanns ausgerüstet, über die Maßen listig und verschlagen. Die Façon seines Hutes kann man auf dem Haupte jedes armenischen Priesters beobachten. Ueber seiner Schulter standen die Borsten eines Elefantenschwanzes aufrecht empor. In der Hand trug er einen Büffelschwanz, der zu einem Fliegenwedel zurecht gemacht war. An seiner Hand hing außer einer großen Anzahl Zaubersachen ein Schnupftabakkürbis, aus dem er fortwährend unmäßig große Portionen, etwa das Viertel eines Theelöffels voll von der innern Handfläche auf einmal einsog. Dabei drückte er seine arme Nase so gewaltig, als wolle er sie in die Stirne hineinschieben. Unmittelbar danach pflegte dann eines seiner ihm zärtlich zugethanen Kinder seinen Tschibuk voll Tabak zu stopfen, eine sechs Fuß lange, mit Messingstiften und einer aus Zeug geflochtenen Quaste verzierte Riesenpfeife. Ihr Kopf war von Eisen und groß genug, um über ein Loth Tabak aufzunehmen. Des Königs einziger Fehler war seine bis zur höchsten Virtuosität ausgebildete Schlaueit und Arglist,

*) An Zuflüssen sind bis dahin genannt auf der rechten Seite der Ukeré (der wie ein „breiter Kanal“ ausah, 6. Febr.) und der Bangala (14. Febr.); auf der linken Seite der Saufuru (12. Febr.) und der merkwürdige, staltliche Itelamba (18. Febr.), der die Farbe schwarzen Thees hat und sich noch 130 (engl.) Meilen nach seiner Einmündung in den Livingstone von diesem durch die Farbe seines Wassers unterscheidet. Die Farbe des Livingstone wird durch die Farbenmischung, die der Itelamba zubringt, vom Hellgrau zum dunkelbraun. Dieser Fluß soll auf der Straße von Cazembé nach Angola als Kajai bekannt sein.

der Stanley und seine Mannschaft nach all' den Entbehrungen, die sie erlitten, nur zu bereitwillig sich zum Opfer darboten. Alles, was der König den Armen an Nahrung und sonstiger Gunst gewährte, wurde gern über die Maßen theuer bezahlt.

Auch die Damen von Tschumbiri nahmen die Reisenden freundlich und artig auf. Diese Schönen waren wohl des Anschauens werth, wirklich hübsch, von einer tiefbraunen Hautfarbe, viele von ihnen großhäutig und von schöner Gestalt, „mit einer sehr anmuthigen Krümmung der Schulter“. Aber sie waren Sklaven der Mode. Sie trugen messingene Halsringe von 2 bis 3 Zoll im Durchmesser, welche den Hals vollständig bedeckten und fast bis an das Ende der Schulter reichten, im Gewicht etwa dreißig Pfund schwer! Alles, was der König nur an Messing erlangen konnte, schmolz er zu diesem gewichtigen Schmucke um. Er hatte „viermal zehn“ Weiber und sechs Töchter, die alle dieser Auszeichnung theilhaftig sein wollten. Stanley schätzte das Gesamtgewicht dieses Schmuckes auf 1396 Pfund. „Ich fragte Tschumbiri, was er mit dem Messing an dem Halse einer Frauenleiche mache. Er lächelte und sah mich mit Wohlwollen an, als ob er mich wegen dieser tief eindringenden Frage besonders lieb gewonnen hätte. Er fuhr in bedeutungsvoller Weise mit seinem Finger über die Kehle.“

Bald nach der am 7. März erfolgten Abreise von Tschumbiri gelangte Stanley zu der „wohlbegründeten Meinung, daß dieser König mit der sanften Stimme der ärgste Schelm in ganz Afrika sei.“ Denn auch für die Führerbegleitung, welche der König unter dem Befehle eines Prinzen mit der Verheißung mitgab, daß sie Stanley bis zu dem großen Wasserfall unterhalb des Stanley-Pfuhls*) geleiten solle, hatte Stanley überreiche Geschenke im Voraus dem Könige zurücklassen müssen. Dieses Geleit war aber ein sehr kurzes und trügerisches. Denn schon am 8. März früh ließen die Wy-yauzi Stanley weiterreisen mit dem Versprechen, ihn bald einzuholen. Ohne Mißtrauen setzte Stanley in einem furchtbaren Unwetter die Reise fort, ohne von den Führern etwas zu gewahren. Am Frühmorgen des 9. wurde am rechten Ufer ein 230 Meter breiter reißender Fluß mit zwei Mündungen und sehr hellem Wasser passiert, dem Stanley den Namen Lawson-Fluß gab. Am nämlichen Vormittage wurde unter 3° 14' 4" südl. Br. auf dem linken Ufer ein mächtiger und tiefer, von Ostnordost kommender Zufluß des Livingstone entdeckt, der Ibari (Fluß) Mutu, der sich durch einen in das Tafelland tief einschneidenden Spalt eine 410 Meter breite Mündung gegraben hat. Es ist der Coango oder Kwango der Portugiesen. Der Livingstone selbst hatte sich schon vom

*) Etwa beim Schneidepunkt des 17. östl. L.-Gr. mit dem 4. südl. Br.-Grad. S. u.

Einflüsse des Lawson an fast auf 1350 Meter verengert und floß mit merklich beschleunigter Stromgeschwindigkeit durch die tiefe Kluft im Tafellande, dessen nach dem Fluß abfallende Abhänge meist unbewohnt waren; aber auf der Höhe waren zu beiden Seiten neben dem Rande Dörfer, Bananenpflanzungen und andere Anzeichen der Bewohnung zu erkennen. Lothungen in dieser ziemlich engen Passage ergaben Wassertiefen von 48, 50 und 24 Meter. Sechs Meilen unterhalb der Einmündung des Mutu-Flusses ließ Stanley die Fahrzeuge nahe an einen großen dichten Hain heranziehen, um hier für die verhungerte Mannschaft die erste Morgenmahlzeit bereiten zu lassen und die Führer abzuwarten. Hungrig harrete Alles der willkommenen Einladung des Koches, als plötzlich ganz in der Nähe Flintenschüsse abgefeuert wurden, und sechs der Leute Stanley's verwundet niederfielen. Wiewohl in sehr ungünstiger Lage — ungedeckt vor einem dichten Wald, gelang es Stanley's Mannschaft doch, nach einem einstündigen verzweifelten Kampf, die Wilden zurückzuschlagen, freilich hatte auch Stanley's Korps 14 Verwundete. Das war sein zweihundertdreißigstes und letztes Gefecht. Die Verwundeten wurden sorgsam verpflegt, ein kurzes Frühstück eingenommen; dann ging es weiter stromab. Um 4 Uhr Nachmittags, als Stanley eben mit seiner Mannschaft auf einer kleinen Insel rastete, erschienen plötzlich die lange vermißten Führer, hielten aber nicht an, sondern fuhren auf eine große Ansiedelung Namens Mwana Ibaka los, wohin Stanley ihnen arglos folgte. Sowie er sich aber dem Ufer näherte, wimmelte dasselbe von wilderregten Menschen, die mit Musketen bewaffnet waren. Die Führer gaben bewegliche Zeichen zu eiligem Rückzug, der auch ohne Zeitverlust angetreten wurde. Das Nachtlager ward drei Meilen stromabwärts auf dem rechten Ufer genommen. Die Führer kampirten gegenüber auf dem linken Ufer.

Am Morgen des 10. März ging die Thalfahrt auf dem Strome schon früh 6 Uhr weiter zwischen hochansteigenden, malerischen Gestaden, welche bald jäh und steil, bald vom Fuß bis zum Gipfel bewaldet waren und oftmals auch Blicke in bewaldete Seitenthäler gestatteten. Die Führer holten Stanley ein, ließen sich aber erst um zehn Uhr Vormittags dazu herbei, zum Frühstück sich bei Stanley einzufinden. Seit dem 8. März das erste Mal, daß sie sich zu einem Gespräch mit dem Anführer der von ihnen angeblich geleiteten Reisegeellschaft herbeiließen. Sie entschuldigten sich sofort, daß sie Stanley und seine Genossen bei allen Gefahren und Angriffen der vergangenen zwei Tage im Stiche gelassen hätten, ohne sie nur zuvor zu warnen. Stanley ließ die Entschuldigung gelten und versprach ihnen noch mehr Messingdraht, wenn sie bis zum Katarakt mitkämen. Da sie aber diese Zahlung im Voraus verlangten, und Stanley nach den bisherigen Erfahrungen hierzu gar keine Lust

hatte, so wurden sie verabschiedet und die Reise ohne ihr Geleit fortgesetzt. Die Nacht wurde in einer kleinen Bucht unterhalb steiler rother Sandsteinfelsabstürze verbracht. Der Strom hatte sich hier auf 900 Meter vereengt, war sehr tief und floß mit einer Stromgeschwindigkeit von drei Knoten in der Stunde. Am 11. März wurde die Fahrt ohne Unfall fortgesetzt. Die Breite des Stromes schwankte zwischen 900 und 1300 Meter, die bewaldeten Abhänge der Stromufer erhoben sich bis zu 180 Meter Höhe. Rothe Büffel und Antilopen gab es in großer Menge auf dem rechten Ufer, doch wagte Stanley nicht einen einzigen Schuß, aus Furcht, die Wilden zum Kriegsruf zu veranlassen. Am 12. März war die Breite des Stromes plötzlich wieder auf 1300, dann auf 2300 Meter gestiegen. Eine gewaltige seeartige Erweiterung bot sich dem Auge. Eine lange Reihe von Klippen, ähnlich denen von Dover, erinnerte Frank an England, das grasreiche Tafelland über den Klippen an die Dünen von Kent, so daß er begeistert ausrief: „Ich fühle, daß wir uns der Heimath nähern.“ Das Wasserbecken erschien auch von der Höhe aus, die Frank erstieg, während Stanley die geographische Lage bestimmte, fast kreisrund, wie ein großer Teich. Es wurde von Frank der „Stanley-Pfuhl“ genannt, die Felsen nannte er die „Dover-Klippen“. Auch die Kreidesubstanz der Felsen erinnerte an England. Die Einfahrt zum „Pfuhl“ befindet sich genau unter 4° 3' südl. Breite.

Die vom Fischfang lebenden Eingeborenen der Gegend erwiesen sich als sehr gutmüthig und leidlich freigebig. Sie stillten gegen Entgelt den nagenden Hunger der Mannschaft Stanley's. Der berühmte „König“ von Ntamo kam am 13. selbst zu Stanley auf Besuch und zeigte sich wohlwollend. Nur verlangte er so bestimmt „die dickste Ziege Afrika's“, die Stanley als die letzte von sechs Paaren von Uregga, 1100 Meilen weit, bis hierher geführt hatte, daß Widerstand Thorsheit gewesen wäre. Im Gegensatz zu Tschumbiri erwies sich aber dieser König wirklich dankbar für das außerordentliche Geschenk. Er brachte so viel Nahrungsmittel, daß Stanley's Mannschaft sich einmal satt essen konnte. Es that noth, denn die härtesten Anstrengungen standen ihr nun bevor, da es galt, jene 32 wilden und großartigen Katarakte und jene ebenso zahlreichen Stromschnellen mit Booten, Gepäck u. s. w. zu überwinden, welche Stanley unter dem Namen der Livingstone-Fälle zusammengefaßt hat. Von der Höhe und Raschheit des Absturzes, den der mächtige Strom auf der verhältnißmäßig kurzen Strecke von hier (oberhalb des ersten Katarakts der Livingstone-Fälle bei Ntamo) bis zum glatten Wasserspiegel des Congo (Livingstone) durchmacht, gibt ein deutliches Bild die Thatsache, daß der Livingstone von Nyangwé an bis Ntamo d. h. auf einer Länge von 1235 Meilen nur 283,46 Meter gefallen war, daß er bei Ntamo noch eine Höhe von 349,59 Meter

über dem Ozean zeigte, und daß der Strom dagegen auf dem relativ so kurzen Wege vom 17. bis zum 14. Längengrad, auf $38\frac{3}{4}$ deutsche Meilen Entfernung, 1100 Fuß, d. h. beinahe bis zum Niveau des Meerespiegel fällt.

Es kann nicht die Aufgabe dieses Berichtes sein, eingehend bei den außerordentlichen Anstrengungen zu verweilen, welche Stanley und seine Mannschaft von Mitte März an bis Ende Juli zur Ueberwindung dieser Naturhindernisse anwenden mußten. Denn mit den kurzen Unterbrechungen, welche dem Bootbau, der Ruhe und Erholung und — der Trauer über die schmerzlichen Verluste gewidmet waren, ist diese ganze Zeit von $4\frac{1}{2}$ Monaten lediglich im Kampfe mit Stromschnellen und Katarakten verbraucht worden! Für die geographische Forschung im großen Stil ist diese an Mühen und Verlusten reichste Zeit der Stanley'schen Expedition naturgemäß die ärmste; denn der Kampf mit der übermächtigen Naturkraft absorbiert fast alle anderen Interessen. Es genügt daher hier eine Aufzählung der wesentlichsten Thatsachen. Jene stille Einsamkeit des mit tausend Waldinseln bedeckten Flusses, jene träumende lautlose Wasserwildniß, durch welche Stanley mit den Seinen viele hundert Meilen weit gefahren, war wie durch Zauberkraft verwandelt in einen von Felsklippen eingefassten meilenlangen Schlund, durch welchen der Livingstone mit unbeschreiblicher Wuth seine schäumenden Wellen in den breiten Congo hinabschleudert. Gleich der erste Katarakt, bei welchem von rechts her in zwei Armen, zu beiden Seiten der Insel Dschuemba, der Fluß Gordon Beunett 140 Meter breit einströmt, war von schauerlicher Großartigkeit. „Man denke sich einen vier Meilen langen und eine halbe Meile breiten Streifen des Ozeans“, sagt Stanley, „und lasse einen Orkan auf ihn wüthen, und man wird von diesen hochausspringenden Wogen einen ziemlich genauen Begriff erhalten. Einige der Wasserträge waren 100 Meter lang, und von dem einen stürzte sich der rasende Strom in den andern. Zuerst rauschte das Wasser auf einer schiefen Ebene in den Grund eines ungeheuren Troges hinunter und dann hob sich bloß durch die Wucht seines mechanischen Gewichts das enorme Wasservolumen steil empor, bis es, zu einem förmlichen Bergrücken angesammelt, plötzlich sich sechs bis neun Meter hoch gerade emporschleuderte, bevor es sich zum nächsten Troge hinabwälzte. Wenn ich auf dieses furchtbar wilde Naturchauspiel auf- und niederblickte, sah ich jeden Zwischenraum von 50 bis 100 Metern momentan durch Wellenthürme bezeichnet, ich sah sie in Schaum und Flugwasser zusammenstürzen, ich hörte das tolle Gerassel und Brausen der Hügel bildenden Fluthen, der zurückprallenden Wasserwälle und der mit riesiger Gewalt sich emporhebenden Wogen; dabei war zu beiden Seiten der Ufertrand, der aus einer langen Reihe zu Mauern aufgethürmter riesiger Fels-

blöcke bestand, in dem wilden Aufruhr der ungestümen Brandung vergraben. Der Lärm war fürchterlich und betäubend. Ich kann ihn nur mit dem Donnern eines durch einen Felsentunnel fahrenden Schnellzuges vergleichen. Wollte man mit seinem Nachbar sprechen, so mußte man ihm in's Ohr hineinschreien.“ Die Geschwindigkeit des Stromlaufs in den Katarakten schätzte Stanley dreimal an der Schnelligkeit, mit welcher herabgestößte Bäume den Raum zwischen zwei bestimmten Punkten von bekannter Entfernung durchmaßen, auf beinahe 13½ Meter in der Sekunde. Es ist daher gewiß nur die volle Wahrheit, wenn Stanley sagt: „Häufige Kämpfe haben wir mit den Wilden durchgefochten, aber noch weit großartiger wurde nun das tragische Ringen und Kämpfen mit dem gewaltigen Strome, während er sich brausend durch den tiefen gähnenden Schlund stürzte, der wie ein langer Engpaß von dem breiten Tafellande nach dem Atlantischen Ozean hinabführt.“

Einzelne mußten die Kanoes längs des Ufers an Seilen über die Fälle, meist auch über die Stromschnellen hinabgelassen werden. Jede Unfolgsamkeit gegen Stanley's sorgfältige Vorschriften rächte sich bitter. Am 29. März gingen in drei Kanoes, in denen sie sich zu weit in dem verrätherisch stillen Wasser vom Lande weggewagt hatten, neun Mann, unter ihnen der Führer Kalulu, unrettbar verloren. Der brave, junge Sondi, der allein in einem kleinen Kanoe die Fälle hinabgetrieben war, kam nach wunderbaren Abenteuern wieder zum Vorschein. Mehrmals war die Gewalt des reißenden Wassers so heftig, daß selbst die stärksten Tane rissen. Auf diese Weise verlor z. B. am 28. Juni 1877 der treffliche Obermeister der Zimmerleute der Expedition, Talaam Allah, seinen Tod. Aus demselben Grunde hätte Stanley am 12. April mit Uledi und seinen besten Leuten beinahe das Leben eingebüßt, als die Lady Alice durch die Stromschnellen jagte, die nach ihr benannt wurden. Gerade unterhalb dieser Stromschnellen stürzt der Fluß Nkené von rechts her 90 Meter breit, 365 Meter hoch herab in den Livingstone; von einer hohen Felsklippe nach Süden zu schoß ein anderer Fluß 120 Meter hoch in den Livingstone hinab, zwei Meilen unterhalb der Lady Alice-Stromschnellen bildete der große Strom abermals eine Schaumlinie von Wellen. Dieses Zusammenwirken des Getöses von vier Katarakten war in Wirklichkeit betäubend. Vom 16. März bis zum 21. April wurden bei dieser schweren Arbeit nur 34 (engl.) Meilen zurückgelegt. Und immer neue Katarakte und Stromschnellen tauchten vor den Armen auf, denen die Eingeborenen immer versicherten, daß nur noch ein Wasserfall zu überwinden sei. Gerade diese falsche Mittheilung veranlaßte Stanley, den Wasserweg weiter zu verfolgen, da er diesen „einen“ Wasserfall, der noch bevorstehe, immer für Tuckey's „fernsten Punkt“ hielt, jenseits dessen bis zum Ozean ruhiges Wasser auf den Karten bis zu den Dellala-Fällen

gezeichnet war. Hätte er ahnen können, daß der „eine“ Wasserfall vor ihm sich allmählig zu 32 summiren würde, so hätte er längst die Boote verlassen und den Landweg eingeschlagen, da die Finanzen und Tauschmittel der Expedition schon jetzt bedenklich zusammengeschrumpft waren.

Da sich nun die drei Infiß- (Zauber-)Fälle am 24. April der Weiterfahrt entgegenstellten, ließ Stanley die Boote über den Berg schaffen, was vier Tage Zeit kostete. Die Eingeborenen (Babwendé), die hier hausen, zeigten sich sehr freundlich und hilfreich, doch nahm Stanley mit Schrecken wahr, daß dieselben mit all' den Tauschmitteln, die er noch in Fülle besaß, Zeugen, Perlen u. s. w. reichlich versehen waren. So wurde es immer schwieriger und kostspieliger, die nöthige Nahrung für die Mannschaft aufzutreiben. Da die Zeit vom 28. April bis Mitte Mai dazu verwendet wurde, zwei neue stattliche Kanoes aus dem herrlichen Weihrauchbaume (Boswellia) zu bauen, der hier in Menge stand, so wurde der Verkehr mit den Babwendé ein intimer. Sehr bemerkenswerth war ihr Aberglaube. Ihm mußte Stanley z. B. seinen Shakespeare zum Opfer bringen. Die Babwendé hatten nämlich gesehen, wie er in sein Notizbuch schrieb und zeichnete, und glaubten, daß sie dadurch bekehrt würden. Sie drohten mit Krieg, wenn das Buch nicht verbrannt würde. Da es glücklicherweise etwa dasselbe Aussehen hatte, wie Stanley's Shakespeare, so ließen sich die Wilden den letzteren statt des unerseßlichen Notizbuchs zur Feuerbestattung überliefern. Noch peinlicher als dieser Verlust eines Buches, dem Stanley oftmals in der peinlichsten Gemüthsverfassung Trost und Aufrichtung verdankt hatte, war ihm aber die Wahrnehmung, daß er von seinen eignen Leuten bestohlen werde. Leider wurde Uledi, der Bootführer, der tüchtigste Reisebegleiter Stanley's nächst Frank Pocock, der Diebereien überführt, und es wurde nun förmlich Gericht über ihn gehalten. Es war rührend, wie die Schwarzen baten, die schwere körperliche Züchtigung, die ihr Bootführer verdient habe, ihnen selbst angedeihen zu lassen. Schließlich ließ Stanley Gnade für Recht ergehen und hatte es nicht zu bereuen. Denn Uledi verdoppelte seither seine Tüchtigkeit im Dienste des „Meisters“.

Noch war die Erinnerung an diese peinliche Szene keine Woche alt, als das allerschmerzlichste Ereigniß eintrat, das Stanley auf seiner tausenttägigen Reise durch Afrika zu beklagen hatte: Frank Pocock, der treueste, tüchtigste Begleiter und Freund Stanley's, der einzige noch überlebende Weiße, ertrauf am 3. Juni 1877 in den Massassa-Fällen des Livingstone. Der „Kleinmeister“ (wie Frank von den Schwarzen genannt wurde) litt schon wochenlang an Fußgeschwüren, die in den letzten Tagen so böß geworden waren, daß er nicht mehr laufen konnte. Sich tragen zu lassen, erschien ihm weibisch. Er bestand daher darauf, in Uledi's Kanoe den Weg nach dem von Stanley bestimmten Lager-

platz, zu welchem Stanley voransgeeilt war, zurückzulegen. Als ihm dieser Wunsch von Uledi gewährt worden war, verlangte er aber auf einmal, daß die Wangwana ihn über den Strom setzen sollten, da Stanley's Lager weiter abwärts am jenseitigen Ufer lag. Gerade oberhalb der Massassa-Fälle war das unausführbar. Uledi stellte ihm vor, daß diese Fahrt Allen sicheren Tod bringe. Da schalt Pocock den Bootsführer, der so oft sein Leben eingesetzt, um Andere zu retten, einen Feigling, alle Begleiter Feiglinge und ertrotzte die Fahrt mit dem leidenschaftlichen Unmuth eines Kranken. „Bismillah!“ (in Gottes Namen) riefen die Mohammedaner und stießen ab. In wenig Minuten war die Katastrophe da. Das Boot schlug um, und vier von den neun Insassen ertranken, unter ihnen Frank Pocock, trotz aller heroischen Versuche Uledi's, ihn zu retten. Seine Leiche wurde einmal noch, viele Tage später, in einem ruhigen Becken des Stromes, das nach ihm das Pocock-Becken heißt, von einem Schwarzen gesehen. Der abergläubische Mann wagte jedoch nicht, die weiße Leiche zu berühren. So ist der große Strom zum Grab des Tapfern geworden.

Wir schließen hier diesen kurzen Ueberblick über den Inhalt des hochinteressanten Buches. Der Rest seines Inhaltes ist ja auch vorzugsweise bekannt. Wie am 31. Juli das letzte Boot Lady=Alice, nachdem es seine Besizer 7000 Meilen weit getragen, hoch oben auf den Felsen der Sjangila-Fälle verlassen wird, wie dann die mühselige Reise durch das unwirthliche Land und die unreundlichste, knauserigste Bevölkerung weiter geht, wie Alle dem Hungertode nahe sind, als Uledi mit einigen der Kräftigsten sich entschließt, die vier Tagemärsche nach der nächsten Niederlassung der Weißen, nach Boma, fast im Laufe zurückzulegen, um Nahrung herbeizuschaffen, der erschütternde briefliche Hilferuf Stanley's an die christlichen Herzen seiner unbekanntem weißen Brüder in Boma, die ruhmwürde, rasche und reichliche Hilfe, welche diese den armen Verhungerten sandten, die überströmenden Dankesworte, die Stanley zurücksandte, das ergreifende Wiedersehen weißer Männer am 9. August — das Alles ist längst durch alle Tageszeitungen verbreitet.

Stanley's Fahrt durch den dunkeln Erdtheil ist die großartigste Entdeckungsreise, welche die Menschengeschichte bis jetzt kennt.

Die Ausstattung des Werkes, in welchem seine Reise erzählt ist, auch die deutsche Uebersetzung ist dieser Reise würdig. Der zweite Band ist noch reicher illustriert als der erste. Er enthält 17 ganzseitige Abbildungen, 91 in den Text eingefügte Holzschnitte, Spezialkarten des Lufuga-Kreef, der Stanley- und Livingstone-Fälle; als kartographisches Hauptresultat der ganzen Reise aber zwei aneinander passende Karten von etwa 1 Quadratmeter Umfang, welche die Reise-

route Stanley's von Zanzibar bis zum atlantischen Ozean nachweisen und die geographischen Kenntnisse vom äquatorialen Afrika in ungeahnter Weise bereichern.

Zur Kritik des gegenwärtigen Kunstgewerbes.

II.

Die Meeresschaumplastik.

Ein Zweig des Kunstgewerbes, der von den belebenden Säften, die doch jetzt in so vielen andern Zweigen desselben zirkuliren, leider noch nicht erreicht worden ist und daher dem Auge einen wahrhaft kümmerlichen Anblick bietet, ist die „Meeresschaumplastik“, wie ich ihn nennen möchte, um damit zugleich die Krankheit zu bezeichnen, an der er laborirt. Was bietet uns heutzutage ein Lager von Meeresschaumfabrikaten? In den einfacheren, wohlfeileren Artikeln völlig glatte, schmucklose Waare, in den kostbareren Prachtstücken fast durchweg die ärgsten Geschmackslosigkeiten. Da die Tabakspfeife, die zu ihrer Abwartung und Pflege eine gewisse Ruhe und Behäbigkeit voraussetzt, immer mehr durch die rasch zu beschaffende und rasch zu genießende Cigarre verdrängt wird, — nicht zum Segen für unsere politischen Zustände, denn man will beobachtet haben, daß es in Gegenden, wo die Tabakspfeife noch herrscht, die wenigsten Sozialdemokraten gibt — so beschränkt sich auch die Meeresschaumwaaren-Industrie mehr und mehr auf die Herstellung von Cigarrenspitzen. Nun wird hier in den einfachsten Mustern manches Hübsche geleistet: es fehlt nicht an grazios geschweiften Röhrchen von mannichfaltigster Form. Sowie aber der erste Schritt zur Verzierung gethan wird, so beginnt auch schon die Geschmackslosigkeit. Am erträglichsten sind noch jene Stücke, bei denen die Röhre unten in eine menschliche Hand oder eine Vogelkralle anslänft, die den eigentlichen Behälter der Cigarre in Gestalt eines Gies, einer Eichel oder dgl. gefaßt hält, erträglich auch noch die, bei denen der Behälter durch einen Hundekopf, Pferdekopf, allenfalls auch einen Mähren- oder Türkenkopf gebildet wird, der ja namentlich dann, wenn er durch die Benutzung gebräunt ist, ergötzlich wirken kann. Wenn aber nun weiter gegangen wird und jugendlich weibliche Köpfe oder Porträtköpfe des Kaisers, des Kronprinzen, Bismarck's, Moltke's oder gar Köpfe von berühmten Werken der antiken Plastik, z. B., wie wir es wirklich gesehen haben, der Kopf des Aias aus der Pasquinogruppe, dazu benützt werden,

Cigarrenstummel in ihrer Hirnschale zu befestigen, so ist das doch eine grobe Geschmacklosigkeit. Aber das alles wird noch überboten durch jene Stücke (die unter den verzierten Exemplaren die Mehrheit bilden), bei denen die Röhre nur die Basis abgibt für freistehende plastische Gruppen! Und welch' eine Tollheit macht sich in dieser Plastik breit! Hier jagen Pferde oder Hunde über's Feld (Cigarrenspitzen für Sportsmen), dort lagern sich Hirsche und Rehe im Grase (für Nimrod's), hier scharren Hühner im Sande (für Dekonomen), dort macht ein Fuchs oder ein Bär seine Kapriolen (für Studenten), hier räkelt sich eine nackte Frauengestalt (für Hagestolze), dort sitzt ein Bacchus am Fäßchen (für Weinkenner). Aber es bleibt nicht beim Thierstück und beim Genre; Ereignisse aus der Tagesgeschichte, bekannte Illustrationen von Dichterverken, ja selbst mythologische Gruppen aus der antiken und modernen Kunst müssen herhalten zur angeblichen Verzierung von Cigarrenspitzen. Da schmickelt der eine die ganze Szene, wie Moltke dem Kaiser die Siegesnachricht von Sedan bringt, in freistehenden Figuren auf eine Meerschamröhre (für Militärs), ein andrer übersetzt die Kaulbach'schen Darstellungen von Keineke Fuchs, Faust und Gretchen, Hermann und Dorothea, ja selbst von Lili im Park (!) in das Idiom seiner Cigarrenspitzenplastik (für Goethefreunde), ein dritter läßt den Lohengrin mitsammt seinem Schwan auf dem Pfeifenröhrchen herumspazieren (für Wagnerianer), und ein vierter etablirt gar eine Glyptothek en miniature und verpflanzt die Dannecker'sche Ariadne auf dem Panther, Groß Psyche von Thorvaldsen auf — Cigarrenspitzen (für „Kunstfreunde“)! Und diese Tollheiten finden ihre Liebhaber und werden mit horrenden Preisen bezahlt.

Das oberste und elementarste Stilgesetz, gegen welches alle diese Machwerke verstoßen, lautet: Schön ist nur dasjenige Geräth, welches zweckmäßig ist. Kann es aber etwas Unpraktischeres geben als diese zwischen den Zähnen zu balancirenden Meeresschaumgruppen, die jeden Augenblick der Verletzung ausgesetzt sind? Wollte man einen Spazierstock, einen Federhalter, ein Holzblasinstrument dadurch verzieren, daß man sie der Länge lang mit freistehenden, aus Holz geschnitzten Figuren besetzen wollte, es würde genau so einfältig sein. Was aber schlimmer ist: alle diese naturalistischen Einfälle geben im Leben kein Ornament ab; eine Meeresschaumspitze, auf der plastische Figuren herumlaufen, steht aesthetisch auf derselben Stufe wie ein Rückenkissen, auf welchem etwa ballspielende Kinder gestickt sind, ein Teppich, in den eine Landschaft gewirkt ist, und ähnliches. Soll ein solches Geräth verzieren werden, so kann es doch verständiger Weise nur so geschehen, daß die Oberfläche selbst, sei es mit eingravirten Mustern oder in Relief, ornamentirt wird. Hier wäre der Phantasie ein unabsehbarer Spielraum gelassen, die Natur des Materials würde die delikateste Ausführung gestatten, und endlich würde sich auf diese

Weise auch mit einfachen Mitteln und für verhältnißmäßig niedrigen Preis etwas wirklich künstlerisch Werthvolles schaffen lassen, während der ganze jetzt grassirende naturalistische Plunder, für den ein enormes Geld bezahlt wird, künstlerisch absolut werthlos ist und höchstens den Rang von Kuriositäten beanspruchen kann. Denn welcher Stumpfsinn gehörte dazu, wenn jemand sich einbilden wollte, daß jene „Vili im Park“, die dort auf der Cigarrenspitze die Vögel füttert, auch nur einen Schatten von der Numuth des Originals bewahrt hätte! Eine Raffael'sche Madonna in Vyntrdruck auf dem Deckel einer Bonbonnière würde allenfalls in ihrem Kunstwerth mit diesen Erzeugnissen der „Meerschaumplastik“ zu vergleichen sein. Ist doch bei genauerem Zusehen so gut wie alles verzeichnet und verschuitten an diesen Püppchen, und von feinerer Modellirung nirgends die Rede.

Höchst auerkennenswerthe, wenn auch vorläufig noch schwache Anfänge zum Besseren scheinen neuerdings in der Meerschaumwaaren-Industrie von Wien auszugehen, das ja, wie in allen übrigen Zweigen, so auch hierin der Vorort der deutschen Kunstindustrie ist. Die in Stuttgart (bei F. Engelhorn) unter Redaktion von Adolf Schill erscheinende „Gewerbhalle“ veröffentlicht im sechsten Hefte des laufenden Jahrganges unter anderm die Entwürfe zu einem Pfeifenkopfe und zu einer Cigarrenspitze von Otto Girard in Wien, die mit dem bisherigen Ungeschmack total brechen. Beide Stücke sind im Wesentlichen mit fein profilirtem Flachornament überzogen, welches an Goldschmiedearbeit aus der besten Zeit erinnert. Der Text bemerkt dazu: „Die Eigenschaften des Meerschaums begünstigen ungemein die Ausschreitungen und Capricen eines krassen Naturalismus; in der That war man seit langem gewohnt, in den für alle Bevölkerungsschichten bestimmten Erzeugnissen aus diesem Material, namentlich in den Prachtstücken, einer durchaus verwerflichen Geschmacksrichtung gehuldigt zu sehen, deren Resultate jedoch meistens durch technische Vollendung bestehend in ihren trivialen Gedanken und Effekthaschereien bei der urtheilslosen Menge großen Beifall und Absatz fanden, ja leider theilweise (theilweise? nein, fast durchgängig!) noch immer finden. Die vorliegenden aus Wien, dem Hauptsitz der Meerschaum-Industrie, stammenden Entwürfe lassen uns mit Befriedigung erkennen, daß auch auf diesem Gebiet ein Umschwung zum Besseren angestrebt wird, indem man die durch den Gebrauch und das Bedürfniß bedingten Grundformen der Geräthe durch elegante Profilirung und eine dem Charakter des zarten Materials angemessene Ornamentik veredelt, anstatt durch unzweckmäßig angebrachte und außer Verhältniß zum Gegenstand stehende Dekorations den Gebrauch der Gegenstände zu erschweren, ja oft geradezu unmöglich zu machen.“ Dies alles stimmt vollständig mit unseren Anschauungen überein. Auszusetzen hätten wir an beiden Entwürfen uur das eine, daß sie im Stile der Renaissance

gehalten sind. Es ist das freilich ein Mißgriff, der in den gegenwärtigen Reformbestrebungen auch auf vielen anderen Gebieten begangen worden ist. Wir gehen, um unser Kunstgewerbe zu heben, bei ältern Kunstperioden, und allerdings mit Vorliebe bei der Periode der Renaissance, in die Schule, klammern uns ängstlich an die Schmuckformen an, die wir dort finden, und so bekommen die heutigen Erzeugnisse leicht etwas Archaisirendes, es fehlt ihnen der rechte moderne Geist. Dies tritt auch hier hervor. Das Rauchen ist eine verhältnißmäßig moderne — sage man nun Sitte oder Unsitte, darauf kommt's hier nicht an; gibt man also den Rauchrequisiten eine Ornamentik, mit der man hinter die Zeit der Einführung des Rauchens zurückgeht, so entsteht ein Widerspruch, der keinem seiner fühlenden entgegen kann. Doch wollen wir das im vorliegenden Falle gern als Nebensache ansehen. Das Wichtigste ist, daß überhaupt sich wieder einmal jemand auch auf diesem Gebiete auf die ersten und obersten Stilgesetze besonnen und den richtigen Weg gezeigt hat, auf welchem weiterzugehen ist. Wagte man es, auf diesem Wege nur frisch und keck modern sein zu wollen — und es ließe sich dann, was wir nochmals ausdrücklich betonen, ebensowohl in den einfachsten wie in den kostbarsten Stücken etwas wirklich künstlerisches schaffen — so würde in ein paar Jahren von der ganzen einfältigen „Meerschäumplastik“ kein Mensch mehr etwas wissen wollen.

Wenn wir bei unsern kritischen Streifzügen durch die Gebiete des Kunstgewerbes gerade auf die Verirrungen der „Meerschäumplastik“ in erster Linie mit aufmerksam machen, so verbinden wir damit noch eine ganz bestimmte wohlmeinende Nebenabsicht. Im Laufe des nächsten Sommers wird in Leipzig eine Kunstgewerbeausstellung stattfinden, zu der das ganze Kunstgewerbe nicht bloß des Königreichs Sachsen, sondern auch der preussischen Provinz Sachsen und der thüringischen Staaten geladen ist. Wir halten diese Ausstellung, ehrlich gestanden, für eine verfrühte, mit der getrost noch fünf, sechs Jahre hätte gewartet werden können. Das Kunstgewerbe der zur Theilnahme herangezogenen Territorien steckt noch so in den Anfängen, daß man ihm noch eine Reihe von Jahren zu ruhiger Entwicklung hätte lassen sollen. Die Aufforderungen, die in der Tagespresse wegen der Ausstellung fort und fort ergehen, lassen denn auch deutlich genug durchblicken, daß die Täuschung, die noch bisher auf allen kunstgewerblichen Ausstellungen die Veranstalter sich selbst und dem Publikum bereitet haben, in Leipzig ganz besonders mitwirken wird: man wird keine Durchschnittsleistungen ausstellen, wie sie doch zur Beurtheilung des Gewerbes vor allen Dingen von Werth und Interesse sind, sondern exceptionelle, besonders ad hoc hergestellte Artikel. Woche für Woche werden die Gewerbetreibenden in der Leipziger Tagespresse haranguirt, für größtmöglichen „Glanz“ der Ausstellung zu sorgen — wie denn überhaupt Glanz, glänzend

und glanzvoll das dritte Wort in diesen Reklamen ist, während von Gediegenheit und gutem Geschmack noch niemand gesprochen hat — dadurch, daß sie besondere Ausstellungsgegenstände anfertigen und bei etwaiger Verlegenheit um Muster sich mit ihren Anträgen an das Leipziger Kunstgewerbemuseum wenden. Indeß, die Ausstellung ist beschlossene Sache, die Mittel sind garantiert, der Platz für das Ausstellungsgebäude ist bestimmt, die Reklame arbeitet bereits mit Hochdruck, gewisse Leute sehen sich schon im Geiste zum Dank für ihre Verdienste als „Kommerzienrath“ oder ihr Knopfsloch mit einem hübschen Bändchen geziert, die Gewerbtreibenden werden sich massenhaft betheiligen, und auch die guten Thüringer werden den Wunsch haben, zum „Glanz“ der Ausstellung das Ihre beizutragen. Nun ist die Meerschaumwaaren-Industrie, wie männiglich bekannt, in Thüringen ganz besonders zu Hause. Ruhla allein schießt mindestens ein Duzend Meerschaumwaaren-Fabrikanten auf die Leipziger Messen. Wenn also irgendwo in aller Eile noch etwas für die Sache gethan werden könnte, so wäre es auf diesem Gebiete. Daß die absolute Geschmackslosigkeit, die zur Stunde noch in diesem Gewerbszweige herrscht, auf einer Kunstgewerbe-Ausstellung Einlaß finden sollte, können wir unmöglich glauben, denn von Kunst ist ja die Rede gar nicht dabei; und wenn auch die Leipziger Ausstellungs-Kommission, deren aesthetische Maßstäbe wir vorläufig noch nicht kennen, ihr diesen Einlaß gewähren sollte, die Linie einer sachkundigen Kritik würden sie dann sicherlich nicht passiren.

H. A. Lucas.

Literatur.

Jugendchriften. In K. Thienemann's Verlag (Julius Hoffmann) in Stuttgart sind in mustergiltiger Ausstattng — in ausgezeichnetem großem Druck auf dem besten Papier — als „Festgeschenk für die deutsche Jugend“ Märchen und Sagen erschienen, die Julius Hoffmann ausgewählt und „bearbeitet“ hat. Die Auswahl müssen wir nur loben. Denn viele passende Stücke, welche die bekanntesten Sagen- und Märchenbücher nicht enthalten, hat der Verfasser mit Geschick und Takt seiner Sammlung einverleibt; so aus den Palmbüchern von Herber und Liebeskind „die Freunde“, „Lai und Scherit“, „der Hirtentnabe“, „der unglückliche Pfeilschuß“; von Peter Hebel läßt er „Hans und Lise“, von Haackländer „den Rothmantel“ und den „Zauberkrug“, von Ottilie Wilbermuth „Senlpeterle“, von Rob. Reinick „die Waldmühle“, von F. A. C. Vöhr „die Rolandstnappen“ und „die Brunnennixe“ erzählen; daneben sind auch einige der tüchtigen Bearbeitungen A. Godin's, Beckstein's u. A. benützt. Da-

gegen möchten wir gegen die „Bearbeitungen“, welche auch hier wie früher so oft schon bei den Grimm'schen Märchen nothwendig erachtet worden sind, auch hier Einspruch erheben. Wenn der Veranstalter der Sammlung die Sachen moderner Märchenerfinder, theilweise wenigstens, unverändert abdruckte, so durfte er es getrost wagen, die klassische Form der Grimm'schen Volksmärchen ohne jede Zuthat und Kürzung in sein Festgeschenk aufzunehmen. Die Jugend bedarf, um diese wundervolle Gabe der beiden Altmeister zu genießen, wahrlich nicht erst der Verballhornungen, welche E. Lamsch und Andere an den Originalen vorgenommen. Auch möchten wir, da hier auch nichtdeutsche Sagenkreise in der „Waldfrau“ von Remec, in dem esthnischen Volksmärchen „der alte Junge und der Fürstensohn“ von Dr. Kreuzwald u. s. w. mit Recht Beachtung gefunden haben, für eine neue Auflage, die wir dem schönen Buche gerne wünschen, die Aufmerksamkeit des Verfassers auf einige der köstlichen dänischen Volksmärchen hinlenken, die Svend Grundtvig gesammelt hat und die vergangenes Jahr in einer freilich ziemlich mangelhaften deutschen Uebersetzung von Willibald Leo bei Joh. Ambr. Barth in Leipzig erschienen sind. Geschmückt ist das Werk durch acht Illustrationen nach Aquarellen von E. Dffterbinger.

Hauff's Märchen, in der bekannten und mit Recht beliebten Bearbeitung von Albert Ludwig Grimm, bietet F. W. Gebhardt's Verlag in Leipzig zum bevorstehenden Feste in dritter Auflage. Schon vor langen Jahren hat der Verfasser durch die geschmackvolle und mit seinem pädagogischen Takte unternommene Bearbeitung der „Sagen und Märchen aus der Heroenzeit der Griechen und Römer“ und der „Märchen der 1001 Nacht“, die aus demselben Verlag hervorging, bemerkenswerthe Jugendschriften geschaffen. In seiner Ausgabe von Hauff's Märchen hat sich der Verfasser angelegen sein lassen, den immer frischen Reiz der originellen Sprache und Darstellung Hauff's zu wahren. Er hat nur einige passende Kürzungen im Dialog, einige Wort- oder Stilverbesserungen, einige sachliche Berichtigungen kleiner Versehen des Dichters vorgenommen. Im Uebrigen ist das Original unverfehrt geblieben, und die kerngesunde Moral, der fröhliche Humor, die tiefe Gemüthlichkeit dieser Erzählungen des schwäbischen Dichters werden gewiß auch dieser neuen Auflage dieselbe Gunst zuwenden, welche die früheren gefunden, zumal sich auch hier das Streben der Verlags-handlung kundgibt, gebiegenen Inhalt in würdiger Ausstattung zu bieten. Die Bilder, die P. Grot Johann gezeichnet, die lithographische Anstalt von J. G. Frijsche in Leipzig in Farbendruck ausgeführt hat, verdienen alle Anerkennung.

Unerschöpflich fast ist die Ansbeute, welche Cooper und Marryat den deutschen Jugendschriftstellern schon geboten haben und jährlich noch zuführen. Der

Verlag von Julius Hoffmann in Stuttgart läßt soeben den „Lootsen“ von Cooper und „die Ansiedler von Canada“ von Kapt. Marryat in einer Bearbeitung von Otto Hoffmann erscheinen. Die Illustrationen des „Lootsen“ (von G. Bartsch) stehen unseres Erachtens über den skizzenhaften Bildern der „Ansiedler“. Aber der Stoff, den der „Lootse“ bietet, theilt die Mängel seines Originals. Der Cooper'sche Lootse ist bekanntlich der berühmte Seeheld der Nordamerikaner in deren Unabhängigkeitskrieg, Jones. Aber von seinen historischen Großthaten erzählt Cooper kaum eine in seiner Geschichte. Alles verläuft sich in kleinen, öfters sogar für die Amerikaner recht mißlichen Scharmüßeln und Handstreichern an der englischen Küste. Eine glücklichere Wahl hat unseres Erachtens J. M. Gebhardt's Verlag in Leipzig getroffen, welcher die schon durch Franz Hoffmann der deutschen Jugend bekannte treffliche Erzählung Marryat's Jacob Ehrlich von dem Rektor a. D. G. Mensch neu hat bearbeiten lassen und mit charakteristischen Illustrationen nach Aquarellen von Chr. Zell jr. ausgestattet hat. Wie taktvoll diese Bearbeitung ist zeigt eine Vergleichung derselben mit derjenigen Franz Hoffmann's und vollends mit dem Original. Außerdem bietet derselbe Verlag noch die „Waldkinder“ Marryat's in einer sehr verständigen Bearbeitung des bekannten Pädagogen Theodor Kretschmar unter dem Titel „die Kinder des Waldes“, mit Illustrationen von C. Ofterdinger, die mit besonderer Liebe und nach dem Leben gezeichnet erscheinen. Auch in dem Original dieser Erzählung tritt die bereits früher bei Besprechung des „neuen Buchs der Welt“ getadelte merkwürdige Erscheinung zu Tage, daß bei Szenen, die in der Zeit der Kämpfe der Rundköpfe unter Cromwell gegen die Ritter und Höslinge Carl's I. spielen, die Sympathie des Lesers für die Partei in Anspruch genommen wird, welcher sie die Weltgeschichte keineswegs zuwendet, für die Partei des Königs. Besonders merkwürdig ist diese Erscheinung hier, da es sich um ein englisches Original handelt, und man doch erwarten sollte, daß ein Brite die geschichtliche Berechtigung und Bedeutung eines der größten Männer, welche das Inselreich jemals hervorgebracht, richtig würdigen werde. Aber wenn auch den Geschichtskenner diese Verzeichnung des historischen Hintergrundes in dem Werke Marryat's peinlich berührt, so ist dafür das individuelle Leben, das nun durch die Kunst des Verfassers vor uns ersteht, so fesselnd und wahr, daß ihm jenes Versehen gerne nachgesehen wird. In wenigen unserer Jugendschriften dürfte die erziehende und läuternde Kraft unglücklicher Tage so ergreifend und doch im besten Sinne des Wortes so humorvoll geschildert worden sein, wie hier.

Verantwortlicher Redakteur: **Dr. Hans Blum** in Leipzig.

Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig. — Druck von **Güthel & Herrmann** in Leipzig.

Die
Grenzboten.

Zeitschrift
 für
 Politik, Literatur und Kunst.

No. 49.

Ausgegeben am 5. December 1878.

Inhalt:

	Seite
Maria Stuart. (Nach der Literatur der letzten fünfzehn Jahre.)	
I. Von Arnold Gaedeke.	361
Die Katastrophe in Afghanistan im Jahre 1841. I. Von Dr.	
Wilhelm Henkel.	374
Straußenzucht und Straußenfedern.	386
Vom Preussischen Landtag. V.	391
Literatur. Karl Stieler, <i>Um Sonnabend</i> . — Stereotyp- Ausgabe von Homer's <i>Odysee</i> (Uebersetzung von Voss, Illustrationen von Preller). Richard Leander, <i>Träu- merien an französ. Kaminen</i> , illustr. Prachtausgabe. — Victor Blüthgen, <i>Hesperiden</i> . — Jugendschriften.	395

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.
 Hierzu eine Beilage von F. W. Haase in Bremen.

Leipzig, 1878.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Bish. Grunow.)

Zu Festgeschenken geeignete Bücher

aus dem Verlage von **Fr. Wilh. Grunow** in **Leipzig**.

Rudolf Reichman.
Aus unsern vier Wänden.
 Erste Gesamtausgabe.
 Groß Octav. 40 Vogen Text. M 6.—.
 Elegant gebunden M 8.—.

Hieraus einzeln in eleganter Taschen-
 Ausgabe:
 Aus unsern vier Wänden. Cart. M 3.—,
 eleg. geb. M 4.50
 Kiebesgeschichten. Cart. M 2.40, elegant
 gebunden M 3. 60.
 Am eigenen Herde. Cart. M 2.40, eleg.
 geb. M 3.60.
 Die Alten. Cart. M 3., eleg. geb. M 4.

Oscar Pletsch,
Manuskript aus des Lebens Mal. Eleg.
 cart. M 3.
Unter uns Kleinen. Eleg. cart. M 3.
Aus unsern vier Wänden. (Aus dem
 Kinderleben.) Sechste Ausgabe mit 66
 Originalzeichnungen von D. Reich.
 4. Eleg. cart. M 7, fein gebunden in
 Originalband M 10.50.

Paul Heyse.
Italienische Novellisten
 des XIX. Jahrhunderts.

- I. Bd. Ein Engelsherz von G. Riposo.
Preis broch. M 6, eleg. geb. M 7.
- II. Bd. Bald'Orsibon H. G. Martili.
- III. u. IV. Bde. Erinnerungen eines
 Wählgährigen von G. Riposo.
 2 Bde. Preis broch. M 12, eleg.
 geb. M 14.
- V. Bd. Novellen von Edmondo de
 Amicis, Genr. Castellnuovo u.
 M. Preis broch. M 4.50, eleg. geb. M 5.50
- VI. **Berbergenes Gold** von Salvatore
 Farina. Preis broch. M 5, eleg.
 geb. M 6.

A. v. Dommer's
Musikgeschichte
 2. revidierte und verb. Auflage.
 Preis M 12.

Deutscher Volkshumor
 von **Moriz Busch.**
 eleg. broch. in farb. Umschlag M 6, eleg.
 geb. M 7.60.

Deutscher Volksglaube.
 eleg. broch. in farb. Umschlag M 6, eleg.
 geb. M 7.60.

Die gute alte Zeit.
 2 Bände eleg. broch. in farb. Umschlag.
 Preis M 10, eleg. geb. M 13.20.

Jugenderinnerungen
 von
Eduard Schüller
 weiland Gehelmer Oberposttrath zu Berlin.
 80. Broch. Preis M 3.

Sammlung
Amerikanischer Autoren.
 Uebersetzt von **Moriz Busch**

Bret Harte, Argonautengesch.
Spanische und amerikanische Sagen,
Stadt- u. Charakterstizzen.
 2 Bände. Preis M 6.

Bret Harte,
Idyllen aus den Vorbergen.
 1. Band. Preis M 4. 50.

Aldrich, Trübsinn Halkrey.
 1. Band. Preis M 6.

Mark Twain, Jim Smiley's
Springfrosch. Revoda.
 Preis 1. Band M 6.

Aldrich, Geschichte eines
bösen Buben.
 1. Band. Preis M 6.

Mark Twain, Die Arglosen auf
Reisen 1. Band. Preis M 6.

Mark Twain, Die neue Pilger-
sahrt. 1. Band. Preis M 6.

Mark Twain u. Warner, Das her-
goldete Zeitalter. 2 Bde. à M 6.

Max Adeler, Kern vom Weltge-
tümmel. 1. Band. Preis M 6.

Artemus Ward's Schriften 2 Bde.
 à M 4. 50.

Mark Twain, Tom Sawyer.
 1. Band. Preis M 6.

Mark Twain, Skizzenbuch. 1. Bd.
 Preis M 7. 50.

James jr., Ein leidenschaftlicher
Erdenpilger 1. Bd. Pr. M 7. 50.

James jr, Roderic Hudson. 2 Bde.
 Preis M 10.

Bret Harte, Gabriel Conroy.
 2 Bde. Preis M 10.

James der Amerikaner. 2 Bde.
 Preis M 10.

Obige Bände sind auch in sehr eleganten
 Einbänden mit rothem Schnitt zu haben.

Conita Alcott's Schriften
Kleine Männer
 1 Band Preis M 5.

Kleine Frauen
 2 Bände. Preis à M 5.
 Elegant geb. mit rothem Schnitt à M

Salvatore Farina's
 Novellen:
 Blinde Liebe. } je 1 Band à M
 Schaumgeboren. } elegant geb. m
 Blondes Haar. } rothem Schn. à M

Geschichten aus Alt-Japan
 von

A. G. Mitsford,
 zweiter Secretair der britischen Gesan-
 schaft in Japan.

Aus dem Englischen überjezt
 von

J. G. Kohl.
 Mit Illustrationen,
 gezeichnet und in Holz geschnitten
 japanischen Künstlern.
 gr. 8. 2 Bände. Preis M 13.50.

Jugenderinnerungen
Carl Friedrich's von Klüber

herausgegeben von
Max Jähns.
 Mit dem Bildnisse Klüber's
 80. Preis broch. M 7, geb. M 8.60.

Geschichte des geistigen Le-
bens in Deutschland von
 Leibnitz bis auf Lessing's Tod.
 Von **Julian Schmidt.** gr. 8.
 Preis M 23.

Geschichte der deutschen Li-
teratur seit Lessing's Tod.
 Von **Julian Schmidt.** 5. voll-
 ständig neu bearbeitete Auflage.
 3 Bde. gr. 8. M 25.50.

Geschichte der französischen
Literatur seit Ludwig XVI.
 1774. Von **Julian Schmidt.**
 Zweite vollständig umgearbeitete
 Auflage. Zwei Bände. gr. 8.
 Preis M 23.

Vom Gestade der Cyclopen
und Sirenen Reisebriefe von
B. Rohmann. gr. 8. broch.
 Preis M 6.

Noß und Reiter in Leben
und Sprache, Glauben und
Geschichte der Deutschen. Eine
 kulturhistorische Monographie
 von **Max Jähns.** 2 Bände.
 gr. 8. Preis M 17.



Maria Stuart.

(Zur Literatur der letzten fünfzehn Jahre.)

Von Arnold Gaedcke.

I.

Es gibt Persönlichkeiten, die vermöge ihrer eigenthümlichen tragischen Schicksale von Berufenen wie von Unberufenen stets von Neuem zum Gegenstande einer erbitterten Kontroverse gemacht werden. Vielleicht über keine Persönlichkeit der neueren Geschichte ist in den letzten Dezennien so viel geschrieben worden, als über Maria Stuart. In Deutschland freilich am allerwenigsten. Ranke's meisterhafte Darstellung der Hauptmomente in Maria's Leben*) bildet noch heute die einzige gebiegene deutsche Quelle, aus der sich unser gebildetes Publikum über diesen Gegenstand Belehrung holen kann. Im Großen und Ganzen sind aber die zahlreichen Publikationen der letzten Jahre, obwohl mehrfach bisher ungedrucktes Material dazu verwendet werden konnte, nicht im Stande gewesen, das Urtheil eines Mignet und Ranke wesentlich zu modifiziren, obwohl fast alle diese Schriften mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit für Maria Stuart Partei nehmen und dazu bestimmt sind, die Königin von der schweren Schuld, die man ihr beigemessen hat, zu entlasten. Einige derselben sind mit einer gefährlichen Gewandtheit und Dialektik geschrieben und wohl im Stande, das Urtheil derjenigen, welche sich über die einzelnen Fragen nicht attennmäßig orientiren können, in Verwirrung zu setzen und zu trüben. Es dürfte daher wohl geboten sein, dieselben einer unbefangenen Kritik zu unterziehen und ihre Ergebnisse kurz zusammenzustellen. Man kann in dieser neuesten Maria Stuart-Literatur drei Kategorien von Schriften unterscheiden. Ueber die erste ist sehr wenig zu sagen. Es sind Schriften, welche fast gar keinen Werth besitzen, weil sie weder auf neuem Materiale basiren, noch das

*) Englische Geschichte, B. I. (S. B. B. XIV.)
Grenzboten 1878. IV.

Borhandene mit historischer Kritik und Objektivität zu verwerthen verstanden haben. *) Den Schriften der zweiten Kategorie kann einiger Werth nicht abgesprochen werden. Sie sind fleißig und nicht ohne Geschick, wenn auch mit ausgeprägter Parteitendenz gearbeitet und haben durch Herbeischaffung bisher unbenutzter Aktenstücke unser Wissen über einzelne Partien der Geschichte Maria Stuart's hin und wieder nicht unwesentlich vermehrt. **) Endlich haben wir drittens auch einige wenige Schriften zu verzeichnen, welche sehr gründlich und objektiv gearbeitet sind und eine wesentliche Bereicherung unserer Kenntnisse enthalten, oder als Aktenpublikationen Neues zu gewähren im Stande sind. ***) Von allen diesen Schriften sind nur die Burton's und Schiern's unparteiisch und ohne Vorurtheil geschrieben. Die andern nehmen sämmtlich mit Leidenschaft für die schottische Königin Partei. Einen eigenen Standpunkt nimmt der bekannte und höchst verdiente englische Geschichtsschreiber Froude ein. †) Für seine englische Geschichte, in der auch für die Geschichte Maria Stuart's zahlreiche, bisher unbekannt Details enthalten sind, gebührt dem originellen und geistvollen Verfasser trotz sehr erheblicher Mängel der wärmste Dank aller Historiker. Er nimmt jedoch gegen Maria Stuart Partei und zwar mit dem ganzen Haffe eines altenglischen Puritaners. Mit gutem Rechte ist ihm von Hosack, Meline u. A. an verschiedenen Stellen gerade die Gehässigkeit seiner Darstellung zum Vorwurf gemacht worden. Allen Apologeten Maria's gemeinsam ist die willkürliche

*) James F. Meline, *Mary Queen of Scots and her latest English historian with some remarks on Mr. Froude's history of England*. New York 1873. — L. Wiesener, *Maria Stuart et le comte de Bothwell*. Paris 1863. Ein nichtsajgendes Buch, welches Maurenbrecher bereits (*historische Zeitschrift* XIV, 521 ff.) genügend besprochen hat. — M. de Lescure, *Marie Stuart, orné de 10 compositions par M. Carolus Duran*. Paris 1878. — A. Petrid, *die Briefe der Königin Maria Stuart an den Grafen Bothwell und deren Unrechtheit auf Grund neuer Beweise*. St. Petersburg 1873. — Derselbe, *Zur Geschichte des Grafen Bothwell*. St. Petersburg 1874. — Petit, *history of Mary Stuart Queen of Scots*, translated by the original and unpublished M. S. by Charles de Flandre, F. S. A. Scot. Professor of french language and litterature in Edinburgh. 2 vol. London 1874.

**) John Skelton, *advocate, the impeachment of Mary Stuart; in defence*. Edinburgh and London 1876. — John Hosack (barrister-at-law), *Mary Queen of Scots and her accusers*, 2 vol. Edinburgh and London 1870 and 1874. — J. Gauthier, *histoire de Marie Stuart, T. I—III*, Paris 1869. — F. Feuillet de Conches, *Causeries d'un Curieux, T. IV. Ch. IX; les portraits de M. Stuart*.

***) John Hill Burton, *the history of Scotland*, vol. I—VI. Edinburgh and London 1867. — Fred. Schiern, *James Hepburn Jarl af Bothwell, haus Anholdelse i Norge og Fangsetstv Danmark; Nyere historiske Studier, forste deel*, Kjöbenhavn 1875. — M. R. Chantelauze, *Marie Stuart son procès et son exécution d'après le journal inédit de Bourgoing son médecin etc.*, Paris 1876. — John Morris, *the Letterbook of Sir Amias Poulet, keeper of Mary Queen of Scots*. London 1874.

†) J. A. Froude, *history of England from the fall of Wolsey to the defeat of the Spanish Armada; vol. VII—XII*. London 1863—1870.

Behandlung des Materials. Kleinigkeiten werden über Gebühr betont und berücksichtigt, wie die Datirung der Chatoullenbriefe, während wesentliche Dinge übergangen oder in ein falsches Licht, das heißt meist aus dem Zusammenhange gerissen werden. Alle zeigen einen gleichen Mangel an historischer Kritik. Sie überbieten sich in der Benutzung zweifelhafter Quellen und in der Kühnheit der Schlüsse, die alsdann von ihnen gezogen werden.

Ein Beispiel seltener Prätenſion ist Petits history of Mary Queen of Scots, ein Buch, welches — ich glaube nicht zu irren — unter den Auspizien der Kaiserin Eugenie erscheinen sollte und zuerst in englischer Uebersetzung das Licht der Welt erblickte. Die vorzügliche und reiche Ausstattung dieses zweibändigen Werkes (in 4^o) überbietet alles, was in dieser Hinsicht bisher bei einem historischen Werke geleistet worden ist. Jeder deutsche Verleger wird es nur mit stillem Grauen betrachten können. (60 Mark.) Damit hat das Lob aber ein Ende. Der Inhalt ist um so dürftiger. Die neuen Publikationen — von Ranke's englischer Geschichte zu schweigen — hat Herr Petit nach der Manier seiner Landsleute mit Verachtung gestraft, dagegen die Memoiren von Herries, Melvil und Lesly's Geschichtswerk, sowie die ganze ältere Literatur über Gebühr berücksichtigt. Nicht ein einziger Punkt ist zu neuer Beleuchtung oder größerer Klarheit gekommen. Hingegen wimmelt das Buch von Fehlern und Irrthümern aller Art.

Meline zieht gegen Froude zu Felde und weist ihm verschiedene Uebertreibungen nach. Das ist aber auch Meline's einziges Verdienst. Seine übrigen Darstellungen ermangeln jeder Stichhaltigkeit und werden Niemand überzeugen. Herr Petrick hat es namentlich in seiner ersten Schrift verstanden, den Leser durch Druck und Satzbau derart zu ermüden, daß es wirklich eine Arbeit genannt werden kann, sich den Inhalt derselben anzueignen. Jedes vierte, fünfte Wort ist fett gedruckt, der ganze Text sieht marmorirt aus, und bunt ist denn auch der Inhalt. Man habe, meint Herr Petrick — bescheidener Weise — bisher sich immer nur an die Aeußerlichkeiten der Chatoullenbriefe gehalten und den inneren Gehalt nicht genügend und im Zusammenhange mit den Ereignissen untersucht: er habe dieses jetzt gethan, und ein untrüglicher Beweis für die Unrechtheit der Briefe sei das Resultat gewesen. Was sind nun seine Beweise? Es sind die Ausführungen von Chalmers, denen wir nur in einer schlechteren und unklarerer Form wieder begegnen, nicht ein einziges neues Argument ist hinzugefügt. Gleich zu Beginn der Schrift werden wir belehrt, daß Maria Stuart's zweiter Gemahl nicht Darnley, sondern Darley geheißen habe und bisher sich alle Historiker einer namhaften Sünde schuldig gemacht hätten; ein überzeugender Beweis — nach Herrn Petrick — mit welcher ungeheuren Kritiklosigkeit bisher die Geschichtschreibung in Sachen Maria Stuart's ver-

fahren habe. Und in diesem Stile geht es weiter. Nicht glücklicher ist der Verfasser bei seinen Ausführungen über den Grafen Bothwell. Schiern's verdienstvolle Forschungen*) werden nur insofern berücksichtigt, als es Herrn Petric für seine Auffassung von dem Verhältnisse Maria Stuart's zu Bothwell paßt, so das Testament, so das Datum von Bothwell's Tode, so die Anklage jener Anna Dronfsen von Bergen u. A. mehr. Gerade für die letzten Lebensschicksale Bothwell's und seine Gefangenschaft in Dänemark sind wir Schiern zu hohem Danke verpflichtet.**) Mit großer Sorgfalt hat dieser dänische Historiker leſtſhin alles zusammengestellt, was in dem Kopenhagener Archive über Bothwell vorhanden war, und namentlich die Unechtheit des sogenannten Bothwell'schen Testaments ist von ihm in überzeugendster Weise nachgewiesen worden.

Eine merkwürdige Schrift ist John Skelton's „the impeachment of Mary Stuart“. „In defence“ steht obenan. Der Verfasser verleugnet nicht nur, wie Hofack, niemals den Juristen, sondern hat auch seiner Verteidigung Maria Stuart's die Form einer Rede vor den Geschworenen gegeben. Mit der Anrede „gentlemen“ sind alle geschickten Wendungen eines Plaidoyers verbunden. Skelton plaidirt indessen oft mehr für „mildernde Umstände“ und entschuldigt manches, weil die Königin „ein kühnes, geistvolles und hochsinniges Weib gewesen, das da liebte und haßte mit einem lebhaften, das Feige verachtenden Gemüthe“. Skelton gibt zu, daß die Angeklagte nicht so unschuldig und unwissend wie ein Kind über Bothwell's Absichten gewesen sei, aber ebenso wenig habe sie Darnley getödtet aus Liebe zu Bothwell. Er betont, daß die Apologeten Maria's bisher immer einen falschen Weg eingeschlagen, indem sie die Königin zu einer Art von „virgin martyr“ hätten machen wollen. Die Folge davon sei gewesen, daß ihre Gegner den Umstand, daß sie von den Absichten der Verschwörer unterrichtet war, benützt hätten, um daraus ein verbrecherisches Verhältniß zu dem Grafen herzuleiten. Die Schrift ist geschickt und nicht ohne Geist geschrieben, irgend welchen Werth für den Historiker besitzt sie indessen nicht. Wo Skelton das geschichtliche Gebiet betritt, wie z. B. wenn er das Verhältniß Maria Stuart's zu den katholischen Mächten bespricht, zeigt er sich geradezu unwissend und ohne Kritik.

Ähnliches läßt sich von Hofack's ungleich bedeutenderem zweibändigen Werke sagen. Mit scharfem Verstande hat dieser begabte Jurist alles hervor-

*) Indem ich von allen Aktenstücken, in denen Darnley's Name vorkommt, absehe, möchte ich Herrn Petric nur an jenen Brief Jakob's IV erinnern, in welchem er seine Mutter beschuldigt, daß sie ihn auf die Herrschaft Darnley habe beschränken wollen. Mignet, II 216.

**) Damals noch in Gestalt einiger kleinen Aufsätze.

gesucht und in das ihm passende Licht gestellt, was zweifelhaft und verdächtig in den Ausführungen der Gegner Maria Stuart's erscheinen konnte, hat er die wunden Punkte, die sich im Leben ihrer Ankläger und Feinde genug finden, auszubenten und zu benutzen verstanden. Es ist dieses bei weitem das gefährlichste Buch, welches bis jetzt über Maria Stuart geschrieben worden ist, Hofack's Schlüsse sind scharf, sein Fleiß ein eminenter, dazu beherrscht er die Literatur der Zeit in nicht gewöhnlichem Grade. Ihm fehlte jedoch die Vorbildung und das Urtheil des Historikers, und dieses hat sich empfindlich gerächt. Seine Quellenkritik ist eine ebenso willkürliche wie unvollkommene, sein Urtheil ist nur das zersekende eines praktischen Juristen. Es hat ihn in diesem Falle weit über die Grenzen der Unparteilichkeit hinausgeführt. Wir verdanken Hofack indessen die Kenntniß einiger werthvoller bisher unbekannter Aktenstücke; und hier ist namentlich ein Brief Lord Ogilvie's an den Erzbischof von Glasgow von größtem Interesse, der das Verhältniß des Regenten Morton zu Maria Stuart behandelt.

John Hill Burton's Darstellung beruht auf einer durchaus verständigen, ruhigen und unparteiischen Auffassung des Materials. Ohne gehässig gegen Maria Stuart zu sein, läßt er doch Elisabeth volle Gerechtigkeit widerfahren. Dabei ist er im Gegensatz zu Froude weit entfernt davon, alle ihre Handlungen und die zuweilen hinterlistigen Wege ihrer Politik zu vertheidigen. Dasselbe läßt sich von Gauthier's dreibändiger, sehr ausführlichen Biographie Maria Stuart's nicht sagen. Dieselbe ist glatt und nicht ohne Feinheit geschrieben, seine Kritik aber ist stets partiisch und läßt viel zu wünschen übrig. Dieser sein Parteistandpunkt hat ihn denn auch wiederholt zu willkürlicher Benutzung der Quellen, und oft sehr fragwürdiger Quellen veranlaßt. Was endlich die beiden Aktenpublikationen betrifft, so sind die Ergebnisse derselben doch nur sehr mäßige zu nennen. Das Tagebuch Bourgoing's enthält mehr eine Bekräftigung bekannter Thatsachen, als daß es wesentlich unsere Kenntnisse vermehrte. An seiner Echtheit wird nicht wohl gezeifelt werden können. Für die letzten Lebenstage Maria Stuart's ist es immerhin eine gute Quelle. Man wird gut thun, eine Menge unbeglaubigter Details, die namentlich über die Hinrichtung verbreitet waren, nach dieser einfachen und kurzen Berichterstattung zu beseitigen. Auch der Briefwechsel Sir Amias Poulet's — wunderlicherweise von einem englischen Jesuiten herausgegeben — bietet wenig, was nicht schon bekannt und verwerthet worden wäre. Der verbindende Text macht der Schule des Herausgebers alle Ehre. Mit einer seltenen Keckheit werden hier Beschuldigungen auf die englischen Staatsmänner gehäuft, und die alten Kombinationen Tytler's, deren Haltlosigkeit schon Mignet nachgewiesen hat,

wieder aufgewärmt.*) Ich werde mich jetzt, nach diesen allgemeinen Bemerkungen, zu einer Besprechung der angebliehen Resultate, die uns mit mehr oder weniger Recht geboten werden. Um Wiederholungen zu vermeiden, ziehe ich es vor, die betreffenden Ereignisse und nicht die einzelnen Schriften der Reihe nach in's Auge zu fassen.**)

Aufenthalt in Frankreich, Jugend und erste Ehe. Ueber die Jugendjahre Maria Stuart's, ihren Aufenthalt und ihre Erziehung am Hofe Heinrich's II, wird unser Wissen durch keine der genannten Schriften irgendwie bereichert. Die Talente der jugendlichen Königin werden meist, wie dieses auch bisher schon üblich war, über Gebühr verherrlicht und gepriesen. Meline stempelt Maria zu einem wahren Wunderkinde. Sie habe, schreibt er, bis zum 6. Lebensjahre Geographie, Geschichte und Lateinisch gelernt; ihre Fortschritte nennt er mit Petit „rapid“, ohne irgendwie dazu berechtigt zu sein. Die Aufsätze, welche uns von der Hand der 12jährigen Königin erhalten sind, verrathen, wie auch von Burton mit Recht hervorgehoben wird, wohl einen aufgeweckten Verstand, indessen nichts für ihr Alter Ungewöhnliches.***) Die Briefe Maria's aus dieser Zeit, sowie die vielgepriesenen Jugendgedichte werden schwerlich ohne die übliche Beihilfe entstanden sein. Daß die junge Königin Italienisch gut verstanden habe, ist nicht erwiesen, Unterricht darin wird sie wohl gehabt haben; daß ihre Kenntnisse im Lateinischen, Italienischen und Griechischen „wundervoll“ gewesen seien, wird uns nur von Brantôme versichert. Petit behauptet allerdings in Folge dessen geradezu, sie habe neben Ariost und Petrarka auch den Homer gelesen; †) und nicht minder wunderbar ist Gauthier's Ansicht, daß der Hof Heinrich's II. gerade dazu gemacht gewesen sei, ihre guten Anlagen zur Entfaltung zu bringen. Ihre halbklassische Bildung verdankte die junge Königin von Schottland ihrem Oheim, dem Kardinal von Lothringen, und der Aufsicht der gelehrten und trefflichen Margaretha von Frankreich, der späteren Gemahlin Philibert Emanuel's von Savoyen. Am Hofe Heinrich's II. konnte sie hingegen nur Schlechtes lernen. Froude, der bei jeder Gelegenheit Maria's Treulosigkeit zu betonen liebt, greift auch ihr

*) In Frankreich haben beide Publikationen eine überaus günstige Kritik erfahren und sind mit gewohnter Parteilichkeit begrüßt worden. Man vgl. H. Wallon, *Journal des Savants*. Janvier 1877 und Wiesener, *Revue des questions historiques* T. XXI, p. 215 sq.

**) Ich beschränke mich dabei auf einige der Hauptmomente in Maria's Leben. Es würde auch den Rahmen dieser Artikel weit übersteigen, wollte ich auf die zahlreichen Details, deren Kenntniß wir vor allem dem Riesenfleiß Froude's zu verdanken haben, hier näher eingehen.

***) Von Anatole de Montaignon im Auftrage des Barton-Clubs London 1855 publizirt.

†) Gauthier ist hier wenigstens so ehrlich, zu erklären: „le grec ne lui fut jamais très familier.“

Verhältniß zu ihrem ersten Gemahle Franz II. an. Unbefangene Beobachter haben indessen einstimmig die Tiefe ihres Schmerzes bei seinem frühen Dahinscheiden bezeugt.*) Der Vorwurf Froude's, Maria Stuart habe auf eine neue Verbindung gesonnen, ehe der Körper ihres Gatten kalt geworden, ist ungerecht und ein Ausdruck des fanatischen Hasses, mit dem dieser verdienstvolle Historiker die Königin verfolgt.

In ähnlicher Weise wird dafür in den meisten dieser Schriften Maria's Halbbruder Murray, der spätere Regent von Schottland, behandelt. Stelton benutzt mit Geschick die Unterstützungsgelder, welche Murray von Elisabeth erhielt, um seinen Charakter und seine Uneigennützigkeit zu verdächtigen. Diese Gelder waren, wie wir jetzt genau wissen, sehr geringfügig und wurden zu religiösen und Parteizwecken benutzt, keinesfalls dienten sie zu Murray's Bereicherung.***) Die größten Vorwürfe werden Murray von Petit gemacht, der die Behauptung aufstellt, Murray habe einen Vertrauensbruch begangen, als er Throgmorton und bei seiner Rückkehr nach Schottland Elisabeth den Inhalt seiner Verhandlungen mit Maria mitgetheilt habe. Petit vergißt aber, daß Murray dieses ganz öffentlich und ohne ein Geheimniß daraus zu machen gethan hat, daß er mit Elisabeth im Bündnisse und dabei von dem ernstesten Bestreben befeelt war — wie aus seinem Briefe vom 6. August unwiderleglich hervorgeht — eine Versöhnung zwischen beiden Königinnen zu Stande zu bringen. Zudem war Maria auf seine Vorschläge trotz aller Bitten nicht eingegangen. Endlich lag ihm die Sicherung des presbyterianischen Glaubens in seinem Vaterlande wie die Errungenschaften des Vertrages von Edinburgh vor allem am Herzen.

An diese Vorwürfe wird dann — auch von Gauthier und Hofack — die etwas frivole Behauptung geknüpft, Murray habe die englischen Minister angereizt, seine Schwester bei ihrer bevorstehenden Rückfahrt nach Schottland abzufangen und als Gefangene nach England zu bringen. Den Beweis dafür bleiben sie indessen schuldig. Es läßt sich nicht das Geringste dafür auführen, und ein Blick auf jenen genannten Brief vom 6. August läßt das Sinnlose der Anklage erkennen. Daß die englischen Kriegsschiffe Ordre hatten, die Königin von Schottland nicht passiren zu lassen, geht allerdings mit ziemlicher Sicherheit aus einem Briefe Cecil's an den Earl von Sussex hervor.***)

Erste Regierungsjahre. Heirath Darnley's. Sehr schlecht kommt

*) S. Throgmorton's Bericht vom 6. Dezember 1561, bei Hofack, I. 58.

**) Stelton, S. 153.

***) „The queens Majesty hath three ships in the north sea, to preserve the fisheries from pirats. J think they will be sorry to see her pass.“

John Knox, der Reformator, bei den neuesten Biographen Maria Stuart's fort. Besonders Petit gießt die ganze Schale seines Zornes über ihn aus. Wenn man auch zugestehen muß, daß Knox sich zu viel herausnahm und in seinem Zelotismus, namentlich in seinen Ausdrücken, zu weit ging, so wird man doch nicht ohne Lächeln bei Petit lesen, daß der Reformator bei seiner Zusammenkunft mit der Königin „eher einer Bestie als einem Priester geglichen habe“. Nicht ohne Geist, wenn auch etwas einseitig ist Gauthier's Charakteristik von Knox.*) Er stellt ihn als Demagogen dar, der die Kanzel zur Tribüne gemacht habe und den Staat, nicht die Kirche habe reformiren wollen. „Er habe stets das Evangelium im Munde gehabt, aber nicht den Geist desselben erkannt, er habe nie an Golgatha's Stätte gebetet, denn sein Gott sei nur der Gott des Sinai gewesen.“ Nicht minder hart wird Darnley beurtheilt. Die erbitterte Kritik dieses wankelmüthigen Menschen ist nicht ohne Berechtigung, indessen trifft sie, wenn sie allzuweit geht, doch auch die Königin. Skelton und Petit beschuldigen Darnley sogar geradezu gemeiner Liebchasten, was nicht beglaubigt ist und durchaus verworfen werden muß, ja Petit versteigt sich zu der kühnen Behauptung, die wenigstens neu ist, daß Maria Darnley aus Nothwendigkeit und nicht aus Liebe geheirathet habe. Auch seine Trunkenheit wird übertrieben; der Bericht Drury's an Cecil spricht nur von einem einzigen derartigen Falle.**) Auf der anderen Seite muß hervorgehoben werden, daß der intime Umgang Maria's mit Darnley vor ihrer Vermählung ihr mit Unrecht von einigen Schriftstellern vorgeworfen worden ist. Randolph, gewiß nicht ihr Freund, hat Leicester ausdrücklich in einem Briefe gewarnt, solchen Gerüchten irgend welchen Glauben zu schenken.***)

Ueber die Verhandlungen mit Elisabeth bezüglich Maria's Verheirathung gibt neben Gauthier vor allem Froude neue und interessante Aufschlüsse. Leicester's Versuche, die Protektion Philipp's II. durch Versprechungen bezüglich Wiederherstellung der katholischen Religion in England zu gewinnen, sowie namentlich die Intriguen der Lady Lennox, die, von ungemeinem Ehrgeize besetzt, ihr Haus zu einem Sammelplatze aller unzufriedenen Katholiken England's gemacht hatte, treten hier sehr scharf hervor. Die Verbindung Maria Stuart's mit Darnley erscheint nach dem jetzt vorliegenden Materiale immer mehr als ein sorgsam vorbereiteter Schlag der Katholiken, den nur wenige in Schottland damals sogleich — darunter Murray und Argyle — als einen solchen empfunden haben. Margaretha Lennox war die Seele der ganzen In-

*) Gauthier I. 120.

**) Drury an Cecil, 16. Febr. 1566. Keith, 329.

***) Randolph an Leicester, 31. Juli 1565.

trigue, die mit Hilfe Riccio's zum Abschlusse gebracht wurde. Ganz klar liegen die einzelnen Beziehungen und Fäden indessen auch hier nicht vor. Der Vorschlag, sich mit Darnley zu verehelichen, ist Maria Stuart bereits sehr früh gemacht worden. Schon vor ihrer Rückkehr nach Schottland hatte Margaretha Lennox in diesem Sinne in ihrer Heimath gewirkt und von den hervorragendsten Mitgliedern des katholischen Adels, den Seton, Huntly, Sutherland, zustimmende Versicherungen erhalten.*) Sie hat die hochfliegendsten Gedanken damit verbunden und gehofft, die Kronen von Schottland und England auf dem Haupte ihres Sohnes vereinigt zu sehen. Wenige Tage nachdem die Königin in Leith gelandet war, erschien als Spezialgeandter der Lennox'schen Familie Arthur Lilliard, Darnley's Erzieher, von dem Earl Sutherland eingeführt. Er überbrachte der Königin eine direkte dahin bezügliche Aufforderung. Darnley war indessen damals erst 15 Jahre alt, er machte den Eindruck eines Knaben. Maria Stuart empfing Lilliard während der Reise nach der Hauptstadt. Sie saß auf einem alten Koffer und erkundigte sich eifrig nach ihres Vetter's Eigenschaften und Anhang in England; doch gab sie eine ganz unbestimmte Antwort, und Lilliard mußte, obwohl gut empfangen, unverrichteter Sache wieder abziehen.**)

Elisabeth hat nicht ohne Grund so lange und heftig ihre Zustimmung zu Maria's Vermählung mit Darnley versagt. Die Weigerung war nicht gegen Darnley, sondern gegen Margaretha Lennox gerichtet. Wenn man gerecht sein will, so hatte Elisabeth alle Ursache hier vorsichtig zu sein. Sie hatte frühzeitig von den Plänen der Lennox'schen Familie Kunde erhalten. Im März 1562 setzte sie beide Ehegatten in den Tower. Die katholischen Verbindungen, welche sich in England nicht ohne ihre Mitwirkung gebildet hatten, erlitten dadurch einen empfindlichen Stoß.***) Ueber das Dudleyprojekt besitzen wir einen interessanten Bericht de Quadra's an Philipp II., dem der schottische Staatssekretär Maitland die dahin bezügliche Unterredung sogleich mittheilte. Elisabeth machte bereits im März 1563 Maitland die ersten direkten Eröffnungen. Der Himmel, sagte sie ihm, habe Lord Robert so viele Reize verliehen, daß, wenn sie selber zu heirathen gedächte, sie ihn allen Fürsten der Welt vorziehen würde. Worauf Maitland sehr treffend erwiderte, daß Ihr. Maj. seiner Herrin damit einen „wundervollen“ Beweis ihrer Zuneigung gäbe, indem sie ihr jemand anbiete, der ihr selber so theuer sei. Er fürchte indessen, daß selbst

*) Articles against Lady Lennox; Domestic M. S. S. Elizabeth, vol. XXII. Rolls House; bei Groude, VII. 369 ff.

**) Jbidem.

***) Groude, VII. 387 ff. Articles against Lady Lennox, Domestic M. S. S. Elizabeth, vol. XXIII.

† Grenzboten IV. 1878.

wenn seine Herrin Lord Robert ebenso wie Ihr. Maj. lieben könnte, sie ihn nicht heirathen werde, aus Besorgniß, Ihr. Maj. eines Mannes zu berauben, den sie so hoch schätze. Elisabeth erwiderte scherzend, sie wünschte, der Earl of Warwick wäre so anziehend als sein Bruder, dann würde für sie beide gesorgt sein. Maitland bemerkte endlich etwas drastisch, seine Herrin sei noch jung, Ihr. Maj. möge Lord Robert zuerst selber heirathen, wenn sie Kinder aus dieser Ehe bekäme, so würden ihre Unterthanen zufrieden sein, wenn sie aber kinderlos bliebe und sterben sollte, so könnte seine Herrin alsdann beides erben, ihre Krone und ihren Gemahl, ohne Zweifel würde doch eine von ihnen beiden Kinder von Lord Robert erhalten. Elisabeth lachte und brach das Gespräch ab. *) Was die Erbfolgeangelegenheit anbetrifft, so geht aus einem Briefe Lethington's an Cecil doch hervor, daß Cecil bereits ziemlich sicher die Erledigung dieser Angelegenheit in einem für Maria Stuart günstigen Sinne zugesagt hatte. **) Um so empfindlicher war dann der Rückschlag und um so berechtigter die gereizte Stimmung Maria's.

Gegen Cecil hat Gauthier einen fast krankhaften Argwohn. Sicher hätte der englische Minister eine protestantische Nachfolgerin Elisabeth's lieber gesehen. Die Annahme Gauthier's aber, daß es sein Bestreben von Anfang an gewesen sei, Maria Stuart zu ruiniren, um, im Falle Elisabeth stürbe, Katharina Gray, die Schwester Jane Gray's, die das Haus Suffolk repräsentirte und heimlich mit dem Grafen Hertford vermählt war, auf den Thron zu bringen, ***) bedarf denn doch eines bestimmten Beweises. Elisabeth's Haltung bei diesen Verhandlungen mit Schottland ist indessen recht zweideutig. Aufrichtigkeit wechselt in ihren Briefen mit Verstellung. Auf der einen Seite finden wir Aeußerungen wie, daß der Lethestrom in England nicht fließe, oder daß sie wie Ulysses ihre Ohren verstopft habe, um nicht das Geträchze der Raben zu hören, †) auf der anderen heftige Versicherungen ihrer Freundschaft und Geneigtheit, auf Maria's Wünsche, falls sie bei ihrer Vermählung sich nach ihrem Willen richte, einzugehen.

Murray's Empörung. Auch Murray's Empörung erscheint jetzt in einem wesentlich anderen Lichte. Es kann kein Zweifel sein, daß ihn sehr ernste Bedenken dazu getrieben haben, die Waffen gegen seine Schwester zu ergreifen. Daß persönlicher Ehrgeiz mit dabei im Spiele war, wird niemand leugnen. In erster Linie entschieden bei Murray aber immer die religiösen

*) de Quadra an Philipp II., 28. März 1563; M. S. S. Simanca, bei Froude, VII. 500.

**) Lethington an Cecil, 1. Febr. 1565. State papers office.

***) Gauthier I. 212.

†) Elisabeth an Maria Stuart, 15. Okt. 1562, bei Thorpe, I. 185.

Zutreffen. Die presbyterianische Religion erschien ihm durch die Vermählung seiner Schwester mit Darnley im höchsten Grade bedroht. Murray's Unglück war, daß er diese Erkenntniß der Masse der Bevölkerung in Folge der klugen Maßregeln Maria Stuart's nicht beibringen konnte. Er sah klar voraus, was kommen würde. Ein völliger Umschlag in der Politik seiner Schwester schien ihm nur eine Frage der Zeit. Daher sein Hilferuf an Cecil und die englischen Glaubensgenossen: „Der Satan habe seine Heerschaaren gegen die Kinder Gottes losgelassen.“ Unmittelbar nach der Hochzeit erfolgten Darnley's Uebertritt zur katholischen Kirche, jene Umwandlung des Geheimen Rath's und endlich unter Riccio's Einfluß die Verbindung Maria Stuart's mit Philipp II. von Spanien. Wie alle Konvertiten bemühte sich Darnley sogar katholischer zu sein, als seine Gemahlin. Er hat bekanntlich später Maria Stuart beim Papste verklagt, die Interessen ihrer katholischen Unterthanen vernachlässigt zu haben.

Gauthier stellt Murray, den er sehr unterschätzt, ganz als Werkzeug Cecil's dar. Murray handelte im Gegentheil auf eigene Verantwortung und scheiterte mit seiner Erhebung, weil die Königin, seine Schwester, sich im Lande beliebt gemacht hatte und durch ihre geschickte Haltung den Presbyterianern gegenüber die alten Bundesgenossen ihres Bruders für sich zu gewinnen verstand. Murray wurde zudem in ganz ungenügender Weise von England aus unterstützt. Die Berichte Randolph's aus dieser Zeit sind einseitig und haßgetränkt. Wie er selbst eingesteht, hatte er jeden Einfluß am schottischen Hofe verloren und war daher geneigt, selbst die unwahrscheinlichsten Gerüchte weiter zu verbreiten. Er stand mit den Aufständischen in engster Verbindung und schrieb seine Berichte in Murray's Sinne. Ganz haltlos und wunderlich ist Raumer's Annahme, daß die Königin damals zu ihrem Halbbruder eine verbrecherische Leidenschaft gefaßt habe, und tödtlich verletzt worden sei, als Murray ihre Liebesanträge entrüstet zurückgewiesen. Es findet sich keine Spur davon, und Randolph's perfide Berichte lassen allerdings eine jede Auslegung zu. Aber auch die Behauptung Froude's, daß die Aeußerungen von Haß, welche Maria Stuart damals gegen ihren Bruder ausstieß, auf die Kenntniß, welche dieser von ihrem intimen Verhältnisse zu Riccio gehabt, zurückzuführen seien, ist nichts als eine haltlose Vermuthung.

Daß Elisabeth die aufständischen Lords, wenn auch in ungenügender Weise unterstützt hat, ist jetzt unzweifelhaft erwiesen. Robert Melvil, der Agent der Rebellen, erhielt 2000 Pfund,*) und die Königin autorisirte Bedford, Murray mit 1000 Pfund und 300 Soldaten zu unterstützen, aber er sollte dieses thun,

*) Bericht de Foix, v. 11. Okt. Feustet, II. 239.

schrieb sie, als ob es eine persönliche Hilfe sei,*) sie habe nicht die Absicht, die Unterthanen eines Fürsten zu ermuthigen, die Waffen gegen ihre Souveränin zu ergreifen. Paul de Foix, dem französischen Gesandten, gegenüber leugnete sie aber, den Rebellen 6000 Kronen geschickt zu haben.***) Maria Stuart befand sich, nachdem die Rebellen auseinander gesprengt und ihre Häupter nach England geflüchtet waren, in einer höchst unternehmenden Stimmung. Den guten Rath Katharina's de Medici, den ihr Castelnau de Mauvissière brachte, wies sie unwillig zurück. Er lautete, sie möge sich mit den Insurgenten vertragen. Sie antwortete damals, sie wolle lieber ihr Leben verlieren, als Vasallin ihrer aufrührerischen Unterthanen werden.***) Alle Freunde Murray's wurden damals aus der Regierung entfernt, so der Kanzler Morton und vorübergehend auch der Staatssekretär Lethington; Katholiken wurden an ihre Stellen gesetzt.†)

Katholische Liga. Ermordung Riccio's. Während die Heirathsverhandlungen mit Elisabeth hin und her gingen, hat Maria Stuart bekanntlich dem Rathe ihres Bruders Murray folgend alle Aufforderungen Katharina's de Medici zurückgewiesen, sich an Kämpfen gegen Elisabeth zu betheiligen, weil sie Anerkennung ihres Erbrechtes in England zu erhalten hoffte. Gauthier hat daraus eine Abneigung gegen die Hugenottenkriege gefolgert; die Siege der Guises, behauptet er kühn, „hätten ihr Thränen ausgepreßt“. ††) In gleicher Weise sind in den neueren Schriften die Beziehungen Maria Stuart's zu Philipp II. und dem Papste in dieser Zeit, die sich bekanntlich unter Riccio's Einflusse entwickelt haben, gelengnet worden. So ist bei Meline Maria an keinem katholischen Plane betheiligt, Skelton behauptet sogar, daß Elisabeth im Herzen eine halbe Katholikin, Maria Stuart hingegen eine halbe Protestantin gewesen sei, †††) und führt die Worte, die Maria vor ihrer Abreise nach Schottland zu Throgmorton gesprochen habe, dafür an, aus denen indessen nur der Wunsch der Königin hervorgeht, ihre Regierung in liberaler, toleranter und versöhnlicher Weise zu führen. Gosad gibt die Verbindung (B. I. S. 114.) Maria's mit Philipp II. in dieser Zeit zwar zu, doch versucht er dieselbe dadurch zu beschönigen, daß er annimmt, sie habe einer Hilfsleistung gegen die Rebellen und nicht religiösen Zwecken gegolten und sei erst erfolgt, als Elisabeth die schottischen Aufständischen unterstützt habe, während Maria in

*) „as from himself in the most secret sort possible“, bei Robertson, Appendix III.

***) Bericht de Foix, bei Teulet II. 225. „elle nya avec serment.“

***) Teulet II. 251.

†) Bericht Castelnau's, bei Teulet, II. 255.

††) Gauthier, I. 163.

†††) Skelton, S. 145.

Wahrheit einer solchen Hilfe gar nicht bedurfte, und Elisabeth's Unterstützung kaum der Rede werth war und überdies nichts gefruchtet hat. *)

Die Betheiligung Maria Stuart's an der projektirten katholischen Liga ist insofern nicht nachzuweisen, als die Königin doch keine Truppen stellen und nur ein passives Mitglied derselben sein konnte. Die Liga ist in der projektirten Weise überhaupt nicht zu Stande gekommen, denn Katharina de Medici lehnte es ab, diesem Bunde beizutreten. Alba beklagte bei der Zusammenkunft, die er in Bayonne mit ihr zu diesem Zwecke hatte, ausdrücklich ihre hartnäckige Weigerung. Katharina wollte damals ein Gegengewicht gegen die Guises haben und bedurfte dazu Condé's und der Hugenotten. Mit Fug und Recht konnte daher Bedford an Cecil am 14. Februar schreiben: „the league come to this Queens hand, but not yet confirmed.“

Ueber Riccio's Ermordung wird auch in den neuesten Schriften wieder eine Menge unbeglaubigter Details aufgetischt. Was den Mordakt selbst betrifft, so gibt den sichersten Anhalt noch immer Maria's eigener Bericht an ihren Gesandten in Paris, den Ranke auch seiner Darstellung zu Grunde gelegt hat. Daß Riccio nicht in Gegenwart der Königin verwundet wurde, wird auch von Randolph und Bedford in ihren Berichten betont. Froude's Darstellung, obwohl sehr ausführlich und lebendig, ist durchaus unwahrscheinlich und beruht auf zweifelhaften Berichten. Wie immer, so wurden auch hier nach der That in dritter und vierter Hand Zusätze und Veränderungen mannichfacher Art angebracht. Die Erzählung Skelton's (S. 161), nach der Maria die drohenden Worte nach der That ausgestoßen habe: „ich werde Blut von jedem von Euch verlangen“, und zu ihrer Umgebung gewendet: „keine Thränen mehr, ich will an Rache denken“, ist den unzuverlässigen Memoiren von Herries entnommen. Die Abhandlung Petit's (im Appendix) über das Verhältniß der Königin zu Riccio war ganz überflüssig, da heute — Froude etwa ausgenommen — von keinem Historiker mehr ein Liebesverhältniß angenommen wird. Petit macht sich hier Sätze zurecht, die er den Gegnern Maria's in den Mund legt und die er dann widerlegt, die aber von Niemand behauptet worden sind, wie z. B. daß sie Darnley niemals geliebt und keinen Kummer über sein Benehmen gezeigt habe.

Randolph, der englische Gesandte, wußte durch Murray und Morton, daß etwas gegen Riccio im Werke sei, er berichtete an Leicester, und da

*) Uebertrieben scheint mir Froude's Behauptung (VIII. 226), daß Elisabeth sich nie in größerer Gefahr befunden habe. Wenn die Lage wirklich eine derartige war, so konnte Elisabeth dieselbe durch kräftigere Unterstützung der schottischen Aufständischen leicht zu ihren Gunsten verändern. Sie hat dieses aus Rücksichten der auswärtigen Politik nicht gethan, und es zeigt dieses, daß ihr die Lage keineswegs so bedrohlich erschien.

Maria Stuart von keiner Seite her eine Warnung erhielt, so schließt Gosack (I. 135) sehr mit Unrecht daraus, daß Elisabeth den Mord gebilligt habe. Andererseits geht Freude wiederum zu weit, wenn er Morton's Betheiligung, für den er eine ganz besondere Verehrung zeigt, zu entschuldigen versucht. Morton habe, bemerkt er beschönigend, nur „in einem Paroxysmus von Aerger unterzeichnet“. Auch ist nichts darüber bekannt, daß die Königin, wie derselbe Schriftsteller behauptet, Riccio zum Minister und Kanzler des Reiches habe erneuen wollen.

Die Katastrophe in Afghanistan im Jahre 1841. *)

Von Dr. Wilhelm Henkel.

Vincent Eyre's vortreffliches und sofort bei seinem Erscheinen mit allgemeinem Beifall aufgenommenes Tagebuch gibt in schlichter Sprache und anspruchsloser Form eine getreue und fesselnde Schilderung der mannichfachen Schicksale und furchtbaren Leiden jener kleinen Schaar von Engländern, die auf dem Rückzuge aus Afghanistan mit Ausnahme von einigen Wenigen, unter denen sich auch der Verfasser befand, elendiglich umkamen. Es ist bekannt, mit welcher unbegreiflichen Verblendung und Kopflosigkeit die Engländer sich selbst in's Verderben stürzten. Nach einer überraschend leichten Eroberung des Landes wähnte man, dasselbe ohne Schwierigkeiten besetzt halten zu können, und überließ sich mitten in einem völlig unbekanntem und in keiner Hinsicht durchforschten Lande einer sträflichen Sorglosigkeit, die überhaupt nur bei der eigenthümlichen Konstituierung des damaligen englischen Offiziercorps möglich war und die schlimmsten Sünden der französischen Heerführung im letzten Kriege hinter sich zurückläßt. Hatte doch der Oberbefehlshaber Lord Keane, als er die Hälfte des Okkupationsheeres aus Afghanistan wegführte, nicht einmal zur Unterhaltung der Kommunikation mit Indien eine Militärpostenlinie angelegt, sich dagegen sobald als möglich nach London begeben, um auf den leichterwordenen Vorbeeren auszuruhen. Und doch lagen zwischen dem englischen Hauptquartier bei Cabul bis zur ersten indischen Station über ein halbes Tausend englischer Meilen, das Fünfstromland und ein fast unübersteigliches Alpenland!

*) Journal of an Afghanistan prisoner by Lieutenant Vincent Eyre. — *Revue des Deux-Mondes*, vom 15. Febr. 1843. — *Journal des Débats*, vom 12. Oktober 1878.

General Elphinstone fand, als er im April 1841 eintraf, um das Kommando zu übernehmen, das englische Heer in einem Winkel des Landes von jedem Verkehr mit der Außenwelt abgeschlossen und die Bevölkerung scheinbar durchaus friedlich gestimmt. Und dennoch wartete dieselbe nur auf ein Zeichen, um loszuschlagen. Elphinstone ließ sich durch den Schein trügen und fiel seiner Kurzsichtigkeit zum Opfer. Auch Sir William Mac-Naghten, Sir Alexander Burnes und Major Pottinger waren wie mit Blindheit geschlagen. Sie ließen die Empörung unter ihren Augen entstehen und um sich greifen, thaten nicht das Geringste zu ihrer Unterdrückung und befanden sich im Zustande völliger Rathlosigkeit, als bereits die Flamme zum Hause herausschlug.

Die ersten Kundgebungen des Aufstandes gingen von den Ghilziz aus, dem volkreichsten und unbezähmbarsten afghanischen Nomadenstamme, die sich auch während des verhängnißvollen Rückzuges als unbarmherzige, unverföhnliche Feinde der Briten erwiesen. Von den übrigen Stämmen, in welche die Afghanen zerfallen, ist der mächtigste der der Douranis, bei welchen wiederum die Familien der Suddoziz und der Barutziz damals das meiste Ansehen genossen. Die ersteren, aus welchen der von den Engländern wieder auf den Thron gesetzte Schah Soudja stammte, galten als das eigentliche Königsgeschlecht. Dost-Mohamed dagegen, der von ihnen Abgesetzte, war ein Barutziz. Sein Sohn Mohamed Akbar Khan warf sich zum Haupte der Insurrektion auf und hatte es also sowohl mit den Engländern als auch mit dem Schah Soudja zu thun. Seit der Absetzung des Vaters lebte er als Flüchtling im Norden des Landes unfern der Grenze von Turkestan und bereitete daselbst im Stillen Alles auf eine allgemeine Erhebung vor. Seinem in englischer Gefangenschaft befindlichen Vater gelang es nicht, ihn zur Unterwerfung zu überreden.

In den ersten Tagen des Oktober traf die Botschaft ein, daß Mohamed Akbar von Norden her in's Land eingerückt sei. Gleichzeitig zogen mehrere Ghilziz aus Cabul ab und bemächtigten sich eines unfern der Stadt gelegenen Forts. Hierdurch war die Verbindung mit Indien abgeschnitten. Um dieselbe wieder herzustellen, schickte Lord Elphinstone eine Brigade ab, welche das jenseits des Gebirges gelegene Jellabad zu besetzen hatte. Inzwischen hatte die Bevölkerung von Cabul selbst wenige Tage vor dem unzweideutigen Abzuge der Ghilziz den Engländern deutliche Beweise ihrer Gesinnung gegeben. Offiziere waren gröblich beleidigt, zwei europäische Zivilisten ermordet worden. Und es war nicht unbemerkt geblieben, daß eine große Anzahl derer, welche die Brigade des Generals Sale angegriffen, zu den Leuten der in Cabul wohnenden Häuptlinge gehörten. Obwohl man sie früh Morgens hatte ausrücken und

Abends wieder einziehen sehen, war es keinem der dienstthuenden englischen Offiziere eingefallen, sie anhalten zu lassen.

Amenollah Khan und Abdoullah Khan, zwei sehr einflußreiche Männer, waren die eigentlichen Leiter dieser ersten Erhebung. Der Erstere war zwar nur der Sohn eines Kameeltreibers, hatte sich aber vermöge seiner ungewöhnlichen Begabung zu einer so bedeutenden Machtstellung emporgeschwungen, daß er gegen zehntausend Mann auf eigene Faust in's Feld stellen konnte. Welches Scheusal er im Uebrigen war, zeigt die Art, wie er sich eines ältern Bruders entlebte. Er ließ denselben bis an den Hals in die Erde eingraben, einen Strick um ihn schlingen und ein eben wild eingefangenes Pferd daran spannen, auf welches dann so lange losgepeitscht wurde, bis der Kopf des Schlachtopfers vom Rumpfe gerissen war. In den Klauen solcher Menschen befanden sich jetzt die Engländer. Am 2. November 1841 kam die Empörung in der Hauptstadt zum offenen Ausbruch. „Früh am Morgen,“ erzählt Eyre, „hatten wir von der Stadt her die beunruhigende Nachricht erhalten, daß ein Volksaufstand ausgebrochen, alle Läden geschlossen und ein allgemeiner Angriff auf die Häuser sämmtlicher in Cabul wohnenden Offiziere gemacht worden sei.“ Unter den Letzteren befand sich, wie schon bemerkt, Alexander Burnes. Mac-Naghten und General Elphinstone weilten im Lager vor der Stadt, Major Pottinger in Kohistan, der Schah in Bala-Hissar, der Zitabelle von Cabul. Um 9 Morgens erhielt Mac-Naghten von Burnes die Meldung, daß in der Stadt die größte Aufregung herrsche. Jedoch hoffe er noch ihrer Meister zu werden. Dieses waren die letzten Zeilen, die der Unglückliche zu Papier gebracht hat, denn schon nach einer Stunde lief die Nachricht von seiner Ermordung ein. Er scheint im irrigen Vertrauen auf die im Volke herrschende Stimmung alle wohlgemeinten Rathschläge, namentlich den, sich in die Zitabelle zurückzuziehen, zurückgewiesen zu haben. Als seine Wohnung angegriffen wurde, verbot er seinen Leuten, Feuer zu geben, und trat auf eine Terrasse hinaus, um eine beschwichtigende Ansprache an die Afghanen zu richten. Aber das Haus wurde trotz des verzweifeltsten Widerstandes der indischen Soldaten, welche sämmtlich fielen, erstürmt und er selbst, sowie sein älterer Bruder und alle noch lebend Angetroffenen, Männer, Frauen und Kinder erbarmungslos niedergemetzelt. Der Schah Soudja schickte von der Zitabelle aus einen seiner Söhne mit einer Truppenabtheilung, um die Ordnung wiederherzustellen, aber sie wurden zurückgeworfen. Jetzt erst gingen den Engländern die Augen über den unverzeihlichen Fehler auf, den sie begangen hatten, indem sie die Forts in den Händen der Afghanen ließen. Statt sich auf einer die ganze Stadt beherrschenden Anhöhe zu verschanzen, hatten sie ihre Streitkräfte zersplittert und dazu noch die Magazine außerhalb des Lagers und überdies das letztere unverhältnißmäßig

weitläufig angelegt, so daß zu seiner Vertheidigung große Truppenmassen erforderlich gewesen wären. Es war denn auch gleich nach Beginn des Aufstandes alle Verbindung zwischen der Zitadelle, dem Lager, wo der Botschafter sich aufhielt, und den Magazinen abgeschnitten. Die Engländer ließen sich so zu sagen durch den Hunger überrumpeln. Es war als wenn Elphinstone völlig den Kopf verloren hätte; und dazu gesellten sich noch körperliche Leiden. Wenn er nun auch eines nicht unrühmlichen Todes gestorben ist, und seine Landsleute sein Andenken in Ehren halten, so steht doch soviel fest, daß wenn die Belagerten sofort mit Entschlossenheit und Energie aufgetreten wären, sie noch Wege zur Rettung offen gefunden hätten. Die Vorrathshäuser fast ohne Widerstand preiszugeben, war der erste und schwerste Fehler. Dann wurden gleichzeitig die in Forts liegenden Truppen nach dem Lager zusammengezogen. Major Bottinger sah sich genöthigt, Kohistan aufzugeben; auch schlug er sich nur mit Mühe bis zum Hauptquartier durch. Jetzt hatten die also auf einem Punkt vereinigten Truppen nur noch für zwei Tage Lebensmittel! Da General Elphinstone durch die Sicht an's Bett gefesselt war, theilte er das Kommando mit dem Generalmajor Shelton. Dieser erkannte die Unmöglichkeit, sich den Winter über zu halten, und rieth, den Rückzug nach Zellabad ohne Verzug anzutreten; aber Mac-Naghten war nicht dazu zu bewegen. Das Wort Rückzug war gefallen und verfehlte seine entmutigende Wirkung bei den Soldaten nicht.

Am 29. November traf Mohamed Akbar in Cabul ein, und von da an wurde unter seiner intelligenten Leitung die Empörung immer furchtbarer. Die Engländer durften vor Anbruch des Frühjahrs keine Hilfe von Indien her erwarten und sahen einer unvermeidlichen Hungersnoth entgegen; denn die geringen, von gelegentlichen Ausfällen mit eingebrachten Mundvorräthe konnten nicht lange vorhalten. Im Kriegsrathe trug man sich mit dem Plane, sich nach dem zwei Meilen von Cabul entfernt gelegenen Bala-Hissar durchzuschlagen, wo man sich allenfalls den Winter über hätte behaupten können; aber abgesehen von den Schwierigkeiten des Marsches hätte das ganze schwere Geschütz und vielleicht auch die Kranken und Verwundeten zurückgelassen werden müssen. Dieser Vorschlag wurde also verworfen. Und den Rückzug auf Zellabad bekämpfte Mac-Naghten als unverträglich mit der englischen Waffenehre! Unterdessen lockerte sich die Disziplin im Lager von Tage zu Tage, die Soldaten verloren Angesichts der Unschlüssigkeit ihrer Führer den Muth. Endlich trafen die ersten Anträge der Afghanen behufs Kapitulation ein. Mac-Naghten und Elphinstone gingen darauf ein, und am folgenden Morgen erschienen zwei vornehme Afghanen im Lager. Was bei der Unterredung zur Sprache kam, ist nicht mehr zu ermitteln, jedenfalls scheinen die Bedingungen unannehmbar

gewesen zu sein, denn die beiden Häuptlinge riefen beim Abschiede: „Auf dem Schlachtfelde sehen wir uns wieder.“ Am 7. gewahrte man mit Entsetzen, daß die vorhandenen Rationen kaum noch für vierundzwanzig Stunden ausreichen konnten. Es gelang wohl einem, nach der Zitadelle abgeschickten Detachment, ein mäßiges Quantum Zufuhr einzubringen, jedoch Mac-Naghten verlor allmählig selbst den Muth und richtete unter Beibehaltung der üblichen Formen an Elphinstone einen offenen Brief mit der officiellen Anfrage, ob es nach seiner Ansicht noch einen andern Ausweg als den gäbe, auf möglichst günstige Bedingungen hin mit dem Feinde zu unterhandeln. Die Antwort des Generals lautete dahin, daß der Botschafter keine Zeit verlieren dürfe, die Unterhandlungen anzuknüpfen.

Am 11. Dezember zog Mac-Naghten mit den Hauptleuten Lawrence, Mackenzie und Trevor aus dem Lager und traf mit den Afghanen zusammen. Den Letzteren wurde vorgehalten, daß der indischen Regierung lediglich die Wohlfahrt des afghanischen Volkes am Herzen gelegen, indem sie einen Fürsten auf den Thron erhob, der sich von jeher der Gunst des Volkes zu erfreuen gehabt habe. Da indessen nun einmal die Sympathien der Bevölkerung eine wesentlich andere Richtung eingeschlagen hätten, so wolle die englische Regierung fernerhin keinen bestimmenden Einfluß darauf auszuüben versuchen und sei bereit, sich auf Unterhandlungen einzulassen. Mohamed Akbar und Osman Khan erklärten ebenfalls ihre Geneigtheit, und nun verließ der Botschafter den Vertragsentwurf. Die allgemeinen Bedingungen lauteten dahin, daß die Engländer Afghanistan mit Einschluß von Cabul, Candahar, Ghizni und allen andern Waffenplätzen räumen sollten. Den Engländern wird nicht nur ungefährdeter Abzug nach Indien, sondern auch vollständige Verpflegung auf der ganzen Marschrouten zugesichert. Der Emir Dost-Mohamed, Akbar's Vater, dessen Familie und alle noch gefangen gehaltenen Afghanen werden in Freiheit gesetzt. Schah Soudja darf mit den Seinigen in Cabul bleiben oder mit den Engländern nach Indien abziehen; in beiden Fällen sichert ihm die afghanische Regierung einen Jahresgehalt von 1 Lak Rupien zu. Alle Afghanen, die sich den Engländern angeschlossen haben, werden amnestirt, alle Gefangenen ausgelöst. Die englischen Truppen betreten den afghanischen Boden nicht wieder, es sei denn, daß sie von der Regierung selbst herbeigerufen würden. Zwischen beiden Regierungen wird ein ewiges Freundschaftsbündniß geschlossen. — Im afghanischen Kriegsrath sträubte sich nur Akbar gegen die Verpflegung der britischen Truppen und die Amnestie, wurde aber überstimmt. Der Hauptmann Trevor wurde als Geisel gestellt. — Schon während die Verhandlungen noch im Gange waren, wurden im englischen Lager lebhaft Besorgnisse wegen der persönlichen Sicherheit des Botschafters gehört. Er hatte eine ganz schwache

Bedeckungsmannschaft mit sich genommen, während in der Ebene starke afghanische Truppenabtheilungen sichtbar wurden, die offenbar von den Führern nur mit großer Mühe vom Angriffe zurückgehalten werden konnten. Es folgte denn auch bald das entsetzliche Blutbad, in welchem auch der Botschafter das Leben ließ. Welche furchtbare Bestürzung die Nachricht in England verursachte, ist gewiß noch Manchem in lebendiger Erinnerung. Eyre's Bericht hat unter Anderm auch die Thatsache leider unwiderleglich festgestellt, daß auch die Engländer nichtunbedingt vom Vorwurfe der Wortbrüchigkeit freizusprechen sind. Es ist nicht unmöglich, daß Mac-Ragthen von der verrätherischen Gesinnung Akbar's völlig überzeugt war, und ebenso, daß er Barbaren gegenüber sich nicht um die abendländischen Vorstellungen von Treu und Glauben kümmern zu brauchen wähnte. Diese durch nichts zu rechtfertigende laze Auffassung und entsprechende Ausführung der Vertragsparagraphe verfehlte natürlich nicht, die Afghanen bis auf's Aeußerste zu reizen.

Der Schah Soudja wurde vom Inhalte des Vertrags sofort in Kenntniß gesetzt und sah sich also bereits zum vierten oder fünften Male zum Exile verurtheilt. Indessen erschien noch am nämlichen Tage und zur Ueberraschung der Engländer eine afghanische Deputation vor ihm und schlug ihm vor, er möge in Cabul bleiben, dafür aber seine Töchter mit Söhnen aus den vornehmen Geschlechtern des Landes verheirathen. Dazu noch die ernsthaft gemeinte Klausel, daß er für die Zukunft von seiner Gewohnheit, die Vornehmen stundenlang antichambriren zu lassen, abzulassen habe. Dieser letzte Etiquettenpunkt erschien übrigens dem kuriosen Herrscher so gewichtig, daß es nicht geringe Mühe kostete, ihn zur Annahme zu bereden, obwohl er thatsächlich vor der Alternative stand, sich zu fügen oder abzudanken. Auch zog er schon zwei Tage später sein gegebenes Wort zurück, da er wohl Ursache haben mochte, seinen loyalen Unterthanen nicht viel zu trauen. Es war am 13. Dezember. Der Abzug der Engländer mußte bei der Saumseligkeit, mit der sich die Afghanen zur Verproviantirung anschickten, noch aufgeschoben werden. Offenbar wollte Akbar Zeit gewinnen, um die Besatzung auszuhungern. Im Lager mangelte es dermaßen an allem Nothwendigen, daß Pferde und Rinder sich mit Baumrinde und elenden Abfällen zu begnügen hatten, während die Dienerschaft, welche die Hauptziffer im Heere ausmachte, vom Fleische der vor Hunger und Kälte umgekommenen Thiere lebte. Am 17. Dezember war nur für zweimal vierundzwanzig Stunden Getreide vorrätzig, und am 18. trat eine neue Plage auf, der Schnee! Er bedeckte bald Alles mehrere Zoll hoch und sollte sich namentlich den indischen Eingeborenen als ein schlimmer und hartnäckiger Feind erweisen.

Die Offiziere schlugen Elphinstone vor, sich dem Glücke anzuvertrauen

und sich gegen Jellabad hin durchzuschlagen; aber er konnte zu keinem Entschlusse kommen. — Am 22. Dezember ließ sich der Botschafter auf die jammervollste Weise von den hinterlistigen Afghanen in's Verderben locken. Die Hauptleute Mackenzie und Lawrence haben über den Hergang ausführliche Berichte hinterlassen. Hiernach erschienen zwei afghanische Vornehme in Begleitung des Hauptmanns Skinner, der sich seit dem Ausbruche der Empörung in Cabul verborgen gehalten hatte, im englischen Lager und ersuchten Mac-Naghten im Namen Mohamed-Akbar's, sich zu einer letzten Zusammenkunft auf das freie Feld herauszubegeben und inzwischen eine Truppenabtheilung für einen Ausfall in Bereitschaft zu halten, welche dann auf ein gegebenes Zeichen sich den Leuten Akbar's anschließen und Amenoulah Khan, den wüthendsten Feind der Briten, überrumpeln und gefangen nehmen sollte. Einer der beiden Abgesandten erbot sich außerdem, gegen eine gewisse Belohnung dem englischen Befehlshaber den Kopf Amenoulah's zu überbringen, ein Anerbieten, welches übrigens sofort mit Entrüstung zurückgewiesen wurde. Akbar sagte seinen Beistand unter der Bedingung zu, daß er selbst zum Vizier des Schah ernannt und ihm ein Jahresgehalt von vier Lak Rupien zugesichert, und außerdem die Summe von dreißig Lak sofort entrichtet würde. Ferner solle ihm das britische Heer bei der Unterwerfung der übrigen Stammeshäupter behilflich sein und erst acht Monate nach vollzogener Pazifikation Afghanistan's das Land verlassen. Das Ganze war natürlich eine im afghanischen Kriegsrathe beschlossene Kriegslift, obwohl in demselben nicht Wenige auf schleunige und gewissenhafte Erfüllung der Verträge gedrungen hatten, die sie auf immer von der britischen Okkupation befreien sollte.

Der Botschafter ging mit einer Kurzsichtigkeit und Verblendung, um nicht zu sagen mit sträflichem Leichtsinne in die Falle, die noch heute ebenso unbegreiflich wie damals erscheinen müssen. Nicht damit zufrieden, daß er die Vorschläge ohne Bedenkzeit akzeptirte, händigte er auch noch den Abgesandten des Sirdars ein in persischer Sprache verfaßtes Schriftstück als Unterpand für die gewissenhafte Ausführung des Vertrages ein. Erst am folgenden Morgen machte er den Hauptleuten Trevor, Lawrence und Mackenzie von diesem verhängnißvollen Schritte Mittheilung und ersuchte sie, ihn zu begleiten. Der zuletzt Genannte durchschaute sogleich die verrätherischen Absichten des Afghanen und warnte Mac-Naghten, aber ohne Erfolg. Dann erhielt Lawrence den Befehl, nach der Bitabelle zu reiten und dem Sondja vom Geschehenen Mittheilung zu machen. Auf alle noch so dringenden Vorstellungen erfolgte die Antwort: „Es mag Gefahr im Anzuge sein, aber ich muß es riskiren. Lieber möchte ich zehnmal den Tod erleiden, als noch einmal sechs Wochen wie die verfloffenen durchmachen.“ Er hatte den General Elphinstone gebeten, zwei

Regimenter für einen Ausfall bereit zu halten, aber als er aus dem Lager zog, waren noch keine Anstalten getroffen. „So ist's“, sagte er achselzuckend, „seit Anfang der Belagerung gewesen.“ Etwas vom Lager entfernt ließ er die kleine Bedeckungsmannschaft halten und ritt dann mit seinen drei Offizieren dem Sirdar und Amenoulah Khan mit seiner Umgebung entgegen. Nach den gewöhnlichen Begrüßungszeremonien bot der Engländer dem Sirdar ein prächtiges Reitpferd zum Geschenk an, desgleichen ein Paar Pistolen, die ebenso bereitwillig angenommen wurden, wie die noch Abends zuvor übersandten Pferde und Kutsche. Man ließ sich auf einigen auf dem Boden ausgebreiteten Pferdedecken nieder, Sir William Mac-Naghten neben dem Sirdar, Trevor und Mackenzie hinter ihm. Mohamed Akbar wendet sich mit der Frage an den Botschafter, ob er noch gewillt sei, sämtliche Punkte des Vertrages auszuführen. In demselben Augenblicke, als Sir William dies bejahte, gewahren die Engländer, wie ein Trupp bis an die Zähne bewaffneter Afghanen auf sie zureitet und sie vollständig umzingelt. Akbar, die Bestürzung in den Zügen der Engländer lesend, sagt in beschwichtigendem Tone: „Diese sind ebenfalls in unsern Plan eingeweiht.“ Dann aber gibt er auch sofort das Signal zum Angriffe. „Ich wandte mich um“, erzählt Mackenzie, „und sah, wie der Sirdar mit einem wahrhaft teuflischen Ausdruck im Gesichte Sir William am linken Arme, ein Anderer ihn am rechten packte. So warfen sie den Unglücklichen nieder;“ — Lawrence erzählt: „Plötzlich wurde ich festgehalten, der Pistolen und des Degens beraubt und von Mohamed Sbah Khan mit den Worten fortgezogen: „Wenn Euch das Leben lieb ist, so folgt mir.“ Als ich mich umwandte, erblickte ich Mac-Naghten auf dem Boden liegend, und zwar mit dem Kopfe da, wo vorher die Füße waren, die Hände von Akbar festgehalten, und mit von Furcht und Entsetzen entstelltem Antlitz.“ Akbar beabsichtigte wohl eigentlich den Botschafter nur als Geißel zu behalten; es scheint aber, daß derselbe verzweifelter Widerstand leistete, nach kurzem Ringen zog der Sirdar die Pistole und schoß ihn durch die Brust. Die Leiche wurde sofort in Stücke gehauen, der Kopf im Triumph durch die Straßen von Cabul getragen, die übrigen blutigen Reste auf dem Marktplatz zur Schau ausgelegt. In den nun folgenden Auftritten furchtbarer Aufregung ließen dennoch die afghanischen Führer politische Rücksichten nicht ganz aus dem Auge und blieben sich dessen wohl bewußt, daß die englische Regierung mächtig genug sei, schwere Rache zu nehmen. Und so thaten sie in der That Alles, was in ihren Kräften stand, um die Gefangenen gegen die Wuth der Menge zu schützen, ja Einzelne warfen sich sogar mit Lebensgefahr dem entfesselten Pöbel entgegen und empfingen die den Engländern zugebachten Wunden. Trevor stürzte vom Pferde und wurde erbarmungslos niedergemacht, sein Leichnam durch die

Straßen geschleift. Mackenzie jagte mit einem der Häuptlinge im Galopp nach einem der Forts, während ihnen die Kugeln um die Ohren pfliffen, und unter dem Wuthgeheul der nachsetzenden Afghanen. Als sie blutend und auf den Tod ermattet mit knapper Noth das Fort erreichten, fanden sie Lawrence ebendasselbst in Sicherheit, aber nach dem rasenden Ritt, nach der entsetzlichen Aufregung und aus mehreren Wunden blutend, eher todt als lebendig. Die afghanischen Häuptlinge fanden sich allmählig ebenfalls dort ein. Mohamed Akbar versuchte die Engländer glauben zu machen, Sir William und der Hauptmann wären in Sicherheit, aber im selben Augenblicke wurde die blutige und verstümmelte Hand des Botschafters zum Fenster herein gereicht. Da übrigens wiederholte Angriffe auf das Fort statt fanden, wurden die englischen Offiziere noch in der nämlichen Nacht nach der Stadt geschafft und im Hause des Sirdars in Sicherheit gebracht. Ebendasselbst befand sich auch der Hauptmann Skinner, der den verhängnißvollen Vorschlag überbracht hatte. Die Behandlung der Offiziere war eine ziemlich anständige und humane. Bald suchten denn auch die Afghanen die Unterhandlungen wieder aufzunehmen. Lawrence erhielt zunächst eine Wohnung bei Amenoulah Khan angewiesen und wurde dann am 29. Dezember unter Bedeckung in's Lager zurückgeschickt. Bereits am folgenden Morgen erfuhren Mackenzie und Skinner, daß Major Pottinger wieder unterhandle, und nun erhielten sie auch Erlaubniß, in afghanischer Tracht, um möglichst wenig Aufsehen zu erregen, zu den Ihrigen zu stoßen.

Völlig unbegreiflich erscheint das Verhalten der Engländer im Lager während der erzählten Vorgänge. Während der Vertreter ihrer Nation gleichsam vor ihren Augen wie ein Hund todtgeschlagen wurde, rührte sich kein Arm, fiel kein Schuß! „Kein englischer Soldat“, ruft Eyre in gerechtem Zorne aus, „ward sichtbar, als unser Botschafter, auf Büchschenschußweite von uns, abgeschlachtet wurde; ja es machte nicht nur Niemand Anstalt, die Freveltthat zu rächen, sondern man ließ auch noch den Leichnam des Unglücklichen ruhig in den Händen der Barbaren, der Wuth der Soldateska und des Pöbels ausgelegt!“

Den ganzen Tag über war man über das Schicksal Mac-Naghten's in Besorgniß gewesen, und namentlich schwebte seine Gattin in schrecklichen Aengsten. Erst am Abend brachte ein Brief des Hauptmanns Conolly die Schreckenskunde. Nun übernahm Pottinger an Sir William's Stelle das Amt der diplomatischen Vermittelung, und kaum war er in Funktion getreten, so trafen die neuen Vorschläge der Afghanen ein. Dieselben forderten Auslieferung des gesammten schweren Geschützes, mit Ausnahme von sechs Kanonen, und vier verheiratheter Männer mit ihren Familien als Geiseln. Alle kostbarere, nicht unentbehrliche

Habe sollte zurückgelassen werden. „Es war am Weihnachtsabend“, erzählt Eyre, „und wohl niemals war für englische Soldaten fern von der Heimath ein sorgen- und leidvollerer Tag erschienen, auch hatten nur Wenige unter uns Seelenruhe und Muth genug, sich ein merry Christmas zu wünschen.“ Major Pottinger setzte nicht das geringste Vertrauen auf das Wort der Afghanen und wollte sich schlechterdings auf nichts einlassen, aber er wurde im Kriegsrathe überstimmt. Elphinstone ließ dann im Lager durch Anschlag bekannt machen, daß denen, welche sich freiwillig als Geiseln stellten, 2000 Rupien als monatlicher Bezug zugesichert würden. Da aber die Offiziere einmüthig erklärten, daß sie ihre Frauen eher tödten als den Barbaren ausliefern würden, ging die Antwort zurück, daß die Auslieferung von Frauen und Kindern als Geiseln gegen den Kriegsgebrauch sei. Trotzdem kam eine Vereinbarung zu Stande; der Abmarsch jedoch wurde unter immer neuen Vorwänden hinausgeschoben. Alle Anzeichen deuteten darauf hin, daß Verrath gesponnen wurde. Der Schah Soudja selbst ließ es nicht an Warnungen fehlen und ersuchte unter Anderm die Lady Mac-Nagthen, sich unter seinen Schutz in die Zitadelle zu begeben. Auch dieses Anerbieten wurde zurückgewiesen. Endlich schlug die Stunde zum Aufbruche. — Die Schilderung der furchtbaren Leiden und Heimsuchungen des kleinen britischen Heeres auf diesem jammervollen Rückzuge erinnert, sowohl was die allgemeine Situation betrifft, wie auch in zahlreichen einzelnen Vorgängen an das elende Schicksal der großen Armee im russischen Feldzuge, und wenn sich auch die Ereignisse in einem engeren Rahmen bewegten und von geringerer weltgeschichtlicher Bedeutung waren, so mag doch im Hinblick auf das Maß der vom Einzelnen ertragenen Leiden und Entbehrungen im Kampfe mit den Feinden und den Elementen der Vergleich als zutreffend erscheinen.

Siebzehntausend Männer, Frauen und Kinder zogen am 6. Januar aus dem englischen Lager fort, und am 13., eine Woche später, waren davon noch am Leben einige wenige Gefangene, alle Uebrigen waren Leichen!

Unter diesen 17,000 Menschen, die sich in die Schluchten und Engpässe des Hochgebirges hineinwagten, waren nicht mehr als 4500 Kombattanten und darunter die indischen Eingeborenen. Die ganze übrige Masse bestand aus dem Troste der Diener der Offiziere und der Mannschaften. Dieser für militärische Zwecke völlig unbrauchbare Haufe, zu dem sich noch die große Anzahl von Frauen und Kindern gesellte, muß als eine der Hauptsachen der schreckhaft schnellen und vollständigen Aufreibung des britischen Heeres angesehen werden, da er die heilloseste Verwirrung hervorrief und die Ausführung der zur Aufrechterhaltung der Subordination ertheilten Befehle und überhaupt einen einigermaßen geordneten Rückzug zur Unmöglichkeit machte. Die Frau des

Hauptmanns Trevor hatte ihre sieben Kinder nebst entsprechender indischer Dienerschaft bei sich und sah ihrer Entbindung binnen Kurzem entgegen. Und dieser Fall stand nicht vereinzelt da.

Als sich der Zug am 6. Januar 1842 in Bewegung setzte, wurde ein Theil des Lagerwalles eingerissen, um für die Mannschaften, den Troß und die zweitausend Kameele, die das nothwendigste Gepäck trugen, den erforderlichen Raum zu schaffen. Die 2000 Afghanen, welche vertragsmäßig dem Heere das Geleite geben sollten, waren nirgends zu sehen. Dagegen stürzten sich die Eingeborenen massenweise auf der entgegengesetzten Seite in das Lager und begannen die Plünderung; überhaupt umschwärmten die Afghanen von nun an den Zug der Flüchtlinge gleich wilden Thieren auf dem ganzen Marsche.

Der erste Tag ging zur Neige, als die letzten Engländer das Lager verließen; dann zündeten die Afghanen alles nicht Transportirbare an und vernichteten dabei thörichterweise auch einen vollständigen Artilleriepark, den Elphinstone in brauchbarem Zustande, ohne die Geschütze vorher haben vernageln zu lassen, ausgeliefert hatte. Schon am ersten Tage blieben die Leute zu Duzenden im Schnee liegen; namentlich waren es die indischen Soldaten, die sich in völliger Muthlosigkeit und vom Froste erstarrt zu Boden warfen und den Tod erwarteten. Gleich in der folgenden Nacht kamen eine große Anzahl um, und am folgenden Tage war die Hälfte kampfunfähig; die Meisten schlossen sich dem Troße an, erschwerten auch dort die freie Bewegung und trugen dazu bei, die allgemeine Verwirrung vollständig zu machen. Als ein sehr empfindliches Hinderniß wirkte auch der unter den Hufen der Pferde, Esel und Kameele sich festsetzende und gefrierende Schnee.

Um diese Zeit erschien Mohamed Akbar wieder auf dem Schauplatze, und die Engländer hatten von nun an außer den Schrecknissen der Natur noch einen rachehnaubenden und unbarmherzigen Feind zu bekämpfen. Jedoch darf nicht unerwähnt bleiben, daß Akbar selbst bei verschiedenen Gelegenheiten Anwandlungen von Großmuth gehabt zu haben scheint, und daß es seine Absicht gewesen sein mag, nicht das gesammte britische Heer aufzureiben, sondern wenigstens die Offiziere, Frauen und Kinder als Geiseln zu behalten. Außerdem hatte er über die unverföhnlichen Ghilziz nur geringe Macht, wenigstens schützte er später vor, daß er nicht im Stande gewesen sei, das Ungeßüm derselben zu zügeln. So wurden von allen eingebrachten Gefangenen nur die Offiziere und Frauen verschont, alle Uebrigen niedergemacht.

Als die ersten Schüsse der Afghanen gefallen waren, ließ sich der Hauptmann Skinner zu dem betreffenden Ghilzishauptling führen und erfuhr von ihm, daß er Befehl habe, die Engländer bis in's Gebirge zu begleiten und die Stellung von sechs Geiseln für das von General Sale besetzt gehaltene

Jellabad zu erwirken. Erst nachdem auch diese Forderung erfüllt war, ließ das Feuer nach. Dann brach die zweite Nacht herein, in welcher Hunger, Kälte und gänzliche Ermattung wieder zahlreiche Opfer wegrafften. Am achten Januar lagen, obwohl in den zweimal vierundzwanzig Stunden nicht mehr als etwa zehn englische Meilen zurückgelegt waren, bereits einige Tausend Leichen im Engpasse und auf den schneebedeckten Feldern! Schon früh am Morgen eröffneten die Afghanen wieder ihr Gewehrfeuer, und die Avantgarde mußte, um sich Bahn zu brechen, mit gefälltem Bajonnet vorgehen. Zum zweiten Male unterhandelte Stinner mit Mohamed-Albar und konnte die Einstellung der Feindseligkeiten nur gegen die Zusage erreichen, die Hauptleute Lawrence und Mackenzie anzuliefern, die sich denn auch ohne Verzug stellten. „Noch einmal setzten sich Menschen und Thiere in Bewegung. Aber wer beschreibt die schauerhafte Wirkung, welche das Vivouakiren auf Eis und Schnee in zwei aufeinanderfolgenden Nächten hervorgebracht hatte! Der Frost hatte Hände und Füße der stärksten Männer dermaßen mitgenommen, daß sie für den Waffendienst völlig unbrauchbar waren. Sogar die weniger exponirte Kavallerie hatte so entsetzlich zu leiden, daß nur Wenige ohne Beistand aufsitzen konnten. Es waren schwerlich mehr als einige Hundert Kampffähige übrig. Und nun die trostlose, unvermeidliche Nothwendigkeit, mit dieser völlig aufgelösten, zusammenhangslosen Masse den Versuch zu machen, sich unter den feindlichen Kanonen durch den Engpaß durchzuschlagen! Nie in meinem Leben werde ich die Erinnerung an den herzerreißenden Anblick los werden, den dieser wirre Knäuel von lebenden Geschöpfen bot, die nach wenigen Stunden die Erde mit ihren Leichen bedecken sollten. Der verhängnißvolle Engpaß dehnt sich von einem Ende zum anderen etwa fünf englische Meilen aus und wird auf beiden Seiten von steilen und scharfkantigen Felswänden eingeschlossen, über die das Sonnenlicht nur wenige Stunden hinwegscheint. Einen Bergstrom, der mit ungeheurer Gewalt herabstößt und nie zufriert, hatten wir nicht weniger als achtundzwanzigmal zu überschreiten! Und je weiter wir vorwärts rückten, desto enger wurde die Schlucht, während bereits hoch oben auf den Felsen die Ghilziz sichtbar wurden. Nicht lange befanden wir uns innerhalb der Höhen, als die Afghanen auf die Vorhut, unter deren Schutze sich auch die Frauen befanden, zu schießen anfangen. In diesem kritischen Momente legten unsere englischen Frauen ein seltenes Zeugniß von Geistesgegenwart und Entschlossenheit ab. Da die einzige Aussicht auf Rettung vor uns lag, so sprengten sie in gestrecktem Galopp mitten durch den feindlichen Kugelregen dem Zuge voraus und gelangten wirklich unverfehrt aus dem Engpasse heraus. Zur Stener der Wahrheit darf allerdings nicht verschwiegen werden, daß die Leute Albar's die energichsten Anstrengungen machten, die Ghilziz zum Ein-

Gränzboten IV. 1878.

stellen des Feuers zu bringen, aber vergebens. Es folgte ein fürchterlicher Austritt, indem die Geschosse mitten in die dichteste Menge gerichtet wurden. In einer aller Beschreibung spottenden Verwirrung stürzten die von Angst und Verzweiflung Ergriffenen, Europäer und Indier, in toller Flucht vorwärts und ließen Alles, Geschütz, Munition, Gepäck, ja auch die noch nicht vorausgeeilten Frauen und Kinder im Stiche, indem jeder Einzelne nur auf seine eigene persönliche Rettung bedacht war. Dennoch fehlte es bei diesem Zustande allgemeiner Auflösung nicht an einzelnen Zügen von Selbstbeherrschung und Besonnenheit. Der tödtlich verwundete Lieutenant Sturt war niedergestürzt und lag hilflos am Boden, als Lieutenant Mein seiner ansichtig wurde, sofort umkehrte, den Kameraden auf ein kleines Pferd hob und, während die Kugeln rings um ihn einschlugen, nach dem Lager zurückführte, wo Sturt am folgenden Morgen verschied. Er war der einzige Brit, dem ein christliches Begräbniß zu Theil ward.

Straußenzucht und Straußensfedern.

Die Frage nach der Herkunft unserer Hausthiere ist meist noch eine ungelöste. Woher das Pferd eigentlich stammt, ob etwa aus Innerasien, ist noch nicht mit Sicherheit dargethan worden. Was das Rind betrifft, so hat kürzlich der verstorbene Professor von Franzius zu beweisen gesucht, daß wir seine Züchtung den Negern Afrika's zu verdanken haben, und daß diese, die wir so sehr über die Achsel anblicken, uns mit einer der größten Wohlthaten beschenkten. Fast alle unsere Hausthiere kommen schon auf den ägyptischen und assyrischen Monumenten vor oder ihre Reste werden in den Pfahlbauten und Hünengräbern gefunden.

In historischer Zeit sind nur sehr wenige Thiere domestizirt worden, so daß wir in dieser Beziehung von der Kunst der Vorfahren zehren. Bekannt ist, daß der Truthahn, ein Amerikaner, erst seit kurzer Zeit zu unseren Hausthieren gehört, und jetzt stellt sich ihm ein anderer sehr nützlicher Vogel als Hausthier an die Seite, nämlich der Strauß.

Wie leicht der Strauß zu zähmen ist, dafür finden wir ein Beispiel in Eduard Mohr's südafrikanischen Reisen. Ihm wurden acht junge Strauße übergeben, die erst vor sechs Tagen aus dem Ei gekrochen waren. Sie sahen komisch genug aus, etwa wie Igel, die auf langen Hühnerbeinen stehen, versehen mit einem schlanken, dünnen, gefleckten Miniaturgiraffenhals. „Die

Kaffern hatten bald aus Zweigen ein großes Bauer hergestellt, es wurde hinten querüber im Wagen plazirt und die possirlichen in kurzer Zeit schon zahmen und zutrunklichen Thierchen hineingethan, die nun so mit uns reisten. Kamen wir an einen Halteplatz, so wurden sie herausgenommen, und dann weideten sie friedlich und ohne Scheu um den Wagen herum; ihre Nahrung bestand in den jungen zarten Grassprossen. Wenn ganz jung eingefangen, wird der Strauß, namentlich wenn man immer in seiner Gesellschaft bleibt, ganz un- gemein zahm. Es ist dies um so auffallender, weil ein nur wenige Wochen alter, in der Wildniß angewachsener Vogel eins der scheuesten und vorsichtigsten Geschöpfe ist. Wie Robinson auf seiner einsamen Insel Juan Fernandez mit einer Ziege Freundschaft schloß, so schloß ich mich hier an meine Strauße an. Bald unterschieden sie mich von den Kaffern, und machte ich Spaziergänge, so liefen sie wie Hausthiere hinterdrein. Kaum vier Wochen alt, war ihr Lauf schon ein so rascher, daß keiner meiner Leute sie erhaschen konnte. Im Stand- lager blieben sie mitunter den ganzen Tag über fort, kamen aber regelmäßig, wie die Ochsen und Ziegen, in deren Gesellschaft sie weideten, Abends zu den Zelten zurück. Ihre Treue belohnte ich dann, indem ich einen Löffel voll groben Salzes für sie austrente, das sie begierig auspickten. Später, als sie mehr und mehr heranwuchsen und ihre Formen riesige Verhältnisse annahmen, hielt die Kapazität ihrer Verdauungsorgane gleichen Schritt mit der Entwick- lung ihrer Leiber. Sie verschluckten jetzt mit den Knochen daran ganze Kote- letten, Mais, gekochtes Büffelsteisch, Ziegenrippen, ja einmal sogar ein Taschen- messer mit drei Klingen daran, ohne den geringsten Nachtheil davon zu spüren. Um kurz zu sein, führe ich nur noch an, daß ich mit vier von diesen Vögeln später über eine Entfernung von mindestens 340 deutschen Meilen gewandert bin. Bei uns im Lager groß geworden, waren sie an Gewehrfener gewöhnt wie alte Grenadiere; sah ich sie auf meinen Jagdzügen im Busche herumlaufen, so brauchte ich nur zu schießen, wenn ich sie neben mir haben wollte, sie liefen dann sofort wie auf einen Lockruf herbei.“

Mehr Beweise bedarf es nicht, um zu zeigen, wie außerordentlich leicht Sträuße zähmbar sind. Es bestätigen dies überdem unsere zoologischen Gärten und die vielen im Jardin d'acclimatation zu Paris angestellten Versuche. Der Strauß kann also in zusagendem Klima und zusagender Umgebung heerden- weise wie die Schafe gezüchtet und zum völligen Hausthiere des Menschen gemacht werden.

Eine naturwissenschaftliche Beschreibung des Straußeß wäre hier nicht am Platze, doch wollen wir, da der Vogel für uns jetzt eine so große Wichtig- keit erlangt hat, noch wenigens Wissenswerthe hierhersehen, wobei wir dem besten Kenner des Thieres, dem Schweden Andersson folgen, der ihm in seinen

„Reisen in Südwest-Afrika“ große Aufmerksamkeit widmet. Das Männchen ist wesentlich schwarz, das Weibchen graubraun; bei beiden Geschlechtern sind die großen Schwung- und Schwanzfedern, welche allein werthvoll für den Handel sind, von rein weißer Farbe. Der ausgewachsene Strauß ist sieben bis acht Fuß, und man kennt Exemplare von neun Fuß Höhe; das Gewicht beträgt bei ausgewachsenen Exemplaren zwischen zwei und drei Zentnern. Die Stärke des Vogels ist ganz unglaublich. Ein einziger Schlag mit dem riesengroßen Fuß des Straußes — er schlägt stets nach vorne aus — reicht zu, den Betroffenen umzuwerfen, tödtet selbst Panther, Hunde oder Schakale. Auch die Schnelligkeit des Straußes ist eine ganz ungeheure, wenn er auch nie zum Transportthier benutzt werden wird, wie es aus Spielerei im Pariser Jardin geschieht. „Zu der Zeit, wenn er hoch fährt, erhöht er sich und verachtet beide, Ross und Mann“, heißt es schon in der Bibel. In einzelnen Fällen ist die Schnelligkeit wahrhaftig bewundernswürdig, „er läuft“, schreibt Andersson, „eine englische Meile in einer halben Minute.“ Das wäre allerdings mehr als ein Eisenbahnzug vermag. Die Füße scheinen kaum den Boden zu berühren, und jeder Schritt ist 12 bis 14 Fuß weit. In der Wildheit lebt der Strauß von Samenkörnern, Schößlingen und Knospen. In den zoologischen Gärten gibt man ihm ein Gemisch von Hafer, Korn, Hackel und Kohl, und ähnlich ist seine Nahrung in den „Straußenfarmen“ Südafrika's.

Daß die Eier, von denen 30 bis 40 in den Sand gelegt werden, eine schmackhafte Kost abgeben, ist bekannt, und Direktor Bodinus hat bei feierlichen Gelegenheiten schon wiederholt im Berliner zoologischen Garten Straußeneierkuchen vorsehen lassen. Obwohl man in unseren Tagen wenig oder keinen Werth auf den Strauß als animalische Kost legt, scheinen doch die alten Römer, welche ja große Gastronomen waren, ganz anderer Meinung in dieser Beziehung gewesen zu sein. Vopiscus erzählt, daß der Kaiser Firmus Straußengehirn als Leckerbissen verzehrte, und das Rezept zu einer Straußensauce gibt der Schlemmer Apicius an. Das Fleisch der jungen Strauße ist nicht unschmackhaft; aber das der ausgewachsenen Vögel schmeckt, nach dem Zeugnisse von Andersson, nicht gut und läßt sich mit Zebrafleisch vergleichen. Das Mosaische Gesetz erklärt den Strauß für ein unreines Thier, und folglich durften die Juden Straußenfleisch nicht essen, was heute noch die Araber befolgen. Schon die alten Ägypter schätzten die Eier und Federn der Strauße sehr hoch; sie machten selbst einen Theil des Tributes aus, den die unterjochten afrikanischen Völker zahlen mußten, und die Federn mögen ebensowohl zum Schmuck, wie zu religiösen Zwecken verwendet worden sein. Die Straußenefeder war bei ihnen ein Symbol der Göttin der Wahrheit und Gerechtigkeit. Sie gehörte auch zum Hauptornament der Isis und wurde von Soldaten und Priestern bei reli-

giösen Festlichkeiten getragen. Die Damaru und Betschwanen in Südafrika machen aus den schwarzen Straußenfedern schöne Sonnenschirme, welche als Zeichen der Trauer getragen werden. „Es nimmt sich nicht schlecht aus,“ sagt der englische Nimrod Harris, „einen Wilden zu sehen, dessen Haut, noch gröber als die eines Rhinoceros, und die rücksichtlich der Farbe mit einem frischgewicksten Stiefel wetteifern kann, der sich durch einen solchen Sonnenschirm zu schützen sucht.“ Wir wollen hier daran erinnern, daß Straußenfederwedel auch zum Brunkstaate des Papstes gehören; sie werden ihm bei feierlichen Gelegenheiten und wenn er den Segen in St. Peter spendet, nachgetragen. Früher hielt man in den Gärten des Vatikans eigene Strauße, von denen diese Federn genommen wurden.

Bisher war das Gewinnen der Straußenfedern immer mit der Vernichtung der Strauße verknüpft, zu Fuß und zu Pferd wurde er gejagt, man lauerte ihm am Neste auf oder fing ihn in Schlingen. Jetzt ist er am Kap der guten Hoffnung und auch in Algerien ein Hausvogel geworden, von dem man Federn erntet, wie bei uns von den Hühnern die Eier. Auskunft darüber gibt ein im verflossenen Jahre in London erschienenes Werk von Mosenthal und Harting: *Ostrich and Ostrichfarming*. Wir entnehmen demselben, daß im Jahre 1863 erst 80 zahme Strauße in der Kapkolonie gehalten wurden, daß deren Zahl jetzt aber auf 32,000 gestiegen ist, und daß sie sehr reichen Gewinn abwerfen. Die natürliche Heimath der Vögel ist die weite Karru, die südafrikanische Steppe und ähnliche freie, baumlose, aber eingehegte Ebenen werden auch zu ihrer Zucht verwendet. Sie müssen gutes Gras und Wasser dort finden, man streut Salz, Alkalien und phosphorsaure Salze aus, die sie zu ihrer Gesundheit unbedingt nöthig haben. Alle acht Monate werden die Federn geerntet. Da das Ausziehen dem Vogel Schmerzen verursacht, so schneidet man mit einer scharfen Scheere die Federn ziemlich nahe über der Haut ab. Im Durchschnitt liefert jeder erwachsene Strauß jährlich für acht Pfund Sterling (= 160 Mark) Federn. Manche dieser Straußenfarmen sind sehr groß, so z. B. die eines gewissen Douglas in Hilton bei Grahamtown, welche ein Areal von 6000 englischen Acre hat, worauf er 150 Strauße hält. Douglas ist auch der Erfinder der künstlichen Inkubatoren oder Brutapparate für die Straußen, die deshalb sehr wichtig sind, weil dadurch die Federn der Alten geschont werden. Gerade zur Brutzeit sind die Schwanz- und Flügel Federn am schönsten entwickelt, werden aber durch das Brutgeschäft leicht unscheinbar. Nachdem nun die Straußenzucht im Kaplande geglückt ist und reichen Ertrag abwirft, beginnt man, dieselbe auch anderwärts einzuführen, so bei Melbourne in Australien, ja es ist nicht ausgeschlossen, daß dieselbe an geeigneten Orten

in Europa Platz greife, denn keineswegs ist der Strauß an ein heißes Klima gebunden. Nur nassen Boden kann er nicht vertragen.

Die Wichtigkeit der Straußenzucht erhellt aber erst, wenn wir den Handel der mit Straußenfedern betrieben wird, zu würdigen suchen. Seit Alters her sind sie, wie wir oben gesehen, geschätzt und alle übrigen Schmuckfedern kommen ihnen in Bezug auf Eleganz und Beliebtheit nicht gleich. Die Federn, die auf unsern Markt kommen, meistens über London, sind in Bezug auf ihre Güte sehr verschieden. Immer noch sind jene die Besseren, die von wilden, gejagten Straußen stammen. In der freien Natur entwickelt sich das Thier eben besser als in der Gefangenschaft. Am höchsten geschätzt sind jene, die über Aleppo in Syrien nach Marseille gelangen und die fast alle in Paris bleiben. Doch ist die Zahl der syrischen und arabischen Strauße eine sehr geringe und nicht mit der Massenhaftigkeit des afrikanischen Produktes zu vergleichen. Es folgen dann in Bezug auf Qualität die berberinischen Federn. Tripolis, Beeghafi und Algier sind die Hauptausfuhrhäfen für dieses Produkt, das mit Kameelkarawanen aus dem Sudan, aus Timbaktu, Bornu, Wadai u. s. w. kommt. Tripolis allein exportirt jährlich für 2 Millionen Mark.

Die in Rubien, Kordofan, Sennar, kurz in den oberen Niländern gewonnenen Federn gelangen nach Kairo. Ihre Quantität ist sehr bedeutend, denn der Straußenfederexport von Kairo hat durchschnittlich einen Jahreswerth von 250,000 Pfund Sterling (= 5 Millionen Mark). Sie werden nach dem Gewichte in Bündel sortirt verkauft, doch muß der Käufer sich versehen, da die Orientalen das Gewicht künstlich zu erhöhen wissen. Der schlaue Chinese stopft die Hühner, die er nach dem Gewichte verkauft, voll Sand und Steinchen, und so macht es der Rubier, der kleine Bleistücke in die Straußenfederkerle einschleibt. Auch aus Marokko und vom Senegal kommen Straußenfedern in den Handel, doch in untergeordneter Menge.

Die Hauptmenge liefert Südafrika, und hier ist nicht die Kapstadt, sondern Port Elisabeth der Hauptausfuhrhafen. Die Ausfuhr im Jahre 1858, als nur Federn von wilden Straußen exportirt wurden, betragen 13,200 Pfund Sterling. Nachdem die rationelle Straußenzucht aufgekommen war, stieg der Werth der Ausfuhr 1874 auf 209,000 Pfund Sterling. Bei der Wichtigkeit, welche dieser neue Zweig der Thierzucht erlangt hat, beschäftigen sich schon besondere Geseze im Kaplande mit demselben. So ist auf die Erlegung eines fremden zahmen Vogels die bedeutende Straffsumme von 50 Pfund Sterling gesetzt; wenn jedoch ein entflohener Vogel durch 30 Tage nicht wieder aufgebracht werden kann, so wird er für „wild“ erklärt und gehört nach dieser Zeit demjenigen, der ihn fängt oder erlegt. Federn von zahmen und wilden Straußen vermögen die Händler leicht zu unterscheiden. Die Pose des zahmen Vogels

ist weicher, das nährende Gerüst derselben mit einer dunkeln blutigen Feuchtig-
keit erfüllt. Der Glanz der oberen Spulendecken ist matter, die ganze Feder
borstiger und, obgleich gewöhnlich reiner und weniger beschädigt, so fehlt ihr
doch die Weichheit, Fülle und Grazie der wilden Feder, welche aus der
Karru, aus der Kalahari-Wüste oder dem Orampo-Lande kommt. Der Ge-
sammtwerth der brauchbaren Federn eines Straußes übersteigt selten 16 Pfund
Sterling, da davon nur vier bis sechs Loth feine weiße Federn sind.

Der Werth der Straußenfedern wechselt begreiflicherweise je nach Güte und
Farbe. Feinste weiße Federn, wovon ein Pfund 70 bis 80 Stück enthält, werden
für 32 bis 50 Pfund Sterling verkauft; lange, schwarze und graue für nur 2
bis 5 Pfund Sterling pro Pfund. Die schönsten Exemplare, wie sie nur ganz
reiche Damen erschwingen können, werden 25 Zoll lang und 9 Zoll breit.

Nicht ganz reine Federn werden mit Seife gewaschen. Von großer Wich-
tigkeit ist der 1871 von Biol, Deslot und Roegel in Paris erfundene Prozeß,
schwarze und grüne Federn zu entfärben; sie werden dann grangelb und
können nun grau, blau, rosa gefärbt werden, was bisher nur mit weißen
Federn geschah. Man erkennt die ursprünglichen schwarzen, nun gefärbten
Federn jedoch an dem dunkel gebliebenen Kiel, den zu entfärben noch nicht
gelingen ist.

Tom Preussischen Landtag.

In den zwölf Tagen, welche der Landtag zur dritten und letzten Session
versammelt ist, trat der Unterschied der jetzigen Lage von derjenigen am Schlusse
der vorigen Session bereits mehrfach recht auffällig hervor. Während damals
die sogenannte innere Krisis, welche sich schon vom Beginne der vorigen Session
(21. Oktober v. J.) an fortbauernnd unangenehm fühlbar gemacht hatte, schließ-
lich die Arbeitslust der Abgeordneten fast gänzlich lähmte, macht sich jetzt im
Gegentheil eine große Schaffenslust bemerklich. Wenn auch die Regierung in
der Eröffnungsrede vom 19. November in manchen Punkten ihre Stellung
noch nicht umfassend angegeben hat, so sieht und fühlt man doch, daß nach dem
in der Zwischenzeit erfolgten Wechsel im Vorstande dreier Ministerien die
frühere bedauerliche Unklarheit der Regierung gewichen ist und die offensichtlich
in fast allen Ressorts herrschenden umfangreichen gesetzgeberischen Arbeiten
haben von vornherein eine entsprechende Arbeitsrendigkeit in allen Parteien
hervorgerufen. Hiermit ist für die ganze Session von vornherein viel ge-

wonnen; die gewohnten Drescher von leerem Stroh sind wenigstens für den Anfang in den Hintergrund gewiesen. Auf wie lange, das ist freilich eine andere Frage. Selten ist einer preussischen Landesvertretung vom Beginne an ein solch reiches Füllhorn von Vorlagen ausgegossen worden als diesmal. Aber auch unter Hinzurechnung der in der Eröffnungsrede angekündigten weiteren Vorlagen wird sich, leicht erkennbar, das ganze Pensum in der durch das Bevorstehen der nächsten Reichstags-session verhältnißmäßig kurz bemessenen Frist erledigen lassen, wenn nur die übergroße Redelust, welche beim Mangel der Diätenlosigkeit bisher im Abgeordnetenhause nicht zu zügeln war, eingedämmt würde und das Centrum sich überwinden könnte, die Kulturkampffragen höchstens da hineinzuziehen, wo es paßt.

Natürlich, daß beide Häuser sich zunächst daran begaben, die unbedeutenderen der vorläufig 27 Vorlagen zu erledigen und andere der nothwendigen Kommissionsberatung zuzuweisen. Letzteres geschah bis jetzt ohne großen Zeitaufwand bei der Generaldebatte. Unter ersteren befindet sich ein Gesetzesentwurf wegen Aenderung eines Punktes des Ausführungsgesetzes zum Bundesgesetz über den Unterstüßungswohnsitz. Es handelt sich einfach um die Bestimmung der Behörden, aus deren Mitgliedern der richterliche und der Verwaltungsbeamte für die Deputation für das Heimathwesen genommen werden sollen. Da ist nun, im Widerspruche mit der Regierung und im Interesse der Selbstverwaltung, auf Anregung von Fortschrittlern vom Abgeordnetenhause die Bestimmung gestrichen, daß der Verwaltungsbeamte unter Anderen aus den Mitgliedern des Berliner Polizeipräsidiums solle genommen werden können. Man sieht: die Tendenz einer strengen Festhaltung der Selbstverwaltung herrscht noch ungeschwächt vor. Ob dies nach den Neuwahlen im nächsten Sommer noch in gleichem Maße der Fall sein wird, steht dahin. Der wichtigen Frage der Verwaltungsreform ist das Haus bis jetzt noch nicht näher getreten, während dieselbe in voriger Session Alles zu beherrschen schien. Es ist immerhin ein Zeichen eines gewissen Vertrauens, daß man sich vorerst mit der die Stellung des neuen Ministers des Innern, Grafen B. v. Eulenburg, betreffenden allgemeinen Andeutung der Eröffnungsrede begnügt, wonach die Fortführung dieser Reform seither nur durch Aufgaben von unmittelbarer Dringlichkeit aufgeschoben sei. Es zeigt sich dieses Vertrauen auf den konservativen und im Uebrigen programmlos in's Amt getretenen Minister größer als die Zuversicht, welche man in den großen, am 26. und 27. Oktober vorigen Jahres über die innere Krisis stattgehabten Debatten des Abgeordnetenhauses auf das Programm und die Zusicherungen des damaligen interimistischen Ministers des Innern, des der Mehrheit weit näher stehenden Friedenthal, glaubte setzen zu

können. Soviel mehr Beruhigung scheint schon die bloße definitive Umgestaltung des Staatsministeriums bewirkt zu haben.

Ein anderer Entwurf jener Art würde kaum der Erwähnung verdienen, wenn sich nicht ein Zwischenfall daran knüpfte. Die neue Justizorganisation verlangt bekanntlich den Abschluß von Verträgen mit deutschen Nachbarstaaten über die Bildung gemeinschaftlicher Gerichtsbezirke. Demgemäß ist zuvor die Nebewendung der Verfassung zu ändern, wonach der König die Richter ernennt. Es ist das eine rein formelle Sache, die sich ganz von selbst versteht. Wenn nun am 21. November im Herrenhause der famose Herr Seufft v. Pilsach aus dem Wortlaute der eidlichen Versicherung des vorigen Königs, die Verfassung fest und unverbrüchlich zu halten, abzuleiten suchte, daß diese „nicht so leicht“ geändert werden dürfe, so geht das eigentlich über das Komische hinaus, das sich sonst seit Jahrzehnten an die parlamentarische Atmosphäre dieses Pairs zu heften pflegt. Vielleicht haben wir hier den Ausdruck der Stimmung der reichsfeindlichen Pairskoterie vor uns, welche eine der wesentlichsten Errungenschaften des Reichs glaubt ignoriren zu können. Man weiß nicht recht, ob man den Durchfall des gut deutsch gesinnten Herrn von Bernuth bei der Vizepräsidentenwahl von ähnlichem Gesichtspunkte betrachten und annehmen soll, daß dem reaktionären Junkerthume unter den Pairs nach dem Scheitern einer neuen liberalen Aera die Flügel wieder gewachsen seien; einstweilen wird der Vorgang damit beschönigt, daß Bernuth im Reichstag gegen das Höldegesetz gestimmt habe. Ist dem wirklich so, dann mag die Sache vorläufig auf sich beruhen; wir wollen indeß das Herrenhaus doch künftig etwas schärfer in Beobachtung nehmen.

Den vier Justizgesetzen zur Ausführung der Reichsjustizorganisation hat natürlich durch die erste kurze Behandlung im Abgeordnetenhause nicht ein geringerer Werth beigelegt werden sollen; vielmehr hat der Justizminister schon jetzt große Ehre damit eingelegt. Wenn Löwenstein „mit Bewunderung“ anerkannte, was in kurzer Zeit im Justizministerium geleistet worden, und Windthorst großen Fleiß und Gründlichkeit dieser Entwürfe lobte, so war andererseits hinter Leonhardt's Bescheidenheitsausdruck, daß dieselben wohl „zu langweilig“ seien, als daß die Kommission geneigt sein könnte, sich sehr in dieselben zu vertiefen, das Selbstbewußtsein von der Wahrheit jener Aussprüche zu erkennen.

Die Hauptaktionen im Abgeordnetenhause bestanden in der Generaldebatte über den Staatshaushaltsetat für 1879—80 und Verhandlung über die Wucherfrage. Die Rede, mit welcher der Finanzminister gleich bei Beginn der Session den Etat einzuführen pflegt, bildet immer einen der wichtigsten Vorgänge derselben. Der Etat ist ja eben das Rückgrat für alles Andere. Das

erste Auftreten des neuen Finanzministers Hobrecht stach sehr ab von der selbstzufriedenen Wohlgefälligkeit, mit welcher sein Vorgänger Camphausen zehn Jahre lang den Ueberblick über die Finanzlage gegeben hat. Ein eigenthümliches Geschick hatte gewollt, daß Hobrecht's Verwaltung gerade in dem Momente anheben mußte, wo zum ersten Male sich ein erhebliches Defizit herausstellte; aber durch die Art, wie er am 20. November die im Allgemeinen längst bekannten Gründe des Defizits detaillirte, scheint er sich Zutrauen, zum wenigsten kein Mißtrauen erworben zu haben. Er stellte sich voll und ganz als Vertreter der Richtung des Fürsten Bismarck hin, aus welcher der Wechsel in der Leitung des Finanzministeriums überhaupt hervorgegangen ist. Mit seiner Hinweisung auf die dem Reiche sich immer stärker aufdringende Nothwendigkeit, für Vermehrung der eigenen Einnahmen durch Ausbildung der Zölle und Verbrauchssteuern zu sorgen, war Alles gesagt, sowohl in Hinsicht des Hauptgrundes des Defizits und seiner vorübergehenden Natur, als auch der Abhilfe. Auch seine Darstellung der Ungerechtigkeit der zu sehr gesteigerten Einkommensteuer und der Nothwendigkeit, für Erleichterung der ohnehin demnächst stark in Anspruch zu nehmenden Kommunen zu sorgen, traf ganz die früheren Audentungen des Reichskanzlers. Nach Allem, was im Frühjahr über Steuerreform im Reichstage verhandelt wurde, ist es sehr begreiflich, daß eine damals stark hervorgetretene Frage jetzt hier eine Fortsetzung fand. Die damals von nationalliberaler Seite für die Steuerreform im Reiche gesetzte Bedingung, daß der preußische Landtag in die Lage gebracht werde, je nach den finanziellen Verhältnissen einige Monaterträge der Einkommen- und Klassensteuer zu erlassen, wurde Namens der Partei von dem am 27. November zum ersten Male als ein Hauptredner in Finanzfragen auftretenden Lasker wieder vorgebracht, jedoch unter Beseitigung der damaligen schrofferen Formen. Es ist jetzt nicht mehr von den konstitutionellen Garantien die Rede, sondern von der Einführung beweglicher Steuern. Somit aufscheiend von der Frage einer Erweiterung des parlamentarischen Machtgebiets abgetrennt, machte diese Erklärung auf die Konservativen keinen übeln Eindruck, nur meinte deren Sprecher von Zedlitz-Neukirch, der Spielraum für solche Befugniß könne nur auf dem Gebiete der außerordentlichen Ausgaben liegen. Richter, welcher so oft Herrn von Camphausen entgegengetreten war, erklärte nun, dieser wäre ihm gerade jetzt lieber als Hobrecht, welcher zu viele kostbare Versprechungen mache. Er tadelte die bis jetzt doch nur angeblich zu nennende Absicht der Regierung, Eisenbahnen anzukaufen, den Eisenbahnbau „zu überstürzen, den Transport zu erschweren, in der Zollpolitik eine Reaktion einzuschlagen; er tadelte aber auch die Aufnahme von Anleihen und die Einführung indirekter Steuern im Reich. Da durfte man wohl fragen, was der in Finanzfragen so kenntniß-

reiche Abgeordnete denn eigentlich wolle. Er gab darüber keine Antwort und stellte trotzdem wieder in Abrede, daß er sich in der Negative befinde. Hobrecht hätte gewiß auf die tausenderlei von Richter berührten Punkte Vieles erwidern können; es machte sich ganz gut, daß er bloß zeigte, wie jene Absichten der Regierung sich im Etat nicht wieder spiegeln. Dem ultramontanen Dautenberg schuldet seine Partei den Dank, als der Erste den Kulturkampf wieder in fremde Dinge gezogen zu haben; er bringt natürlich das Defizit mit der Einsetzung des kirchlichen Gerichtshofs und dergleichen zusammen. Rickert verlangte ein bestimmtes Finanzprogramm der Regierung, worauf Hobrecht nur auf frühere Erklärungen im Reichstage verwies. Der Beschluß, die einfachen Punkte des Etats gleich im Plenum zu erledigen, kürzt die Verhandlungen angemessen ab, die grundsätzlichen Fragen der Finanzpolitik aber werden sicherlich bei erster Gelegenheit wieder aufgenommen werden. Sie sind beim Etat nur abgebrochen. Auffallend ist übrigens, daß der Stellvertreter des Ministerpräsidenten selbst in solchen Fragen sich schweigend verhielt.

Am 26. November hat von Schorlemer die Frage der Aufhebung der Wuchergesetze zur Sprache gebracht. Es sieht dies so harmlos aus und läßt doch im Grunde so stark, wie nur je eine Kulturkampffrage, auf eine Aufhebung gegen die Regierung und die Liberalen hinaus. Schorlemer hat mit großem Geschick einen wunden Punkt herausgefunden; es ist wahr, der Wucher ist eine Landplage geworden, aber mit der einfachen Wiederaufhebung der Wuchersfreiheit hat es doch auch seinen Haken. Die Sache bedarf einer reiflichen Ueberlegung und wird, wie Leonhardt erklärte, von der Regierung reiflich erwogen; die doloje Art, wie das Zentrum sich zum Organe des „Nothschreies aus Stadt und Land“ machte, kann nur zur Steigerung des Parteihasses dienen. An Anklängen daran hat es bei der Besprechung dieser Interpellation wahrlich nicht gefehlt.

Berlin, den 1. Dezember.

L.

Literatur.

Um Sunnawend', Neue Gedichte in oberbayrischer Mundart von Karl Stieler. (Stuttgart, Meyer und Zeller, 1878, 2. Auflage.)

Die erste poetische Gabe, die der beliebteste Dichter in oberbayrischer Mundart nach langer schwerer Krankheit wieder geboten hat. Daß er die Gunst der Leser nicht verloren, und die gottbegnadete Sangesfreude, die ihm

innewohnt, auf dem Schmerzlager nicht eingebüßt hat, beweist die Thatfache, daß in wenig Wochen diese neueste Sammlung seiner Lieder vergriffen war, und eine neue Auflage veranstaltet werden mußte. Wir haben uns schon öfters über die besondern Vorzüge der Dichtungen Karl Stieler's ausgesprochen. Die Natürlichkeit und Innigkeit seiner Empfindung, welcher immer ein gut Theil Schalkheit beigemischt ist, die völlige Vertrautheit mit der Sprache, dem Leben und Denken des Volkes der bayrischen Berge, läßt die dialektische Form seiner Dichtungen nie als willkürliche Zuthat, sondern als den natürlichsten Ausdruck der Lieder und Sjangln erscheinen, die aus dem urkräftigen Boden dieses ungekünstelten Lebens emporwachsen. Reichher und wechselvoller vielleicht als in irgend einer der früheren Sammlungen ist in der vorliegenden dieses Leben des Bergvolkes geschildert. Denn abgesehen von den unvermeidlichen trefflichen Schnadahüpfeln, welche auch in dieser Sammlung am Schlusse stehen, und dem Abschnitte „Unter viel Leut' gibt's allerhand“, welcher in dem täglichen Haushaltplan einer Zeitung zweifellos unter der Rubrik „Vermischtes“ untergebracht werden würde, begegnet uns hier zum ersten Mal das Streben des Dichters, gewisse Hauptklassen der oberbayrischen Gesellschaft gesondert darzustellen. Der Abschnitt „auf der scharfen Seiten“ versetzt uns in die höchste Region, nicht der Gesellschaft, sondern der Berge, und zeigt an einer Reihe humorvoller wie tieftrauriger Bilder das Leben des Volkes, das da oben, an der Grenze des ewigen Schnees, kaum einen Strahl von der milden Sonne der deutschen Kulturwelt, manchmal kaum der christlichen Liebe empfangen hat. Der nächste Abschnitt „von die kloana Leut“ bietet ebenso wechselvolle Bilder aus dem Kindesleben in Gebirge. Die fast durchweg behaglich und fröhlich gehaltenen nächsten sechs Rubriken enthüllen uns das politische Verständniß („die Politikauer“) des Bergvolkes, seine Beziehungen zum Arzt („Umanander-Doktern“) und zu den Gerichten („Von die G'strenga“), zum Wirthshaus („Aus die boarischen Wirthshäusl“), seiner Hauswirthschaft (Ehalten-Ströach“) und einige seiner Gedanken über das liebe Vieh („bei die Viecher“). Und wenn hier auch fast überall der kräftige Humor des Dichters zur Geltung kommt, so wird es doch wenige Gedichte geben, welche deutsch-patriotischen Sinn schöner zum Ausdruck bringen können, als das schmucklose Sjangl „Hoch drob'n am Berg“, in dem der Eindruck des Nobiling'schen Attentates auf arme schlichte Holzknechte geschildert wird. Jeder kann diese Gedichte verstehen — wenn er sie auch nicht gerade wundervoll deklamiren kann — und Jeder sollte sie lesen.

Alphons Dürr's Verlag in Leipzig, der vor einigen Jahren die bekannte Prachtausgabe der Voss'schen Uebersetzung der Odyssee mit den herrlichen Preller'schen Zeichnungen zur Odyssee in Holzschnitt herausgab,

hat nun von demselben Prachtwerk eine Volksausgabe in kleinerem Format veranstaltet; eines der edelsten Festgeschenke, welchem die allgemeine Beachtung gewiß nicht entgeht. Selbst der Einband zeigt in seinen stilvollen antiken Linien und Farben den erlesenen Geschmack des Herausgebers.

Bis zum Feste verspricht auch die glänzende illustrierte Ausgabe von R. Leander's Träumereien an Französl. Kaminen vollendet zu sein, welche der Verlag von Breitkopf und Härtel in Leipzig mit gewohnter Eleganz und Sauberkeit ausgestattet hat. Diese mit Recht so beliebten Märchen, die der deutsche Arzt in seinen kargen Mußestunden während des Krieges ersann, einige der wenigen Kunstmärchen, welche wirklich zum Herzen und Gemüth des Volkes zu dringen vermochten, werden sich auch in der neuen reich-illustrirten Ausstattung viele neue Freunde erwerben.

Als ein Märchenerzähler von seltener Begabung und dichterischer Kraft hat sich längst Victor Blüthgen gezeigt in den Proben seiner Kunst, welche nach und nach die „Deutsche Jugend“ geboten. Nun liegt eine reiche Sammlung seiner Märchen für Jung und Alt unter dem Titel Hesperiden vor, welcher der Verlag von Alphons Dürr gleich bei ihrem ersten Erscheinen durch Illustrationen der besten Meister (Thumann, W. Friedrich, Bürkner, Ed. Hünzer, Klimsch, v. Heyden, Pletsch) und in Format, Druck, Papier u. s. w. eine so glänzende Erscheinung verliehen hat, wie sie sonst manchem klassischen Werke erst nach Ablegung harter Prüfungsjahre im ärmlichsten Kleide beschieden gewesen ist. Wir meinen aber, daß eine edle Ausstattung dieser Märchensammlung Victor Blüthgen's mit Recht zukommt, da sie sich zu ihrem großen Vortheil von den meisten ähnlichen Erscheinungen sehr wesentlich unterscheidet. V. Blüthgen besitzt in ganz ungewöhnlichem Maße die Gabe, welche dem echten Märchenerzähler angeboren sein muß: die sogenannte todte Natur in idealem und sittlich zweckvollem Sinne zu beleben, zu personifiziren. Diejenigen, welche ihn persönlich kennen, versichern, daß manche der hier gesammelten Märchen fast genau so wie sie hier stehen, vom Verfasser zum ersten Male aus dem Stegreif erzählt worden seien in einem Kreise märchenverlangender, märchengläubiger Kinder. In Allem vielleicht so, bis auf die sorgfältig gefeilte, vollendet durchgearbeitete Form, die jedenfalls erst durch fleißige Selbstkritik gewonnen wurde — wenn sie auch nirgends den Eindruck des Studirten macht. Manches dieser Märchen, die Mehrzahl derselben, wird gewiß bald zum Gemeingut der deutschen Kinderwelt, ja zum Gemeingut des deutschen Volkes werden. Denn der Verfasser hat Recht wenn er ausspricht: daß ein gutes Märchen zugleich das Kind und den Erwachsenen anmuthen müsse. Nach diesem Ziele hat er gearbeitet, und in der Hauptsache ist ihm, wie bemerkt, sein schönes Streben ge-

lungen. „Die schuldige Hand“, das „Märchen von den zwei Fröschen, welche das Nähen lernten“, „Immerhöher“, „die alte Standuhr“, „Theerpitterchen's Tochter“, „die sieben Hufeisensternchen“, „die Kunstpuppe“, „der Schneider und die Wölfe“, „die Hühnerburg“, „die Unglücksrabben“, „der Minimus“, „die drei Brillen“ — das sind Märchen, die kein deutsches Kind vergessen, die es immer wieder erzählt verlangen oder lesen wird — wenn auch bei manchen, nach dem Vorbild der eigentlichen „Fabel“, der Verfasser wenig mehr bietet, als daß er Thiere oder stimmlose Gegenstände mit menschlicher Sprache, Uebersetzung und Handlung ausrüstet, oftmals ohne jede eigentlich märchenhafte Zutat. Noch mehr den Fabelcharakter tragen die Humoresken „der junge Schmetterling“, „die Hochzeitsreise“, „die Schneckenpost“, „Brahls Hans“ und die ernstesten „Märchen“: „Der Thautropfen“, „der Todtengräber“. Einige der Blüthgen'schen Märchen aber gehen — darüber wird auch der Dichter selbst sich kaum täuschen — entschieden den über kindlichen Horizont hinaus; sie mögen dem Kinde wohl verständlich sein nach dem Gang der Handlung, keineswegs aber in ihrer tieferen ethischen Absicht. Dahin zählen wir einigermaßen schon „der Haidegeist“, „die Spinnenprinzessin“, „der Todtengräber“, ganz besonders aber „der Brautspiegel“, „der Ring des Bildhauers“, „Venezia“ und „Allerseelenmacht“ — denn daß z. B. ein Kind nicht begreifen kann und soll, daß ein Mutterherz seines todtten Kindes vergessen könne, bedarf wohl nicht näherer Begründung. Wenn wir diese Phantasiebilder des Verfassers daher auch nicht zu den nach seiner eigenen Definition guten „Märchen“ zählen, so sind sie dagegen nicht minder schöne, durchgearbeitete Allegorien, ja wohl einige der schönsten der ganzen Sammlung. Nur nebenbei möchten wir unsere Verwunderung darüber aussprechen, daß der Verfasser in der Schreibweise substantivischer Adjektivwörter (die er klein schreibt), in dem Worte „Weißheit“ und dergleichen in einem für die Augen von lernenden Kindern bestimmten Buche von der Orthographie der Schulen so wesentlich abweicht. Geradezu unrichtig ist der Name Falieri statt Faliero in „Venezia“.*)

Ueberraschen muß es, daß keine der deutschen Jugendschriften-Verlagshandlungen, welche neben der Unterhaltung auch Belehrung der Jugend auf den Gebieten der Geschichte, Geographie und Völkerkunde erstreben, die große Afrikareise Stanley's für das Verständniß der reiferen Jugend zurechtgemacht hat. Die Erzählung des Amerikaners ist ja so lebendig und dramatisch, der

*) Z. Bgl. v. Kruse, „Marino Faliero“ und „über historische Dramen“ in der Gegenwart.

bildliche Stoff seines Werkes so reich und geeignet zur Umzeichnung oder zur Gruppierung, daß man hätte annehmen sollen, ein förmlicher Wettlauf von Unternehmungen würde angestellt werden, um dieses überreiche Material der Jugend nutzbar zu machen. Statt dessen begnügt sich selbst Julius Hoffmann's Verlag in Stuttgart, der sich doch sonst durch seine gediegenen Jugendwerke belehrender Art auf den hier in Rede stehenden Gebieten auszeichnet, „frei nach dem Englischen“ von H. Almen, „eine Erzählung für die reisere Jugend“ „Schwarzes Elfenbein“ zu bieten, deren Negertypen in den Illustrationen stark übertrieben, beinahe karikiert sind. Man braucht damit z. B. nur Stanley's Negertypen, selbst solche von den Kannibalenstämmen des äquatorialen Afrika zu vergleichen, um das Unschöne dieser Bilder zu empfinden. — J. W. Gebhardt's Verlag in Leipzig ist auf diesem Gebiete der Jugendliteratur mit zwei Werken vertreten: der zweiten Auflage von J. H. Campe's Entdeckung von Amerika („der reiseren Jugend wiedererzählt“ von A. Hummel) und „den Goldgräber“ von G. Mensch. Das zuletzt genannte Buch enthält lebenswahre Natur- und Kulturbilder aus den Goldminen und den Kämpfen mit den Buschkleppern Australiens, die den Tagebuchblättern des deutschen Diggers und Squatters auf australischem Boden, von Ehrenfels, nachgezählt sind; diese waren dem Verfasser zur Benutzung überlassen, und sind ergänzt durch sonstige glaubwürdige Berichte. So sind der Jugend in lesbarer fesselnder Darstellung wichtige Fingerzeige über jenes ferne Land geboten, von dem es in dem ergößlichen Liede heißt: „Wo die Weltumsegler stehen und sonst Alles unbekannt.“ Campe's Entdeckung von Amerika dagegen hatte Hummel schon in der ersten Ausgabe mit Takt und Verständniß zeitgemäß umgestaltet. Bei aller Pietät für den so hochverdienten Verfasser des Originals, hatte er entschlossen ausgemerzt was vor bald neunzig Jahren bei dem ersten Erscheinen von Campe's Buch (1781) als geschmackvoll, neu und pädagogisch richtig galt: die uns Modernen ungenießbare dialogische Form, die nachdrückliche breite, jedes selbständige Denken erdrückende, statt weckende, Absicht der Belehrung über alle auftauchenden, namentlich ethischen Fragen, die lehrhaften Abichweisungen auf alle möglichen Gebiete, welche mit dem Gange der Erzählung nur in losem oder gar keinem Zusammenhange stehen, endlich die vielfach unrichtige, in dem ungenügenden Quellenmaterial, das Campe zur Verfügung stand, beruhende Zeichnung und Gliederung des historischen Stoffes. Namentlich in letzterer Hinsicht trägt Hummel's Arbeit überall das Gepräge selbständiger tüchtiger Umschau in dem weiten Quellengebiete, das die Neuzeit seit Campe über die Zeit der Entdeckungen des weltlichen Kontinents erschlossen hat. Daß das Publikum die Tüchtigkeit der Arbeit des Verfassers anerkennt, beweist diese zweite Auflage, die im Text unverändert geblieben ist, in dem Bilderschnitt

aber (den ebenso wie zum Goldgräber Ofterdinger geliefert) und in den drei Karten für die Fahrten des Columbus, Cortez und Pizarro eine neue schöne Ausstattung von der Verlags-Handlung erhalten hat.

Ein ganz eigenartiges Festgeschenk bietet der Verlag von Alphons Dürr in Leipzig unter dem Titel „Deutsche Tonmeister, biographische Erzählungen und Charakterbilder, der musikalischen Jugend gewidmet von J. Stieler“, in sehr gebiegener Ausstattung. Ein Theil dieser liebenswürdigen und feinsinnigen Schilderungen aus dem Leben, Schaffen und Leiden der größten deutschen Tondichter (Händel, Bach, Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven, Weber, Mendelssohn) ist bereits aus den Münchener „Jugendblättern“ und besonders aus der „Deutschen Jugend“ bekannt geworden. Doch ist hier überall eine breitere, vollere Ausgestaltung möglich gewesen. Die Absicht der Verfasserin, den jungen Lesern „ein Vorbild pflichttreuer Thatkraft zu bieten, und das Gefühl jener Pietät zu befestigen, welche wir Männern schulden, die soviel geleistet und gelitten und der Stolz ihres Vaterlandes geworden sind,“ ist in unsern Tagen, die so gerne in Allem und namentlich auch in der Musik dem wichtigsten Tande nachjagen und sich durch eine großsprecherische Reklame so leicht verblüffen und von dem wahrhaft Guten, Schönen und Edeln abziehen lassen, gewiß nur des freudigsten Lobes werth; ebenso aber auch die große Sorgfalt der Form, die schöne Kunst einfacher und doch so fesselnder und eindringlicher Erzählungsweise, welche diese Blätter auszeichnet. Die Illustrationen haben die besten deutschen Künstler geliefert: Wold. Friedrich zu Händel und Mendelssohn, Claudius zu Bach, Thumann zu Gluck und Haydn, Ofterdinger zu Mozart und Beethoven, Bürkner zu Weber.

Aus den im Verlage von Paul Flemming in Glogau erschienenen neuen Jugendchriften heben wir vorläufig besonders hervor die billigere Ausgabe seines gediegenen Märchenbuches von Godin, welche einen von A. Ling veranstalteten Auszug aus dem größeren Werke bietet. Das Buch ist mit den besten Holzschnitten des größeren Werkes und mit vier neuen Farbendruckern illustriert. Daneben verdienen besondere Erwähnung die patriotischen Jugendchriften dieses Verlags, von denen heute nur die gleichfalls illustrierten Bändchen Kaiser Wilhelm von Ferdinand Pfug und Fürst Bismarck von Ferdinand Schmidt empfohlen werden mögen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hans Blum in Leipzig.

Verlag von F. v. Gebig in Leipzig. — Druck von Gützel & Herrmann in Leipzig.

Die

Grenzböten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.

No. 50.

Ausgegeben am 12. December 1878.

Inhalt:

	Seite
Rückblicke auf den orientalischen Krieg 1877—1878. VI. (Schluß.) Die Ereignisse auf dem europäischen Kriegsschauplatz bis zur Beendigung des Krieges. Von L. b.	401
Die Katastrophe in Afghanistan im Jahre 1841. (Schluß.) Von Dr. Wilhelm Hentel.	417
Russische Feldzugspläne gegen Indien.	424
Die dritte Woche des preussischen Landtags. L.	430
Literatur. Bericht über die Weltausstellung in Philadelphia von 1876, herausgegeben von der österreichischen Kommission. — Dr. Herm. Freiherr von der Goltz, Zur Würdigung des apostolischen Glaubensbekenntnisses. — Dr. Ph. Zorn, Die Reform der evangelischen Kirchenverfassung in Bayern. — Dr. Karl Hase, Des Kulturkampfes Ende.	434

Grenzbötenumschlag: Literarische Anzeigen.
Hierzu eine literarische Beilage von F. A. Brockhaus in Leipzig
und eine Beilage von F. W. Haase in Bremen.

Leipzig, 1878.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern des In- und Auslandes.

Zu Festgeschenken geeignete Bücher

aus dem Verlage von **Fr. Wilh. Grunow** in **Leipzig**.

Rudolf Reichenau. Aus unsern vier Wänden.

Erste Gesamtausgabe.
Groß Octav. 40 Bogen Text. M 6.—.
Elegant gebunden M 8.—.

Daraus einzeln in eleganter Taschen-
Ausgabe:

Aus unsern vier Wänden. Cart. M 3.—,
eleg. geb. M 4.50.
Liebesgeschichten. Cart. M 2.40, elegant
gebunden M 3. 60.
Um eigenen Herde. Cart. M 2.40, eleg.
geb. M 3.60.
Die Alten. Cart. M 3., eleg. geb. M 4.

Oscar Pletsch,

Handwerk aus des Lebens Mal. Eleg.
cart M 3.

Nur aus Kleinen. Eleg. cart. M 3.
Aus unsern vier Wänden. (Aus dem
Hinterleben.)acht Ausgabe mit 66
Original-Zeichnungen von O. Pletsch.
4. Eleg. cart. M 7, fein gebunden in
Originalband M 10.50.

Paul Heyse.

**Italienische Novellisten
des XIX. Jahrhunderts.**

1. **Ed. Ein Engelsberg** von J. Rivo o.
Preis broch. M 6, eleg geb. M 7.
- II. **Ed. Sal d'Clivio** von A. G. Carrili.
I. u. IV. **Ed. Erinnerungen eines
Achtzigjährigen** von J. Rivo o.
2 Bde. Preis broch. M 12. eleg.
geb. M 14.
- V. **Ed. Novellen** von Edmondo de
Amicis, Cnr. Castellnuovo u.
A. Preis broch. M 4.50, eleg. geb. M 5.50
- VI. **Herdorgens Gold** von Salvatore
Farina. Preis broch. M 5, eleg.
geb. M 6.

A. v. Donner's

Asiengeschichte

2. revidirte und verb. Auflage.
Preis M 12.

Deutscher Volkshumor
von Moriz Busch.

eleg. broch. in farb. Um Schlag M 6, eleg.
geb. M 7.00.

Deutscher Volksglaube.
eleg. broch. in farb. Um Schlag M 6, eleg.
geb. M 7.60.

Die gute alte Zeit.
2 Bände eleg. broch. in farb. Um Schlag.
Preis M 10, eleg. geb. M 13.20.

Jugenderinnerungen

von
Eduard Schüller

weiland Geheimr Oberposttratz zu Berlin.
80. Broch. Preis M 3.

Sammlung Amerikanischer Autoren.

Uebersetzt von Moriz Busch.

Bret Harte, Argonautengeh.
Spanische und amerikanische Sagen,
Stadt- u. Charakterstücken.
2 Bände. Preis M 6.

**Bret Harte,
Ihnen aus den Vorbergen.**
1. Band. Preis M 4. 50.

Aldrich, Trudener Halkrey.
1. Band. Preis M 6.

**Mark Twain, Jim Smiley's
Springfrosch.** Nevada.
Preis 1. Band M 6.

**Aldrich, Geschichte eines
bösen Buben.**
1. Band. Preis M 6.

**Mark Twain, Die Arglosen auf
Reisen.** 1. Band. Preis M 6.

**Mark Twain, Die neue Pilger-
fahrt.** 1. Band. Preis M 6.

**Mark Twain u. Warner, Das berg-
goldene Zeitalter.** 2 Bde. à M 6.

**Ray Adeler, Fern vom Weltge-
tummel.** 1. Band. Preis M 6.

Artemus Ward's Schriften. 2 Bde.
à M 4. 50.

Mark Twain, Tom Sawyer.
1. Band. Preis M 6.

Mark Twain, Skizzenbuch. 1. Bb.
Preis M 7. 50.

**James jr., Ein leidenschaftlicher
Erdenpilger.** 1. Bb. Br. M 7. 50.

James jr., Roderick Hudson. 2 Bde.
Preis M 10.

Bret Harte, Gabriel Conroy.
2 Bde. Preis M 10.

James der Amerikaner. 2 Bde.
Preis M 10.

Obige Bände sind auch in sehr eleganten
Einbänden mit rothem Schnitt zu haben.

Louisa Alcott's Schriften.

Kleine Männer

1 Band. Preis M 5.

Kleine Frauen

2 Bände. Preis à M 5.

Elegant geb. mit rothem Schnitt.

Salvatore Farina's

Novellen:

Blinde Liebe. je 1 Band u

Schaumgeboren. } elegant ge

Blondes Haar. } rothem Sch

Geschichten aus Alt-

von

A. G. Mitsford,

weiter Secretair der britischen

Schaft in Japan.

Aus dem Englischen über

von

J. G. Kohl.

Mit Illustrationen.

gezeichnet und in Holz geschnitten

von japanischen Künstlern.

gr. 8. 2 Bände. Preis M 12.

Jugenderinnerungen

Carl Friedrich's von

herausgegeben von

Max Jahns.

Mit dem Bildnisse Rüdiger's

80. Preis broch. M 7, geb. M 8.

Geschichte des geistigen

Lebens in Deutschland

von Julian Schmidt.

Preis M 23.

Geschichte der deutschen

Literatur seit Lessing's

von Julian Schmidt.

Preis M 23.

Geschichte der französich

Literatur seit Ludwig X

1774. Von Julian Schmidt.

Zweite vollständig umgearbeitete

Auflage. Zwei Bände. gr.

Preis M 23.

Vom Gestade der Cyclo

und Sirenen. Reisebilder

von B. Hofmann. gr. 8. bra

Preis M 6.

Reis und Reiter in Leb

und Sprache, Glanzen

Geschichte der Deutschen.

Kulturhistorische Monograph

von Max Jahns. 2 Bde.

gr. 8. Preis M 17.



Rückblicke auf den orientalischen Krieg 1877—1878

von Ld.

VI. (Schluß.)

Die Ereignisse auf dem europäischen Kriegsschauplatz bis zur Beendigung des Krieges.

Plewna war am 10. Dezember nach wochenlanger Einschließung gefallen. Seit dem 1. November hatte die türkische Armee jede Verbindung mit der Außenwelt verloren; die beiden Gegner aber hatten sich, einen einzigen Punkt ausgenommen, auf gegenseitige Beobachtung beschränkt. Es erübrigt zu sehen, was vom 1. November ab bei den anderen Armeen in Bulgarien geschehen war.

Im Süden, am Tschipkapaß, versuchte, wie schon früher erwähnt, Keuf Pascha am 11. November einen Infanterie-Angriff, den seit dem 8. eine heftige Beschießung vorbereitet hatte, doch die seit Ende Oktober dort stehende 1. Brigade der 24. Division (die andere Brigade blieb nördlich der Donau vor Ruschtschuk) wies denselben leicht ab. Ein Sturmversuch gegen eine russische Batterie am Abend des 21. November hatte gleichfalls keinen Erfolg. Am 15. und 23. Dezember fanden größere Geschüßkämpfe ohne weitere Angriffe statt.

Im Osten standen zu Anfang November, von der Donau anfangend, das 12. und 13. russische Korps von Metscha bis Tschertowna, die 26. Division um Tschairkioi, südlich davon das 11. und auch ein Theil des 8. Korps (9. Division) an obige anschließend über Slatariça bis Elena und Marian. Die Vorposten waren von Pyrgos an der Donau bis zum schwarzen Lom, diesen aufwärts bis Kazelewo und von da in fast genau südlicher Richtung bis Bebrowa hin aufgestellt.

Die türkische Hauptarmee im Festungsviereck stand um Kasgrab, der rechte Flügel bei Kadikoi, der linke um Osmanbazar. An Zahl der Streitkräfte war wohl Suleiman Pascha dem Großfürsten Thronfolger überlegen, zu einem energischen Angriff schritt er aber jetzt so wenig wie nach Uebernahme Grenzboten IV. 1878.

des Oberbefehls im Oktober. Indessen hielt er durch eine Reihe einzelner Angriffe die russischen Truppen stets in Athem.

Am 2. November wurde die Stellung bei Marian angegriffen, am 9. die Vorpostenstellung der 13. Kavallerie-Division in Polamarca und Balsi-Zumurtioi, am 15., von Solenit aus, Kazelewo, wo die russischen Vorposten vorübergehend über den Lom zurückgeworfen wurden. Ein Vorstoß gegen Nowoselo und Slatariša, am 16. November und noch einmal ein solcher gegen Marian am 19. vermochten keinen Erfolg zu erzielen. Ernstes in ihren Folgen waren aber die Retognoszirungen gegen den russischen linken Flügel.

Am 17. November gingen 10 bis 12 Bataillone gegen Pyrgos und Metschka vor, aber schon die Vorpostenkavallerie genügte diesmal, sie aufzuhalten. Bei einer Wiederholung dieses Vorgehens am 19. November mit 26 Bataillonen in zwei Kolonnen nahm die rechte Kolonne Pyrgos, zündete es an und drang bis an die Stellung von Metschka vor; hier endlich wies eine Brigade der 12. Division sie ab. Die andere Kolonne kam wiederum schon vor den Soutiens der russischen Vorposten zum Stehen, und ging dann über den Lom zurück.

Angesichts der nahen Vollendung einer neuen Donaubrücke von Petroschani nach Batin in der linken Flanke des 12. Armeekorps beschloß Suleiman Pascha einen neuen ernstesten Angriff auf dieses Korps, während kleine Vorstöße gegen Centrum und rechten Flügel die Aufmerksamkeit der Russen dorthin lenken sollten.

Am 26. November erfolgte der Angriff auf Metschka und Trstenik mit 4 Divisionen, Salem, Ibrahim, Osman Bey und Hassan, zusammen 51 Bataillonen, 16 Eskadrons und 9 Batterien, oder etwa 32,000 Mann. Gleichzeitig wurde ein Scheinangriff gegen Kazelewo ausgeführt. Das russische 12. Korps hatte seine Vorpostenstellung, und hinter ihr noch zwei weitere Linien, gut zur Vertheidigung eingerichtet. Vor Metschka trieben um 8 Uhr früh 8 türkische Bataillone, von Reserven gefolgt, die Vortruppen der 12. Division zurück, ein Versuch dann den linken Flügel der Russen zu umfassen, mißlingt, aber ein Frontalangriff auf Metschka führt in die Ostflüßere des Dorfes, ohne daß die Türken sich ganz zum Herren desselben machen können. Ein Gegenangriff auf den rechten Flügel der Türken, gut eingeleitet durch eine Kavallerie-Attake, veranlaßt dieselben zum Zurückgehen, und ein nun beginnendes Vorrücken des Gros der Division treibt sie vollends über die russische Vorpostenlinie zurück, ohne daß ihnen ein neues Festsetzen in Pyrgos gelungen wäre. Ein weiteres Verfolgen seitens der Russen war unthunlich, da ein Theil der Truppen dieses Flügels jetzt Front machen mußte gegen den Angriff auf Trstenik. Gegen

diesen Ort richtete sich der Hauptangriff der Türken, der etwas später begann wie der Kampf vor Metschka. 10 Bataillone treiben die Vorposten zurück, ehe aber der Angriff auf die Hauptstellung beginnt, haben die Türken 36 Bataillone entwickelt, denen zunächst nur 5 russische entgegentreten können. Das Vorgehen der 12. Kavallerie-Division, namentlich zwei gelungene Attaken des 12. Husaren-Regiments, halten das Vordringen der Türken auf und ermöglichen sogar einen Vorstoß des 47. Infanterie-Regiments. Wiederholte Angriffe auf Erstenik selbst scheitern, bis gegen 4 Uhr Nachmittags die ganze 33. und der größte Theil der 12. Division um Erstenik versammelt sind. Ein gemeinsamer Angriff, wieder wesentlich unterstützt von der Kavallerie-Division, drängt nun die Türken gegen den Lom zurück, hinter den sie am Abend sich abziehen. Die Russen hatten 114 Tödt und 646 Verwundete, die Türken circa 300 Tödt und 900 Verwundete verloren. Auch dieser in größerem Maßstabe angelegte Angriff hatte keinen Erfolg und blieb ohne jede Einwirkung auf die Ereignisse vor Plewna. Die im Vergleich zu der aufgewendeten Truppenzahl nur geringen Verluste zeigen, wie sehr den Türken bei der Ostarmee, Führern und Truppen, die Fähigkeit zu ernster Offensive abging.

Suleiman gab seinen Plan, die russische Aufstellung zu durchbrechen, noch nicht auf, sondern versuchte nun auf dem rechten Flügel der Russen einen Erfolg zu erringen, um so die Jantra-Linie zu erreichen und dem in Plewna eingeschlossenen Osman Pascha Luft zu machen.

Auf dem äußersten rechten Flügel der russischen Ostfront, um Marian und Elena, standen 2 Regimenter der 9. Division und 1 Schützen-Bataillon mit 4 Eskadrons und 4 Batterien, im Ganzen etwa 5000 Mann. Hier begann am 4. Dezember Fuad Pascha um 7 Uhr früh mit rund 30,000 Mann den Angriff auf Marian. Der Ort wird nach hartem Kampfe genommen, es fallen dabei 11 Geschütze in die Hände der Türken, um 3 Uhr Nachmittags wird auch Elena genommen, aber es gelingt den Russen, sich 5 km rückwärts wieder zu setzen und hier das Defilé von Jakowitschi zu behaupten. Ein neuer Angriff Fuad's auf diese Stellung am 5. Dezember scheidert. In der Nacht vom 5. zum 6. Dezember erhalten die Russen Verstärkungen und weisen einen dritten Angriff am 6. nun mit leichter Mühe ab. Der Verlust der Russen in diesen Kämpfen hatte 1757 Köpfe, darunter 300 Gefangene, betragen.

Gleichzeitig mit dem Angriff auf Marian am 4. Dezember hatten die Türken mit 10,000 Mann auch Slatariža genommen, doch die 11. Division drängte sie am 6. bis Bebrowa zurück. Elena und Bebrowa hielten die Türken stark besetzt. Ein Erfolg, der auf die Ereignisse bei Plewna hätte zurückwirken können, war auch hier nicht errungen.

Noch einmal wollte Suleiman sein Glück in einem Angriff auf Metschka

versuchen und versammelte, was er an Streitkräften heranziehen konnte, von der Feldarmee wie aus den Festungen, in und um Ruschtschuk. Nach einer am 10. Dezember, dem Tage des Falles von Plewna, vorgenommenen Rekognoszirung überschritt er am 11. von Nachmittags 4 Uhr ab den Lom; 30 Bataillone sammelten sich vor Ruschtschuk, 38 Bataillone gingen bei Krasna auf das linke Ufer. Die Russen hatten im Allgemeinen die 12. Kavallerie-Division auf Vorposten, je eine Brigade der 12. Infanterie-Division in Metschka und Trstenik, eine Brigade der 33. Division auf dem rechten Flügel in Tabaschka und Damogila und die andere in Reserve hinter Trstenik stehen. Als die Absicht der Türken, die Stellung des 12. Korps anzugreifen, sich klar zeigte, wurde am 12. Dezember mit Tagesanbruch noch eine Brigade der 35. Division (13. A.-R.) nach Damogila in Bewegung gesetzt und so das 12. Korps ganz für die Mitte und den linken Flügel frei gemacht. Gegen Trstenik wurde an diesem Tage nur mit Kavallerie demonstriert. Auf Metschka begann der Hauptangriff am 12. Dezember gegen 10 Uhr. Die Russen hielten zwar zunächst noch das Dorf, die Türken aber drangen über den Bach vor, der von dort zur Donau führt. Bald mußte auch das Dorf aufgegeben werden. Gegen Mittag begann der Angriff auf die russischen Stellungen westlich der Einsenkung, in welcher Metschka liegt. Zur Abwehr desselben ließ Großfürst Wladimir, der Kommandirende des 12. Korps, die bei Trstenik versammelten Truppen gegen Flanke und Rücken der Türken vorgehen. Die türkischen Reserven suchten vergeblich gegen diesen Angriff Front zu machen. Um 2 Uhr Nachmittags machte das russische Vorgehen sich auch beim Frontangriff der Türken bemerkbar. Sobald die russischen Truppen südlich Metschka sich weniger hart bedrängt fühlten, gingen sie ihrerseits angriffsweise vor. Gegen Abend wurde auch Dorf Metschka wieder genommen. Die Türken, nach ihrem rechten Flügel zusammengedrängt und von Stellung zu Stellung getrieben, flohen zuletzt theils bei Bassarbowa über den Lom, theils zwischen Lom und Donau nach Ruschtschuk. Die Russen hatten 795 Köpfe verloren, davon 124 todt, der türkische Verlust wurde gegen 3000 Mann geschätzt, davon sicher festgestellt 800 Todte.

Erst nach der verlorenen Schlacht erfuhr Suleiman den schon am 10. Dezember erfolgten Fall von Plewna, der die Berufung seines Heeres nach Rumelien zur Folge hatte. Am 14. Dezember besetzten die Russen nach leichtem Gefecht wieder die am 4. Dezember verlorenen Vorpostenstellungen bei Elena und Slatariça, sonst hatte das Zurückziehen der türkischen Vorposten hinter den Lom und Solenik im letzten Drittheil des Dezember keine Wiederaufnahme der Offensive seitens des Großfürsten zur Folge. Nur langsam wurden die Vorposten gegen Ruschtschuk vorgeschoben und Einleitungen zur Belagerung

dieses Platzes getroffen; im Uebrigen verhielt die russische Ostarmee sich völlig abwartend, bis im Süden des Balkan die Entscheidung gefallen war, und der Waffenstillstand den Feindseligkeiten ein Ende machte.

Weiter im Osten, an der Donau, wurde Silistria wie Ruschtschuk wiederholt vom rumänischen Ufer aus beschossen, auch versuchte die Garnison von Silistria mehrfach Vorstöße gegen die russischen Stellungen am linken Donauufer bei Kalarasch, doch blieb diese Thätigkeit ohne jeden Einfluß auf den Verlauf der Ereignisse im Großen.

Vom Dobrudscha-Korps waren im August nur Rekognoszirungspatrouillen über den Trajanswall nach Süden vorgegangen. In den Tagen vom 26. bis 28. September hatte General Mansei mit der Kavallerie des Korps eine größere Rekognoszirung gegen Basardschyl ausgeführt, während der es zu einigen Gefechten mit Sicherkeffen kam. Im Monat November dehnte General Zimmermann die Besetzung des Gebietes südlich des Trajanswalles weiter aus und stellte vor Baltshil und Basardschyl kleine Beobachtungsdetachements auf. Ein ernsteres Vorgehen erfolgte jedoch erst im Januar 1878, nachdem die Türken mit allen Feldtruppen das Gebiet nördlich des Balkan geräumt hatten. In den Tagen des 22. bis 25. Januar fanden wiederholt kleine Ausfallgefechte vor Basardschyl statt; am 26. Januar wies General Zimmermann einen stärkeren Angriff ab, wobei die Russen circa 300 Mann die Türken an 900 Mann verloren. In der folgenden Nacht zog die türkisch-egyptische Besatzung der Stadt auf Warna ab. Erst am 3. Februar, also bereits nach Abschluß des Waffenstillstandes, doch bevor ihn der Befehl zur Einstellung der Feindseligkeiten erreichte, besetzte General Mansei mit der Kavallerie Baltshil und Prawady unweit Warna.

Wenden wir uns von der Ostgrenze des bulgarischen Kriegsschauplatzes auf kurze Zeit nach dem äußersten Westen der Balkanhalbinsel zu der kriegerischen Thätigkeit Montenegro's.

Das seit 1875 kaum unterbrochene Eingreifen dieses Landes, sobald es galt, die Verlegenheiten der Pforte zu vermehren, verfolgte stets nur den rein lokalen Zweck der Ausdehnung des eigenen Gebietes, ohne besondere Rücksicht auf die Vorgänge auf anderen Kriegsschauplätzen. So unterstützte Montenegro den Aufstand in der Herzegowina, um später selbst die Früchte davon zu ernten, so socht es in Gemeinschaft mit Serbien, ohne zu gemeinsamer Thätigkeit beider Heere die Hand zu bieten; so socht es während des russischen Krieges, brach aber seine Thätigkeit jedesmal da ab, wo es die Grenze des möglichen eigenen Gebietserwerbs erreicht zu haben glaubte. Es wird genügen, die einzelnen von ihm errungenen Resultate zu kennzeichnen.

Im April 1877 erstrebte es die Einnahme von Nikschiz und besetzte dazu,

nachdem es schon am 16. April den Krieg erklärt hatte, am 23. April das Fort Krstaz am nördlichen Ausgange des Duga-Passes. Suleiman Pascha, Oberkommandant in der Herzegowina, sammelte dort 20,000 Mann, Mehemed Ali in Nowibasar 10,000 und Ali-Saib Pascha in Albanien 30,000 Mann gegen diesen Gegner.

Im Juni 1877 beginnen diese Heere die Operationen. Ali-Saib rückt am 6. Juni von Spuz aus die Zeta aufwärts vor, wird aber bei Martinizi geschlagen und muß hinter die Grenze zurückgehen. Suleiman schlägt die Montenegriner am 10. Juni bei Krstaz, nimmt diesen Ort, dringt durch den Dugapass und verproviantirt am 16. Juni Nikschiz. Mehemed Ali dringt am 11. Juni von Kolaschin aus in Montenegro ein, wird aber am 15. wieder zurückgetrieben. Suleiman rückt von Nikschiz aus weiter vor, quer durch Montenegro, und vereinigt sich am 24. Juni mit Ali-Saib. Er hat auf der nur 24 km langen Strecke in 7 Tagen 7000 Mann verloren, kann aber die Früchte seines Erfolges nicht mehr ernten, denn er muß am 28. Juni mit seinen Truppen von Skutari aus sich nach Adrianopel begeben. Auch Mehemed Ali wird bald darauf für seine Person abberufen, und Hafiz Pascha übernimmt für ihn das Kommando in Nowibasar.

Am 22. Juli gehen die Montenegriner wieder gegen Nikschiz vor; bis zum 24. sind alle Außenwerke genommen, am 27. Juli beginnt die Beschießung, am 19. August wird die Stadt erobert, am 8. September kapitulirt die Zitadelle. Bis zum 16. September sind dann sämtliche Befestigungen im Duga-Passe, einschließlich Fort Krstaz genommen; an demselben Tage ergibt sich auch Bilek und am 24. September Goransko und Piwa nördlich des Duga-Passes. Damit enden die Operationen in der Herzegowina. Schon am 8. September ist Hafiz Pascha bei einem neuen Versuche, von Nowibasar aus in Montenegro einzudringen, bei Sisko Jesero zurückgeschlagen.

Nach einer zur Einbringung der Ernte benutzten Ruhepause wendete Fürst Nikita sich nach der Südseite Montenegro's gegen Albanien. Die Türkei hatte hier eigentlich nur noch die Besatzungen der festen Plätze stehen lassen. Am 22. Oktober begannen die Montenegriner die Belagerung von Spuz; am 9. November nahmen sie ein kleines Fort bei Antivari; am 21. November besetzten sie die Stadt Spizza, am 24. noch zwei Außenforts von Spizza und eins von Antivari. Eine Beschießung dieser Werke durch türkische Panzerschiffe am 29. November und eine türkische Landung bei Dulcigno am 6. Dezember vermochte ihnen nur wenig zu schaden. Am 19. Dezember wurde ein Montenegrinisches Detachement vor Podgorizza geschlagen, aber am 26. Dezember errangen sie einen Erfolg über die Türken bei Dulcigno. Am 7. Januar 1878 begannen sie die Beschießung der Stadt Antivari, am 10. Januar ergab sich

dieselbe. Am 16. Januar besetzte Fürst Nikita ohne Kampf Dulcigno und begann die Zernirung von Skutari. Beim Abschluß des Waffenstillstandes war also in Albanien das ganze Gebiet zwischen dem Meere und dem See von Skutari von der Montenegrinischen Grenze bis hinab zur Bojana in den Händen der Montenegriner.

Kehren wir nach diesen Abschweifungen zu dem Kriegsschauplatz am Balkan zurück. Am Ende Oktober stand südlich Plewna der General Karzow mit der 3. russischen Division in und um Lowak, der General Gurko mit 2 Garde-Divisionen und zahlreicher Kavallerie südlich des am 28. Oktober genommenen Telisch, *) beide mit der Aufgabe, ein Vordringen der Türken aus den westlich von Tschipka gelegenen Balkanpässen zu hindern, wozu möglichst aber selbst dieser Pässe und der Kammhöhe des Balkan sich zu bemächtigen. Die russischen Truppen auf beiden Ufern des Wid waren zusammen etwa über 50,000 Köpfe stark. Was die Türken in und hinter dem Balkan bis einschließlich Sofia dieser Truppenmacht entgegenzustellen hatten, wurde auf höchstens 30,000 Köpfe veranschlagt: Noch dazu waren hier fast nur Neuforderungen vorhanden. Die in Betracht kommenden Paßwege waren von Ost nach West der Rosalita-Paß, der Paß von Trojan, der Paß von Slatika und der Baba-Ronak-Paß, letzterer mit einer größeren Straße.

Den ersten Vorstoß südwärts führte am 31. Oktober der General Karzow nach Tetewen, ein kleines Detachement demonstirte dabei von Trojan her. Der eigentliche Angriffsplan kam zwar wegen Irrungen in dem dichten Nebel nicht zur Durchführung, jedoch wurde gegen Abend eine nach Norden vorgeschobene türkische Schanze umgangen, die Türken flüchteten deshalb in die Stadt und räumten diese am 1. November, indem sie schon früh 2 Uhr nach Orhanié und Karlowo abzogen.

Am 2. November gewann die Avantgarde des General Gurko bei Peshтерна und Turški Izvor, unweit des Wid, Fühlung mit den Truppen Karzow's, drei Tage später erreichte sie auf der Chaussee nach Orhanié die stark besetzte, aber von den Türken verlassene Stellung von Jabloniça und machte hier, am Eingange der Gebirgsdefiléeen zunächst Halt.

Eine Retognooszirung vom 12. November stellte fest, daß Etropol, halbwegs zwischen Tetewen und Orhanié, noch stark besetzt sei, eine andere vom 16. November fand den noch östlich Trojan gelegenen hohen Rosalita-Paß, wahrscheinlich seiner Unwegsamkeit wegen nicht besetzt. Westlich der Vormarschlinie Gurko's hatten die Türken in Wraga bedeutende Proviantvorräthe angeammelt. Gurko ließ den mit nur 800 Mann Infanterie und 300 Mann Reiterei besetzten Ort am 9. November durch zwei starke Kavallerie-Detache-

*) Vergleiche S. 254 und 256.

ments angreifen. Abgeessene Kavallerie ging gegen die Verschanzungen und die Stadt vor, und nach kaum zweistündigem Gefecht flohen die Türken in den Balkan, die Vorräthe fielen unverfehrt in russische Hände.

Wie Etropol im Osten so erwiesen sich auch die Stellungen von Prawez auf der Chaussee von Plewna nach Orhanié und Sofia, die von Nowatschin und Lutikowo im Norden und diejenige von Wratschessi im Südwesten von Orhanié so stark besetzt, daß Rekognoszirungs-Detachements nicht an dieselben herankommen konnten. Dabei gestattete erst der Besitz der Stadt Orhanié und des von den Ausläufern des Balkan um dieselbe gebildeten Beckens, die Truppen des General Gurko eben so nahe an den Hauptkamm des Balkangebirges heranzuführen, wie General Karzow mit seiner Division in Tetewen bereits stand.

Die Besitznahme des Beckens von Orhanié war also das nächste Ziel der russischen Operationen. In den Tagen vom 21. bis 24. November wurde durch eine zusammenhängende Reihe von Märschen und Gefechten auf der ganzen Front von Etropol bis westlich Orhanié dieses Ziel wenigstens in der Hauptsache erreicht.

Auf dem russischen linken Flügel gingen Theile der 3. Division und die 1. Brigade der 1. Garde-Division, zusammen 12 Bataillone, 10 Eskadrons mit 22 Geschützen unter General Danville in 2 Kolonnen gegen Etropol vor, die eine über Brussen und Lupen auf St. Troica, den rechten Flügel der türkischen Stellung, die andere gegen Etropol selbst. Nach einem vergeblichen partiellen Angriff der erstgenannten Kolonne am 22. und einem gelungenen Vorstoß eines Theiles der letzteren am 23. November, wurde zwar ein Sturmversuch der zweiten Kolonne am 24. November früh abgeschlagen, am Nachmittage jedoch glückte ein gleichzeitiger neuer Angriff beider Kolonnen auf die Hauptredoute vor Etropol, die Türken zogen sich in und durch die Stadt in's Gebirge zurück. Etropol wurde am 24. November 6 Uhr Nachmittags von den Russen besetzt.

Gegen Prawez auf der Chaussee Plewna-Sofia setzten sich von Ossitowo aus am 22. November 18 Bataillone, 6 Batterien unter General Graf Schuwalow in der Front in Bewegung, 4 Bataillone deckten dieses Vorgehen gegen Etropol, eine Kolonne von 6 Bataillonen, 3 Eskadrons, $1\frac{1}{2}$ Batterien war schon am 21. aufgebrochen, um über Kalugerowo auf Sakawiza vorzugehen und von dort Flanke und Rücken der türkischen Stellung anzugreifen. Nach beschwerlichem Marsche erreichte diese Kolonne am 23. November gegen Mittag ihr Ziel. Von einer besetzten, aber nicht besetzten Höhe auf dem linken Flügel der Stellung werden die Türken um 4 Uhr vertrieben. Beide Kolonnen gemeinschaftlich nehmen dann die ganze Stellung von Prawez und verfolgen die Türken bis gegen Orhanié. Ein Detachement von 6 Eskadrons mit einer

Batterie war von Braza aus am 21. November nach Kaschkowo vorgegangen und sollte von hier gegen die Ortschaften westlich und nördlich Orchanie demonstrieren, um eine Unterstüzung von Prawez zu hindern. Ein Theil, über Radotshin gegen Lulakowo vorgegangen, wurde aufgehalten, ohne diesen Ort zu erreichen; ein anderer, der sich gegen Nowatschin gewendet hatte und dort abgeschlagen war, fiel auf dem Rückwege in einen Hinterhalt und verlor 63 Mann und 2 Geschütze. Mit Ausnahme dieses Unglücksfalles hatten die Russen in den Kämpfen vom 22. bis 24. November verhältnißmäßig nur geringe Verluste gehabt.

Nach dem Verlust von Etropol und Prawez zog Mehemed Ali, der kürzlich das Kommando der Armee von Sofia übernommen, sich aus Orchanie nach Wratschesi an der Straße nach dem Baba-Konak-Passe zurück; das Detachement aus Etropol verschanzte sich auf den Höhen von Greota zur Deckung desselben Passes. Diese Höhen liegen aber näher am Passe als Wratschesi, ihre Wegnahme machte die neue türkische Stellung unhaltbar. Während dem nach Gurko's Hauptkolonnen sich abwartend verhielten, nahm General Dandeville am 28. November von Etropol aus diese Höhen. Mehemed Ali zog in Folge dessen alle Truppen hinter den Balkan zurück und hielt nur den Baba-Konak-Paß stark besetzt.

Ein übereiltes Eindringen der Russen von Wratschesi aus in diesen Paß am 1. Dezember mißlang; die Eingedrungenen mußten auf die steilen Höhen westlich des Passes ausbiegen; die Russen hatten dadurch für die Tage vom 28. November bis 1. Dezember einen Verlust von 350 Mann.

Am 3. Dezember gelang es einem Theile von Gurko's Avantgarde, eine Höhe in der linken Flanke der türkischen Stellung auf dem Kamm des Gebirges zu erklimmen. Vergeblich suchten die Türken am 3. und 5. Dezember sie wieder zu nehmen. Gurko ging aber nicht weiter vor, sondern erwartete nach Erreichung der Balkanlinie zu weiterem Vorgehen ruhig den Fall von Plewna. Von Etropol hatte General Dandeville zur Deckung seiner Flanke beim Angriff auf die Höhen von Greota ein Detachement gegen den Blatiga-Paß vorgehickt. Dieses erreichte die Paßhöhe am 1. Dezember, konnte aber am Südfuße des Gebirges, wo die Türken alle Orte stark besetzt hatten, sich nicht weiter ausbreiten. General Karzow hielt von Tetewen aus mit diesem Detachement Verbindung, blieb aber im Uebrigen abwartend in seiner Stellung. Ein weiter westlich Braza gegen Bertowiga am Dgost vorgegangenes Detachement von Kavallerie konnte einen Angriff auf den dortigen stark besetzten Paß nicht versuchen.

Der am 10. Dezember erfolgte Fall von Plewna machte die zahlreichen dort befindlichen russischen Kräfte zur Verstärkung der Armeen im Balkan frei. Dem Grenzboten 1878. IV.

General Gurko wurden überwiesen: die 3. Garde-Division und das 9. Armeekorps (5. und 31. Division); dem General Karzow: das 10. Schützen-Bataillon; zum General Radezki stieß das 4. Armeekorps (16. und 30. Division) und die 3. Schützen-Brigade, später das Grenadierkorps und die 1. Kavallerie-Division. Den Rumänen wurde selbständig das Vorgehen gegen Widin übertragen, zum Theil gingen sie auf das linke Donauufer zurück.

Serbien hatte am 14. Dezember der Pforte den Krieg erklärt. In kurzer Zeit war also auch ein Vorgehen der serbischen Armee in der Richtung über Niš und Pirot gegen Sofia zu erwarten, mit dem, als Flankensicherung für Gurko's Operationen, von vorn herein zu rechnen war. Schon am 15. Dezember begann das etwa 16,000 Mann starke serbische Morawakorps seinen Vormarsch gegen Niš, dessen Belagerung es nach mehreren Gefechten am 23. Dezember begann, und die bis zur Kapitulation am 11. Januar dauerte. Das Timok-Korps, 20,000 Mann stark, entsandte einen Theil seiner Kräfte gegen Widin, das Gros stürmte am 19. Dezember den Paß St. Nikolaš auf der Straße von Ak-Palanka nach Pirot, nahm am 21. von Belogradschik aus durch Kavallerie die Verbindung mit den Russen auf, erstürmte am 24. Ak-Palanka und am 28. Dezember Pirot, nicht ohne ernste Verluste; am 6. Januar 1878 traf das Korps in dem bereits von den Russen besetzten Sofia ein. Die Operationen der übrigen serbischen Heertheile behielten eine rein lokale Bedeutung.

Den Russen gegenüber stand südlich des Balkan vor dem Tschirkapaf Wessel Pascha mit rund 35,000 Mann, weiter westlich um Sofia Mehemed Ali Pascha in etwa gleicher Stärke. Nach einzelnen kleineren Vorstößen hatte der Letztere seine Truppen um Mitte Dezember etwa wie folgt vertheilt: die Hauptmacht 45 Bataillone unter Schakir Pascha im Baba-Konak-Passe, 15 Bataillone zur Deckung der rechten Flanke bis Slatiža vertheilt, 10 Bataillone zur Deckung der linken Flanke in Lutikowo nördlich des Balkan und am Südfuße des Gebirges, endlich etwa 15 Bataillone als Reserve in Sofia.

Der Baba-Konak-Paß war in Front und rechter Flanke vertheidigt durch die Stellungen von Arab-Konak und Schandornik. Die Rückzugslinie aus beiden gabelt sich 4 km hinter Arab-Konak in die drei Straßen über Taschkisen nach Sofia westwärts, in südlicher Richtung über Malkotschewo nach Ichtyman an der Chaussee Sofia-Philippopol, nach Osten über Dolnji Komarži nach Slatiža. Die Orte Taschkisen, Malkotschewo und Dolnji Komarži liegen fast gleichweit (4 km) von dem Trennungspunkte der drei Wege entfernt, so daß die Besetzung des einen oder andern den Abzug aus den vorgenannten Stellungen ernstlichst gefährden mußte. Hierauf gründete General

Gurko seinen Plan für den jetzt mit bedeutend verstärkten Kräften auszuführenden Balkanübergang.

Trotz aller Hindernisse, welche Terrain und Jahreszeit, das unwegsame Gebirge, die strenge Kälte und der tiefe Schnee den Truppenbewegungen entgegenstellten, sollten die Türken in ihren Stellungen festgehalten und sollte der Balkan auf Nebenwegen theils östlich, mit den Hauptkräften aber westlich der besetzten Straßen überstiegen werden. Eine Kolonne von $6\frac{1}{2}$ Bataillonen und 2 Sotnien hatte vom Slatiza-Passe aus gegen Slatiza zu demonstrieren, und die dort und in der Nähe stehenden türkischen Detachements festzuhalten; 26 Bataillone mit $9\frac{2}{3}$ Batterien unter General Krüdener wurden bestimmt, vor der Front der feindlichen Hauptmacht im Baba-Konak-Passe stehen zu bleiben, eine dritte Kolonne von 6 Bataillonen mit 8 Eskadrons und 4 Batterien sollte im äußersten Westen gegen Lutikowo und den Paßweg von dort nach Sofia demonstrieren. Mit 9 Bataillonen, 4 Eskadrons, $1\frac{2}{3}$ Batterien erhielt General Dandeville den Auftrag, von Etropol aus östlich der türkischen Hauptstellung über die Babagora nach Bunowo und Mirkowo, an der Straße nach Slatiza hinabzusteigen und so die Rückzugsklinie des Feindes nach Osten zu besetzen, gleichzeitig aber gegen die Stellung von Schandornit (s. oben) zu demonstrieren. Er war dabei in gerader Linie an 30 km von der Hauptkolonne entfernt. Westlich des Baba-Konak-Passes sollte die Hauptkolonne mit zusammen $31\frac{3}{4}$ Bataillonen, 16 Eskadrons und 5 Batterien von Wratschessi aus über Tschurjak auf Njegosowo rücken und von dort gegen Tschikisen und die Straße nach Sofia vorgehen. Noch 3 km weiter westlich hatte General Weljaminow mit 5 Bataillonen, 16 Eskadrons, 2 Batterien durch Vorgehen von Wratschessi über den Umurgasch-Balkan auf Zilawa und Gornji-Bugarow die Hauptkolonne gegen Sofia zu decken. Ersteres Dorf lag nahe der Chaussee und 10 km von dem Marschziele der Hauptkolonne entfernt.

Nach diesem Plane wurde der Balkanübergang in den Tagen vom 25.—30. Dezember angesetzt. Die russischen Truppen hatten mit ungemeinen Schwierigkeiten zu kämpfen. Es erforderte z. B. der Transport eines möglichst zerlegten Geschüzes durch die Bedienungsmannschaften und je eine Kompanie Infanterie für jeden Kilometer ein bis zwei Stunden Zeit. Nicht alle Kolonnen konnten ihr Ziel erreichen. General Dandeville mußte nach Etropol zurückkehren, nachdem er bereits am 27. Dezember den Abstieg nach Mirkowo und Bunowo begonnen, weil Schneestürme ihm jeden Weg versperren. Bei einem solchen Sturme in der Nacht vom 28. bis 29. Dezember verlor er allein 53 Tote und 823 Mann, welche die Glieder erfroren hatten. Auch General Weljaminow fand keinen Weg zum Hinabsteigen. Er mußte am 27. Dezember auf Tschurjak umbiegen und gelangte am 28., einem Theil der Avantgarde der

Hauptkolonne folgend, von dort über Botop nach Mleschniça, nur seine Kavallerie erreichte am 29. Dezember Bilawa. Die Hauptkolonne stand nach einer Anzahl kleiner Avantgardengefechte am 30. Dezember um Njegosowo versammelt. Türkischerseits waren nach Erkennen der Umgehung am 27. Dezember etwa 20 Bataillone bei Taschkisen konzentriert, und dieses sowie eine Stellung auf der Höhe südlich Malkotschewo war vom 28. ab thunlichst besetzt worden.

Der Angriff auf die türkische Stellung auf der Paßhöhe, wie bei Taschkisen, am 31. Dezember erfolgte unter der Annahme, daß General Dandeville in Mirkowo und Bunowo eingetroffen sei. General Krüdener beschäftigte die Türken in der Stellung auf der Paßhöhe wesentlich durch Artilleriefener. Von der Hauptkolonne wurde noch in der Nacht ein Theil südwärts nach Tschetanstowo detachirt, um von hier die schon erwähnte Höhe von Malkotschewo zu nehmen. Kavallerie sollte weiter auf Dolnji Komarki vorgehen, um hier eventuell mit General Dandeville in Verbindung zu treten. Die andern Theile der Hauptkolonne sollten Taschkisen und die Befestigungen an der Paßstraße nördlich dieses Ortes angreifen. Die Kolonne des Generals Weljaminow und Kavallerie deckten den Angriff gegen Störungen von Sofia und Tschyman. Störungen durch die Türken erfolgten nicht. Aber das schwierige Terrain hielt den Angriff wider Erwarten auf. Erst um 2 Uhr Nachmittags wurde die Höhe von Malkotschewo und bei einbrechender Dunkelheit auch dieses Dorf genommen. Nach Wegnahme der genannten Höhe gelang auch der Angriff auf die Redouten um Taschkisen, aus denen die Türken flohen. Ein anderer Gefechtsersolg wurde nicht erzielt, aber die türkischen Befehlshaber hatten die drohende Einschließung erkannt und gingen noch in der Nacht nach der einzig offenen Seite nach Osten und Südosten zurück.

Die direkte Verfolgung der von Taschkisen und Arab-Konak geflohenen Türken durch eine Garde-Division mit Kavallerie endete schon am 2. Januar mit der Einnahme von Petrißchewo. Slatiça an der Straße längs des Balkan nahm am 2. General Dandeville, der am 31. Dezember wieder von Etropol aufgebrochen und nun über den Slatiça-Paß vorgerückt war.

General Weljaminow hatte am 1. Januar 1878 einen von Sofia kommenden Angriff von 10—15 türkischen Bataillonen abzuweisen, wobei die Türken durch Massenfener auf nahe Entfernung in kurzer Zeit 2400 Mann, die Russen nur 243 Köpfe verloren. Am 2. Januar setzte General Gurko von Taschkisen eine stärkere Kolonne gegen Sofia in Marsch, das nach einigen kleineren Gefechten von mehreren Seiten mit Einschließung bedroht, am 4. Januar früh von den Türken geräumt und gleich darauf von den Russen besetzt wurde.

Der Balkan war überstiegen, die letzte Vertheidigungslinie der Türken war durchbrochen, wieder eine türkische Armeel so gut wie ganz aufgelöst.

Die Russen ließen es nicht daran fehlen, diesen Erfolg auch mit allen Kräften auszubenten. General Gurko hatte in den Tagen vom 21. Dezember bis 4. Januar in den zahlreichen Gefechten, fast immer Angriffen auf verschanzte Stellungen, im Kampfe selbst nur 1035 Köpfe verloren, ein Beweis, wie sehr auch schon die moralische Kraft der türkischen Armee gebrochen war.

Neben der Tschipka-Armee, die eben ihrem Verhängniß entgegenging, war das Korps, welches Suleiman Pascha aus dem Festungsviereck über den Balkan herangeführt hatte und mit dem er jetzt von Philippopol in der Richtung auf Sofia vorrückte, die einzige noch widerstandsfähige Truppenmacht der Türkei. Nach einmal sollte Suleiman den Sieg an die türkischen Fahnen fesseln; Mehemed Ali mußte wiederum ihm weichen.

Während Gurko seine durch die Verfolgung in weitem Bogen um Sofia vertheilten Truppen gegen Suleiman zusammenzog und den Ueberangestregten eine kurze Ruhe gönnte, bis die Ankunft der Artillerie und der Fahrzeuge von jenem des Balkan ihn zu weiteren Operationen befähigte, begann das Vorgehen der russischen Tschipkaarmee. General Radezki verfügte über das 8. und 4. Armeekorps, 7 Schützenbataillone und jetzt 8 Druschinen der bulgarischen Legion, zusammen über 63 Bataillone mit den zugehörigen Spezialwaffen. Für den Balkanübergang wurden die Truppen in 3 Kolonnen getheilt. Die rechte Flügelsonne unter General Stobelew bestand aus 22 Bataillonen mit 7 Sotnien und 2 Batterien, sie sollte von Gabrowo über Toplisch unweit Selenodrowo, etwa 9 km westlich der Tschipkastraße, vorgehend Hemedli erreichen; im Centrum blieb Radezki selbst mit 15 Bataillonen und in den Stellungen auf der Paßhöhe stehen; die linke Kolonne, 26 Bataillone mit 6 Sotnien und 3 Batterien, erhielt die Bestimmung, etwa 19 km östlich der Tschipkastraße von Travna auf Gusowo zu marschiren. Beide Flügelsonnen sollten den Marsch am 5. Januar 1878 antreten und am 8. früh an den angegebenen Punkten zum Angriff bereit stehen. Auch hier verursachte das weglose Gebirge noch mehr Schwierigkeiten, als worauf man gerechnet hatte. Es mußten z. B. die gewöhnlichen Feldgeschütze unterwegs zurückgelassen werden, nur die Gebirgskanonen brachte man rechtzeitig mit in die Ebene hinab.

Stobelew erreichte mit seinem Gros am 6. Januar Nachmittags den Kamm des Gebirges und ließ hier zwei bulgarische Druschinen stehen zur Sicherung gegen die türkischen Truppen, welche die Paßstellung umfaßt hatten; ebenda blieb später auch die Feldbatterie. Am folgenden Tage nahm seine Avantgarde nach längerem Geſecht Hemedli, aber am 8. Januar früh war erst eine Brigade dort konzentriert. Er mußte auf Angriffe auch im Rücken, von Kalofer her,

und von der Flanke gefaßt sein. Er ging deshalb noch nicht weiter gegen die türkische Stellung bei Tschipta vor.

Am 9. Januar hatte er den größten Theil seiner Truppen versammelt, bis Mittag mußten alle, bis auf eine Druschine und die Batterie auf dem Kamme des Gebirges, heran sein. Da ließ er zunächst das Feuergefecht gegen die türkische Stellung in und bei dem Dorfe Schenowo, südwestlich vom Dorfe Tschipta, eröffnen. Auf die Meldung vom Fürsten Mirski, daß dieser letzteres Dorf genommen, ging er auch zum Sturm vor. Die Türken wichen, Kasaken griffen die Fliehenden im Rücken an; da ergab sich Wessel Pascha. Die Kapitulation sollte auch für die Truppen auf der Paßhöhe gelten.

Fürst Mirski hatte am 6. Januar mit seinem Groß Seliza am Südbahange erreicht. Von hier aus detachirte er am 7. eine Brigade nach Mazlis an der Straße von Kasanlyk; mit den übrigen Truppen nahm er erst Gornje-, dann Dolnje-Gusovo. Am 8. Januar stürmte er die Dörfer Janina und Haskioi, während seine detachirte Brigade das geräumte Kasanlyk besetzte. Er stand im Rücken der Stellung vom Dorfe Tschipta. Am Nachmittag ging er auch noch dagegen vor, nahm in langem verlustreichen Gefechte auch noch einige vorgeschobene Schützengräben, mußte dann aber für die Nacht in den Stellungen liegen bleiben. Die Munition mangelte bereits. Mit Tagesanbruch des 9. Januar versuchten die Türken ihn zurückzuwerfen. Zwei rasch aufeinander folgende Angriffe derselben wurden abgeschlagen. Nach dem zweiten Angriff ließ eine theilweise Verfolgung mit in die türkischen Verschanzungen eindringen. Um 12 Uhr war Tschipta in russischen Händen, nur zwei Redouten westlich des Dorfes hielten sich noch bis die Kapitulation erfolgte.

Die Frontangriffe des Centrum's hatten die Türken auf der Paßhöhe muthig abgewehrt, bis sie um 4 Uhr das Feuer einstellten und ihre Schanzen freiwillig räumten. Den Russen ergaben sich im Thale 2 Pascha's mit über 12,000 Mann, auf den Höhen 2 Pascha's mit rund 11,000 Mann. Der russische Verlust am 8. und 9. Januar betrug 5284 Mann.

Nach tapferem Widerstande hatte die türkische Armee sich ergeben. Hier wie bei Sofia lag die Ebene Rumelien's den russischen Heeren offen, die nun in immer mehr verstärkten Schaaren den Thoren Konstantinopel's zueilten.

Was an Kämpfen noch vorkam, war wie die Jagd auf ein gehektes Wild, das nur nothgedrungen Halt macht und den Verfolgern die Stirn zeigt, wenn es die Richtung der Flucht wechseln muß. Die Balkanübergänge aber, ohne Weg und Steg, im harten Winter, und dann die Schlachten ohne Rückhalt im Falle des Mißlingens, ohne Artillerie beim Angriff auf gut vertheidigte Schanzen, durchgeführt im Vertrauen auf die männliche Kraft und die zähe Ausdauer des russischen Soldaten, diese Gebirgsübergänge werden für immer ein Glanz-

punkt in der Geschichte des russischen Heeres und seiner Führer bilden. Die Gefechtsverluste der Russen waren in den meisten großen Kämpfen des orientalischen Krieges ziemlich bedeutend, die Strapazen überaus groß. Wenn aber unter 99,000 Mann, die auf dem Kriegsschauplatz selbst südlich der Donau gestorben sind, allein 19,000 Mann als erfroren bezeichnet werden, so beweist diese Zahl besser als alles Andere, weld' erstaunliche Anstrengungen und Gefahren gerade in den Tagen des 25. bis 31. Dezember 1877 und des 5. bis 9. Januar 1878 bestanden worden sind; denn sicher haben die Meisten jener 19,000 ihren Tod den Höhen und den Abhängen des Balkan zu verdanken.

Wir hatten Suleiman im Vorrücken von Philippopol in der Richtung auf Sofia verlassen. Er gelangte nur bis Tatarbazaridschik, seine Vortruppen bis Ichtyman, wo sie den flüchtenden Resten der Armee von Sofia wenigstens einen ersten Halt boten. Während Gurko nun von allen Seiten seine Truppen auf Tatarbazaridschik in Bewegung setzte, wurde die Tschipta-Armee gefangen genommen, und schon am 10. Januar setzte sich Skobelew gegen Suleiman's Rücken in Bewegung. Neben ihm eilte General Karzow aus Tetewen über den geräumten Trojan-Paß heran und trat am 14. Januar bei Kara Mustafa in Verbindung mit Gurko. Die anderen Korps der russischen Südarree eilten die Straße nach Adrianopel zu erreichen. Suleiman war am 12. Januar gegen Philippopol zurückgegangen, aber der Weg nach Adrianopel war durch Radecki's Armee ihm verlegt und jedes einzelne der russischen Heere war ihm an Kraft und Zahl überlegen. Das Einzige, was er für die Vertheidigung der Türkei und der Hauptstadt noch thun konnte, war, seine Schaaren aus der drohenden Umarmung durch die russischen Heertheile zu retten. Der einzige Ausweg der ihm blieb war, seine Truppen nach Süden über das Rhodope-Gebirge hinweg an's Meer zu führen, und sie zu Schiff nach Konstantinopel zu bringen. Aber auch diesen Rettungsweg konnte er sich nur durch blutige Kämpfe erkämpfen. Am 15. Januar griff Gurko bei Miranli und Kadikioi (zwischen der Maritza und der Eisenbahn von Tatarbazaridschik nach Philippopol) das türkische Heer umfassend an und warf es auf Dermendere am Fuß des Rhodope-Gebirges, da wo der gleichnamige Bach aus dem Gebirge tritt. Bei Dermendere am 16. auf's Neue angegriffen, wurde es auf Bellastiza und Karagatsch gedrängt; beide Orte liegen am Fuß des Gebirges etwas südöstlich Philippopol, das General Skobelew an diesem Tage besetzte. Ein dritter Angriff am 17. Januar bei den genannten beiden Orten vollendete die Auflösung des letzten türkischen Heeres; neben Tausenden von Gefangenen mußte es hier über 100 Geschütze im Stiche lassen. Nur Trümmer brachte Suleiman am 20. Januar nach dem Hafensorte Kawaka.

Während die eben erwähnten Kämpfe in der Umgegend von Philippopol sich abspielten, hatte General Radezki bereits die Straße nach Adrianopel erreicht. Ihm war inzwischen auch das russische große Hauptquartier gefolgt, und das Grenadierkorps nebst der 26. Division war über den Balkan im Anzuge.

Schon am 14. Januar hatte Radezki's Vorhut das in Brand gesteckte Eski-Saghra besetzt, am 16. Januar Hermanli an der Straße Philippopol-Adrianopel nach hartnäckigem Kampfe mit den bewaffneten Einwohnern genommen; der 18. Januar brachte die Besetzung von Mustafa-Pascha, der 20. Januar die Besetzung von Adrianopel, dessen schwache Besatzung ohne Widerstand zu leisten abgezogen war.

Nach der Abdrängung Suleiman's war Mehemed Ali zum Oberbefehlshaber der (nicht vorhandenen) Armee von Adrianopel ernannt worden und hatte Vollmacht zum Abschluß eines Waffenstillstandes erhalten. Am Tage der Besetzung von Adrianopel begannen im russischen Hauptquartier zu Kasanlyk die Verhandlungen über den Waffenstillstand. Die Vorwärtsbewegung der russischen Heere aber hörte deshalb nicht auf. Der 24. Januar sah die russische Vorhut in Lüleh-Vergaz (Araba) an der Straße nach Konstantinopel, der 29. Januar führte sie nach Tschorlu an der genannten Straße und nach Rodosto am Marmara-Meer. Nach der Verlegung des russischen Hauptquartiers von Kasanlyk nach Adrianopel am 26. Januar waren die Verhandlungen dort fortgesetzt wurden und endeten am 31. Januar mit Unterzeichnung der bases générales de la paix avec convention d'armes. Die Feindseligkeiten wurden danach eingestellt. In den folgenden Tagen bezogen die russischen Truppen Stellungen um Tschatalbscha, wodurch die Halbinsel, auf der Konstantinopel liegt, von Meer zu Meer abgesperrt war.

Am 24. Februar wurde das russische Hauptquartier nach San Stefano fast unmittelbar vor die Thore von Konstantinopel verlegt. Erst am 3. März erfolgte die Unterzeichnung des Präliminar-Friedens von San Stefano.

Die Katastrophe in Afghanistan im Jahre 1841.

Von Dr. Wilhelm Henkel.

(Schluß.)

Endlich war der Ausgang des Höllenthals erreicht, aber ein nicht enden wollender Schneefall vermehrte das Elend. Nur vier kleine Zelte waren gerettet worden, von denen eines Elphinstone gehörte, während zwei den Frauen und Kindern und das vierte einigen Verwundeten überlassen werden mußten. Alle Uebrigen lagen die lange Nacht hindurch ohne jeglichen Schutz auf den schneebedeckten Feldern. „Von allen Seiten her ertönte das Jammergeschrei der Kranken und Verwundeten. Die Kälte hatte inzwischen beträchtlich zugenommen, und da lagen wir ohne Obdach, ohne Feuer, ohne Lebensmittel. Denke ich an jene Schreckensnacht zurück, so kommt es mir wie ein Wunder vor, daß überhaupt ein Einziger solche namenlose Leiden hat überleben können.“

Am 9. Januar wurde der Marsch ohne alle Ordnung und Mannszucht fortgesetzt. Die Reihen der Soldaten lichteteten sich nicht minder durch die Desertion als durch den Tod. Mohamed Akbar schickte dann einen Boten mit dem Anerbieten, die Frauen und Kinder unter seinen Schutz zu nehmen und in der Entfernung von einer Tagereise dem Heere nachzuführen. Dem General blieb nichts übrig als auf den Vorschlag einzugehen, und so erging an die verheiratheten Offiziere mit ihren Familien die Weisung, sich bereit zu halten, um mit dem ihrer harrenden Detachement afghanischer Reiterei abzu ziehen. „Die Damen hatten seit unserm Ausbruche von Cabul kaum irgend welche Speise genossen. Einige trugen neugeborene Kinder an der Brust und konnten sich selbst nur mit äußerster Anstrengung aufrecht halten, noch Andere waren guter Hoffnung und sahen stündlich der Niederkunft entgegen, so daß auch unter normalen Verhältnissen schon eine mäßige Bewegung oder geistige Aufregung von schlimmen Folgen hätte sein können. Und in diesem Zustande mußten die schwachen Wesen auf Gepädwagen liegend oder auf Kameelen die Beschwerden der Reise aushalten; glücklich durften sich diejenigen schätzen, welche Pferde zu ihrer Verfügung hatten und sich derselben zu bedienen verstanden. Die Meisten waren von Cabul an nicht wieder unter ein Zeltbath gekommen, die Dienerschaft entweder niedergeschossen oder geflohen, und mit Ausnahme der Lady Mac-Raghten und der Frau des Hauptmanns Trevor hatte keine auch nur ein einziges Stück Gepäck gerettet. Unter diesen Umständen konnte es keinem Zweifel unterliegen, daß der Tod in wenigen Tagen, wenn nicht Stunden, auch sie wegraffen würde, und so eröffnete das Aner-

bieten des Sirdars die einzige noch mögliche Aussicht auf Fristung des Lebens.“ Unter der Zahl der also Geretteten befand sich auch der Berichterstatter; ehe wir zu ihnen zurückkehren, möge zunächst die Leidensgeschichte der Uebrigen zu Ende geführt werden.

Sobald am Morgen des 10. Januar das Zeichen zum Aufbruch gegeben worden war, stürzten sich Alle in wahnsinniger Hast und größter Unordnung vorwärts; Jeder besorgte, der Letzte zu bleiben oder zurückgelassen zu werden. Die Wenigen, welche noch einige Selbstbeherrschung und einen Rest von physischer Spannkraft besaßen, waren Europäer; den Indiern waren Hände und Füße erfroren; die ungewohnte Kälte und das Uebermaß der Leiden hatten auf den Seelenzustand vieler die Wirkung, daß sie den Verstand verloren. Als der Vortrab in einen Hohlweg einrückte, ließen ihn die Afghanen auf Schußweite herankommen und gaben dann auf die dichtgedrängte Masse ein so wüthendes Schnellfeuer, daß schon nach wenigen Minuten die Schlucht von Todten vollgepfropft war und die Nachrückenden nur mit Mühe über die Haufen von Leichen und Verwundeten hinweg konnten. Diejenigen Indier, welche noch Waffen trugen, warfen sie weg und eilten vorwärts, der Troß sprengte in wilder Flucht nach allen Seiten auseinander. Nun stiegen die Afghanen mit dem Säbel in der Faust von den Höhen herab und machten in einem scheußlichen Gemetzel nieder was ihnen vor die Klinge kam. In diesem wurde der Rest der indischen Truppen aufgerieben. Und als die Engländer, welche sich durchgeschlagen hatten, nach einiger Zeit Halt machten, gewahrten sie zu ihrem Entsetzen, daß sie als die einzigen elenden Trümmer von der ganzen waffenfähigen Mannschaft noch übrig waren, fünfzig Artilleristen und einhundertundfünfzig Berittene! Unter ihnen befand sich Elphinstone. In diesem Augenblicke rückte ein Haufen Afghanen unter Mohamed Akbar's persönlicher Führung heran, der dem zum Parlamentiren abgeschickten Hauptmann Skinner zu verstehen gab, daß er außer Stande sei, die Ghilzis im Zaume zu halten, und zu gleicher Zeit verlangte, daß das Häuflein von 200 Mann die Waffen streckte, in welchem Falle ihnen sicheres Geleit bis Zellalabad in Aussicht gestellt werden könnte. Hingegen müßten die vom Gefolge noch Uebrigen schlechterdings ihrem Schicksale überlassen werden. Statt jeder Antwort auf dieses Ansinnen gab Elphinstone den Befehl, den Marsch fortzusetzen. Im nächsten Engpasse fielen wieder fünfzehn Offiziere, und wurde das letzte Geschütz, das einem daraufgebundenen Arzte als Wagen gedient hatte, sammt dem Letzteren dem Feinde preisgegeben. Die letzten, bis dahin noch aufgesparten Zugochsen wurden am folgenden Tage geschlachtet, das rohe Fleisch wie es war mit Heißhunger verschlungen. An diesem Tage lud Akbar den englischen Befehlshaber zu einer abermaligen Besprechung zu sich ein und

empfung ihn, als er mit Skinner und zwei Offizieren erschien, scheinbar mit dem größten Wohlwollen und bestimmte die drei Männer, nach stattgefundenener Bewirthung die Nacht über in seinem Zelte der Ruhe zu pflegen. Die am folgenden Tage wieder aufgenommenen Unterhandlungen waren natürlich wieder resultatlos, und Elphinstone verlangte zu seinen Leuten zurückgeführt zu werden, aber vergebens. Er blieb des Sirdars Gefangener. Das Schicksal der wenigen Ueberlebenden war nun besiegelt, ihre letzten Augenblicke gezählt. Zuerst wurde, nachdem um sieben Uhr das Feuer wieder eröffnet worden war, Hauptmann Skinner beim Refognosziren durch einen Pistolenschuß zu Boden gestreckt, und von da an nahmen die Afghanen die Engländer wie gehegtes Wild von den Höhen herab einzeln aufs Korn. Auf das Treibjagen folgte dann wieder eine Attacke mit der blanken Waffe auf das letzte halbe Hundert. Von den zwölf Männern, die dem Gemetzel zu Pferde entrannten, erlagen elf theils der unmenschlichen Anstrengung auf der Flucht, theils wurden sie nur wenige Meilen von Zellalabad in einem Dorfe, wo sie ein Unterkommen gesucht hatten, niedergemacht. Ein Einziger, der Arzt Brydon, der Letzte aus dem ganzen wenige Tage zuvor von Cabul aufgebrochenen Heere, erreichte Zellalabad, sah seine Landsleute wieder und konnte von dem Verbleib der unter General Elphinstone's Oberbefehl stehenden Okkupationsarmee Kunde geben.

Raum weniger jammervoll war das Geschick der Besatzung, welche die Engländer nach Ghizni geworfen hatten, während die in dem von Cabul bedeutend weiter entfernten Kahandar liegende Truppenabtheilung aushielt, bis ein wesentlicher Umschwung eintrat. Die Absicht des Kommandanten von Ghizni, mit seinen Streitkräften zur Hauptarmee zu stoßen, wurde durch eine Belagerung und durch Mangel an Lebensmitteln vereitelt.

Nach den vom Lieutenant Crawford, der die Belagerung und Uebergabe mit durchmachte, herausgegebenen Aufzeichnungen sah sich die Besatzung um die Mitte des Monats Dezember genöthigt, die Stadt zu räumen und sich in der Zitadelle festzusetzen. Wie in Cabul so war auch in dieser Landschaft der Winter von ungewöhnlicher Strenge. Aber obwohl auch hier die indischen Truppen bald völlig dienstuntauglich wurden, hielten die Engländer so lange tapfer aus, bis jede Hoffnung auf Ersatz geschwunden und der letzte Bissen Brodes aufgezehrt war. In der vom Obersten Palmer unterzeichneten Kapitulation hieß es, daß die unter seiner Führung stehenden Truppen mit Waffen und Gepäck nach Peshawer abziehen dürften. Kaum aber hatten die Engländer die Zitadelle verlassen und in verschiedenen Häusern der Stadt, um sich zum Abmarsch zu rüsten, Quartiere bezogen, als sie sich von allen Seiten angegriffen sahen. Zuletzt konzentrirten sie sich auf zwei Gebäude, wo sie zwei Tage lang vom Hunger und Durst gepeinigt und in den engen Räumen auf

eine furchtbare Weise zusammengepfercht, von etwa 20,000 Afghanen umlagert wurden. Erst nachdem die indischen Soldaten, auf welche die Eingeborenen hauptsächlich wüthend waren, nächtlicher Weile abgezogen und auf freiem Felde theils zusammengehauen, theils lebendig gefangen genommen waren, verbrannten sie die Fahnen des Regiments und streckten die Waffen. Welche Leiden sie in der nun folgenden mehrmonatlichen Gefangenschaft zu erdulden hatten, schildert Crawford in ergreifender Weise. Er selbst war mit neun anderen zusammen in eine Kammer von etwa zwölf Fuß Länge gepackt worden, in der sie sich kaum bewegen konnten. Bei dem Mangel an frischer Wäsche nahm das Ungeziefer in grauenerregendem Maße überhand, und die Luft war, da Thür und Fenster verrammelt blieben, so schlecht und verpestet, daß das Athmen beträchtlich erschwert wurde. Da die Afghanen wähten, daß die Engländer ihr Geld vergraben hätten, so wurde Oberst Palmer, um ein Geständniß von ihm zu erpressen, gefoltert und die Offiziere mit demselben Loos bedroht. Erst gegen Ende Mai führte man sie nach Cabul, wo ihnen Mohamed Akbar mit auffallender Freundlichkeit und allen Zeichen des Wohlwollens entgegen kam. Wir lassen sie einstweilen hier, um zunächst zu Lieutenant Eyre und seinen Leidensgefährten zurückzukehren, die, wie oben erzählt, der Sirdar unter seinen Schutz genommen hatte. Im Lager desselben angelangt, trafen sie mit Major Pottinger und den übrigen Geiseln zusammen und erfuhren von den afghanischen Vornehmen eine erträgliche Behandlung. Freilich mußten sie mit drei elenden, mit Rauch angefüllten Hütten vorlieb nehmen und auf dem Boden kauend nach Orientalenweise mit den Fingern in die gemeinsame Schüssel greifen; aber was wollte dieses kleine Ungemach bedeuten gegen die namenlosen Leiden ihrer Landsleute, deren blutige Leichen jetzt auf den Schneefeldern und in den Schluchten des Gebirges lagen! Wohl die schwerste Prüfung hatten sie beim Anblicke der auf dem ganzen Marsche auf dem Wege und zur Seite desselben hingestreckten Leichen und Verwundeten zu bestehen. Unter den Letzteren flehten viele, die hilflos und in ihrem Blute schwimmend dalagen, als sie ihre Waffengefährten vorüberziehen sahen, unter Klagegeschrei, ihnen Beistand zu leisten oder ihren Leiden ein Ende zu machen. Sie mußten, wenn auch mit blutendem Herzen, die Aermsten ihrem Schickjal überlassen.

Als der Zug nach viertägigem Marsche bei einem afghanischen Fort anlangte, wurden sie mit Brod und Hammelfleisch bewirthet; ja zum ersten Male wieder nach langer Zeit gab es Thee, den der englische Soldat so ungerne entbehrt, wie der französische seine Suppe und der deutsche die Pfeife oder die Cigarre. Am folgenden Tag mußte über einen sehr reißenden Strom gesetzt werden, wobei die Damen von afghanischen Reitern hinter sich auf's Pferd genommen wurden. Sowohl gegen diese wie gegen ihre Ehemänner und die

übrigen Gefangenen legte übrigens Akbar nach wie vor die nämliche Zuverlässigkeit und Artigkeit an den Tag, wie denn überhaupt in dem ganzen Feldzuge das Wesen dieses Mannes, der sich bald als Barbar, bald wie ein gesitteter Abendländer, einmal hinterlistig, dann wieder treu am gegebenen Worte haltend, zeigte, höchst räthselhaft erscheinen mußte. Auch von den übrigen zur Eskorte gehörigen Afghanen hebt der Berichterstatter das Eine rühmend hervor, daß sie sich auf dem ganzen Zuge als liebenswürdige Gesellschafter voll Humor bewährten, denen es keineswegs an leichter und gentlemanmäßiger Tournüre fehlte. Akbar hatte sogar den Offizieren den Degen gelassen, sie mit Geld versehen und ihnen gestattet, einen gewissen Verkehr mit der Garnison von Zellalabad zu unterhalten, von wo eines Tages zur unaussprechlichen Freude der Vielgeprüften ein Packet Briefe und Zeitungen, und außerdem Kleider und — reine Wäsche eintraf. Uebrigens erfuhren sie bei dieser Gelegenheit, daß der Doktor Brydon als einziger Ueberlebender in Zellalabad eingetroffen und, was das Wichtigste war, daß von Indien her Verstärkung im Anzuge sei. Auch die gewaltsame Tödtung des Schah Soudja durch einen seiner Diener in Cabul wurde gemeldet.

Charakteristisch für den Engländer ist auch die Erwähnung eines Labials anderer Art, welches den Gefangenen uerwarteter Weise gestattet und namentlich von den Damen mit nicht minder dankerfülltem Herzen genossen wurde, als jene langentbehrten physischen Stärkungen. An einem Sonntage wurde plötzlich 24 Stunden Raft gewährt, und sofort schickten sich die Damen an, den bisher schmerzlich vermißten Gottesdienst, so weit die äußeren Umstände es erlaubten, zu organisiren und rite abzuhalten, der Sitte ihrer Landsleute auch hierin treu, die auch auf Reisen und in jeder ungewöhnlichen Lebenslage sogar die liturgischen Formen ambulant zu machen wissen. Weniger tröstlich wirkte die halb darauf gemachte Erfahrung, daß die Afghanen angefangen hatten, sich ihre werthvollere Habe anzueignen. So besetzte einer der vornehmen Afghanen einen der Wittve des Botschafters gehörigen kostbaren Cachemirshawl, der auf 5000 Pfund Sterling geschätzt wurde, mit Beschlag und außerdem etwa für 10,000 Pfund Schmucksachen, wobei sich allerdings die Frage aufdrängt: wozu solcher kolossale Luxus im Feldlager? Um diese Zeit erlag auch der schwer geprüfte General Elphinstone seinen Leiden, unter denen die moralischen im Bewußtsein der auf ihm lastenden Verantwortlichkeit nicht die geringeren gewesen sein mögen. Es war am 23. April, und Mohamed Akbar gestattete, daß die Leiche durch einen als Afghanen verkleideten englischen Soldaten nach Zellalabad übergeführt würde. Als er vernahm, daß ein Trupp Eingeborener über den Sarg hergefallen war und den Leichnam mit Steinen beworfen hatte, schien er über diese ruchlose That nicht wenig aufgeregt zu

sein und ließ dann eine starke Truppe die Eskorte übernehmen. Am selben Tage hatte er mit dem Major Pottinger eine Unterredung, und da ihm derselbe versicherte, daß die Engländer ohne Zweifel auf Nimmerwiederkommen aus Afghanistan abgezogen wären, wenn seitens der Afghanen der Vertrag gewissenhaft zur Ausführung gekommen wäre, rief er aus: „Glauben Sie das wirklich? Dann habe ich allerdings sehr thöricht gehandelt.“ Ueberhaupt verrieth von da an Akbar's Wesen Unentschlossenheit und wachsende Besorgniß, namentlich seitdem der Lauf der Ereignisse eine von ihm wenig erwartete Wendung genommen hatte. Zunächst waren die gegen Zellalabad abgeschickten Truppen zurückgeschlagen worden und hatten die Belagerung aufgehoben, und die nächste Folge war, daß die wilden Stämme, die bis dahin nur und allein durch den Erfolg und die Ansicht auf Beute hatten im Zaume gehalten werden können, rebellisch wurden und zu desertiren anfangen. Doch suchte er seine Unruhe den englischen Offizieren gegenüber möglichst zu verbergen, was ihm jedoch um so weniger gelang, als er sie häufig über allerlei strategische Verhältnisse auszufragen versuchte und dabei jedesmal seine wachsende Besorgniß durchblicken ließ. Bei einer dieser Gelegenheiten gestand er, daß ihm von Jugend auf die irrigsten Vorstellungen über die Herren von Indien beigebracht worden seien, und daß er nun wohl einsehen gelernt, daß er ihnen schweres Unrecht gethan habe.

Inzwischen war seit der Ermordung des Schah Soudja in Cabul ein wüthender Thronstreit zwischen zwei Parteien ausgebrochen, und der Sirdar sah sich also gezwungen, mit den unter seinem Befehl stehenden Streitkräften dorthin abzuziehen. Er schlug sogar dem Lieutenant Eyre vor, in seine Dienste zu treten und ihm behilflich zu sein, Cabul zu erstürmen, worauf derselbe natürlich nicht eingehen konnte. Uebrigens verrieth der fortwährende Kanonendonner, als man sich der Stadt näherte, wie es in Cabul aussehen mochte. Mohamed Akbar schlug ein Lager auf und trat dann mit den in der Stadt kämpfenden Parteien in Verbindung. Jedem der Hauptführer wurde ein Theil der Zitadelle und ein Antheil an der Herrschaft eingeräumt, aber dadurch selbstverständlich nur die Saat zu neuen Zerwürfnissen ausgestreut. Akbar's Bestreben war von nun an offenbar darauf gerichtet, sich durch alle Mittel des Beistandes der Engländer zu versichern. Der General Pollock, welcher mit der Hilfsarmee im Aufzuge war, hatte sich erboten, die in seiner Gewalt befindliche Familie des Sirdars ihm zurückzuschicken, aber Akbar mußte im Hinblick auf die kritische Lage, in der er sich jetzt selbst befand und die ihn nöthigte, beständig hin- und herzuziehen, auf diese Gunst verzichten. Er würde, wie er bei dieser Gelegenheit zu verstehen gab, auch gern die englischen Ge-

fangenen auf freien Fuß gesetzt haben, wenn er nicht bei seinen Waffengefährten in dieser Angelegenheit auf den lebhaftesten Widerstand gestoßen wäre.

Gegen Ende des Monats Juni langten dann auch die englischen Gefangenen, unter denen sich der Lientenant Crawford befand, von Ghizni her in Cabul an und wurden zu ihrer Ueberraschung von Akbar auf das Wohlwollendste empfangen. Crawford schildert in seinem Berichte den Sirdar als einen hochgewachsenen, kräftigen Mann noch in jüngeren Jahren, von den gewinnendsten Manieren, in welchem Niemand den Mörder Mac-Raghten's hätte vermuthen können, und fügt hinzu, daß er ihnen beim Empfange die Versicherung gab, sie würden als Offiziere und als Gentlemen behandelt werden. Und diesem Versprechen blieb er in der Folgezeit treu und sorgte in jeder erdenklichen Weise für geeignete Verpflegung und den Komfort der unter seinem Schutze Stehenden. Freilich liegt die Annahme nah, daß sich Akbar hierin mehr von Rücksichten der Klugheit als der Menschlichkeit leiten ließ, da er noch immer die Hoffnung nicht aufgegeben hatte, mit General Pollock einen Separatfrieden abzuschließen und dann sich unter dessen Schutze stellen zu können. Er sollte bald erfahren, daß er falsch gerechnet hatte. Sogar das Anerbieten, die Gefangenen auszuwechseln, wies Pollock zurück, der die gemessene Weisung erhalten hatte, sich durchaus auf keine vermittelnden Vorschläge einzulassen. Welche Wirkung diese Botschaft auf die Gesinnung des Sirdars momentan ausübte, geht aus einer am 29. Juli von Eyre eingetragenen Notiz hervor, wo es heißt: „Mohamed Akbar hat heute Morgen in sehr energischer Weise und in trotzigem Tone erklärt, daß er uns, wenn Pollock seinen Vormarsch fortsetze, nach Turkestan bringen und an die dortigen Vornehmen vertheilen lassen werde. Bei der uns bekannten Entschlossenheit des Mannes befürchte ich das Schlimmste.“ Indessen kam es nicht weiter, als daß die Gefangenen zunächst etwa 100 englische Meilen weiter nach dem Innern geschafft, dann aber nach Cabul zurückgeführt und kurz darauf in Freiheit gesetzt wurden. Es waren 31 Offiziere, 53 Gemeine und 25 Frauen und Kinder, die nach einer schweren Prüfungszeit von 231 Tagen den Ihrigen wiedergegeben wurden. Die meiste Bewunderung verdient ohne Zweifel die Haltung der englischen Frauen, die in vielen einzelnen Fällen durch heldenmüthige Entschlossenheit ihre physische Schwäche überwandten und es dem stärkeren Geschlechte an Ausdauer gleichthaten.

Was nun den Verlauf der Ereignisse im letzten Akte des traurigen Dramas betrifft, so durchzog bekanntlich das britische Heer das wiedergewonnene Land in kurzem Siegeslauf. Was sie aber aus demselben machten, und in welchem Zustande es sich befand, als der Rachezug vollendet war, darüber haben englische Offiziere als Augenzeugen Berichte hinterlassen, an welche die Vertreter und

Ausbreiter des Christenthums und abendländischer Gesittung in Ostasien nicht zu oft erinnert werden können. Ein Seitenstück zur Zerstörung von Magdeburg durch Tilly ist z. B. die Erstürmung einer Stadt von 15,000 Seelen in Kohistan. „Die Stadt wurde zwei Tage lang unaufhörlich geplündert. Was nicht weggeschleppt werden konnte, wurde verbrannt. Sowohl die englischen wie die indischen Soldaten, die die Leichen ihrer Kameraden im Gebirge hatten liegen sehen, hausten mit bestialischer Wuth und Grausamkeit. Kein Mensch, er mochte Waffen tragen oder nicht, wurde verschont; Gefangene wurden nicht gemacht; was vor die Klinge kam, wurde niedergestoßen. Unsere Rache war eine vollständige. Fanden die indischen Soldaten den Leichnam eines Afghanen, so steckten sie seine Kleider in Brand, damit „der Fluch auf Kind und Kindeskind übergehe“. Selbst die noch lebend vorgefundenen Verwundeten sollen meistens wie sie waren in die Flammen geworfen sein.“ — Die Hauptstadt Cabul selbst entging ebenfalls dem Verhängniß nicht. Sie wurde mit Ausnahme des Perserviertels von Grund aus zerstört. Auch der prachtvolle Bazar, eines der Wunderwerke Asien's, ging in Flammen auf. Wo vorher eine der blühendsten und reichsten Städte Vorderasien's mit einer Bevölkerung von 60,000 Seelen stand, da lagen nach dem Abzuge des englischen Rachekorps nur noch rauchende Trümmer. Ein ähnliches Geschick erfuhren Zellalabad und Ghizni, und das ganze Land vom Indus bis an das Hindukuhgebirge wurde mit Feuer und Schwert auf das Furchtbarste heimgesucht. Afghanistan war unhaltbar, aber der der Kriegs- und Nationallehre England's angethane Schimpf war getilgt, der Haß und das Rachegefühl der Afghanen hatten neue Nahrung empfangen, aber die empfangene Züchtigung hatte sie darüber belehrt, daß auch ein europäisches Volk auf barbarische Weise Vergeltung üben kann. Was die Engländer selbst seit jenen Tagen gelernt haben, wird der Verlauf und das Resultat des in unserer Zeit entbrannten Kampfes zeigen. —

Russische Feldzugspläne gegen Indien.

Wie kürzlich sich die Times von ihrem in russischen Dingen wohlunterrichteten Berliner Korrespondenten telegraphiren ließ, überreichte General von Kauffmann in Taschkend dem Gesandten Afghanistan's, Mundscha Mohamed Hassan, im Namen seines Souverains einen kostbaren Ehrensäbel und sprach dabei schöne Worte von Waffenbrüderschaft und daß dem Allirten des Zaren kein Haar auf dem Haupte gekrümmt werden solle.

Die russische Presse freilich will diese Geschichte nicht Wort haben, doch kann sie nicht leugnen, daß Rußland und seine Politik im gegenwärtigen Kampfe zwischen Afghanistan und England sich freundlich zu ersterem stellen. Es ist das auch ganz natürlich und kann keinerlei Befremden erregen, wenn man den alten Rivalitätsstreit beider Mächte in Asien bedenkt, deren Reichthümer nur durch das „neutrale“ Afghanistan getrennt ist. Es sind erst vier Jahre darüber vergangen, daß diese Neutralität zwischen den beiden Rivalen vereinbart und damit die Hoffnung wach wurde, des alten Streites sei genug. Hätte das zumeist gebirgige Land besser geordnete staatliche Verhältnisse, als in der That vorliegen, wäre es nicht chronisch von Bürgerkriegen zerrissen und wären in Folge dessen seine Einwohner nicht ein unruhiges, zu ewigem Streite aufgelegtes Volk, so könnte vielleicht die Neutralität von einigem Nutzen, Afghanistan eine gute Scheidemauer zwischen dem indischen und russischen Kaiserreiche in Asien geworden sein. Wir müssen aber das Land der Afghanen so nehmen wie es ist und dürfen nicht vergessen, daß Schir Ali nicht unbestritten im Besitze seiner väterlichen Erbschaft dasteht. Er hat eine zahlreiche Verwandtschaft von Oheimen und Neffen, welche nicht ungerechte Ansprüche auf die Verwaltung einzelner Provinzen, ja auf den Thron machen, und die er nur in blutigen Bürgerkriegen niederzuwerfen vermochte. Theils außer Landes geflohen, sind diese Verwandten stets bereit, wieder in Afghanistan einzubringen und mit jeder fremden Macht zu paktiren, die ihnen zu ihren Zwecken behilflich ist, sei dies nun Persien, Rußland oder England. Die Afghanen sind aber auch an und für sich, ohne durch Prätendenten aufgestachelt zu sein, das unbotmäßigste Volk, welches sich denken läßt. Die Häupter der verschiedenen Stämme haben sich zu keiner Zeit gern der Suprematie eines einzigen Herrschers unterworfen, und da das Land im Allgemeinen ein armes zu nennen ist, so hat das Schwert immer mehr Freunde als der Pflug gehabt, und der Handel war und ist ausschließlich in den Händen einer fremden Race, der persischen Tadschits, welche dort eine ähnliche Rolle spielen, wie die Juden bei uns. Den Widerwillen gegen die Obrigkeit vermehrt noch der Umstand, daß Schir Ali den Pfad der Reformen betrat und der Anarchie ein Ende zu machen suchte, was die eingeleichteten Orientalen noch feindlicher stimmte. Zu der neutralen Zone zwischen dem russischen und indischen Reiche wurden ferner noch jene Provinzen gerechnet, die nur lose mit Afghanistan verknüpft sind und unwillig das Joch Schir Ali's tragen. Herat, diese wichtige gegen Buchara hin gelegene Festung, wo lange Zeit Fakub, Schir Ali's Sohn, Statthalter war, ist von dem eigentlichen Afghanistan immer halb unabhängig gewesen, und so sind auch die kleinen Fürstenthümer Maimene und Andchui immer unsichere Besitzungen gewesen, die nach dem Rußland verpflichteten Buchara hin gravi-

tiren. Fast noch unabhängiger geberdet sich das afghanische Turkestan, wozu die wenig bekannten Landschaften Chulum, Altsche, Kunduz, Kulab, Balch u. s. w. gerechnet werden, die höchstens einen spärlichen Jahrestribut an Schir Ali leisteten.

Aus dieser durchaus nicht übertriebenen Schilderung der inneren politischen Verhältnisse Afghanistan's ersieht man, daß dieses Land keineswegs eine starke Neutralitätszone zwischen den beiden Rivalen abzugeben vermochte, daß vielmehr seine Verhältnisse nach jeder Richtung hin zum Eingreifen drängen und aufordern mußten. Es ist eben ein Nachbar wie ehemals Polen zwischen Preußen, Rußland und Oesterreich. Die ungeheuren Subsidien, welche England an Afghanistan zahlte, um Schir Ali's Macht dort aufrecht zu erhalten — jährlich fast 2½ Millionen Mark! — und die bedeutenden Waffensendungen, die Schir Ali seit 1869 erhielt und die nun gegen England nutzbar werden, sie vermochten nicht den schließlich jetzt doch erfolgten Zusammenstoß abzuwenden. Die so schwierig zu Stande gebrachte Neutralität ist schmählich in die Brüche gegangen, und jene russenfeindliche Partei in England triumphiert, welche bereits 1873 rieth, man möge schnell auf Cabul ziehen und Afghanistan als Gegenpfand in Besitz nehmen, weil Rußland seine Eroberungen in Chiwa machte. Jetzt sind die Briten auf dem Wege dahin, und ihr Sieg wird trotz des Winterfeldzuges, trotz der schlimmen Erfahrungen und Niederlagen vom Jahre 1840 nur eine Frage der Zeit sein. Haben sie aber Cabul, Kandahar, Ghazni und die übrigen hervorragenden Städte Afghanistan's besetzt, dann beginnen erst recht die Schwierigkeiten für den Sieger. Wer zahlt die Kriegskosten? Afghanistan hat nichts, Indien selbst ist in Noth, also bleibt das Mutterland übrig, wenn man nicht sich durch Annexion des eroberten Landes schadlos halten will. Dann aber ist England in Asien, was man bisher zu vermeiden trachtete, Grenznachbar Rußland's, und dieses wird ein Wort mitzureden haben. Die Differenz kann dann in Afghanistan so wenig ausbleiben, wie sie jetzt in der Türkei ansah. In Asien wird aber so leicht kein Berliner Kongreß mühsam den Zusammenstoß aufhalten.

Unter diesen Umständen ist die Frage aufzuwerfen, wie Rußland sich schließlich zu dem Vorgehen der Engländer in Afghanistan stellen wird und ob es nicht bei Zeiten zugreifen und das wichtige Herat, den Schlüssel Zentralasien's, besetzen wird, ehe die Briten, den Hindukuh übersteigend, dort selbst ihre Fahne entfalten. Wie Rußland in seiner orientalischen Politik weitfichtig und von langer Hand her sein Ziel verfolgte, so war dies seit den Tagen des Kaisers Nikolaus — und noch früher — auch in Asien der Fall. Wir wollen heute daran erinnern, daß bereits seit dem Jahre 1854, also zur Zeit des Krimkrieges, die jetzt eingetretenen Eventualitäten in Rußland vorgeesehen und

daß damals bereits die Pläne zu einem Feldzuge Rußland's gegen Indien ausgearbeitet worden sind.

Drei Denkschriften waren es, welche dem Kaiser Nikolaus während des Krimkrieges übergeben wurden. Die erste führt den Titel: *Mémoire sur les routes qui mènent de la Russie aux Indes. Présenté à S. M. le 14. Juni 1854 par le Général de Duhamel, Sénateur, ci-devant ministre plénipotentiaire en Perse.* Die beiden folgenden, in russischer Sprache abgefaßt, führen Duhamel's Plan weiter aus. Alle drei aber fixiren das erreichbare Maß dessen, was man russischerseits unter einem Angriffe auf Indien versteht, und das zu wissen, ist heute vom höchsten Interesse. Manches an den Denkschriften ist jetzt schon durch die Verhältnisse überholt: das Endziel besteht aber noch fort.

„Der heutige Krieg (Krimkrieg)“, sagt General Duhamel, „der sich bis auf's Messer ankündigt, legt Rußland die Verpflichtung auf, zu erwägen, wie es England im empfindlichsten Punkte, in Indien, in's Herz stoßen oder es doch zu einer gewaltigen Truppenkonzentrirung in Asien, wodurch sich seine europäische Aktion gelähmt sähe, zwingen könne. Die Geschichte lehrt, daß fast alle Eroberungen Indiens von Zentralasien und Persien ihren Ausgang genommen haben, und die Straßen, auf welchen Alexander der Große, die Ghaznaviden, Dschengis-Chan, Tamerlan, Sultan Baaber, endlich Nadir Schah in Indien eindringen, liegen auch heute offen; sie stoßen fast sämmtlich, ob sie nun von Persien oder vom Druß ausgehen, auf Chorassan und Afghanistan, die Städte Kandahar und Cabul sind die Thore zum Indus.“

Nachdem General Duhamel die Straßen aufgeführt, die durch Persien und von Turkestan her nach Afghanistan führen, fährt er fort: „Aus Afghanistan führen drei Wege an den Indus: 1. Von Cabul über Dschellalabad und und Peshawer nach Attok. 2. Von Ghazni nach Dera-Ismael-Chan. 3. Von Kandahar über Quetta und Dadur nach Schikarpur. Alle drei Straßen gehen durch leicht zu vertheidigende Defileen, welche jedoch sämmtlich von Westen eher als von Osten zu erzwingen sind (d. h. leichter von der russischen als von der englischen Seite). Der kürzeste, beste, gesündeste Weg ist der erste, obwohl im Jahre 1839 die englisch-indische Armee die dritte Route zum Einbruch gewählt hat. Bei Attok wird die direkte Straße auf Lahor und Delhi, das Hauptangriffsobjekt, erreicht. Auf dieser Straße wird der Aufstand in das Herz der englischen Besitzungen getragen und die mohammedanische Bevölkerung in Bewegung gebracht. In dieser Richtung liegt für die Afghanen die verlockendste Aussicht auf Beute und Landwerb. Gelingt es darüber hinaus auch die Sikhs zu gewinnen, um so besser; entscheidend ist aber vor Allem das afghanische Bündniß. Es kann nicht zeitig genug angebahnt werden. So viel erreicht, ist bereits Alles gewonnen.“

Denn nicht auf Eroberung soll man nach Indien ziehen, sondern um die englische Macht zu stürzen oder doch zu erschüttern. Dazu reicht ein mäßiges Korps hin, welches den Kern der Invasion zu bilden hätte, um welches sich bald alle geknechteten Völkerschaften reihen dürften, und welches, in dem Maß, als die allgemeine Bewegung wüchse, allmählig reduziert werden könnte."

Soweit General Duhamel. Die zweite Denkschrift, vom August 1854 datirt und in russischer Sprache abgefaßt, rührt von einem ungenannten, in den orientalischen Dingen wohlbewanderten Staatsmann her, der sich dem Duhamel'schen Memoire anschließt. Folgendes ist eine Analyse der heute noch giftigen Ausführungen seines Exposés.

Der Nerv von England's Macht liegt in Indien. Nicht sowohl der Besitz Indiens um jeden Preis, als der Besitz in ungestörter Ruhe ist die Bedingung englischer Macht. Indien erschüttern, heißt England aus seiner Höhe herabstürzen, und an der Möglichkeit, England in Indien zu schädigen, können in Rußland nur die verkappten Freunde englischer Politik zweifeln. In den Depeschen von Ellis und Mac Kiel, in der Kriegserklärung Lord Auckland's an Afghanistan wird die Möglichkeit dieser Gefahr ausdrücklich anerkannt. Seitdem hat England allerdings seine Stellung durch ununterbrochene Thätigkeit ungeheuer befestigt, es hat in Indien selbst eine große Heeresmacht disponibel, treffliche Wege sind zu Lande und zu Wasser geschaffen; im Nordwesten ist eine Reihe von Kriegsdepots angelegt; überall in Mittelasien sind englische Kaufleute, englische Agenten, englisches Geld hingedrungen. Aber dennoch ist England in Indien verwundbar, und wenn Rußland auch Indien nicht zu erobern und noch weniger zu behaupten vermag, so lange England das Meer beherrscht, so kann es seine Größe doch brechen. Die rechtlose Stellung und die daraus resultirende tödtliche Erbitterung der indischen, den englischen Herren an Bildung gewachsenen half cast ist England's gefährlichster Feind, wie Afghanistan sein gefährlichster Nachbar. Mit Hilfe von Persien und Afghanistan ist der Schlag auf Indien zu führen, und eine diplomatische Vorbereitung hat der kriegerischen zur Seite zu gehen. Allen Nachbarn und Unterthanen England's hat Rußland sich als Befreier anzukündigen. Was die Afghanen betrifft, so werden diese nur durch Furcht im Zaume gehalten, da keinerlei Neigung sie an England knüpft, während sie in den Jahren 1836 und 1837 sich förmlich an Rußland um Schutz wandten.

Weiter wird ausgeführt, wie Afghanistan im russischen Interesse zu organisiren sei, auch ist der Fall vorgeesehen, daß England nicht zum Angriff schreitet, sondern in der Defensive verharret und seine Armeen im Pendschab aufstellt. „Die Kosten wären aber dann ganz ungeheuer. Die bloßen afghanischen Feldzüge haben 600 Millionen Frcs. gekostet, nach amtlichem Ausweis,

die Kriege von 1839 bis 1849 allein 2½ Milliarden Frcs. Die indischen Finanzen waren schon im Jahre 1840 mit einem Defizit von 2,138,000 Pfund Sterling, im Jahre 1849 bereits mit einem Defizit von 15,264,484 Pfund Sterling belastet, und doch hatte England in Indien im Jahre 1839 nur 17,000, im Jahre 1842 nur 54,000 Mann auf den Beinen. Die bloße Zerrüttung der Finanzen wäre eines Feldzuges werth. Indien anzugreifen, ist möglich, und es zu thun, ist durch heilige Pflicht geboten, mindestens um England für jetzt und künftig nachblutende Wunden zu schlagen. Kein Opfer ist zu groß, wenn es gilt, die Uebermacht England's zu brechen. Der Kaiser mag seinem Volke die Opfer auferlegen. Sein Volk wird die Opfer bringen."

Rußland, erschöpft durch den Krimkrieg, konnte damals nicht auf die indische Diversion eingehen. Trotzdem erhob im April 1855 derselbe Diplomat nochmals seine Stimme in einer neuen Denkschrift, aus der wir zur Vervollständigung des bereits Gesagten noch das Nachstehende mittheilen: „Die Gegner eines russischen Feldzuges nach Indien weisen hin auf die Schwierigkeit des Unternehmens, auf die großen Opfer an Geld und Menschen, auf die unverhältnißmäßig geringen Erfolge, die sich versprechen lassen, auf die Gefahr, gleich im Beginne zu scheitern.“ Er sucht diese Einwürfe zu entkräften und schließt folgendermaßen: „Vor Allem gilt es, in Afghanistan Anhang zu erwerben und die Sikhs in Bewegung zu bringen. Das Jahr 1848 hat dargethan, daß eine Allianz von Afghanen und Sikhs nicht zu den Unmöglichkeiten gehört. Allzuvielen Truppen aber wird England aus seinen indischen Besitzungen nicht an die Nordwestgrenze vorschieben dürfen. Weder Nepal noch Birma sind als Nachbarn zu verachtende Feinde. Zehn Millionen Mohammedaner von Haidarabad warten nur auf den Moment, das Joch der Ungläubigen abzuwerfen und die alte Herrlichkeit zurückzuerobern. Ringsum und mitten im Lande werden furchtbare Feinde erstehen, und wenn Einzelaufstände bisher auch stets besiegt wurden, so dürfte ein allgemeiner, gleichzeitiger Aufstand, wo nicht Untergang, doch furchtbare Entkräftung bereiten.“

Wir brauchen kein Wort hier hinzuzufügen. Die gegenwärtige Lage entspricht den damaligen Voraussetzungen. Die Folgen wird die Zukunft lehren.

Die dritte Woche des Preussischen Landtags.

Das Herrenhaus hat sich in dieser Woche schweigend verhalten; die Herren sind eben stark beschäftigt mit Kommissionsberathungen über die ihnen diesmal sogleich in ungewohnter Menge zugegangenen Vorlagen. Das Abgeordnetenhaus hatte bisher in erfreulicher Weise sich mehr als sonst, unter möglichster Weglassung von Unnötigem und unter Meidung von Zeitverlust an die Erledigung der Geschäfte gehalten, aber mit Beginn dieser Woche nahen sich bereits böse Geister, um es von dieser Bahn abzuziehen oder Haß und Unfrieden auf's Neue zu säen. Es hängt mit der in etwas geänderten Haltung des Zentrums zusammen, daß von Schorlemer bei Berathung der Vorlage über die Wassergenossenschaften sich in gesuchtem Tadel der Regierung erging. Das Zentrum will sich nun einmal als reinpolitische Partei, und sogar als Vormund aller Bedrückten zeigen. Schorlemer that des Guten etwas viel, indem er sowohl die Unterlassung einer Kodifikation des ganzen Wasserrechts als auch umgekehrt die Ueberbürdung des Landtags durch jenen das letztere nur theilweise betreffenden Entwurf tabelte. Thut nichts, es gilt dem Zentrum nur um Hinweife, daß es mehr als andere Parteien praktisch auf Hebung des materiellen Wohlstandes ausgehe. Auch bei Berathung des Entwurfs über Errichtung von Landeskultur-Rentenbanken am 2. Dezember führte dieser Volksbeglücker wieder das große Wort und trat als Beschützer der Landwirthschaft auf, welche er durch die vermehrte Einfuhr von Getreide für bedroht erklärte. Daß diese Einfuhr für Nichtlandwirthe nöthig gewesen, wurde dabei gar nicht beachtet. Es macht einen unsäglich verstimmenden Eindruck, als einzigen Grund dieses anscheinend so wohlwollenden Auftretens lediglich die schlimmste Verhöhnung von Parteien und Bevölkerungsklassen klar durchscheinen zu sehen.

Nach diesem schon in voriger Woche mit der Wucherfrage begonnenen Vorspiel steht der Session noch Manches vom Genre dieser salitösen Agitation bevor. Um so mißlicher war es, daß plötzlich auch noch ein neckischer Kobold das Haus vom guten Vorsatze sachlicher Geschäftsbehandlung abzog. Es handelte sich um den Entwurf wegen Aenderungen in der Zuständigkeit einiger Ministerien und es stand schon fest, daß die Mehrheit mit der beabsichtigten Abtrennung der Domänen und Forsten vom Finanz- und ihrer Zutheilung zum landwirthschaftlichen Ministerium sowie der Aenderung im Ressort des Handelsministeriums einverstanden war. Der liberale Theil der Mehrheit fühlte sogar eine gewisse Befriedigung darüber, daß die Regierung die Winke befolgt hatte, welche ihr am 23. März d. J. bei Ablehnung der damaligen angeblich überstürzten ähnlichen Vorlage im Hause ertheilt waren. Gleichwohl und ohne

daß gegen den Inhalt des Entwurfs eine eigentliche Opposition sich erhob, gingen die Verhandlungen vom 2. und 3. Dezember fast völlig in der Erörterung einer bloßen Doktorfrage auf. Die Redner selbst bezeichneten so den Gegenstand ihrer umfangreichen Ausführungen, und doch schien jeder von ihnen wie mit magischer Gewalt auf das rein theoretische Gebiet sich gezogen zu fühlen. Daß bei solchen Aenderungen von Ressorts das Abgeordnetenhaus insofern mitzureden hat, als es sich um etwaige Mehrbewilligung von Geld handelt, stand auf allen Seiten fest; die Alles bewegende Frage bestand nur darin, ob die Regierung auch ohne Rücksicht auf den Geldpunkt die Aenderung hätte einseitig vornehmen können. Ein Anlaß zur Aufwerfung dieser Frage lag nicht vor; es genügte, sich daran zu halten, daß die Regierung durch Vorlegung des Entwurfs thatsächlich erklärt hatte, sie wolle jene Aenderungen nur mit Zustimmung des Landtages vornehmen. Man konnte froh sein, daß jene Frage auf die beste Art in Suspensio bleiben konnte, ja es lag sogar fern an sie zu denken. Sie wurde aber doch aufgeworfen und dadurch die Lage mißlich verschoben.

Kein Mann der Phrase, der Verschleppung oder des Kulturkampfes war es, der dieses Unheil anrichtete, vielmehr der Solidesten Einer, den wir noch leztthin auf Seiten des mehr praktischen Theils der Nationalliberalen erblickten, Herr Gneist. Derselbe ist nun einmal nicht ungestraft seit 34 Jahren Professor. Seine Ansicht, daß Aenderungen in den Ministerressorts von jeher in Preußen ein Vorrecht der Krone gewesen, hatte er mit besonderer Rücksicht auf die Berathungen jenes Entwurfs im Landtage in einer gelehrten Schrift veröffentlicht und bei der Berathung vom 2. Dezember machte er sie von der Tribüne mit dem Wunsche geltend, daß vor der 2. Lesung eine Verständigung über den Grundsatz mit der Regierung erzielt werde, weil sonst künftig aus der ohne Noth erfolgten Vorlage Verwickelungen, ja Rechtsunsicherheit entstehen könnten. Aber gerade durch diese Sorge für die Zukunft wurde für den Augenblick die Verwickelung nahe gebracht. Vier Redner verschiedener Parteien traten in ausführlichen staatsrechtlichen Erörterungen Gneist entgegen, und durch die Hervorziehung der grundsätzlichen Frage wurde nun freilich die Regierung Anstands halber genöthigt, ihr Recht des einseitigen Vorgehens in solchen Dingen, über das sie kluger Weise vorliegend einen Schleier hatte breiten wollen, wieder in Anspruch zu nehmen. Die Animosität, mit welcher Lasker gegen Gneist auftrat, mag ihren Grund wohl auch in der bei den lezten Reichstagswahlen zwischen beiden und ihren Anhängern hervorgetretenen Verschiedenheit der Richtungen innerhalb derselben Partei haben; Gneist's Widerlegung nahm Lasker einfach aus dem dessen Ansicht durch die That dezavouirenden Verhalten der Regierung. Miquel stellte letzteres noch schärfer als unmittelbaren Ausfluß des

bestehenden Rechtes dar, wonach die betreffenden Vorrechte der Krone, in Folge der Koexistenz der ebenso absoluten Rechte des Abgeordnetenhauses bezüglich des Budgets beschränkt seien, und Hänel legte der Vorlage sogar die ganz prinzipielle und präjudizielle Bedeutung eines Eingeständnisses der Regierung bei, daß neue Organisationen der Ministerien, selbst wenn sie sich innerhalb der bewilligten Summe halten, doch nur auf Grund etatsmäßiger Bewilligungen des Hauses geschehen dürften. Nun konnte der schweigsame Vertreter des Ministerpräsidenten nicht mehr schweigen. Graf Stollberg's Aufgabe bei dieser seiner ersten Rede war nicht klein. Während einerseits der Regierung beim besten Willen nichts übrig blieb, als den veralteten Standpunkt wieder aufzunehmen, kam es andererseits darauf an, Schroffheiten dabei zu vermeiden. Ein geschickter Minister hätte sich hier zwingen können; aber was mußten wir sehen? Graf Stollberg entledigte sich der Aufgabe mit Ungechick, indem er das Recht der Regierung zu einseitigem Vorgehen in viel schärferer Form als nöthig wahrte, ohne zu bedenken, daß er dadurch den Widerspruch gegen die Thatsache der Vorlage nur vergrößerte. Es kam das freilich wohl hauptsächlich von des Grafen großer Verlegenheit und Befangenheit. Auch ist er nichts weniger als ein Redner. Die ganze Lage wurde aber für die Regierung erst recht fatal, als Reichensperger nachwies, daß das Obertribunal den Erlaß vom 10. Oktober 1810, auf welchem bisher die Ressort-Einheitung der Ministerien beruhte; für einen solchen erklärt habe, dem auch für die damalige Zeit des absoluten Staats die volle Bedeutung eines Gesetzes beizulegen sei, sodasß also Stollberg's Erklärung, daß die jetzige Vorlage nur freiwillig und aus Nützlichkeitsgründen erfolgt sei, recht wuchtig Lügen gestraft wurde. Nun meinten Konservative wie von Zedlig und Meyer-Arnswalde herbeieilen zu müssen, um ministerieller als das Ministerium für die Sache der Regierung auftreten zu müssen, allein glücklicher Weise wurde die ebenso unfruchtbare als nahe an die bedenklichsten Konflikte streifende Verhandlung beendet.

Einen minder seriösen, vielmehr gemüthlichen Anstrich hatte die am 4. Dezember begonnene Berathung des Theils des Etats, für welchen diesmal eine Kommissionsberathung nicht für nöthig befunden war. Bei der Verhandlung über das landwirthschaftliche Ministerium ließ sich Friedenthal mit gewohnter Geschäftigkeit angelegen sein, beruhigende Eröffnungen über die Handhabung des Fischereigesetzes, Regulirung von Wechsel und Rogat, sowie der Erntestatistik zu machen; Männer wie Sombart konnten sich nach Lust über die Pockkrankheit der Pferde ergehen und Anderen war sogar gestattet, von der Tribüne zum Fischessen mit Wein einzuladen und über diesen wichtigen Punkt zu diskutieren. Wer weiß, ob sich nun das Zentrum nicht demnächst ähnliche Späße ausdenkt.

Im Uebrigen wurde die Etatsberathung am 6. Dezember in zwei Punkten recht lebhaft: bei den Ansätzen für den Staatsanzeiger und bei denen für das Bureau des Staatsministeriums. Die Klagen bei beiden sind alle Jahr so ziemlich dieselben. Was beim Staatsanzeiger immer wieder Aufstoß erregt, ist die Art, wie er die Parlamentsberichte bringt. Der den Etat im Hause vertretende Leiter des Blattes behauptet jetzt, wegen der vorjährigen Klagen sich größerer Objektivität befließigt zu haben. Nun hat Richter ermittelt, daß die Reden der Minister immer noch besser behandelt werden als die der Abgeordneten, als namentlich seine eigenen, und wurde in Entrüstung darüber recht derb gegen den Kommissar. Windthorst ist mit dem Vorschlage bei der Hand, die stenographischen Berichte beizulegen, bedenkt aber nicht die Kosten, die geringe Lust an so umfangreicher Lektüre und die Verspätung solcher Veröffentlichung.

Die halbamtliche Provinzialkorrespondenz wurde wegen polemischer, namentlich zur Zeit des letzten Wahlkampfes erschienener Artikel von fortschrittlicher, nationalliberaler und ultramontaner Seite zum Theil heftig getadelt, und ein konservativer Redner schien auch nicht ganz mit dem Blatte einverstanden zu sein. Wenn der Minister Graf Eulenburg einige Wendungen des Blattes desavouirte und Aenderung zuzusagen schien, so that er dasselbe, was sein Vorgänger 1877 bei gleicher Gelegenheit that. Es ist ja keine Frage, daß ein solches Blatt nicht ebenso wie ein Parteiblatt Polemik führen kann und darf, aber es will doch auch beachtet sein, daß einige der Opponenten Inhaber von periodisch erscheinenden Korrespondenzen oder Inspiratoren von Blättern sind, z. B. der heftig auftretende Richter Inhaber der fortschrittlichen Korrespondenz, welche durch ihre hämische Dialektik selbst seinen Parteigenossen unheimlich geworden war, und Rickert, der seit Wehrenpfennig's Ernennung die zur letzten Wahlzeit auf das ordinärste fortschrittliche Niveau gesunken gewesene „Nat.-Lib. Korr.“ leitet und jetzt sehr empfindlich that. Unbefangene werden sich sagen müssen, daß die Haltung eines Blattes wie das angegriffene sehr schwierig sein muß, denn einerseits herrscht Einmüthigkeit darüber, daß es befugt sein soll, die Ansichten der Regierung in einzelnen Fällen zu bezeichnen, andererseits aber soll es sich auch aller Angriffe enthalten. Die Männer sollen aber noch zu finden sein, welchen diese Quadratur des Kreises gelingt. Gibt man dagegen zu, daß von der Belehrung des Blattes Angriffe unzertrennlich sind, so wird über die Einhaltung des zulässigen Maßes derselben in letzter Hand immer der Minister des Innern entscheiden müssen, d. h. es werden Beschwerden wie jene bei jeglicher Etatsberathung vorkommen. Die Abgeordneten Schröder, Schorlemer und Windthorst wiederholten die täglich in der Presse vorkommenden Behauptungen von einem offziösen Schreiberheere. Es scheint, daß man der

Regierung in politischen Ansichten nahestehende Personen im Auge hat, welche sich, der Vermuthung nach, ganz privatim mit einzelnen Parteiorganen in Verbindung gesetzt haben mögen. Es kann ja sein, daß selbst Minister nebenbei journalistisch thätig sind; Bismarck soll zuweilen Notizen in die Norddeutsche Allgemeine Zeitung „lancirt“ haben. Wer nun so etwas ausgewittert zu haben glaubt, scheint darum doch das betreffende Blatt nicht ein offizielles nennen zu dürfen. Diese Verwechslung findet sich täglich in der Presse und richtet viel Verwirrung an. Graf Eulenburg scheint also ganz recht zu haben, wenn er die Norddeutsche Allgemeine Zeitung und ähnliche Blätter gänzlich zurückwies. Dieser mit jedem jungen oder alten Jahr wiederkehrende Krieg wegen der Regierungspresse ist wie eine Schlange, die sich in den Schwanz beißt: es kommt niemals etwas direkt dabei heraus. Doch wollen wir damit die ganze Erörterung keineswegs verwerfen; es kann sein, daß indirekt heilsame Folgen auf der einen oder anderen Seite daraus entstehen.

Die Woche schließt in Spannung über nahe bevorstehende Mittheilungen wegen des sogenannten kleinen Belagerungszustandes über Berlin und in Voraussicht stürmischer Debatten aus Anlaß eines Kriegsplanes der Ultramontanen.

Berlin, den 8. Dezember 1878.

L.

Literatur.

Bericht über die Weltausstellung in Philadelphia von 1876, herausgegeben von der österreichischen Kommission. Wien, 1877 und 1878; im Kommissions-Verlag der k. k. Hofbuchhandlung von Faesly und Fricd.

Der in dem in 26 Hefen vollständig vorliegenden Werke enthaltene Bericht der österreichischen Kommission hat sich ein viel höheres Ziel gesteckt, als den, nur eine ausführliche Darstellung des in Philadelphia Gesehenen zu geben. Er bietet ein umfassendes klares Bild des industriellen Lebens und Treibens, der industriellen Errungenschaften und Probleme der transatlantischen Republik. Dieses Werk ist daher vorzugsweise geeignet, falsche Vorstellungen oder Vorurtheile zu berichtigen und Fingerzeige zu geben darüber, in wie weit und warum die Amerikauer uns in Manchem voraus sind, oder wo ein geeignetes Feld für die europäische und namentlich deutsche Mitbewerbung sich zu bieten scheint.

Die Darstellung des Maschinen-, Instrumenten- und Werkzeugbaues in

allen seinen Einzelheiten und Spezialitäten ist um so interessanter, als der Verfasser den schön ausgeführten Zeichnungen mathematische und statische Berechnungen beigibt. Mit derselben Ausführlichkeit ist der Brücken- und Eisenbahnbau behandelt. Auch hier sind statische Berechnungen gegeben, welche das in Europa so verbreitete Vorurtheil, als würden die großartigen Brücken in Nordamerika in ungenügender und leichtsinniger Weise ausgeführt, vollständig beseitigen sollten. Die unparteiische k. k. Kommission hebt hervor, daß die Europäer, wenn in irgend einem Fache, gerade im Brückenbau von den Amerikanern noch viel zu lernen hätten. Sehr Interessantes bietet der Bericht auch über das Hüttenwesen, die Kohlen- und Erzlager. Beim Studium der lehrreichen, dem 23. Hefte beigehefteten geologischen Karte und Tabellen erkennt man sofort eine der Ursachen, warum die Vereinigten Staaten ein so reiches Land sind und bleiben müssen. Besitzen sie doch ein Gebiet von über 191,000 englischen Quadratmeilen Kohlenfelder, während England und Irland zusammen deren nur 9000 Quadratmeilen besitzen. An vielen Stellen liegen Eisenerz und Kohlen übereinander, so daß sozusagen derselbe Schacht das Erz und die Kohle fördert.

Alles ist in dem Werke berührt und beschrieben, von der Baumwollen-, Leder-, Wolle-, Filz-, Seiden-, Holz-, Maschinen-Industrie an bis zur Architektur der öffentlichen Gebäude. Besonders eingehend sind natürlich diejenigen Industriezweige behandelt, bei denen die österreichische Industrie als Konkurrentin betheilt ist oder in Zukunft auftreten könnte. So wird das Werk Oesterreich großen Nutzen bringen. Es ist zu bedauern, daß die Kommission des deutschen Reiches ihren Bericht nicht gleichfalls in derselben Ausführlichkeit erstattet und der Oeffentlichkeit übergeben hat, denn auch unsere Industrie könnte solche Fingerzeige gewiß gebrauchen. Wir machen deshalb um so lieber auf das vorliegende treffliche Werk aufmerksam, da es einstweilen wenigstens theilweise diese Lücke ausfüllt. Nicht minder aber möchten wir auch allen deutschen Fabrikanten und Kaufleuten, die mit den Amerikanern Verbindung wünschen, die Schlüßworte des Berichts der k. k. Kommission an's Herz legen und mit ihnen diese Zeilen schließen:

Mit der Betonung der Ausstattung im engsten Zusammenhange stehen alle die bekannten Lieferungs Momente, wie: mustergetreue Ausführung, strenges Einhalten der Lieferzeit, Uebereinstimmung zwischen Inhalt und Bezeichnung. Es kann nicht genug betont und beherzigt werden, daß der Amerikaner, der selbst ein Muster von Pünktlichkeit und Exaktheit ist, auf alle diese Dinge den größten Werth legt, und daß ein einziges Uebersehen dessen oder ein den festgestellten Bedingungen Zuwiderhandeln den sofortigen Abbruch des Verkehrs zur Folge haben kann.

Zur Würdigung des apostolischen Glaubensbekenntnisses. Ein Vortrag von Dr. Herrn. Freiherrn von der Goltz, Propst und Oberkonsistorialrath. Berlin 1878. Verlag von L. Schlemmer.

Eine lichtvolle Darstellung sowohl der Entstehung des apostolischen Glaubensbekenntnisses wie seiner Bedeutung für die Gegenwart. Der Verfasser findet diese auf dem liturgischen und katechetischen Gebiet. Das Apostolikum, das seiner wesentlichen Gestalt nach bis in das zweite Jahrhundert zurückführt, ist ein Heiligthum der christlichen Gemeinde, das sie nicht preisgeben darf. Es verbindet die Kirche der Gegenwart mit der Kirche des Alterthums, es verknüpft mit einander die einzelnen christlichen Konfessionen. Frei von dogmatischen Theorien faßt es die Thatfachen zusammen, die den Inhalt des christlichen Glaubens bilden. Der Doktrinarismus mag dies oder jenes im Apostolikum anders wünschen, wem aber der Sinn für die geschichtliche Einheit der Kirche erschlossen ist, und wer im christlichen Gottesdienst nicht den Tummelplatz wechselnder und sich bestreitender Schulmeinungen sieht, sondern eine Stätte, an welcher die Gemeinde aller Zeiten auf demselben Glaubensgrunde sich erbauen soll, der wird die Bewahrung und Bezeugung desselben in den Worten der Urkirche als einen liturgischen Schatz erkennen, dessen die Kirche nicht enttrathen kann.

Die Reform der evangelischen Kirchenverfassung in Bayern von Dr. Ph. Joru, o. ö. Professor der Universität Königsberg. Separat-Abdruck aus der Zeitschrift für Kirchenrecht. Tübingen 1878. Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung.

Diese von warmer Liebe zu der evangelischen Kirche und hingebendem Eifer für ihre Interessen getragene Schrift stellt sich die Aufgabe, auf die Mängel ernst hinzuweisen, unter denen die Verfassung der evangelischen Kirche Bayern's leidet, und welche ihre Entwicklung gefährden, zugleich aber die Bahnen zu zeigen, die ihr eine gesichrtere Stellung verheißen. Mit den konkreten Vorschlägen des Verfassers sind wir im Wesentlichen einverstanden. Wir stimmen ihm darin ganz bei, daß der katholische Fürst die ihm zustehenden kirchlichen Rechte nur durch evangelische, damit betraute Minister ausüben darf; ebenfalls darin, daß der prinzipielle Träger der Kirchengewalt die Gemeinde ist, und daß die kirchliche Gesetzgebung deshalb in die Hände der General-Synode gelegt werden muß. Auch daß er die Mitwirkung des Synodal-Ausschusses bei der Erneuerung der kirchlichen Behörden fordert, billigen wir, wenn wir auch das Maß derselben mehr beschränkt wissen möchten. Es hängt dies mit einer grundsätzlichen Differenz gegenüber dem Standpunkt des Verfassers zusammen. Letzterer ist prinzipiell freikirchlich gerichtet und glaubt, daß der gegenwärtige Staat wesentlich religionslos sei und deshalb das landesherrliche

Kirchenregiment und die Privilegierung einer Religions-Gesellschaft ausschließe. Er ist daher darauf bedacht, die Rechte des ersteren soviel als möglich herabzumindern. Wir können die Argumentation des Verfassers nicht für zwingend erachten. Es scheint uns, daß derselbe die Bedeutung der Thatsache, daß, wie der moderne Staat überhaupt, so auch das deutsche Reich, die bürgerliche und staatsbürgerliche Gleichberechtigung aller Reichsangehörigen, gleichgiltig, zu welchem religiösen Bekenntnisse sie gehören, ausgesprochen hat, übersehät. Wir sehen darin nicht die Tendenz, das landesherrliche Kirchenregiment und die Privilegierung einzelner Religionsgesellschaften zu untergraben und den Zusammenhang zwischen Staat und Kirche aufzuheben, sondern vielmehr nur die Absicht, die Grenze und das Maß zu bestimmen, welches die rechtliche Bevorzugung bestimmter Religionsgesellschaften nicht überschreiten dürfe.

Auch gegen manche einzelne Vorschläge des Verfassers in Beziehung auf die in's Auge zu fassende Organisation der evangelischen Kirche Bayern's haben wir Bedenken. Es ist uns fraglich, ob die Beseitigung der Zwischeninstanz der Dekanats-Synode, für die Jörn sich ausspricht, in der That zu befürworten sei. Wir sind mit den zu berücksichtigenden Verhältnissen nicht ausreichend bekannt, um ein definitives Votum in dieser Angelegenheit abzugeben, möchten aber doch die Frage aufwerfen, ob die Dekanats-Synoden nicht dadurch einen erheblichen Dienst leisten könnten, daß sie die Proponenda der General-Synode einer Vorberathung unterzögen und zugleich den für die Wahl zur General-Synode qualifizirten Persönlichkeiten Gelegenheit gäben, hervortreten und erkennbar zu werden.

Auch in der Frage nach der Kompetenz der General-Synoden weichen wir vom Verfasser ab, auch abgesehen von der schon berührten Abgrenzung ihrer Rechte gegenüber der dem Landesherrn zustehenden Gewalt. Jörn schreibt mit Beytschlag, Dove und Vierling derselben auch das Recht zu, die Bekenntnisschriften einer Abänderung zu unterwerfen. Die meisten deutschen Synodal-Ordnungen, so Württemberg, Oldenburg, Braunschweig, Hannover, Oesterreich, Sachsen-Weimar, Hessen-Darmstadt schließen das Bekenntniß ausdrücklich von der Gesetzgebung aus, und ebenso äußern sich Kirchenrechtslehrer wie von Scheuerl, Wach, Mejer. Wir müssen den Letzteren zustimmen. Nicht als ob wir die Bekenntnisschriften für unfehlbar hielten, davon sind wir weit entfernt. Wir gehen noch weiter, wir sehen nicht in den Bekenntnisschriften, sondern in dem in ihnen enthaltenen Bekenntnisse das Fundament unserer Kirche. Dies aber kann keiner Veränderung unterliegen, denn es stellt die eigenthümliche Auffassung des Wortes Gottes in heiliger Schrift dar, durch welche die evangelische Kirche entstanden ist. Dieselbe ruht ja nicht in dem Sinne auf dem Schriftwort, daß, wer nur immer sich auf dasselbe beruft, sich damit als

evangelischen Protestanten legitimire, sondern es ist eine Reihe aus dem Schriftworte gewonnener Erkenntnisse, eine aus ihre geschöpfte religiös-sittliche Gesamtanschauung, die zugleich die Regel ihrer Auslegung bildet, welche die evangelische Kirche konstituiert hat und noch konstituiert. Neben dem formalen Schriftprinzip ist es das materielle Prinzip der Rechtfertigung aus dem Glauben und des daraus folgenden Priesterthums aller Gläubigen, wovon der Protestantismus nicht weichen kann, ohne sich aufzugeben. Und diese spezifisch protestantischen Grundanschauungen wiederum schließen sich an gewisse allgemeinere Voraussetzungen, durch welche die evangelische Kirche sich mit der Kirche aller Zeiten verbindet und den Charakter der Katholizität gewinnt.

Nun wollen wir durchaus nicht leugnen, daß die evangelische Kirche die Möglichkeit besitzt, ihrem Bekenntniß einen anderen Ausdruck, eine andere Fassung zu geben, als dies in den Bekenntnißschriften geschehen ist. Wir arbeiten, wie es uns wenigstens scheint, mit einem besseren theologischen Begriffs-Apparat, als dies früher der Fall war. Warum sollten wir also mit Hilfe desselben nicht besseres leisten, als die Reformatoren? Aber ob ein solches denn in der That das geleistet hätte, was es leisten sollte, das müßte doch immer erst durch Vergleichung mit den alten Bekenntnißschriften festgestellt werden, die vermöge ihrer Dignität als Stiftungsurkunden eine maßgebende Bedeutung nicht verlieren können. Eine Ergänzung der Bekenntnißschriften räumen wir willig den Synoden ein, eine Aufhebung der bisherigen können wir nicht zugestehen. Unter diesen Begriff einer Bekenntnißschrift stellen wir aber allerdings nicht die Konkordienformel, diese gilt mit Unrecht als solche, sie ist nur ein theologisches Elaborat.

Aber auch vor einer Ergänzung der Bekenntnißschriften möchten wir dringend unsere Synoden warnen. Unsere kirchliche Gegenwart ist so in sich gespalten, daß ein solcher Versuch nur eine Verschärfung der Gegensätze zur Folge haben würde.

Der Verfasser richtet schließlich den Blick auf die Herstellung eines rechtlich geordneten Zusammenhangs der einzelnen deutschen Landeskirchen. Wir stimmen damit durchaus überein, dies Ziel ist nicht aus dem Auge zu lassen. Wie aber gegenwärtig die Dinge liegen, schließt die Verwirklichung desselben für alle diejenigen Landeskirchen eine Gefahr in sich, in welcher Lutherische und reformirte Gemeinden mit einander in Union sich befinden. Der Gedanke einer deutschen evangelischen Nationalkirche könnte sich leicht in die Wirklichkeit zweier Kirchenkörper, eines Lutherischen und eines reformirten, umsetzen. Und diese Gefahr möchten wir vermieden sehen. Den ersten Schritt zu dem, wie gesagt, immer zu setzenden Ziele würden wir daran erkennen, daß die seit 1866 von Preußen erworbenen Landeskirchen mit der Landeskirche der acht älteren Provinzen zu einem

Ganzen, in dem selbstverständlich der konfessionelle Bestand der einzelnen Theilkirchen verbürgt sein müßte, sich vereinigten. — Endlich haben wir noch in der geschichtlichen Einleitung etwas zu beanstanden. Zwar charakterisirt sich die von Calvin ausgehende Organisation im Gegensatz zu der von Zwingli geleiteten dahin, daß der Obrigkeit keine ausgezeichnete Stellung im Kirchenregimente zu Theil geworden sei. Das ist richtig, insoweit Calvin's Theorie in Betracht gezogen wird, auch richtig, insoweit die Kirchen in das Auge gefaßt werden, die sich im Gegensatz zur herrschenden Staatsgewalt gebildet haben; aber es ist nicht richtig, insoweit die Kirchen in Rechnung gezogen werden, zu denen der Staat eine befreundete Stellung einnahm, es ist auch nicht zutreffend für Genf selbst. Hier gestaltete sich, wie O. Mejer es treffend bezeichnet, eine Art konsistorialer Kirchenregierung. Die Kirchengewalt lag in den Händen des Konsistoriums, das aus Geistlichen und Ältesten zusammengesetzt war. Letztere gingen aber aus der Wahl nicht der kirchlichen Gemeinden, sondern der politischen Körperschaften hervor.*)

Wir haben mehrfach unsern Dissens mit dem geehrten Herrn Verfasser aussprechen müssen, das hindert uns nicht, mit der Grundtendenz der Schrift unsere Uebereinstimmung zu erklären und ihr die Beachtung von Seiten der maßgebenden Persönlichkeiten zu wünschen, auf die sie gerechten Anspruch hat.

Des Kulturkampfes Ende von Dr. Karl Hase. Leipzig. Breitkopf & Härtel. 1878.

Ueber die Ausgleichung zwischen dem Staat und der römischen Kurie sich zu äußern, waren wenige Theologen so berufen, wie Karl Hase. Mit protestantischer Entschiedenheit verbindet er das vollste Verständniß für die Eigenart des Katholizismus, und die Objektivität geschichtlicher Betrachtung gestattet ihm, die schwebenden Fragen von einem weiteren Gesichtspunkt, als die Zinne der Partei gewährt, in das Auge zu fassen. Wir beschränken uns darauf, seinem Gedankengang zu folgen, und verzichten auf eine Diskussion über die einzelnen in Betracht kommenden Punkte, die leicht zu einem selbständigen Aufsatz werden könnte. Die Ausschließung der Jesuiten und ihnen verwandter klösterlicher Genossenschaften billigt Hase. Eine Genossenschaft, von der Clemens XIV. in dem Aufhebungsbriefe erklärt hat, daß, so lange sie bestehe, „nicht möglich ist, daß die Kirche je wieder zu einem wahrhaften und dauernden Frieden gelange,“ deren welthistorische Bestimmung darin besteht, alle feindseligen Mächte gegen die protestantische Kirche aufzureizen, hat keinen Anspruch auf Existenz in einem Staate, dessen Wohlfahrt auf einem friedlichen Neben-

*) „Comme ceste Eglise est disposée, qu' on en elise deux du Conseil estroit, quatre du Conseil des Soixante et six du Conseil de deux.“ Ordonnances ecclésiastiques de Genève 1541. Richter K. O. I, 345.

einanderwohnen von Katholiken und Protestanten ruht. Dagegen mißbilligt Hase die Ausschließung auch aller anderen Orden durch das Maigezetz von 1875 — ausgenommen nur die der Krankenpflege gewidmeten. Einem Staat, der auch der katholischen Kirche volle Freiheit vergönnen will, ihre Eigenthümlichkeit darzulegen, soweit dieser Staat es ertragen kann, zieme es nicht, die Klöster insgemein anzustößen. Hiernach dürfte für Preußen ein Klostergesetz nach der Art des für Oesterreich beantragten vollkommen ausreichen: die Zulassung bestimmter Orden, die Gestattung jeder örtlichen Niederlassung und die Ueberaufsicht als Sache der Regierung. Als das Werthvollste der sogenannten Maigezese bezeichnet Hase das die wissenschaftliche Bildung des künftigen Klerus Betreffende, nur die nachfolgende wissenschaftliche Staatsprüfung enthält eine unnötige Belastung. Wer ein deutsches Gymnasium mit Ehren absolvirt hat, der hat an humanistischer Bildung zur Noth genug für einen katholischen Pfarrer. — Die Forderung einer Anzeige der bevorstehenden Anstellung oder Veretzung eines Geistlichen hält Hase für ziemlich überflüssig; da aber die Regierung daran festzuhalten entschlossen sei, werde man in Rom nicht widerstreben und die Anzeige dem Gewissen der einzelnen Geistlichen anheim stellen, nicht als ein Zeichen der Unterwerfung unter den Staat, wohl aber als anständige, höfliche Meldung. — Die Errichtung des Gerichtshofes für kirchliche Angelegenheiten findet Hase's Billigung, ebenso im Wesentlichen die Begrenzung der kirchlichen Disziplinargewalt über Kirchendiener. Auch daß die Pfarrämter nach der Erledigung binnen Jahresfrist wieder besetzt werden sollen und die Sukkursal-Pfarreien gemindert sind, ist ihm unbedenklich. In der Beschränkung auf Zuchtmittel ausschließlich religiöser Natur, sagt Hase mit seiner Ironie, werde die katholische Kirche nur insofern eine Kränkung sehen, als sie auf ihre geistigen Zuchtmittel erst noch verwiesen werde.

Das Nothrecht der Gemeinde, ihren Pfarrer zu wählen — ein Recht, das dem Prinzip des Katholizismus fremd ist, brauche nicht zurückgenommen zu werden, die katholische Kirche könne es als ein Phantom betrachten. Ist der Friede geschlossen, so wird binnen Jahresfrist der Bischof das geistliche Amt besetzt haben und die Gemeinde nicht in der Lage sein, an jenem ihr dann zustehenden Rechte Anstoß zu nehmen. Indem wir weniger bedeutame Fragen, die Hase aufwirft und beantwortet, übergehen, berühren wir schließlich, wie er über die Zukunft der abgesetzten Geistlichen und Bischöfe denkt. Was Erstere anlangt, so befürwortet er, daß sie, falls sie nur wegen unterlassener Anzeige zurückgewiesen worden seien, nachdem dieselbe erfolgt sei, wieder eingesetzt werden. Was Letztere betrifft, so erwartet er eine königliche Amnestie mit Auswahl. Während der Fürstbischof Förster unbedenklich nach Breslau zurückkehren könne, müßten Männer wie Ledochowski und Martin in ihrem bequemen Martyrium verbleiben. Der Papst könne entstehende Schwierigkeiten beseitigen, wenn er die Ausgeschlossenen zur Entsagung anfordere oder die Wahl von Bisthumsverwesern für sie veranlasse.

Hase bezeichnet als Absicht seines Schriftchens, den katholischen Landesleuten darzutun, daß in dem, was der preussische Staat von jenen Gesezen festzuhalten hat, keine Verfolgung der katholischen Kirche liege, und den protestantischen Mitbürgern, daß dasjenige, was der Staat aufgeben kann, keineswegs auf dem Wege nach Canossa liege. Dieser Nachweis ist überzeugend geführt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hans Blum in Leipzig.

Verlag von F. E. Herbig in Leipzig. — Druck von Hübel & Herrmann in Leipzig.

XXXVII. Jahrgang.

II. Semester.

Die
Grenzboten.

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst.

No. 51.

Ausgegeben am 19. December 1878.

Inhalt:

	Seite
Maria Stuart. Zur Literatur der letzten fünfzehn Jahre. II. Von Arnold Gaedcke.	441
M. Baumgarten über die kirchenpolitische Lage der Gegenwart. H. Jacoby.	455
Kaufmannsvölker. H.	469
Die vierte Woche des preussischen Landtags. L.	473
Literatur. Die zweite Auflage des Prachtwerkes Italien. — Johannes Scherr, Germania. — August Silberstein, Denkmäler. — Adolf Strodtmann, Dichterprofile. — Julian Schmidt, Portraits aus dem neunzehnten Jahr- hundert.	479

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1878.

Friedrich Ludwig Verbig.

(Fr. Bish. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern des In- und Auslandes.

Zu Festgeschenken geeignete Bücher

aus dem Verlage von **Fr. Wilh. Grunow** in **Leipzig**.

Rudolf Heichenau, Aus unsern vier Wänden.

Erste Gesamtausgabe.
Groß Octav. 40 Bogen Text. M 6.—.
Elegant gebunden M 8.—.

Hieraus einzeln in eleganter Taschen-
Ausgabe:

Aus unsern vier Wänden. Cart. M 3.—,
eleg. geb. M 4.50.
Liebesgeschichten. Cart. M 2.40, elegant
gebunden M 3.60.
Im eigenen Herde. Cart. M 2.40, eleg.
geb. M 3.60.
Die Alten. Cart. M 3., eleg. geb. M 4.

Oscar Pletsch,

Manuscript aus des Lebens Mal. Eleg.
cart. M 3.

Aus unsern Kleinen. Eleg. cart. M 3.
Aus unsern vier Wänden. (Aus dem
Liebesleben.) Pracht-Ausgabe mit 66
Original-Zeichnungen von E. Pfeiffh.
4. Eleg. cart. M 7., fein gebunden in
Originalband M 10.50.

Paul Heyse.

**Italienische Novellisten
des XIX. Jahrhunderts.**

- I. Bd. **Ein Engelsberg** von J. Nievo.
Preis broch. M 6, eleg. geb. M 7.
- II. Bd. **Sal'd'Clivon** v. G. Parrisi.
I. u. IV. Bd. **Erinnerungen eines
Nichtjägers** von J. Nievo.
2 Bde. Preis broch. M 12, eleg.
geb. M 14.
- V. Bd. **Novellen** von Edmondo de
Amicis, Ent. Castellunovo u.
A. B. Preis broch. M 4.50, eleg. geb. M 5.50
- VI. **Verborgenes Gold** von Salvatore
Farina. Preis broch. M 5, eleg.
geb. M 6.

A. v. Dommer's

Ansichtsgeschichte

2. revidirte und verb. Auflage.
Preis M 12.

Deutscher Volkshumor
von Moritz Busch.

eleg. broch. in farb. Umschlag M 6, eleg.
geb. M 7.60.

Deutscher Volksglaube.

eleg. broch. in farb. Umschlag M 6, eleg.
geb. M 7.60.

Die gute alte Zeit.

2 Bände eleg. broch. in farb. Umschlag.
Preis M 10, eleg. geb. M 13.20.

Jugenderinnerungen

von
Edwards Schüller

weitand Gehlemer Oberpoststr. zu Berlin.
8^o. Broch. Preis M 3.

Sammlung Amerikanischer Autoren.

Uebersetzt von Moritz Busch.

Bret Harte, Argonautengesch.
Spanische und amerikanische Sagen,
Stadt- u. Charakterstücken.
2 Bände. Preis M 6.

**Bret Harte,
Indianer aus den Vorbergen.**
1. Band. Preis M 4.50.

Alderich, Irudner Gallegry.
1. Band. Preis M 6.

**Mark Twain, Jim Smiley's
Springfrosh.** Nevada.
Preis 1. Band M 6.

**Alderich, Geschichte eines
bösen Buben.**

1. Band. Preis M 6.

**Mark Twain, Die Arglosen auf
Reisen.** 1. Band. Preis M 6.

**Mark Twain, Die neue Pilger-
fahrt.** 1. Band. Preis M 6.

**Mark Twain u. Warner, Das ver-
goldete Zeitalter.** 2 Bde. à M 6.

**Max Adeler, Fern vom Weltge-
lummel.** 1. Band. Preis M 6.

Artemus Ward's Schriften. 2 Bde.
à M 4.50.

Mark Twain, Tom Sawyer.
1. Band. Preis M 6.

Mark Twain, Skizzenbuch. 1. Bd.
Preis M 7.50.

**James jr., Ein leidenschaftlicher
Erdenpilger.** 1. Bd. Fr. M 7.50.

James jr., Roderick Hudson. 2 Bde.
Preis M 10.

Bret Harte, Gabriel Conroy.
2 Bde. Preis M 10.

James der Amerikaner. 2 Bde.
Preis M 10.

Obige Bände sind auch in sehr eleganten
Einbänden mit rothem Schnitt zu haben.

Lonisa Alcott's Schriften.

Kleine Männer

1. Band. Preis M 5.7

Kleine Frauen

2 Bände. Preis à M 5.

Elegant geb. mit rothem Schnitt à M

Salvatore Farina's

Novellen:

Blinde Liebe. } je 1. Band à M

Schaumgeboren. } elegant geb. mit

Blondes Haar. } rothem Schn. à M

Geschichten aus Alt-Japan

von

A. G. Mitford,

zweiter Secretair der britischen Gesand-
tschaft in Japan.

Aus dem Englischen überetzt

von

J. G. Kohl.

Mit Illustrationen.

gezeichnet und in Holz geschnitten von

Japanischen Künstlern.

gr. 8. 2 Bände. Preis M 12.50

Jugenderinnerungen

Carl Friedrich's von Klüber

herausgegeben von

Max Jahns.

Mit dem Bildnisse Klüber's

8^o. Preis broch. M 7, geb. M 8.50

**Geschichte des geistigen Le-
bens in Deutschland** von

Leibniz bis auf Lessing's Tod

Von **Julian Schmidt.** gr. 8.

Preis M 23.

**Geschichte der deutschen Li-
teratur seit Lessing's Tod**

Von **Julian Schmidt.** 5. voll-
ständig neu bearbeitete Auflage.

3 Bde. gr. 8. M 25.50.

**Geschichte der französischen Li-
teratur seit Ludwig XV**

1774. Von **Julian Schmidt.**

Zweite vollständig umgearbeitete

Auflage. Zwei Bände. gr. 8.

Preis M 23.

Vom Gesteade der Cycloren

und **Sirenen** Reisebriefe von

W. Hoffmann. gr. 8. broch.

Preis M 6.

Hof und Reiter in Leben

und **Sprache, Glauben und**

Geschichte der Deutschen. Cul-
turalhistorische Monographie

von **Max Jahns.** 2 Bände

gr. 8. Preis M 17.



Maria Stuart.

(Zur Literatur der letzten fünfzehn Jahre.)

Von Arnold Gaedeker.

II.

Ermordung Darnley's. Nach Riccio's Ermordung steigerte sich der Zwiespalt zwischen beiden Ehegatten trotz anfänglicher, aber unaufrichtiger Versöhnung rasch bis zum offenen Zerwürfniß. Man ist meist geneigt gewesen, Darnley die alleinige Schuld davon zu geben. Indessen war die Behandlung, welche von ihm Seiten der Königin, seiner Gemahlin, zu Theil wurde, doch auch eine sehr harte und unwürdige, die ihn sehr erbittern mußte. Maria Stuart durfte ihren Gemahl, nachdem sie ihm angeblich verziehen hatte, nicht derartig behandeln. Sie mußte überdies erkennen, daß die Rolle, welche Darnley bei der Verschwörung gespielt hatte, eine ganz untergeordnete und daß er der Verfährte gewesen war. Am französischen Hofe glaubte man zuerst sehr fälschlich, daß Verhältniß zwischen beiden Gatten werde leicht wieder in Ordnung kommen. Schrieb doch Karl IX. an La Forest, der Streit zwischen beiden schein nicht groß gewesen zu sein. *) Daß Darnley die verächtliche Behandlung nicht länger ertragen wollte, spricht eher für als gegen ihn. Allerdings besaß er nicht Charakter genug, um sich mannhaf und würdevoll dabei zu benehmen. Die Mittel, welche er ergriff, um auf seine Gemahlin einzuwirken, waren die eines unreifen Jünglings und brachten auf Maria Stuart nur einen entgegengesetzten Eindruck als den beabsichtigten hervor. Er gestand dieses später, als ihn die Reue übertam,

*) „J'ai reçu une lettre du 22 de ce mois d'août par celui que m'avez envoyé, qui venait d'Ecosse lequel m'a bien au long discours et fait entendre ce que est passé entre le roi d'Ecosse et la reine sa femme, et jusqu'au ils en sont venus et que néanmoins il les a laissés à l'heure de son partement fort bien ensemble et allant à la chasse, qui est bien signe que leur querelle n'était pas grande.“ Karl IX. an La Forest, Chéruel, S. 47.

selbst zu. Bei jener Unterredung in Glasgow äußerte er, er sei jung und habe viele Fehler, er wolle sich bessern.

Daß sich Darnley wie ein eigenwilliges Kind gefreut habe, Maria Stuart zu verlegen, ist eine Erfindung von Petit, desgleichen daß eine Scheidung die zarten Gefühle der Königin verletzt haben würde. Wir wissen genau, daß nur die Rücksicht auf ihren jungen Sohn die Königin davon abgehalten hat. Die versöhnliche Anrede der Königin an ihren Gemahl nach der Geburt des Prinzen, die von Petit u. A. mit Emphase zitiert wird, ist nur in den Memoiren von Herries zu finden. Schwer glaublich ist ferner die Angabe Froude's, daß Maria sich kurz vor ihrer Entbindung, wie ein Agent Cecil's, Namens Rokesby, berichtete, mit Invasionsplänen nach England, wohl aus Aerger, daß Morton und seine Freunde einen Zufluchtsort in Carlisle gefunden hatten, getragen haben soll. Rokesby war ein schlechtes Subjekt, welcher Schulden halber London hatte verlassen müssen und sich wichtig machen wollte. Er ist derselbe Spion Elisabeth's, welcher sich später erbot, Bothwell heimlich aus dem Wege zu räumen. Ueber Darnley's Todesart ist der Bericht Moreta's noch immer die glaubwürdigste Quelle. Daß der König vor der Zerstörung des Hauses umgebracht wurde, kann wohl als unzweifelhaft gelten. Wahrscheinlich versuchte er sogar zu entfliehen, während die Explosion in's Werk gesetzt wurde, und wurde dabei erdrosselt. Es ist sonst schwer erklärlich, warum seine Leiche in's Freie geschleppt wurde. An der Leiche selbst fanden sich keine Spuren von einer Einwirkung des Pulvers vor. Es würde dieses auch mit dem Berichte Drury's an Cecil übereinstimmen.*) Murray ist eine Mitschuld an der Ermordung absolut nicht nachzuweisen. Der Bond hat seine Unterschrift nicht. Die Worte, welche ihm Petit in den Mund legt: „this night ere morning the Lord Darnley shall lose his life“ entstammen den Memoiren Lesly's. Auch Hosack gesteht zu, daß Murray dieselben unmöglich gesprochen haben könne, da eine derartige Aeußerung schon seiner reservierten Natur zuwider gewesen sei.

Ferner kann trotz aller Ausführungen Hosack's gar kein Zweifel darüber sein, daß Murray, der in der Ainslie-Laverne nicht zugegen war, auch dort jene Erklärung der Lords, in der sie Bothwell der Königin als Ehegemahl empfahlen, nicht unterschrieben haben kann. Er hatte Schottland bereits verlassen. Hosack meint indessen, er werde vor der Abreise unterschrieben haben. Die Kopie in der Cottonbibliothek, unter den Cecil papers, welche er anführt, ist kein authentisches Dokument. Auch heißt es da: the „names of such

*) „the king was long of dying and to this strength made debate for his life“. Drury an Cecil, 15. April, bei Tytler. Der Bericht des Runtius an Cosmo (Labanoff VII 109) demzufolge Darnley um Erbarmen geklagt haben soll, spiegelt nur die umlaufenden Gerüchte wieder.

which etc. subscribed so far as John Read might remember, of whom had this copy etc.," und dann steht Murray's Name obenan. Froude's Versuch, Morton von der Mitwisserschaft zu entlasten, ist dagegen auch als verfehlt zu betrachten. Morton hat selbst das Gegentheil von sich bekannt. Wie kühl man am französischen Hofe den ganzen Mord beurtheilte, lehren uns die eigenen Worte der Königin Mutter. „Vous verrez,“ schrieb Katharina dem Comte de Montmorency, „que ce jeune fou n'a pas été longtems roi. S'il eut été plus sage, je crois qu'il serait encore en vie.“ *) Was nun den Antheil der Königin betrifft, so gibt selbst Skelton zu, daß Maria Stuart, als die Lords auf dem Schlosse zu Craigmillar ihren feindseligen Absichten gegen Darnley in ihrer Gegenwart Ausdruck und ziemlich unzweideutig zu erkennen gaben, daß man ihn nöthigenfalls mit Gewalt aus dem Wege zu schaffen gedenke, weder zugestimmt noch irgend welche Entrüstung gezeigt habe. Sie habe, sagt er dann beschönigend, zwischen Abneigung und Mitleid geschwankt, also sich neutral verhalten und dem drohenden Schicksal seinen Lauf lassen wollen. Daß Maria, als die That geschah, gerührter Stimmung gewesen sei, (S. 172.) — den Beweis bleibt Skelton übrigens schuldig — ist doch sicher kein Argument für ihre Unkenntniß. Daß die Art der Ermordung eine sehr „dumme“ war, wird man gerne zugeben, indessen nur insofern es die Königin betrifft. Ich werde später noch darauf zurückzukommen haben. Skelton nennt sehr mit Unrecht die Verschworenen dafür „Ibdioten“, während Burton von einem „dramatischen Mordstücke“ spricht. Recht advokatarisch und für den Historiker ohne weitere Belege wenig überzeugend ist Skelton's weitere Ausführung, daß folglich die Ermordung nur von denen in Szene gesetzt sein könne, die Maria Stuart zu kompromittiren wünschten. Als den vornehmsten Anstifter nennt er geradezu den Staatssekretair Lethington, ihn, der später in York alles that, um die Vorlegung der Chatoullensbriefe zu verhindern. Lethington soll nach Skelton (S. 176.) sogar Bothwell dazu überredet haben. Nicht ohne Staunen liest man ein vollständiges Gespräch zwischen beiden, wie es gehalten worden sein könnte, in dem Lethington unter Anderem Bothwell Ausichten auf den englischen und schottischen Thron eröffnet. Einen wesentlichen aber wenig gerechtfertigten Nachdruck legt dann derselbe Schriftsteller auf den Umstand, daß Bothwell Maria Stuart nicht nach Seton Castle, nachdem die That vollbracht war, begleitet habe. Damit wäre denn doch der letzte Rest von Schamgefühl bei Seite gesetzt worden. Die allgemeine Stimme bezeichnete bereits den Grafen, dessen Diener noch dazu an den Thoren der Stadt in der Nacht des Attentats erlannt worden waren, als den Mörder. Uebrigens stellte sich Both-

*) Chéruel, S. 51.

well nach einiger Zeit ebenfalls in Seton Castle ein. In einem Diary of occurments marked by Cecil heißt es von Maria Stuart und Bothwell in Seton „passed their tyme meryly“.*)

Hofack macht es sich sehr leicht, wenn er, um Maria zu entschuldigen, (I. S. 278.) behauptet, die Königin sei unmittelbar nach der Ermordung ihres Gemahls auf Befehl der Aerzte nach Seton Castle gegangen, während es ihre Pflicht gewesen wäre, den Mördern nachzuspüren. Den Beweis bleibt er wieder schuldig. Dagegen geht er soweit, das Verlangen des Grafen Lennox nach Untersuchung des Mordes „unberechtigt“ zu nennen. Für Maria's Benehmen findet er nur die Worte, der Mord sei nicht vor ihren Augen vollzogen worden, der Mörder nicht bekannt, die ganze Sache in ein „impenetrable mystery“ gehüllt gewesen, während mit Fingern in den Straßen Edinburgh's auf den Mörder gedeutet und Bothwell sogleich in Plakaten und dann auch von Lennox als der Schuldige bezeichnet wurde. Daß in Spanien das Urtheil über den Antheil Maria's an der Ermordung gleichfalls zu ihren Ungunsten ausfiel — wie wir jetzt wissen —, fällt bei Hofack wenig in's Gewicht. Er sagt hier sehr einfach, man sei damals in Spanien Maria überhaupt feindselig (!) gesinnt gewesen.**)

Verhältniß und Ehe mit Bothwell. Die Apologeten Maria Stuart's haben ihr Verhältniß mit Bothwell oft damit entschuldigen wollen, daß die Königin damals dringend einer Stütze inmitten ihrer aufrührerischen Unterthanen bedurft und Bothwell als ihren treuesten und zuverlässigsten Anhänger dazu erwählt habe. Nichts falscher als diese Behauptung. Gerade damals hatte sich Maria Stuart mit ihrem Bruder wieder ausgesöhnt, gerade damals hatte eine Annäherung zwischen beiden stattgefunden. Murray war nach Riccio's Ermordung seiner Schwester zu Hilfe geeilt und sehr warm von ihr aufgenommen worden. Hofack nennt es unweise, daß sich die Königin sogleich mit ihrem Bruder versöhnte. Es war dies indessen das Beste, was Maria thun konnte, und befestigte ihre Position mit einem Schlage. Freude wirkt der Königin hier mit Unrecht Verstellung vor. „Sie habe Murray,“ sagt er, „gehaßt, wie man die Hölle haßt.“ Der Unwille Maria's über ihres Bruders Empörung wurde um so leichter begraben, als Murray ein Gegner Darnley's war und die Königin gar nichts davon wußte, daß er den einen Bond gegen Riccio auch unterschrieben hatte.

Bei Hofack finden wir die wunderliche Behauptung, Maria Stuart habe

*) Forbes, II. 269. Burton IV.

**) „that they entertained at this time no friendly feeling toward the Queen of Scots“, Hofack, I. 275.

sich damals nach Frankreich zurückziehen und allen Ernstes die Krone niederlegen wollen, da dieselbe ihr eine „untolerable burdon“ gewesen sei, während die Königin in ihrer ersten Erregung nur an einen vorübergehenden Aufenthalt in Frankreich gedacht hat, um hier ihre Niederkunft in Sicherheit und vor jedem Gewaltstreich geschützt abzuwarten. Später änderte Maria Stuart ihren Entschluß, nachdem sie entsprechende Vorsichtsmaßregeln für ihre Sicherheit getroffen hatte. Murray und Argyle erhielten allein das Recht, im Kastell von Edinburgh zu wohnen — worüber Hofack sein äußerstes Erstaunen zu erkennen gibt — gerade weil sie die erklärtesten Gegner Darnley's waren. Auch hieraus ergibt sich, daß damals das Verhältniß der Königin zu Bothwell — worauf ich sogleich zurückkommen werde — noch kein intimes war. Das Testament, welches Maria Stuart in dieser Zeit gemacht haben soll, wird dann auch zuweilen als ein Beweis angeführt, daß sie sich mit Darnley völlig ausgesöhnt und ihm seine Fehlstritte vergeben habe, da ihm einige Werthgegenstände darin zugewiesen sind. Abgesehen davon, daß dieses denn doch als ein Beweis nicht gelten kann, möchte ich betonen, daß das Datum des Testaments nicht bekannt ist und daß dasselbe weit früher abgefaßt sein kann.*) Befand sich Maria Stuart doch zur Zeit der Ermordung Riccio's bereits im sechsten Monate der Schwangerschaft. —

Der Anfang eines ehebrecherischen Verhältnisses zu Bothwell wird gewöhnlich zu frühe angesetzt. Nicht ohne Grund betont hier Skelton, daß über ein solches Verhältniß vor Darnley's Katastrophe sehr wenig oder fast gar nichts in den verschiedenen Berichten — namentlich bei Castelnau de Mauvissière — zu finden ist. Man findet auch in dieser Zeit kaum eine Andeutung, daß Darnley sich eifersüchtig auf Bothwell gezeigt habe. Die späteren Uebertreibungen Buchanan's müssen in der That zurückgewiesen werden. Der Beginn der Neigung seitens der Königin, die sich dann rasch steigerte, wird etwa in die Zeit der Taufe ihres Sohnes in Stirling festzusetzen sein. Jenem Besuche Maria Stuart's in Jedburg wird meistens — auch von Mignet und Burton — eine übertriebene Bedeutung beigelegt. Maria erschien in Jedburg, um Gericht zu halten, sie besuchte den in seinem Amte von einem Freibeuter schwer verwundeten Bothwell in der Hermitage, erst nachdem acht Tage vergangen waren, und auch dann in Begleitung verschiedener Großen. Aber auch auf der anderen Seite finden wir beschönigende Uebertreibungen.

Daß sich die Königin, wie dieses von Skelton betont wird, für Bothwell's

*) Das Testament ist verloren, dagegen ein Schmuck-Verzeichniß im Edinb. register house gefunden worden, mit einer Randbemerkung der Königin, daß, wenn ihr Kind am Leben bleibe, ihm alles zufallen, im anderen Falle die von ihr bezeichneten Personen die einzelnen Schmudgegenstände erhalten sollten.

Heirath mit Jane Gordon besonders interessirt haben soll, ist eine ganz willkürliche Behauptung. Einfach lächerlich aber und nur ein Beweis für die Leichtfertigkeit seiner Untersuchungen ist die Angabe desselben Autors, daß Bothwell damals bereits so alt gewesen sei, um Maria Stuart's Vater sein zu können. Was nun die Ehe anbetrifft, welche die Königin mit dem Mörder ihres Gatten einging, so führt Hosack aus, Maria Stuart sei nie legaliter mit Bothwell verheirathet gewesen. Etwas Wahres ist in der That an dieser Behauptung, indessen kann auch darüber gestritten werden. Im Jahre 1566 hatte sich Bothwell mit Jane Gordon, der Schwester des Grafen Huntly, vermählt. Später ließ er sich um die Königin zu heirathen, von seiner Gattin scheiden, angeblich, wie zuerst verbreitet wurde, „weil er im vierten Grade mit seiner Gemahlin verwandt sei.“ Vor seiner Heirath hatte Bothwell jedoch einen Dispens des päpstlichen Nuntius für seine Gemahlin erhalten, so daß nach Hosack's Ansicht die Ehe legaliter vollzogen und nach den Gesetzen der katholischen Kirche untrennbar war. Die Königin habe also nach den Lehren des Tridentinums, so lange Jane Gordon lebte, nicht mit Bothwell eine gesetzliche Ehe eingehen können. Der Dispens, vom 17. Februar datirt, wurde in Dunrobin aufbewahrt. Dr. John Stuart hat ihn vor Kurzem entdeckt und in den Historical Commissioners (Second report p. 177.) publizirt.

Wußte nun Maria Stuart, als sie ihre Ehe einging, von diesem Dispense? Hosack bezweifelt es, „doch scheine sie später Nachricht davon erhalten zu haben, da sie in einem Briefe an den Papst aus dem Jahre 1571 (Sabano, III. 232.) von der „pretended divorce of Bothwell from his wife“ spreche.“ Von dem Dispense habe außer Bothwell und Jane Gordon nur noch der Erzbischof Hamilton, der denselben besorgte, Kenntniß gehabt und dieser, da sein Bruder nach dem jungen Prinzen nächster Thronerbe war, habe Bothwell's Scheidung begünstigt, wie alle Hamiltons, um Maria Stuart zu ruiniren.*) Die Sache liegt indessen doch etwas anders, wenn der Erzbischof auch zweifellos um seiner Familie willen den Dispens zurückbehalten haben wird. Bothwell war Protestant und konnte in Folge dessen wohl geschieden werden.**) Die Scheidung Bothwell's wurde protestantischerseits auf eine Klage wegen Ehebruchs hin ausgesprochen, welche von seiner Gattin gestellt worden war. Maria Stuart hat sich später, als sie den Herzog von Norfolk heirathen wollte, lebhaft be-

*) „the Hamiltons are fartherers of the divorce hoping to obtain the sooner to their desired end.“ Drury an Cecil, 2. Mai 1567.

**) Jane Gordon heirathete am 13. Dezember 1573 (also noch zu Lebzeiten Bothwell's) Alexander, 11 Earl of Sutherland, aus welcher Ehe verschiedene Kinder entstammten. Später heirathete sie Alexander Ogilvie of Boyne. Sie starb 1629, 84 Jahre alt. Sie war ruhigen Gemüths und galt für sehr klug. Hosack, IV. 379.

müht, von Bothwell, der in dänischer Gefangenschaft war, geschieden zu werden. Sie schrieb ihm in dieser Angelegenheit, und Bothwell erklärte sich auch bereit, das Erforderliche zu veranlassen. Die schottischen Presbyterianer und das Parlament wollten jedoch nicht darauf eingehen, und die Sache blieb der vielen Schwierigkeiten wegen liegen.

Gefangenschaft in Lochleven. Flucht nach England. Elisabeth hat — es kann dies nicht mehr bestritten werden — die Gefangenschaft Maria Stuart's in Lochleven und den Triumph der aufständischen Lords als eine schwere Schädigung des monarchischen Ansehens betrachtet. Sie war entrüstet über das Benehmen der schottischen Großen und die Art und Weise, wie Kirkaldy und Andere an Bedford über ihre Souverainin zu schreiben wagten.*) Sie hat ihnen auch ausdrücklich ihr Mißfallen darüber aussprechen lassen, ja sie war trotz der entgegengesetzten Ansicht ihrer Minister ernstlich entschlossen, eine Absehung Maria's nicht zu dulden.***) Hierzu wurde sie allerdings auch durch die entgegenkommende Haltung bewogen, welche der französische Gesandte im Auftrage seiner Herrin, der Königin Mutter, den Ereignissen in Schottland gegenüber annahm. Das Ziel beider Frauen war, den jungen Prinzen in ihre Hände zu bekommen und nach ihren Angaben erziehen zu lassen. „Wir sind,“ schrieb Cecil am 13. Juli an Sir Henry Sidney, „jetzt in einem heimlichen Wettstreit mit den Franzosen begriffen, wer von uns den jungen Prinzen von Schottland erhalten soll. Sie fischen mit goldenen Haken, wir nur mit Ueberredung.“***) Karl IX. hätte damals gerne etwas zur Befreiung seiner Schwägerin beigetragen, wie er sich denn auch Bothwell's, wo er konnte, in Kopenhagen durch seinen Gesandten Daucay annehmen ließ. Wir wir jetzt aus einem Berichte von Norris wissen, haben es nur Katharina de Medici und der Connetable Montmorency geschickt zu verhindern gewußt, daß der König damals ein Anerbieten, Maria Stuart zu befreien, annahm. †) Die Sympathien Elisabeth's für die gefangene Königin begegneten in Schottland und namentlich in Frankreich einem starken Unglauben. Karl IX. sprach sich ganz offen zu Sir Henry Norris darüber aus. „Er habe entdeckt,“ sagte er ihm,

*) Randolph in Raitland's narrative, Burton, V. 30.

***) S. die Instruktion Throgmorton's bei Keith, II. 702; mit Bemerkungen von Cecil's Hand im Record office, Scots Corresp. vol. XIV. Nr. 39, v. 27. Juli 1567 Burton, V., 28.

***) „we are in secret contention with the French, who shall get Prince of Scotland. They fish with hooks of gold, and we but with speech. Sir Nic. Throgmorton is in Scotland about these matters.“ Cecil an Sidney, 13. Juli 1567. M. S. S. Ireland. Roll's House; Froude, IX. 113.

†) Norris an Elisabeth, 23. Juli 1567, Wright, I. 259.

„daß die Königin sich heimlich mit den Lords verbündet und ihnen Geld geschickt habe.“ Es war dies ein grober Irrthum. Elisabeth hatte den aufständischen Lords trotz allen Bitten Maitland's nicht die geringste Hilfe zugewendet.*)

Als Sir Nicolas Throgmorton nach Edinburgh kam und Vermittlungsversuche begann, erklärte ihm Maitland sogleich, man könne in die Zusicherungen Maria's kein Vertrauen mehr setzen. Bekannt sind dann die weiteren Aeußerungen des schottischen Staatssekretärs, als Throgmorton mit der Rache seiner Herrin drohte. Maitland übertrieb geschickt und gewann durch seine Kaltblütigkeit über Elisabeth's leidenschaftliches Auftreten den Sieg. Throgmorton mußte einsehen, daß die Königin, seine Herrin, die Verhältnisse falsch beurtheilt habe, und daß die Ereignisse zu schnell ihren Lauf genommen hatten, um wieder rückgängig gemacht werden zu können. Er sah sich zur Unthätigkeit verdammt, seine Befehle konnte er nicht ausführen. Er konnte weder zu der gefangenen Königin gelangen, noch etwas für sie thun und fürchtete ernstlich für ihr Leben. Maitland hatte ihm auf seine Vorstellungen erwidert, wenn er in diesem drohenden Tone gegen die anderen Lords ebenfalls sich ausließe, so könne die ganze Welt, wie die Sachen ständen, die Königin nicht vor dem Tode retten, es werde so wie so viel Mühe machen, ihr das Leben zu erhalten.

Da Throgmorton's Befehle sehr strenge lauteten, war ihm schließlich für seine eigene Sicherheit bange. Er bat Cecil, sich nach Berwick zurückziehen zu dürfen.**) Den Befehl Elisabeth's, den jungen Prinzen zu fordern,***) wagte er gar nicht auszuführen. Endlich bat er um seine Abberufung, da Maitland ihm deutlich gesagt habe, er sei überflüssig, seine Gegenwart könne die Dinge nur verschlimmern, und man könne die Wünsche Elisabeth's nicht erfüllen, ohne die eigene Selbständigkeit aufzugeben. Die Königin möge Schottland sich selbst überlassen und der Regierung weder Gutes noch Schaden zufügen, alles was er, der Gesandte, thue, werde als verdächtig angesehen und die Schotten schneller als sie es selbst wünschten in die Arme Frankreich's treiben. „Wir kennen,“ schloß Maitland, „alles was zwischen Euch, den Hamiltons, Argyle, Huntly u. s. w. vorgegangen ist, seitdem Ihr hier seid.“†) Elisabeth's Bemühungen in dieser Zeit waren durchaus ernst gemeint. Die Beweise haben Hojad und Froude sorgfältig zusammengestellt. Am 29. Juli versicherte Robert Melvil der gefangenen Königin, daß sie auf die Königin von England als auf eine sichere Freundin rechnen könne.††)

*) Throgmorton an Elisabeth, 19. Juli; Keith, II. 89.

**) Throgmorton an Cecil, 26. Juli 1567. Stevenson selections, 255.

***) Elisabeth an Throgmorton, 14. Juli 1567. Stevenson selections, 202.

†) Throgmorton an Cecil, 9. August 1567, Stevenson selections, 269 ff.

††) Hojad, I. 357 ff. Record office.

Am 6. August schrieb Leicester an Throgmorton: „unsere Herrin will einiges ausgeben, um die Königin von Schottland aus ihrer Gefangenschaft zu befreien, „er möge bemüht sein, dieses Maria mitzutheilen.“*) Am 14. August schreibt diese an Throgmorton und dankt ihm für die Anstrengungen, die er im Namen seiner Herrin für sie gemacht habe.**) In dem spanischen Gesandten de Silva theilte Elisabeth mit, daß wenn die schottischen Lords auf ihrem Stücke beharrten, sie Frankreich auffordern werde, dieselben mit ihr in Gemeinschaft zu bestrafen. „Sollte Karl IX. sich weigern, oder gar die Lords unterstützen,“ so werde sie Philipp II. auffordern, die Franzosen in Schach zu halten, während sie selbst eine Armee nach Schottland senden werde, um die Königin zu befreien und auf ihren Thron zurückzuführen.“***) Als dann der schottische Staatschreiber Macgill nach London geschickt wurde, um die Entlassungsurkunde der gefangenen Königin mitzutheilen, weigerte sich Elisabeth entschieden, dieselbe entgegenzunehmen. Hatte sie doch soeben Maria Stuart benachrichtigen lassen, daß sie eine erzwungene Abdankung für null und nichtig ansehe. †)

Vor Gewaltmaßregeln den Lords gegenüber scheute indessen Elisabeth doch trotz ihrer wiederholten Drohungen zurück. Ihre Politik wurde damals durch sehr verschiedene Rücksichten, namentlich durch die veränderten Beziehungen zu den kontinentalen Mächten bestimmt. Sie wünschte Frankreich keinen Anlaß zur Einmischung in die schottischen Angelegenheiten zu geben. Sie stellte deshalb ihre Bemühungen, durch Vermittelung die Gefangene auf den Thron zurückzuführen, ein und rief Throgmorton zurück. Maitland's Politik triumpfirte. Cecil schrieb am 11. August sehr bezeichnend an Throgmorton: „in the end J said that perchance in running the course the Queen of Scots might fall in to more peril, by bringing the lords into desperation, and if the worst should happen, then her majesty would be very sorry and yet the malice of her enemies would say that the queens majesty used severity towards the lords to urge them to rid away the queen.“ ††)

Noch immer nicht ganz aufgeklärt sind die angeblichen Bemühungen der katholischen Hamiltons in dieser Zeit, eine Verurtheilung und Hinrichtung Maria Stuart's wegen Gattenmords durchzusetzen. Die einzige Quelle dafür ist doch nur

*) Hofad, I. 357 ff. Record office.

***) Maria Stuart an Throgmorton, 14. August, de ma prison en la Tour de Lok-leven; Record office. Hofad, I. 357.

****) Elisabeth an de Silva, 29. Juli 1567. M. S. S. Simancas bei Troude, IX. 132.

†) Hofad, I. 365.

††) Cecil an Throgmorton, 11. August. Record office. Hofad, I. 364.

Tullibardine's Erzählung, die auch Froude in seiner Darstellung benutzt hat.*) Auch über Murray's Verhältniß zu seiner Schwester wäre etwas mehr Licht zu wünschen. Am 15. August 1567 ging Murray nach Lochleven, um seine Schwester zur Anerkennung der Regentschaft zu bewegen. Die Unterredungen fanden ohne Zeugen statt, und wissen wir nur sehr wenig Zuverlässiges darüber. Was Murray zu erzählen für gut befunden hat, ist von Throgmorton an Elisabeth berichtet und von Mignet benutzt worden. Ob alle Mittheilungen hier indessen Glauben verdienen, ist eine andere Frage.**) Elisabeth behielt die wohlwollenden Gefühle gegen ihre im Unglück befindliche Verwandte auch nach der Flucht Maria Stuart's bei. Die bisherige Anschauung, wie sie auch bei Mignet, — der trotz aller Mühe, die er sich gibt, unparteiisch zu sein, gegen Elisabeth eingenommen ist — zu Tage tritt, ist wesentlich zu modifiziren. Es steht jetzt vollkommen fest, daß Elisabeth die flüchtende Königin von Schottland anfangs gut aufzunehmen Willens war, falls sie ihren Rathschlägen zu folgen sich entschliefse, und daß sie erst durch die Gründe Cecil's bewogen, eine andere Haltung annahm. Es stimmt dieses auch damit überein, daß sie nach der Flucht Maria's aus Lochleven Thomas Leighton an die Königin abschickte und ihr ihren vollen Beistand und zugleich ihre Intervention bei den Lords anbot, wenn Maria keine auswärtige Hilfe annehme. Ihr erster Gedanke war allerdings, den Regenten zu unterstützen;***) sie war überrascht durch die Flucht und sah die Hoffnung einer Intervention vernichtet. Nach ihrer bisherigen Haltung blieb ihr indessen gar keine andere Wahl. Beaton theilte ihr zudem sofort mit, daß Maria Stuart sich an Karl IX. wenden werde, aber nur wenn sie ablehne. Leighton kam indessen zu spät, die Entscheidung war schon bei Langside gefallen.

Als Maria dann die englische Grenze überschritten hatte, schrieb der französische Gesandte de la Forest an Karl IX.: „ich bin versichert, daß die Königin im Geh. Rath mit aller Macht die Partei der Königin von Schottland ergriffen hat, indem sie allen ihre Absicht kundgethan, sie zu empfangen

*) Throgmorton an Elisabeth, 9. August 1567, Record office. Bestätigt wird die Erzählung allerdings durch Maitland's Worte: „I say unto you, as I am a Christian man if we who have dealt in this action would consent to take the life from her, all the lords which hold out and lie aloof from us would come and conjoin with us within these two days.“ Scotch M. S. S. N. 50. Barton, V. 33.

***) Dasselbe gilt auch von dem Briefe, den Lady Lennox dem spanischen Gesandten über diese Unterredungen schrieb. Da Silva berichtete seinem Herrn, daß demzufolge Maria Stuart ihrem Bruder ihre Kenntniß von der Verschwörung gegen Darnley's Leben eingestanden habe. (que sapó) el trato de la muerte de su marido), de Silva an Philipp II, 30. August 1567, M. S. S. Simancas; Froude, IX. 160.

***) Throgmorton an Drury, 6. Mai 1568. Teulet, II.

und zu ehren, wie es ihrem Range gebühre und nicht nach ihrer gegenwärtigen Lage.*) Aehnliches berichtet de Silva.**) Der Geh. Rath erklärte sich indessen gegen einen solchen Empfang. Cecil's Politik liegt klar vor uns. Wir besitzen von seiner Hand ein Papier, auf dem kurz nach Empfang der Nachricht, von Maria's Ankunft in Carlisle die Worte notirt sind: „the surety of the Queen of Scots is first to be considered, that by no practice she could be conveyed out of the realm“.***) Als die größte Gefahr bezeichnete er, wenn Maria nach Frankreich gehe, in zweiter Linie, wenn sie in England bleibe und als dritte geringere, wenn sie nach Schottland zurückkehre. †)

Auch in der Korrespondenz mit Norris finden wir dasselbe ausgesprochen. Cecil schreibt hier sehr besorgt über das unerwartete Ereigniß. „Weder ihr Bleiben noch ihr Fortgehen sind gut für uns.“ Am 20. Juni wurde im Geh. Rath ein Finalbeschuß gefaßt, daß Maria Stuart von Carlisle fortzubringen sei, da sie entfliehen könne, ferner daß sich Elisabeth über die Streitfragen zwischen der Königin von Schottland und ihren Unterthanen unterrichten müsse. Es wurde dabei die Gefahr betont, die entstehe, wenn man sie nach Frankreich entlasse, da sie nie den Edinburgher Vertrag ratifizirt habe und eine „unauthorised marriage“ mit einem englischen Unterthanen eingegangen sei, und schließlich ausgesprochen, die Königin könne sie mit Rücksicht auf ihre Ehre, sowie die Sicherheit und Ruhe ihres Reiches weder vor ihr Angesicht kommen lassen, noch ihr Hilfsleistungen gewähren, ehe ihre Sache nicht „ehrenvoll gerichtet“ worden sei. ††) Elisabeth erkannte rasch die Zweckmäßigkeit dieser Politik an. Doch hielt sie es ebensowenig für ihrer Würde angemessen, ehe die Schuld Maria's nicht bewiesen war, sich mit dem Regenten und seinen Freunden einzulassen. Sie spielte sich jetzt dem Abgesandten der gefangenen Königin, Lord Herries, gegenüber — und das war allerdings nicht ganz aufrichtig — als Maria's Sachwalterin auf. Als dieser sie bat, den schottischen Staatschreiber Macgill, der mit der in Lochleven unterzeichneten Entsagungsurkunde unterwegs war, nicht empfangen zu wollen, erwiderte sie mit Wärme: sie werde keinen empfangen, der gegen Maria Partei ergriffen habe. †††) Sehr merkwürdig — und deshalb will ich es hier erwähnen — ist aber doch, daß Elisabeth sogleich Befehl gab, daß die Speisen der Königin von Schottland von ihren eigenen

*) De la Forest an Karl IX., 22. Mai 1568. Teulet II.

**) De Silva an Philipp II., 22. Mai 1568. M. S. S. Simanca's, Froude, IX., 234.

***) Cotton M. S. Caligula c. i. f. 66. Hosack I. 392.

†) Things to be considered upon the Scottish queens coming in to England. Barton, V. 129.

††) „honorably tried.“ Cotton M. S. Caligula book c. i. f. 113, Hosack, I. 392 ff.

†††) Teulet, II. 387.

Dienern bereitet werden müßten, damit, wenn ihr etwas zustoße, nicht der Verdacht einer Vergiftung aufkäme.*)

Die Chatoullenbriefe. Konferenzen zu York und Westminster. Es kann nicht meine Absicht sein, hier noch einmal alle bisher vorgebrachten Gründe für und wider die Echtheit der berühmten Chatoullenbriefe anzuführen. Es ist dieses so oft geschehen, und es sind mit so vielem Aufwande von Geist dabei Hypothesen aller Art aufgestellt worden,**) daß eine Wiederholung überflüssig erscheint, besonders da den Gegnern der Echtheit kleine Sonderbarkeiten oder unwesentliche Nebenumstände mehr gelten als die einfachsten Konsequenzen. Meiner Ansicht nach ist die Echtheit der Briefe — wenn man vom Wortlaute abstrahirt***) — gar keinem Zweifel unterworfen, und müssen die Versuche der Mehrzahl der neueren Schriftsteller ganz entschieden zurückgewiesen werden.†) Und um so eher darf dieses geschehen, als so gut wie nichts Neues von ihnen vorgebracht wird, um ihre Ansicht zu begründen. Es sind die alten Spitzfindigkeiten, das Datum, den Stil u. s. w. betreffend, welche abermals hervorgesucht werden, und denen wir bei allen ziemlich gleichmäßig begegnen. Neu und von einiger Bedeutung ist nur der heftige Angriff auf Crawford's deposition und seine Begründung, für die ein kürzlich in den Hamilton papers entdecktes Aktenstück das Material geliefert hat. Es ist dieses ein Brief, welchen der Vater Daruley's, Graf Lennox, von Chiswick aus an Crawford gerichtet haben soll, in dem er ihn beschwört, um Gottes willen mehr Anklagematerial gegen die Königin herbeizuschaffen, da sonst das Schlimmste — also Freisprechung Maria Stuart's — zu befürchten sei.††) Von den Anhängern Maria Stuart's ist bekanntlich enorm viel gefälcht worden und der Umstand, daß dieser Brief sich in dem Besitze der Hamiltons vorgefunden haben soll, ist

*) Dixó me la Reina que no le quietasen los oficiales escoceses que tenia para el servicio de su mesa, comida y bebida, porque si sucediese alguna desgracia de enfermedad natural no se imputase á otra cosa." De Silva an Philipp II. 5. Juni. M. S. S. Simancas. Froude IX., 238.

***) Wiesener's Versuch ist von Maurenbrecher, Hist. Zeitschrift XIV. 521. ff. sehr richtig zurückgewiesen worden.

****) Die Originalbriefe und Originalfassung sind nicht mehr vorhanden. Sie waren zuerst in Morton's, später in Gowrie's Besitz und gingen endlich in Jakob's VI. Hände über, der sie zweifellos zerstört haben wird. Wir besitzen nur die 1726 edirte lateinische Uebersetzung und Rückübersetzung in's Französische.

†) Sehr unmotivirt und voreilig erscheint das Urtheil des u. Korrespondenten der Augs. Allg. Zeitung v. 5. Mai 1878, der sich bei einer Besprechung der Werke von Chantelauze und Morris auf Grund der neueren Publikation zu behaupten erlaubt, daß die von Rante aufgestellte Ansicht „sich kaum mehr allseitiger Zustimmung zu erfreuen haben dürfte.“

††) „by all possible methods to search for more matters against her“ Lennox an Crawford, 11. Juni 1568. Hamilton papers, Hojad, I. 199.

doch sehr auffallend. Indessen die Echtheit dieses Briefes zugegeben, so würde schlimmsten Falls nur daraus zu folgern sein, daß Crawford, der zur Zeugenschaft in York berufen war und seine Aussage vorbereitete, vorher Kenntniß von dem Inhalte der Chatoullenbriefe erhalten haben kann. Gegen die Echtheit derselben aber zeugt der Inhalt des Lennox'schen Briefes mit nichten. Die Chatoullenbriefe hatten dem schottischen Parlamente längst vorgelegen. Ueberdies war die Besorgniß von Lennox nur natürlich. Als er den betreffenden Brief schrieb, war Murray noch immer nicht aus seiner zögernden Haltung herausgetreten, zu der ihn der Herzog von Norfolk bekanntlich veranlaßt hat, und hielt mit der Hauptklage zurück. Die Besorgniß von Lennox wurde von der Königin Elisabeth und den englischen Kommissairen lebhaft getheilt. Endlich erinnere ich daran, daß Throgmorton bereits am 15. Juli 1567 in einem Berichte es ausgesprochen hat, daß man in Schottland Zeugnisse von Maria's eigener Hand besitze. Ehe ich mich jetzt zu den einzelnen Punkten wende, möchte ich noch betonen, daß die bisher beliebte Folgerung, daß wenn sich die Unechtheit eines Briefes herausstelle, damit auch das Schicksal aller andern entschieden sei, der historischen Kritik nicht entspricht.

Die Hauptgründe für die Echtheit der Chatoullenbriefe waren bisher folgende. 1. Die Uebereinstimmung des ersten Hauptbriefes mit der Aussage Crawford's, dem Darnley den Inhalt seiner Unterredung mit der Königin unmittelbar nachher mittheilte, damit dieser seinem Vater Nachricht davon gebe. 2. Die Erwähnung von Hiegate u. s. w., ein Umstand, den kein Fälscher erfinden konnte. Es war dieser Hiegate ein town klerk von Glasgow, der sich über die Absicht Darnley's, sich des jungen Prinzen, seines Sohnes, zu bemächtigen, geäußert haben sollte. Die Königin schrieb darüber an den Erzbischof Beaton am 20. Januar 1567 und hat man lange Jahre die betreffende Stelle nicht zu erklären gewußt. 3. Die eigenthümliche Fassung des Briefes, der in der Mitte wegen Mangels an Papier u. s. w., abbricht und später beendet wird. 4. Der vertrauliche Brief des Grafen Lennox an seine Gemahlin, in welchem der Fund der Chatoullenbriefe besprochen wird. 5. Das einstimmige Urtheil der englischen Kommissaire, unter denen sich auch der Herzog von Norfolk befand. Niemand hielt die Briefe für gefälscht, es findet sich keine Erwähnung der Art in den Akten. 6. Das Verhalten der Königin selbst. Ihre Kommissaire erklärten nur (6. Dezember), daß alle Schriften, die von Rebellen produziert werden könnten, Verläumdungen und Privatmittheilungen seien, die ihrer Herrin in keiner Weise präjudizirlich sein könnten. Endlich hat die Königin selbst erklärt, daß Murray sich allerdings im Besitze schwerwiegender Papiere befinde.

Diesen Beweismitteln sind wir jetzt im Stande, ein neues, meiner Ansicht

nach nicht unerhebliches Argument hinzuzufügen. Eine Stelle jenes ersten Briefes ist bisher — auch Froude ist dieselbe entgangen — ganz unbeachtet geblieben, da man sie einfach nicht verstehen konnte. Wir haben erst vor wenigen Jahren durch Teulet's Publikationen den Schlüssel dafür erhalten. Gleich zu Beginn der Unterredung finden wir eine ganz kurze Frage Darnley's, ob die Königin bereits ihren „Etat“ gemacht habe, eine Frage, die von ihr bejaht wird.

Wir wissen jetzt, daß dieser Etat ein übersichtliches Verzeichniß der Pensionen und Gehälter war, die auf das Wittwengeld der Königin (40,000 Livres) in Frankreich ausgezahlt, und daß derselbe jährlich angefertigt und nach Frankreich eingefendet wurde, um als warrant für die Zahlungen zu dienen. Die Mehrzahl der Empfänger waren Franzosen oder in Frankreich lebende Diener, wie Beaton der Gesandte, der 3060 Livres empfing. Das Dokument vom 13. Februar 1567 datirt, ist vorhanden, von Maria Stuart und Joseph Riccio, ihrem Sekretär, dem Bruder David's unterzeichnet, also unmittelbar vor dem Besuche in Glasgow gefertigt.*) Es ist fast unmöglich, daß ein Fälscher auf diese Frage kommen konnte, sehr unwahrscheinlich, daß das Faktum überhaupt vielen Personen bekannt war. Die kurze, einfache Frage ist hier von Wichtigkeit. Wenn ein Fälscher diesen Umstand hätte verwerthen wollen, so würde die Stelle ohne Zweifel ganz anders gelautet haben. Von der allergrößten Bedeutung ist es aber, daß auch im schottischen Parlamente, wie wir jetzt wissen, als die Papiere vorgelegt wurden, niemand für Maria auftrat, obwohl Huntly, Errol und vor allem Herries zugegen waren. Ein Umstand, der allein schwer genug wiegen würde, um alle Einwände der Apologeten zu widerlegen. Das Parlament erklärte, „das Verfahren gegen die Königin sei ihren eigenen Vergehen zuzuschreiben, die durch verschiedene vertrauliche Briefe von ihrer eigenen Hand an Bothwell vor und nach der Ermordung des Königs erwiesen seien.“**) Ich wende mich jetzt zu den Einwänden, die von der anderen Seite gemacht worden sind. Was das Datum der Briefe betrifft, so fällt in's Gewicht, daß die Originalbriefe nicht vorhanden sind, und bei Abfassung der Uebersetzungen sehr leicht Irrthümer und Schreibfehler vorgekommen sein können. Wenn man fälschen wollte, so war es leicht, das Datum entweder ganz fort-

*) Estat des gaiges des dames desmoiselles gentilzhommes, et autres officiers domestiques de la Royne d'Escosse, Donariaire de France. Teulet, II. 268. vgl. Burton, IV.

**) to be attributed to her own default in sa far as be divers her privie letters writen halely by her aun hand, and be her to James sometime Earl of Bothwell, chief executer of the said terrible murther as well before the committing there of as there after. Anent the pretention of our Sovreane Lords Motheris Person. Act. 1567. o. 19. Act. parl. III. 27. Burton, IV. Seite 438.

zulassen oder mit größter Genauigkeit anzugeben. Ich kann überdies keine Widersprüche entdecken. Am 24. Januar traf die Königin in Glasgow ein, in derselben Nacht schrieb sie jenen großen, berüchtigten Brief an Bothwell, den sie am Morgen des 25. beendigte, Paris reiste sofort ab, kam Sonnabend in der Nacht nach der Hauptstadt und brachte die Antwort am 27. Morgens nach Glasgow zurück. *) Murray's Journal irrt, wenn es Bothwell erst am 28. in Edinburgh eintreffen läßt oder, was viel wahrscheinlicher ist, Bothwell, der sich am 25. und 26. incognito in der Hauptstadt aufgehalten hatte, verließ dieselbe mit Paris und kehrte am 28. wieder dorthin zurück. Gosad's Gründe für die Unschtheit der Briefe sind ganz bedeutungslos. Er leugnet geradezu Maria's Leidenschaft für Bothwell, an der gar nicht zu zweifeln ist, „weil sie ihn viel zu lange gekannt habe.“ Die Kühnheit der Gosad'schen Schlüsse ist überhaupt bewundernswürdig. Er führt auch Murray's Testament als einen Beweis für Maria's Unschuld an.

N. Baumgarten über die kirchenpolitische Lage der Gegenwart.

Wenn eine befriedigende Erörterung kirchenpolitischer Fragen davon abhängig ist, daß ihr Urheber ein hohes Maß religiöser und sittlicher Energie besitzt, dann gibt es in Deutschland niemanden, der so befähigt ist, auf dem genannten Gebiete thätig zu sein, wie Baumgarten; wenn aber nur derjenige hier zu arbeiten berufen ist, welcher die in Betracht kommenden Faktoren mit Rücksicht auf die Mannichfaltigkeit ihrer Beziehungen und die geschichtliche Bedingtheit ihres Ursprungs, Seins und Wirkens objektiv zu würdigen vermag, dann gibt es in Deutschland niemanden, der so wenig befähigt ist, ein kompetentes Urtheil abzugeben, wie Baumgarten. **)

Dieses Mißverhältniß in der Begabung Baumgarten's tritt auch in der vorliegenden Schrift zu Tage. In ihm ist es begründet, daß seine Darstellung der geschichtlichen Verhältnisse, sei es der Vergangenheit, sei es der Gegenwart, eine Leidenschaftlichkeit athmet, die ihn nicht selten zu Uebertreibungen und

*) Die Entfernungen sind nicht so bedeutend, um dies bezweifeln zu können. Maria Stuart reiste am 27. von Glasgow ab und traf am 28. in der Hauptstadt ein, während Paris dieselbe Strecke als Courier in einer etwas kürzeren Zeit zurücklegte.

**) Wir geben dieses Referat, ohne uns die Ansichten des Herrn Verfassers anzueignen.
D. Reb.

Ungerechtigkeiten verführt. Mit dem Selbstgefühl und in dem Tone eines alttestamentlichen Propheten schwingt er das Schwert des richtenden Wortes. Mit glühendem Haß verfolgt und bekämpft er, wer nicht zu seiner Fahne hält; mit glühender Begeisterung streitet er für diese. Dort sieht er nur Finsterniß, hier nur Licht.

Und fragen wir nun: was ist ihm Finsterniß, was ist ihm Licht, wogegen und wofür kämpft er? so ist die Antwort, die wir empfangen, keineswegs geeignet, uns von der Gerechtigkeit seiner Kampfweise zu überführen. Es sind zwei Feinde, gegen die Baumgarten mit dem größten Eifer streitet. Den einen findet er in jeder rechtlich geordneten Verbindung zwischen Staat und Kirche, die er als Staatskirchentum bezeichnet, und über welche er die vollen Schalen seines Hornes ergießt. Er wird nicht müde, die schwerwiegendsten Angriffe gegen dieses Staatskirchentum zu richten. Er läßt aus ihm eine Verweltlichung der Kirche entstehen, welche den christlichen Charakter des geistlichen Amtes verfälsche und einen pastoralen Klerikalismus erzeuge, der dann seinerseits wieder Anleitung gebe, das Heiligthum des christlichen Geistes und Lebens in Wertheiligkeit und Zeremonienwesen zu verkehren. Er redet von der scheinheiligen Lüge des Staatskirchentums, und wenn Freunde desselben behaupten, daß seine Aufhebung zwar nicht der Kirche, wohl aber dem Staate Schaden bringe, so nennt er dies eine gleißnerische Rede. Er fordert, daß evangelische Predigten im Sinne und Geiste Luther's die wahre Gemeinde aus der Gefangenschaft und dem wüsten Staatskirchentum erlöse; und er klagt, daß durch dasselbe die Kraft der Predigt entnerot sei.

Die Rehrseite dieses Hasses gegen die Staatskirche, in der er nur Finsterniß erkennt, ist die Begeisterung für die Freikirche, in der er nur Licht zu sehen vermag. Die Kirche der ersten drei Jahrhunderte, die Kirche Nordamerika's — das sind ihm die vorbildlichen Erscheinungen. Er begrüßt daher in der Gegenwart mit der wärmsten Sympathie die obligatorische Zivilehe, weil durch sie das Staatskirchentum beseitigt sei. Und die, welche diese beklagen und durch die Nothzivilehe ersetzt wissen wollen, verurtheilt er mit den herben Worten: „Diese lieben Leute thun außerordentlich fromm, merken aber gar nicht, daß sie mit ihren scheinheiligen Reden einen wahren Abgrund eigener Gottlosigkeit aufdecken.“ Und ein Zusammensprechen, das Trauformular, ist ihm unter allen Umständen, man möge es näher zu bestimmen suchen, wie man wolle, eine unchristliche, unevangelische, hierarchische Annahmung des Pastors.

So sehr nun aber auch Baumgarten gegen das Staatskirchentum eifert, so hat doch auch ein Christenthum, welches das öffentliche Leben und die Interessen des Volks ignorirt, durchaus nicht seinen Beifall. Im Gegentheil beschuldigt er das Staatskirchentum, daß es zum Servilismus führe und auf

die Entwicklung der öffentlichen Angelegenheiten hemmend wirkte. So ist ihm denn, fast noch mehr als Luther, der seine Prinzipien nicht konsequent zur Geltung gebracht habe, Oliver Cromwell das Ideal eines kirchenpolitischen Reformators. So sehr ist er für denselben eingenommen, daß er auch die Enthauptung Karl's I. nur durchaus billigt und diejenigen, welche in ihr eine schwere Schuld seiner Richter erkennen, eines dummen unchristlichen Vorurtheils über eine große That der Völkergeschichte zeihet. Diese That, sagt er, mit solchem heiligen Ernste vorbereitet, vollzogen und gerechtfertigt, ist eine Lustreinigung auf lange Zeiten, sie wird, wie Cromwell den Schotten sagte, ein Schrecken bleiben für Tyrannen.

Es ist begreiflich, daß bei diesen Sympathien Baumgarten's die Beziehung zwischen Christenthum und öffentlichen Angelegenheiten, wie sie sich im protestantischen Deutschland gestaltet hat, von ihm auf das Schärffste verurtheilt wird. Er findet hier einen naiven Servilismus der Theologen und Pastoren, der nach kirchlicher Theorie und Praxis für christlich und lutherisch gehalten werde. Und er beruft sich dafür besonders auf die Geschichte unseres Jahrhunderts. In der Zeit der Napoleonischen Invasion hätten die rettenden Geister vorzugsweise dem Laienstande angehört, nur Schleiermacher sei unter ihnen fast der einzige Vertreter der Kirche gewesen. Und die politische Reaktion, die nach den Befreiungskriegen eingetreten sei, habe bei den geistlichen und den kirchlichen Laien eine kräftige Unterstützung, Schleiermacher's Protest gegen dieselbe aber keinen Wiederhall gefunden. Auch daß die hannoversche Geistlichkeit mit schüchternem Stillschweigen über die Aufhebung der Verfassung durch Ernst August hinweggegangen sei, müsse als ein Zeugniß für eine verderbliche Korruption in dem öffentlichen Gewissen, namentlich in geistlichen Kreisen betrachtet werden. Und ebenso trage an der politischen Reaktion der fünfziger Jahre die pietistische Partei die Hauptschuld. Baumgarten straft ferner die Gleichgiltigkeit, wenn nicht Dänenfreundlichkeit, welche dieselbe Richtung in der Sache Schleswig-Holstein's an den Tag gelegt habe, und zeihet sie endlich der Sympathien mit dem Papstthum. Und es ist besonders die Kreuzzeitung, das Organ dieser Partei in der Presse, gegen welche er diese schweren Beschuldigungen richtet.

Wir sind natürlich weit davon entfernt, diesem Feldzug Baumgarten's gegen gewisse Eigenthümlichkeiten der kirchlich-konservativen Partei der Gegenwart jede Berechtigung abzuspochen. Wir sehen mit ihm in denselben gefährliche Verirrungen, aber darin unterscheiden wir uns von ihm, daß wir die Ursachen derselben ebenso wie ihre Motive auf einem anderen Gebiete suchen und deshalb in der Lage sind, gerechter und milder über sie zu urtheilen.

Wir stellen zuerst in Abrede, daß jede organische Verbindung zwischen
Grenzböten IV. 1878.

Staat und Kirche, die Baumgarten als Staatskirchentum brandmarkt, moralisch verderblich auf die protestantische Geistlichkeit gewirkt und eine servile Gesinnung gegen die Fürsten in ihr erzeugt habe. Bis über die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts hinaus ist davon wenig zu spüren. Wir berufen uns dafür auf die unbestreitbare geschichtliche Thatsache, daß die Unionsbestrebungen der Hohenzollern den heftigsten, ja rücksichtslosesten Widerstand auf Seiten der lutherischen Geistlichen gefunden haben. So wenig wir diesen Widerstand billigen, so ist er doch ein unwiderleglicher Beweis dafür, daß die protestantische Geistlichkeit Mannhaftigkeit genug besaß, ihre Ueberzeugung auch gegen die Fürsten zur Geltung zu bringen. So wenig ist die Beschuldigung Baumgarten's begründet, daß innerhalb der genannten Zeitgrenzen vielmehr die Gefahr einer Theologenherrschaft vorlag, und viel weniger der Kirche der Cäsarenpapismus als dem Staate die Theokratie drohte. Die spätere kirchenrechtliche Theorie des Territorialismus, der die Kirchengewalt des Fürsten als einen Ausfluß seiner Staatsgewalt ansah, war eine einseitige Reaktion gegen das lange Zeit erfolgreiche Bemühen der Theologen, die Interessen des Staates den vermeintlichen Interessen der Kirche dienstbar zu machen. So fern lag bis dahin der protestantischen Geistlichkeit Deutschland's die Neigung zum Servilismus, daß Georg Calixt, der Vertreter der kirchlichen Union im siebzehnten Jahrhundert, in derselben vielmehr ochlokratische Agitatoren sah, gegen die er das Einschreiten der Fürsten forderte. Für diese ganze Zeit ist auch der Vorwurf unbegründet, daß die Geistlichen für das öffentliche Leben keine Theilnahme gehabt und sich von demselben zurückgezogen hätten. Von der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts an allerdings trat in dieser Hinsicht eine große Aenderung ein. Das deutsche Reich zerfiel, in seinen einzelnen Theilen aber gründeten die Territorialfürsten nach dem Vorbild Ludwig's XIV. absolute Monarchien. Die Landstände wurden immer machtloser und schwanden hin. Der alte mannichfaltig gegliederte Staatsorganismus löste sich auf und wurde durch die unbedingte, zentralisirende und uniformirende Herrschaft des Fürsten ersetzt, der durch seine Beamten das Land regierte. Innerhalb dieser neuen Ordnung der Dinge nun sank natürlich das Selbstständigkeits- und Unabhängigkeitsgefühl in allen Gliedern des Volkes, und so auch in den Dienern der Kirche, die mit dem Aufhören der Landstände, unter denen auch ihre Prälaten geseßen hatten, das sie der Regierung gegenüber vertretende Organ verloren hatte. Denn die Konsistorien wurden je länger je mehr in Folge der territorialistischen Theorie zu staatlichen Behörden, die nicht sowohl die Interessen der Kirche zur Geltung zu bringen, als vielmehr nach dem allgemeinen maßgebenden Verwaltungsschematismus das staatliche Departement für kirchliche Angelegenheiten zu verwalten hatten.

Also das Sinken des Selbständigkeitsgefühls in der Kirche war nicht das Resultat der rechtlich geordneten Verbindung derselben mit dem Staate, sondern eine Folge des Uebergangs des Staatslebens aus der ständischen in die absolut monarchische Form, die ihrerseits wieder in dem Auflösungsprozeß des deutschen Reiches begründet war. Ueber ein Jahrhundert aber hat der Zusammenhang zwischen Staat und Kirche das Freiheitsbewußtsein der Geistlichen keineswegs geschädigt und ihrer Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten keinen Abbruch gethan; ein Beweis, wie die Staatskirche keineswegs unbedingt zu der Korruption der Gesinnung führt, welche Baumgarten als ihre nothwendige Folge voraussetzt. Vielleicht hätte indessen das allgemeine Sinken des Freiheitsbewußtseins in allen Ständen seit der zweiten Hälfte des siebzehnten und im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts bei den Dienern der Kirche mehr Widerstand gefunden, wenn dieselben von der eigenthümlichen Hoheit der ihnen gestellten Aufgabe durchdrungen gewesen wären. Aber das Bewußtsein derselben mußte ihnen in dem Maße abhanden kommen, als sie in Folge der Herrschaft der Aufklärung sich nicht als Boten Gottes und Verkünder der ewigen Heilswahrheit, sondern als Vermittler allgemeiner Bildung ansahen.

Wir kommen zur Gegenwart. Dieselbe zeigt uns die allerdings sehr betrübende Thatfache, daß die Männer, in denen das nenerwachte christliche Leben zum vollen Bewußtsein gelangt ist, zu einem sehr großen Theile der politischen liberalen Bestrebungen feindlich gegenüber stehen. Wir sind weit davon entfernt, dies zu billigen, am wenigsten sind wir geneigt, eine Lanze für die Kreuzzeitung zu brechen, die so viel dazu beigetragen hat, den Gegensatz zwischen kirchlich gläubiger Gesinnung und politischem Freiheitsfinn zu befestigen. Aber es wäre ungerecht, die Schuld nur auf einer Seite zu suchen. Sie liegt ebenso auf Seiten des Liberalismus. Derselbe hat in Deutschland lange Zeit den kirchlichen Interessen Gleichgiltigkeit, wenn nicht Feindschaft bewiesen. Und wenn er mit einer kirchlichen Partei Fühlung gesucht hat, so war es nicht die positive, fest an den biblischen Heilsthatsachen haltende, sondern die negative, welche diese verflüchtigte und in allgemeine religiöse und sittliche Ideen auflöste. Es schien so, als ob politischer Liberalismus und kirchlicher Indifferentismus Hand in Hand gehen müßten.*) Was lag da der positiv christlichen

*) Wir machen hier auf ein ausgezeichnetes Werk aufmerksam, das ebenso echt liberale wie echt konservative Gesinnung athmet, und das wie wenig andere geeignet ist, über den Entwicklungsgang des deutschen Protestantismus zu orientiren. Es ist das anonym erschienene Werk Hundeshagen's: „der deutsche Protestantismus“, seine Vergangenheit und seine heutigen Lebensfragen im Zusammenhang der gesammten Rationalentwicklung, beleuchtet von einem deutschen Theologen. Frankfurt a. M. 1847. In diesem Werk, dessen Studium wir auf das Wärmste empfehlen, heißt es S. 143: „Es ist ganz eigentlich als eine große

Richtung näher, als der politischen Partei sich anzuschließen, bei welcher sie sicher war, Schutz und Förderung zu finden. Hätte unser politischer Liberalismus von vornherein erkannt, daß das religiöse und sittliche Leben ein durchaus eigenartiges Gebiet ist, das mit entgegengesetzten politischen Bestrebungen in Einklang steht; hätte er darauf geachtet, wie sich in den Mutterländern politischer Freiheit, in England und Nordamerika, der lebendigste und entschiedenste biblische Glaube mit der Führerschaft einer liberalen Partei verbindet, dann wäre manche trübe Erfahrung uns erspart geblieben. Und so sehen wir denn auch, seitdem in neuester Zeit der Liberalismus ein tieferes Verständniß für die Kirche gewonnen hat, — wir haben die Freikonservativen und den rechten Flügel der Nationalliberalen vor Augen — viele kirchlich konservative Männer mit demselben Fühlung gewinnen. Aber es wäre auch ein großes Unrecht, wenn man den Geistlichen und andern kirchlich gerichteten Männern, welche auf politischem Gebiet streng konservativ gesinnt sind, meinetwegen sogar reaktionären Tendenzen huldigen, daraus einen moralischen Vorwurf machen, sie etwa des Servilismus bezichtigen wollte. Dazu liegt gar kein Grund vor, da die Leiter unserer Politik gegenwärtig durchaus nicht solchen Bestrebungen günstig sind. Ob jemand politisch konservativ oder politisch liberal gesonnen ist, das wird wesentlich davon abhängig sein, wie er über die sittliche und intellektuelle Reife des Volkes denkt. Je höher ihm dieselbe erscheint, desto liberaler; je niedriger, desto konservativer wird er denken. Idealistische Naturen werden geneigt sein, diese Reife zu überschätzen, realistische, sie zu unterschätzen. Ein optimistischer Liberalismus und ein pessimistischer Konservatismus — das sind die beiden Gefahren, vor denen die Politik sich zu hüten hat. Man kann sicher sein, daß auf einen einseitigen abstrakten Liberalismus ein ebenso einseitiger abstrakter Konservatismus folgen wird, und umgekehrt. Ebenso steht es fest, daß die Regierung die größte Aussicht auf Bestand hat, die es versteht, das Recht beider Theile zur Geltung zu bringen, konservative und liberale Bestrebungen in sich zu verschmelzen.

Wenn man so nüchtern die innere Bedingtheit beider Parteien begreift, dann wird man gewiß die Ausschreitungen hier und dort scharf beurtheilen, aber auch in der Erkenntniß des relativen Rechts, auf welches eine jede Anspruch hat, sich davor hüten, intellektuelle Verirrungen zu sittlichen Verbrechen zu stempeln. Denen, die noch mitten im Kampfe stehen, wird es gern verziehen werden, wenn sie Anschuldigungen gegen den Gegner richten, die das

Kalamität zu betrachten, daß der deutsche Liberalismus das tiefere religiöse Leben nie ergründet, darum auch nicht seiner Bedeutung gemäß beachtet und gepflegt, oft nicht einmal geschont, ja nicht selten in schneidenden Widerspruch gesetzt hat."

Maß nicht inne halten; aber wer uns, wie Baumgarten, in den Spiegel der Vergangenheit schauen läßt, der sollte sich von der Leidenschaftlichkeit frei halten, die dem Gegner nicht gerecht wird, weil sie ihn nicht versteht. Diese Milde des Urtheils schließt es keineswegs aus, wie wir eben schon gesagt haben, daß wir bestimmte Handlungen mit der größten sittlichen Energie verurtheilen; wir haben kein Wort der Entschuldigung, auch nicht der Milderung der Schuld für den Eidbruch Ernst August's von Hannover, für die Demagogenhetze der Herren Schmalz und von Kampf. Aber wir halten es für ungerecht, eine ganze Partei für das verantwortlich zu machen, was Einzelne gesündigt haben. Und daß diese, zumal die christlich Gesinnten unter ihnen, nicht dagegen Protest erhoben haben, daß die gläubigen Geistlichen nicht Wortführer des Rechts gegen das Unrecht gewesen sind, daß nur vereinzelt ihre Stimme hörbar geworden ist, wie sehr wir es beklagen und mißbilligen, der Mangel an Oeffentlichkeit des politischen und kirchlichen Lebens gereicht ihnen zur Milderung der Schuld.

Von derartigen Verirrungen würden nun nach Baumgarten's Ueberzeugung die Vertreter des kirchlichen Lebens frei geblieben sein, wenn die Reformation eine reinliche Sonderung zwischen bürgerlicher und kirchlicher Gemeinde, zwischen Kirche und Staat vollzogen hätte. Auch wir sind davon überzeugt, daß die in der Reformation vollzogene Verbindung zwischen Staat und Kirche an der Idee gemessen eine mangelhafte war, wir sind nicht blind gegen die verderblichen Folgen, die daraus hervorgegangen sind, die Theologenherrschaft hier, der Cäsaropapismus dort; wir haben seit mehr als einem Jahrzehnt für die Umwandlung der Staatskirche in eine Landeskirche durch Herstellung presbyterialer und synodaler Formen gewirkt und ihre Verwirklichung in Preußen mit freudigem Dank begrüßt, aber alles dies hindert uns nicht, das Verfahren der Reformatoren als ein geschichtlich nothwendiges anzusehen und die Gefahren der Staatskirche für geringer zu achten, als die Segnungen, die Kirche und Staat von dieser empfangen haben.

Es hätte doch Baumgarten stutzig machen sollen, daß der Protestantismus auf allen Gebieten, wo er staatliche Anerkennung fand, staatskirchliche Bildungen hervorgebracht und nur da, wo der Staat eine feindliche Stellung gegen ihn einnahm, zu einer selbständigen Gestaltung sich entschlossen hat.

Die Gründe dieses Verfahrens der Reformatoren sind unschwer zu erkennen. Es war einmal die äußere Noth, die sie trieb. Es fragte sich, in wessen Hand die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten gelegt werden sollte. Wären die Bischöfe protestantisch geworden, so hätte diese Frage sofort eine befriedigende Erledigung gefunden. Es ist bekannt, wie besonders Melancthon für diese Lösung des Problems die lebhaftesten Sympathien hegte. Aber mit

wenigen Ausnahmen setzten die Bischöfe der protestantischen Bewegung heftigen Widerstand entgegen. Nun hätte ja nichts näher gelegen, als gemäß der reformatorischen Lehre vom allgemeinen Priestertum die Kirchengewalt den Gemeinden zu überantworten und dieselben zu organisiren. Aber dieser Aufgabe waren die Gemeinden nicht gewachsen. Ihnen fehlte dazu die religiös-sittliche Reife nicht minder, wie die intellektuelle. Vereinzelt in dieser Richtung vorgehende Entwürfe blieben auf dem Papiere, oder eingeführt erwiesen sie sich als untauglich und wurden bald wieder beseitigt. Die Herstellung einer protestantischen Hierarchie aber im Pastorat scheiterte daran, daß demselben die Autorität fehlte. Was blieb übrig, als der Obrigkeit die Ordnung der kirchlichen Angelegenheiten anzuvertrauen! Und um so leichter konnten sich die Reformatoren dazu entschließen, als sie es gerade waren, welche die hohe sittliche Bedeutung und Aufgabe des Staates zur Geltung gebracht hatten, die in ihm wie in der Kirche eine Verwirklichung des Reiches Gottes sahen. Waren sie sich auch der Gefahren wohl bewußt, die aus dieser Verbindung des Staates mit der Kirche hervorgehen konnten, die Nothlage der Zeit ließ ihnen keine andere Wahl. Wir sprechen sie frei von aller Schuld. Freilich vermögen wir ein ebenso günstiges Urtheil über die Leiter des kirchlichen Lebens in den folgenden Zeiten nicht zu fällen, denn was für die Reformatoren nur ein notwendiges Provisorium war, erschien ihnen als ein Definitivum, und so unterließen sie es, die Gemeinden zur Selbständigkeit zu erziehen.

Und nun blicken wir auf die protestantischen Kirchen, welche sich von der Anlehnung an den Staat frei hielten. Es ist dies, wie schon oben gesagt, nur da geschehen, wo der Staat eine feindliche Stellung zur Reformation eingenommen, oder im Gegensatz zu einer von ihm privilegierten Richtung innerhalb des Protestantismus eine andere niedergehalten hat, die dann die Opposition gegen das Prinzip der Staatskirche zu ihrem Programm machte. In diesem Fall waren die Gemeinden zu einer freien, selbständigen Organisation genöthigt, aber der Druck, dem sie ausgesetzt waren, hatte auch ihr religiöses und sittliches Leben zu schnellerer Reife entwickelt. Gestalteten sich hier nun die Beziehungen der Kirche zum Staat etwa normal, d. h. entsprechend den gegebenen Verhältnissen? Die französischen Protestanten bildeten einen Staat im Staate, eine konföderirte Republik in einer Monarchie, in heftigen, blutigen Bürgerkriegen kämpften sie für die Freiheit des Glaubens, und es gelang ihnen, politische Sicherheiten für dieselbe zu gewinnen. Im Juni 1573 wurden die Städte La Rochelle, Montauban, Rimes den Protestanten so völlig übergeben, daß sie aus dem Regens der allgemeinen staatlichen Verwaltung heraustraten und vollkommen als Republiken anerkannt wurden. Der Protestantismus wurde je länger je mehr eine politische Partei, ein Staat im Staate, der nach

immer stärkerer und umfangreicherer Befestigung strebte. Die Protestanten von Languedoc, Guienne, der Provence und der Dauphiné gingen soweit, noch zwei Städte in jeder Provinz und eine Besatzung aus Leuten ihres Glaubens, für deren Unterhalt der König sorgen sollte, und ein protestantisches Parlament zu fordern. Gab es doch manche Protestanten, die von einem calvinischen Freistaate, unabhängig von der französischen Königswürde träumten, und hatte sich doch die protestantische Partei so selbständig gestaltet, daß sie sich weigern konnte, Heinrich IV. Heeresfolge im Krieg gegen Spanien zu leisten. Der französische Protestantismus war durch und durch politisch geartet, so sehr, daß nicht wenige an die Thronbesteigung Heinrich's IV. die Hoffnung auf die Errichtung einer reformirten Staatskirche knüpften. Dies wird genügen, um den Beweis zu liefern, daß der französische Protestantismus nur durch die äußere Nothwendigkeit davon abgehalten wurde, einen ebenso engen Zusammenhang zwischen Staat und Kirche herzustellen, wie derselbe sich im protestantischen Deutschland gebildet hatte, daß seine Intentionen aber auf dasselbe Ziel gerichtet waren.*) Wir wenden uns nun nach Großbritannien. Von Schottland sehen wir hier ab, da hier der Calvinismus Staatsreligion wurde; am 10. Juli 1560 verbot das schottische Parlament den katholischen Gottesdienst. Dagegen interessiren uns in hohem Maße die Puritaner Englands. Wie urtheilte nun ein John Milton, ein Oliver Cromwell über die Beziehung zwischen Staat und Kirche, jene Männer, in denen Baumgarten die Vollender der protestantischen Prinzipien erkennt! Es ist richtig, daß sie für die Glaubensfreiheit in thesi eintraten, aber ein Milton will die Katholiken davon ausgeschlossen wissen, weil sie einem fremden Herrscher in Rom Gehorsam schuldig seien und er es für widersinnig hielt, denen Freiheit zu gewähren, deren herrschsüchtiges Streben nur auf Unterdrückung der Freiheit gehe. Und ebenso dachte Cromwell. Der Katholizismus sollte in England keinen Raum finden. England seiner providentiellen Bestimmung als Schutz- und Großmacht des Protestantismus entgegen zu führen, die Weltherrschaft des Protestantismus anzubahnen: das war der Grundgedanke seiner auswärtigen Politik. Und seine innere Kirchenpolitik? Es ist wahr, daß er keine protestantische Denomination verfolgt hat, anfänglich gestattete er auch den Episkopalisten, nach ihrer Weise Gottesdienst zu halten, und unterdrückte denselben erst, als von ihrer Seite ein Empörungsversuch gemacht wurde. Aber dennoch wurde der Independenzismus von ihm bevorzugt, und die Presbyterianer klagten über Zurücksetzung

*) Vgl. G. Weber. Geschichtliche Darstellung des Calvinismus im Verhältniß zum Staat in Genf und Frankreich bis zur Aufhebung des Edikts von Nantes. Heidelberg, 1836.

und Hemmung. *) Blicken wir auf die Niederlande, so finden wir auch hier eine staatskirchliche Gestaltung des Protestantismus, und zwar keineswegs eine tolerante. Auf der Dortrechter General-Synode, die vom 13. November 1618 bis zum 9. Mai 1619 tagte, wurden die Arminianer verurtheilt, und in Folge dieses Beschlusses, der durch Denkmünzen verherrlicht wurde, mußten diese Holland verlassen. Erst im Jahre 1636 durften sie zurückkehren, und wurde ihnen freier Gottesdienst gewährt.

Wir sehen überall, wo der Protestantismus Macht gewann, auf lutherischem wie reformirtem Gebiet, hat er einen rechtlichen Zusammenhang mit dem Staat gesucht und theokratische Tendenzen gezeigt. Sogar der Protestantismus, der, solange er unterdrückt war, für die Glaubensfreiheit eintrat, verlor die Sympathie für diese, sobald er zur Herrschaft gelangt war. Die dem Druck England's entfliehenden Puritaner gründeten in Amerika Staatskirchen. **) Nur kleine Flüchtlingsgemeinden in Deutschland haben eine dem Staat gegenüber mehr oder weniger freie Stellung sich errungen und bewahrt. Ziehen wir schließlich die Kirche der drei ersten Jahrhunderte in Betracht, so ist es ja gewiß richtig, daß dieselbe durch Tiefe des Glaubens und Reinheit des Wandels sich auszeichnete und nur durch diese Eigenschaften auf rein innerlichem Wege eine so große Anziehungskraft auf die heidnische Welt ausgeübt hat, aber wir werden auch eingestehen müssen, daß sie mit dem sie bekämpfenden Staat in keine innere Beziehung treten konnte. Von dem Augenblick an aber, wo dies ihr möglich war, ist sie sich auch dessen bewußt geworden, daß sie mit dem Staat eine erziehende Aufgabe am Volksleben auszuüben habe, und hat Privilegien nicht verschmäht, die ihr dies Werk erleichterten.

Doch kehren wir zu den protestantischen Kirchen zurück. Es war in der zweiten Hälfte des siebzehnten und im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts, daß das Verhältniß zwischen Staat und Kirche eine neue Wendung nahm. Die Nothwendigkeit, mehrere kirchliche Denominationen in sich aufzunehmen mit größeren oder geringeren politischen Rechten, wurde die Ursache, daß der Staat eine Stellung über den einzelnen kirchlichen Parteien einnahm. Das Bewußtsein, schlecht hin auf eigenen Füßen zu stehen, verleitete ihn freilich, territorialistisch die Selbständigkeit der Kirche zu mißachten und ihre Angelegenheiten nach seinem Ermessen zu reguliren. Wie er in seiner Anzuegaltung zum Beamtenstaat nivellirend die geschichtlich gebildeten Besonderheiten in seinen

*) Vgl. H. Weingarten. Die Revolutionskirchen England's. Ein Beitrag zur inneren Geschichte der englischen Kirche und der Reformation. Leipzig, 1868.

**) Vgl. Thompson. Kirche und Staat in den Vereinigten Staaten von Amerika. Berlin, 1873. Dazu des Ref. Beurtheilung in den Grenzboten. 1873, S. 441 u. ff.

Verwaltungsmechanismus absorbirte, so entging auch die Kirche diesem Geschiehe nicht.

Ein anderes Moment, das uns die veränderte Stellung des Staates zu den Kirchen begreiflich macht, ist der Einfluß der modernen Philosophie, welche den Gesichtskreis erweiterte und der Idee der Toleranz Raum schaffte.

War so die staatskirchliche Gestalt des organischen Zusammenhangs beider Faktoren erschüttert und mußte im Laufe der Zeit in Folge der parlamentarischen Regierungsform auf der einen, in Folge des immer mächtiger werdenden Dranges nach einer repräsentativen Kirchenverfassung auf der andern Seite schließlich aufgelöst werden, so ergab sich damit noch keineswegs die Nothwendigkeit, diesen organischen Zusammenhang selbst zu beseitigen, vielmehr war es angezeigt, denselben in einer sowohl den gegenwärtigen Verhältnissen als auch dem Begriff dieses Zusammenhanges entsprechenderen Gestalt wieder herzustellen. Eine solche finden wir in der landeskirchlichen Verbindung zwischen Staat und Kirche, wie sie jetzt in den meisten deutschen Territorien besteht. Wir verkennen die unleugbaren Uebelstände dieses Verhältnisses nicht, aber wir halten sie für geringer als die Nachtheile, welche für Staat und Kirche aus der Zerreißung des in der Landeskirche sie verknüpfenden Bandes entstehen würden. Ebenso verkennen wir auch nicht die Vorzüge freikirchlicher Bildungen, wie sie sich uns in Amerika zeigen, aber weder halten wir sie im Allgemeinen für so bedeutend, daß die sie begleitenden Nachtheile von ihnen aufgewogen würden, noch erscheinen sie uns als ein Ziel, das für die deutschen Verhältnisse erreichbar wäre, ohne die tiefsten Erschütterungen und die größten Schädigungen für unser Volk herbeizuführen. Wir verzichteten darauf, den Beweis für diese Behauptungen hier von neuem zu führen und verweisen auf unsere früheren eingehenden Erörterungen in diesen Blättern.*) Nur dies eine wollen wir bemerken. Baumgarten's Konstruktionen ruhen auf dem fundamentalen Irrthum, daß er die pädagogischen Aufgaben verkennet, die Staat und Kirche am Volke auszuüben haben. Daraus entspringt sein Radikalismus. Daraus erklärt es sich auch, daß ihm alles Verständniß dafür fehlt, daß die Einführung der obligatorischen Zivilehe einen so starken Widerstand gefunden hat und in bestimmten Kreisen noch gegenwärtig keinen Beifall findet. Referent hat noch vor Einführung des Zivilehestandsregisters dieselbe als eine unabweisliche Nothwendigkeit angesehen und sich in diesem Sinne in akademischen Vorlesungen ausgesprochen, aber das hat ihm immer fern gelegen, die Widerstrebenden des Hierarchismus anzuklagen. Es war eine sehr ernste

*) Staatskirche, Freikirche, Landeskirche. Grenzboten 1875. Separatabdruck. Leipzig, J. W. Grunow, 1875.

Grenzboten 1878. IV.

Frage, vor welche die gestellt wurden, in deren Hand die Entscheidung lag. Und sie sind sich dessen sehr wohl bewußt gewesen. Es handelte sich darum, auf ein nicht geringes Maß pädagogischer, versittlichender Einwirkung auf das Volksleben zu verzichten. Denn so liegt es nicht, daß die Vollziehung der Eheschließung durch die Diener der Kirche an sich eine Beeinträchtigung des Staates in sich schließe. Wir berufen uns auf das Urtheil eines Mannes, den wohl Niemand hierarchischer Sympathien bezichtigen wird, der freilich aber auch nichts von Radikalismus und Fanatismus in sich hatte, auf Trendelenburg. Seine Worte sind so zutreffend und beachtenswerth zur rechten Würdigung dieser Angelegenheit, daß wir nicht umhin können, sie hier im Zusammenhange anzuführen: „Es ist — ein richtiger Zug des Gemüths, daß die Ehe, welche die tiefsten ethischen Seiten hat, der Kirche, d. h. dem auf den Glauben an das Göttliche gegründeten ethischen Gemeinwesen, in Obhut gegeben wird, und der Staat der Kirche mit der Weihe die Fürsorge für die rechtlichen Bedingungen der Ehe überläßt. Wo freilich im Widerspruch mit dem, was sein sollte, aber in der Konsequenz dessen, was geschichtlich ist, Staat und Kirche in der Auffassung des Eherechts in Widerstreit gerathen, da wird das bürgerliche Gesetz, wie in der Zivilehe geschieht, zunächst seine Ansprüche zur Geltung bringen und die Ansprüche der Kirche als eine innere Sache ihr und ihren Genossen anheimgeben.*)

Ebenso ist auch Baumgarten im Irrthum über die weit verbreiteten Bestrebungen, in dem Trauungsakt auch gegenwärtig noch den Begriff des Zusammenstehens festzuhalten. Mag hier und da mit demselben eine Tendenz, die Bedeutung der bürgerlichen Eheschließung herab zu drücken, sich verbinden, im Wesentlichen liegen ihm andere Motive zu Grunde. Die Frage, die hier in Betracht kommt, ist in erster Linie eine liturgische. Es handelt sich um die Aufgabe, dem liturgischen Akt das höchste Maß der Feierlichkeit zu verleihen, das sich mit der Wahrheit desselben vereinigen läßt. Dies ist dann erreicht, wenn in dem zu segnenden Paare durch die Trauformel das Bewußtsein erzeugt wird, daß ihre eheliche Gemeinschaft, wenn auch durch menschliche Faktoren, durch ihren gegenseitigen Konsens sowie durch die diesen legitimirende staatliche Vollziehung, schließlich doch von Gott selbst begründet ist. Hat nun das eheliche Leben thatsächlich schon begonnen, bevor die kirchliche Trauung stattfindet, so fehlt für eine Formel, die einen solchen Inhalt hat, die innere Möglichkeit. Anders da, wo die Trauung vor dem wirklichen Anfang des ehelichen Lebens erfolgt, wo sie also, wenn auch nicht rechtlich, so doch thatsächlich dasselbe herbeiführt, wo in ihrem Auftrag, als ihr Mandatar, die Kirche durch ihren Diener

*) Naturrecht auf dem Grunde der Ethik. 2. Auflage. Leipzig, 1868 S. 292.

beide Theile zusammenfügt, da ist es statthaft, eine solche volle Formel zur Anwendung zu bringen. Referent hat auf der preussischen Provinzial-Synode dieses Jahres als eine geeignete Fassung den Begriff des „Zusammengebens oder Vereinigens oder Trauens d. h. auf Treue hin Uebergebens“ bezeichnet, der geschichtlich wohl begründet ist und auf mittelalterliche und reformationsgeschichtliche Kirchenordnungen sich berufen kann, also auf eine Zeit zurückgeht, in welcher das Verlöbniß eheschließende Kraft besaß, und die Trauung den faktischen Beginn der Ehe vermittelte. Aber auch der Begriff des Zusammensprechens erscheint unter der Voraussetzung zulässig, daß er keine rechtlichen Beziehungen, sondern nur das sich durch das Wort vermittelnde Zusammengeben vermitteln will.

Von hierarchischen Bestrebungen ist hier keine Spur, es handelt sich, wie gesagt, nur um eine liturgische Frage. Und man sollte eben deshalb sie daran gewöhnen, sie unbefangen und leidenschaftslos zu beurtheilen. Auf dem linken Rheinufer besteht bekanntlich seit einem halben Jahrhundert beides zusammen, die Zivilehe und das zusammensprechende Trauformular, ohne daß das Ansehen der ersteren gelitten und ohne daß das letztere Anstoß erregt hätte.

Wir haben damit hinlänglich die Angriffe Baumgarten's gegen eine organische Verbindung zwischen Staat und Kirche auf ihr Recht hin geprüft. Unser Urtheil mußte dahin gehen, daß sie die Mängel derselben maßlos übertreiben und ihre Segnungen verkennen.

Anders stellt es sich, wenn wir die Angriffe, die Baumgarten gegen den Ultramontanismus und das Infallibilitäts-Dogma richtet, in das Auge fassen. Hier können wir nur unsere volle Zustimmung aussprechen. Hier sind seine Darlegungen vortrefflich, der geschichtliche Nachweis von der noch immer fortwirkenden berücktigten Bulle Bonifaz' VIII. Unam sanctam ist meisterhaft durchgeführt. Nur eine Ergänzung und eine Aussteltung sei uns gestattet. Baumgarten's Schrift ist offenbar verfaßt vor dem Regierungsantritt Leo's XIII., und so konnte er auf die veränderte Lage der Dinge nicht Rücksicht nehmen. In Beziehung auf diese nur ein Wort. Daß wir nicht nach Canossa gehen werden, dafür bürgt uns die Persönlichkeit des Reichskanzlers, und wir sind ohne Sorge. Dagegen sind wir es nicht in einer andern Beziehung. Es verlautet, daß die Errichtung einer Nuntiaturn in Berlin nicht außerhalb des Bereichs der Möglichkeit liege. Das würden wir auf das Tiefste beklagen. Es mag sein, daß die Verhandlungen mit Rom zeitweilig dadurch gefördert, unter Umständen sogar einem günstigen Ausgang entgegengeführt werden können. Ein Nuntius vermöchte ja auf die Führer des Zentrums und auf renitente Bischöfe im Sinne der Nachgiebigkeit gegen die Regierung einen Druck auszuüben. Das ist alles möglich. Aber bei der Errichtung von bleibenden Zu-

stitutionen dürfen nicht momentane Vortheile maßgebend sein, vielmehr müssen sie nach dem Werth geprüft werden, welcher der Natur der Sache nach ihnen zukommt und der sich, abgesehen von zufälligen und deshalb nur kurze Zeit währenden Wirkungen, im geschichtlichen Leben zur Geltung bringen muß. Wenn wir nach diesem Maßstabe nun die Errichtung einer Nuntiaturn würdigen, so ergibt sich, daß sie durchaus schädliche Folgen mit sich führt. Dieselben erkennen wir zuerst darin, daß das Papstthum, das gegenwärtig nur als eine ausschließlich kirchliche Institution zu betrachten ist, die Autorität einer politischen Souveränität empfängt. Die Genehmigung einer Nuntiaturn schließt die Anerkennung einer im Papstthum vertretenen kirchlichen Weltmonarchie in sich. Wir finden sodann in derselben eine Stärkung des Kurialismus gegenüber dem Episkopalismus. Nun geben wir gern zu, daß in dieser Hinsicht seit dem Vatikanum nicht mehr viel zu verderben ist, die Macht der Bischöfe ist jetzt schon auf ein Minimum reduziert, aber sollen sie denn völlig vernichtet werden, sollen die Bischöfe und damit der Klerus überhaupt nur willenlose Organe der Kurie werden? Verfolgen nicht die Maigesetze das Bestreben, dem katholischen Klerus eine nationale Bildung zu geben, also auch den aus ihm hervorgehenden Episkopat mit den nationalen Interessen in einen lebendigen Zusammenhang zu versetzen, und wird nicht durch die Begründung einer Nuntiaturn, die naturgemäß den nationalen Faktor und das aus ihm sich nothwendig erzeugende Selbstständigkeitsbewußtsein niederdrückt, dieser Tendenz der Maigesetze entgegen gewirkt werden? Soviel zur Ergänzung. Und nun noch ein Wort der Abwehr, das uns von Neuem zu der Frage nach dem Recht einer organischen Verbindung zwischen Staat und Kirche zurückführt.

Baumgarten spricht am Schlusse seines Buchs den ungeheuerlichen Gedanken aus, daß wenn die von ihm in Aussicht genommene Christkirche erschienen sei, das deutsche Reich den Gliedern der Papstkirche, weil sie einem fremden Herrn gehorchten, die Rechte deutscher Staatsbürger entziehen müsse. Verliert dieser Gedanke etwas an Paradoxie dadurch, daß Baumgarten voraussetzt, die katholische Kirche werde dann an Glanz und Umfang sehr reduziert sein, so ist er doch immer paradox genug. Denn ist diese Kirche so gering und schwach geworden, daß ohne Gefahr einer Empörung der katholischen Bevölkerung diese so geschädigt werden können, dann ist eine solche Entrechtung durch die Interessen des Reichs nicht geboten. Ist aber auch in dieser idealen Zeit die katholische Kirche noch so stark, daß der Staat ihre politische Ohnmacht wünschen muß, so wird sein darauf gerichtetes Streben eine Empörung hervorrufen, welche das deutsche Reich nicht bloß in seinen Grundfesten erschüttern, sondern völlig vernichten müßte. Und schließlich, wie wenig verträgt eine solche Proskription des Katholizismus sich mit der Proklamation des Prinzips der Religionsfreiheit

und der Trennung von Kirche und Staat! In dem Zukunftsstaat Baumgarten's würde weniger Freiheit des religiösen Bekenntnisses herrschen, als in dem Staat der Gegenwart, der beides mit einander zu vereinigen weiß, die Ertheilung des staatsbürgerlichen Rechts, abgesehen vom religiösen Bekenntniß, und die Privilegirung der religiösen Gemeinschaften, denen die große Mehrheit des Volks angehört, und die an demselben die Aufgabe einer sittlichen Pädagogie erfüllen.

Königsberg i. Pr.

H. Jacoby.

Kaukasusvölker.

Wo immer Bergfesten auf einem geschichtlich häufig erschütterten Boden aufsteigen, werden sie den natürlichen Zufluchtsort der in den Kämpfen unterliegenden Völker bilden, und die nacheinander aufgenommenen Trümmer verschiedenartiger Stämme modelliren sich auf dem engen Raume des allein bewohnbaren Terrains der Hochthäler zu einem neuen charakteristischen Typus.

In Bergländern kann deshalb ebensowenig die unberührte Wiege der Urvölker gesucht werden, wie die Quellen der Kultur, die man früher ihren Gipfeln entspringen glaubte, während sie sich doch erst in den Ebenen aus vielfachen Zuflüssen im Gebiete mächtiger Flüsse entwickelten. Aus welcher Mischung von Völkern sind nicht z. B. unsere Tyroler hervorgegangen, wie ist die Fluth der Völker, mit den noch immer räthselhaften Rhätiern beginnend, nicht gerade über dieses Alpenland dahingerauscht. Und sie alle hinterließen Spuren und Bodensatz, die in den heutigen Tyrolern fortleben.

So auch im Kaukasus, dessen Sprachgewirr und Völkerbuntheit schon Strabo hervorhebt. Einheit der Race ist dort ein kaum findbarer Begriff, und Radde's Verdienst war es, schon vor zwölf Jahren darauf hingewiesen zu haben, daß das schwer zugängliche freie Bergvolk der Swanen nicht etwa ein ursprünglicher Stamm, sondern vielmehr, trotz seiner Abgeschlossenheit und seines seit dem Alterthum unveränderten Namens, ein aus fremden Elementen zusammengewürfeltes Mischvolk ist, dessen höchstgelegenes Dorf fast ebensoviel Vertreter verschiedener Nationalitäten, wie Häuser aufzuweisen hat.

Desselben Forschers Verdienst ist es, jetzt wieder ein Volk des Kaukasus gleichsam entdeckt zu haben, welches trotz ausgesprochener Eigenthümlichkeit sich doch nicht als ein ethnisch isolirt dastehendes erweist. Das interessante Werk

Radde's, welches uns mit diesem merkwürdigen Völkersplitter bekannt macht, führt den Titel: „die Tschetschuren und ihr Land. Ein monographischer Versuch. Mit 13 Tafeln, vielen Holzschnitten und einer Karte.“ (Raffel, Theoder Fischer 1878).

Die Tschetschuren wohnen in den höchsten Thälern des Kaukasus, östlich vom Kasbek-Berge, wo die riesigen Schneewasser dieses riesigen Alpengebirges zwischen schwarzen Schiefergebirgen sich zum Aragwa-Strome vereinigen. Alles in allem zählt das Volk, das in acht Genossenschaften zerfällt, nur 6000 Köpfe. Sie sind grusinischer Abkunft, darauf weisen ihre Traditionen, vor allem aber die Sprache hin, die ein antikes Grusinisch ist, das sich unbeeinflusst in den Verstecken des Hochgebirges erhielt. Nun kennen wir die Stellung der Tschetschuren in der Völkerreihe. Käme es aber darauf an, diese brünetten, schwarzhaarigen Leute anthropologisch zu fixiren, so würden wir schwer eine Antwort geben können. „Ich will aus tausenden der Nachbarvölker den Tschetschuren herauserkennen, auch wenn er nicht das originelle Kostüm oder die Rüstung trägt; aber ich kann darum doch keine Diagnose für die Tschetschuren im Allgemeinen niederschreiben,“ sagt Radde. Sie sind aber ein Mischvolk, von vorwiegend grusinischer Basis, welches im Laufe der Jahrhunderte aus den Nachbarbevölkerungen sich in den Verstecken des Hochgebirges bildete und hier eine große Anzahl schon mitgebrachter sonderbarer Gebräuche konservirte, andere, beeinflusst durch eine wilde, unbändige Natur, in sich entwickelte und, sich um die Außenwelt absolut nicht kümmernd, den antiken Typus erhielt. Aber eines läßt den echten Tschetschuren erkennen: ein Gesicht voll Schmutz, wie es der wildeste Kaufbold deutscher Hochschulen nicht schöner aufzuweisen vermag. Der mit eisernen Spitzzähnen am Daumen getragene Sazeruli-Ring hat den Kopf und das Gesicht fast eines jeden Tschetschuren einmal bearbeitet. Die Ohrseige, mit ihm ausgeführt, reißt, vom Ohre beginnend die Wangenfläche auf und streift nicht selten den Nasengipfel wie eine gerecht durchgerissene Quart, und so sind denn bei den männlichen Tschetschuren wenig unverletzte Nasen zu finden. Die Mädchen dagegen bieten die frischesten und drallsten Körperformen, die man sich denken kann. „So etwas von strotzender Gesundheit, ohne zu große Ueppigkeit, wird man schwerlich bei zahmeren Völkern finden.“

Begleiten wir kurz dies merkwürdige Völkchen von der Wiege bis zur Bahre. Das Tschetschurenweib darf nicht im Hause oder im heimathlichen Dorfe gebären; das schwangere Weib ist unrein und kommt in einer elenden Strohhütte im Gebirge ohne jede Hilfe, nicht selten bei 20 Grad Kälte nieder; da liegt sie auf Stroh allein, ganz allein ohne irgend, welche Hilfe. Und doch vollzieht sich der Akt leicht und normal. Dann muß das Weib mit dem Kinde noch einen vollen Monat in der elenden Hütte zubringen: die Nahrung, unge-

fäueretes Gerstenbrot, wird ihr hinaufgeschickt. Bleibt das Kind am Leben, so wird es vom russischen Popen getauft, erhält aber alte Chewsuren-Namen; die Knaben: Löwe, Wolf, Panther, Bär; die Mädchen: Sonnen, Rose, Zischen, Perlchen, Schatz. Schon in der Wiege werden durch die Eltern Ehebündnisse geschlossen, doch wird die Ehe nicht vor dem 20. Jahre des Mädchens geschlossen, und es gilt für eine große Schande, wenn dem jungen Paare vor Ablauf der ersten vier Jahre ein Kind geboren wird. Daher sind die Ehen der Chewsuren sehr kinderarm. Die Ceremonie der Trauung findet am heimathlichen Feuerherde statt und sie ist dadurch interessant, daß der Priester die Kleider des jungen Paares mittelst einer Nadel zusammensteckt oder mit einem Faden aneinanderheftet. Selbst nach geschlossener Ehe bleibt das Verhältniß des Mannes zur Frau in der ersten Zeit ein geheimnißvolles, und es gilt für eine Schande, wenn der Mann seine Frau öffentlich liebkost oder mit ihr spricht. Ist das Weib mit dem Manne nicht zufrieden, so kann es ihn wohl verlassen, aber der Mann muß entschädigt werden. Das Maximum dieses Loskaufpreises beläuft sich auf 80 Rubel, die aber in Rindvieh bezahlt werden. Eine dem Manne losgekaupte Frau kann wieder heirathen. Untreue der Frau wurde früher durch Ohren- und Nasenabschneiden bestraft, und Kadde sah noch im Dorfe Blo in dieser Weise verstümmelte Frauen.

Da der Chewsure (wie viele Naturvölker) glaubt, daß die Leiche das Haus verunreinige, so wird der Sterbende in's Freie gebracht, um dort den Geist aufzugeben. Dann kommt der Klageweiber Schaar, und das dramatische Leichengespräch beginnt, wobei der in seinen Kettenpanzer gehüllte Todte unter Anderem folgendermaßen angeredet wird:

Du schweigst noch? So soll Dein Siegesrufen
Verstummen zu des Gegners eigner Freud'?
Steh Held der Helden auf! es rostet sonst Dein Schild,
Erblinden will die Schneide Deines Schwertes:
Und das zur Freude Deiner eignen Feinde!
O, laß noch einmal Deine Stimm' erschallen,
Die einst erschütterte die Felsenwände
Und in die Flucht vertrieb der Risten Schaar.
Steh auf! Steh auf! und wie der Aische gleich
Verwehe ihren Sitz von dieser Erde.
O Gott! Er hört uns nicht und gibt uns keine Antwort.

Echt ritterlich folgt das Pferd des Hingegangenen im Trauerzuge. Die Beisetzung erfolgt in Steingräber; alle Gleichnamigen werden in ein und dasselbe Grab gelegt, die Leichen kommen im Laufe der Zeit übereinander zu liegen, und zwar schaufelt man die alten Knochen auf die neuen Leichen.

Eine Betrachtung der religiösen Verhältnisse dieses Völkchens zeigt es uns nominell als Christen, indessen mit mohammedanischen und heidnischen Bei-

mischungen. Mohammedanischen Ursprungs sind die Verachtung des Schweins, die Feier des Freitags, das Rasiren des Kopfes, die leichte Lösbarkeit der Ehe und gelegentliche Vielweiberei. Dem Christenthum entlehnt sind die bis fast zur Unkenntlichkeit entstellten Gebete der Dekanoffe (Priester), die Verehrung des Kreuzes, die Erwähnung von Petrus und Paulus, die Anerkennung einiger Heiligen. Da aber viele alte Götter noch bei ihnen lebendig sind, so kann man die Ehemsuren kaum zu den Monotheisten rechnen. Auf das Heidenthum müssen vor allem die Opferaltäre, die Verehrung heiliger Haine, von den verschiedenen Göttern zurückgeführt werden. Vollständig beherrscht und nach eigenem Gutdünken geleitet werden die religiösen Ueberzeugungen und alle aus ihnen entspringenden Handlungen durch eine geschlossene Priesterkaste, die eine vollständige Hierarchie bildet. Zu den Obliegenheiten dieser Priester gehört unter Anderem das Aufmachen des gebrauten Bieres zum Feste, welches in verdeckten Bottichen in den heiligen Brauereien steht, und die Befreiung der Kranken vom Teufel, wobei vollständig nach Art der sibirischen Schamanen oder der nordamerikanischen Medizinemänner verfahren wird.

Jedes Verbrechen bei den Ehemsuren kann vollständig durch Bezahlung geföhnt werden, und als Einheit bei der Bezahlung gilt der Preis einer Kuh, die 7 bis 10 Rubel werthet. Fragt man, wie viel kostet eine Stute? so lautet die Antwort „vier Kühe“. Was kostet ein Gewehr? „Zwanzig Kühe“. Die größte Strafe fällt auf den Mord, der in Folge von Blutrache ausgeübt wurde. Zwar ist moralisch nach den Anschauungen der Ehemsuren derselbe nicht allein gebilligt, sondern geboten, doch wird er juridisch aufs Strengste verfolgt. Die Folgen der Blutrache sind unabsehbare, und nach Radde ist die ganze Landschaft unter sich und mit den Nachbarn der Blutrache verfallen. Daher geht auch der Aekersmann hinter dem Pfluge im vollen Waffenschmuck einher; vielleicht hat er selbst Niemanden getödtet, aber er erbte die Blutrache von seinen Vorfahren. Bei Radde findet sich auch eine Taze, wie die verschiedenen Vergehen geföhnt werden. Man zahlt für beigebrachte Wunden je nach der Größe und der Waffe 5 bis 25 Kühe, für Verstümmelung des Daumens 5, des kleinen Fingers 1 Kuh u. s. w. Nachgewiesener Diebstahl wird mit dem siebenfachen Werthe des gestohlenen Objektes bestraft.

Das Volk, über welches wir durch Radde's fleißige Schrift zum ersten Male Kenntniß erhalten, wohnt nur fünfzehn Meilen von der kaukasischen Hauptstadt Tiflis entfernt. Man sieht daraus, wie Rußland's Macht hier sich nur äußerlich Anerkennung verschaffen konnte und mit den geringen Steuern fürlieb nehmen muß. Im Uebrigen regieren sich diese Völker selbst und bestehen, im Rahmen des europäischen Rußland, fort nach der alten Weise ihrer Väter.

Die vierte Woche des Preussischen Landtags.

In dieser Woche hat sich eine Reihe bemerkenswerther Verhandlungen des Abgeordnetenhauses über wichtigere Angelegenheiten zusammengedrängt. Gleich der Montag brachte die schon in vorhergehender Woche angekündigte Besprechung der Sozialisten-Verordnung. Der Vorschrift des Sozialistengesetzes, daß die Rechenschaft über seine Ausführung dem Reichstage zu geben sei, lag die Absicht zu Grunde, zur Vermeidung sich widersprechender Beschlüsse die Konkurrenz der Landesvertretungen in dieser Beziehung zu vermeiden. Gleichwohl erschien eine Erörterung der die theilweise Verhängung des sogenannten kleinen Belagerungszustandes über Berlin und Umgegend aussprechenden Verordnung des Staatsministeriums vom 28. November angemessen, jedoch nur, damit sich aus regierungsseitigen Erklärungen entnehmen lasse, ob den geglaubten Gerüchten über neue drohend gewesene staatsverbrecherische Vorgänge etwas zu Grunde gelegen habe. Hatten wirklich über Berlin Bomben wie neulich zu Florenz in der Luft geschwebt, und waren durch Umsicht der Behörden Gefahren beseitigt, an deren Abgrund das Publikum ahnungslos gewandelt, so würde dieses die Verordnung doppelt gerechtfertigt gehalten haben; jedenfalls schien es, nach Lage der Dinge, einen Anspruch zu haben, anstatt in acht Wochen durch den Reichstag, schon jetzt durch Vermittelung des Landtags über etwa weitere Fortschritte des Uebels aufgeklärt zu werden. Die Debatten vom 9. Dezember haben über diesen Punkt Beruhigung gebracht.

Nach den Erklärungen, welche bei weiterer Berathung des Etats des Ministeriums des Innern Graf Eulenburg auf Anregung Virchow's gab, stand fest, daß nicht gerade ein solch' schwebendes Schreckniß die Verordnung veranlaßt hat. Der präzise, korrekte und elegante Vortrag des Ministers bewies, daß der Grund nur in der schweren Verantwortlichkeit lag, in welcher sich die Regierung im Hinblick auf den ganzen Stand der Sozialistenfrage nach begonnener Ausführung des Reichsgesetzes und nach traurigen Vorgängen in anderen Ländern, zumal bei der bevorstehenden Rückkehr des Kaisers befand. Diese allgemeinen Gründe, verstärkt durch die in Berlin begonnene geheime Neuorganisation der Sozialdemokraten, schien denn auch so einleuchtend, daß Virchow alsbald gestand, er würde in gleicher Lage ebenso gehandelt haben. Mit jener Eröffnung hätte daher süglich die Sache beendet sein können. Das war aber durchaus nicht die Absicht der Fortschrittspartei. Es hieß auch eine Verleugnung ihres ganzen Wesens, wenn sie solche Gelegenheit, ohne sachlichen Nutzen nach allen Seiten hin Malicen zu sagen, hätte vorbeigehen lassen. Sie sandte ihre drei größten Helden vor: außer Virchow noch Richter und Hänel.

Vermochte ersterer dem Minister nichts direkt anzuhängen, so suchte er ihm wenigstens durch heftige Anklage gegen dessen Oheim und Vorgänger empfindlich beizukommen. Richtig ist, daß die standalösen Aufzüge der Berliner Sozialdemokraten, gegen welche die Polizei nicht einschritt, unter des letzteren Amtsführung fielen; es war aber ein starkes Stück, diesem vorzuwerfen, solcher Art die Sozialdemokratie großgezogen zu haben. Ganz richtig wies Graf Bethusy darauf hin, daß damals und überhaupt seit langer Zeit die Fortschrittler über Uebergriffe der Polizei geklagt. Er hätte auch geradezu sagen können, daß letztere eben dadurch kopfscheu geworden war. Vor allem aber hätte vom Minister, welcher den Angriff auf seinen Oheim ruhig hinnahm, erwidert werden können, daß gerade dieser als der Erste am eindringlichsten vor der Sozialdemokratie gewarnt hat. Es geschah dies am 28. Januar 1876 im Reichstage bei Berathung der Strafgesetznovelle; die Bestimmung des § 130 war ganz besonders auf die Sozialdemokraten gemünzt, der Reichstag war aber blind gegen die Gefahr, so lebhaft sie Gulenburg auch schilderte, und verwarf den Artikel, den er unbedingt für Kantusch hielt. Der Grund, warum Virchow den Spieß umdrehte, zeigte sich bald: er kann es dem vorigen Minister des Innern nicht vergessen, daß derselbe die Gefährlichkeit des wüsten Mörgeleystems der Fortschrittler richtig erkannt, so bezeichnet und als die Vorfrucht jenes Uebels bekämpft hatte. Nun höhnt der Professor diese Bekämpfung, durch welche nur Schlimmeres bewirkt sei. Auch die „schlechte Politik“ des Kanzlers soll, nach Virchow, die Sozialdemokratie verschuldet haben. Hierauf wurde ihm jedoch eine Antwort zu Theil, die ihm schon bei vielen früheren Anlässen hätte gegeben werden sollen: er kann es eben, bemerkte Bethusy treffend, noch immer nicht verwinden, daß Bismarck die Einheit Deutschland's nicht nach der Façon des Fortschritts, sondern auf die einzig mögliche Art bewirkt hat. Bei seiner ferneren umständlichen Wiederholung der zur Genüge im Reichstage besprochenen Gesichtspunkte suchte Virchow die Nationalliberalen durch die gesuchtesten Spitzfindigkeiten zu reizen. Welche Verwirrung kann der Mann ferner im Lande anrichten durch die Insinuation, daß der Minister kein Material habe, um die Ausgewiesenen der Billigung des Königsmords zu zeihen! Als ob je solch' direkter Zusammenhang behauptet wäre! Welche Ermuthigung endlich für die Sozialdemokraten, das Mitleid für sich angeregt zu sehen durch die Insinuation, daß man sie härter als die Jesuiten behandle und erst von einem Orte zum andern hegen werde, bevor man sie aus dem Lande jage. Die Häupter, welche den Sozialdemokraten in Berlin verloren gingen, scheinen ihnen durch diesen Protektor wieder etwas ersetzt.

Indem wir uns mit Widerwillen von diesem Bilde abwenden, sehen wir auf der Tribüne Herrn von Ludwig erscheinen. Derselbe, ein wunderbares

Mixtum von Fortschritt, Zentrum und Komik, trieb das Reden von Alotria auf die Spitze, gefiel sich in so barocken Wendungen, daß uns der Wunsch beschlich, die Photographien seiner Wähler zu sehen, und wurde durch den Unwillen des Hauses fortwährend, vom Präsidenten nur bei eingehender Darstellung der Politik Cavour's unterbrochen, konnte auch nicht begreifen, warum der Präsident seine Bemerkung mißbilligte, die preußischen Prinzen seien mal in Breslau als Hunde bezeichnet. Mit Birchow den Grund der Sozialdemokratie in der Politik Bismarck's sehend, verhöhnzte Redner schließlich sich selbst durch die Behauptung, daß die Schuld auch an den endlosen Kammerreden liege.

Die Verhandlung stand auf der vollen Höhe der Parteienverheerung, als Richter unter vielfacher Zustimmung die Rede von Ludwig's für eine so schlimme Erregung des Klassenhasses erklärte, wie sie bei Sozialdemokraten üblich. Er selbst schien zu meinen, Gleiches dadurch zu vermeiden, daß er die Verordnung als Beweis für die Wirkungslosigkeit des Sozialistengesetzes bezeichnete. Bei Richter kann man sich schon längst über nichts mehr wundern; immerhin aber werden wir durch die Dreistigkeit seiner jetzigen Behauptung frappirt, daß der glänzende Empfang des zurückkehrenden Kaisers das Werk der Fortschrittspartei sei. Am Ende ist dieselbe noch die loyalste! Sie ist vielleicht loyaler als die Regierung, denn nach Richter hat gerade die Verordnung Handel und Verkehr beunruhigt. Es war doch wirklich viel zu gutmütig, daß Bethusy die Fortschrittler als die Kraft bezeichnete, die stets das Gute will und stets das Böse schafft. Hänel trat mit seinem Verlangen nach Angabe bestimmter, die Verordnung rechtfertigender Thatsachen, die doch nur vor den Reichstag gehören, ganz aus dem Rahmen der hier zulässigen Erörterung und verging sich im Uebrigen in einer unklaren und widerspruchsvollen Schilderung seiner eigenen Partei bis auf den römischen König Tarquinius hinab. v. Rauchhaupt bedauerte zwar, daß die Debatte die Gegensätze der Parteien verschärft, trug aber doch selbst etwas dazu bei, indem er die Hinüberziehung der sozialdemokratischen Wähler in das eigene Lager als Zweck des jetzigen Vorgehens der Fortschrittler angab. Endlich konstatierte Laster das Ergebnis der ganzen Debatte ganz richtig dahin, daß man ihre Ueberflüssigkeit nun allgemein einsehen werde, nachdem Partei gegen Partei die Gelegenheit benützt, sich soviel wie möglich wechselseitig in der öffentlichen Meinung zu schaden.

Einmal auf unfruchtbarem Boden, erlebte das Haus am 9. Dezember auch noch etwas Kulturkampf, der sich, wie jene Debatte, unter der Firma des Etats des Ministeriums des Innern abspielte. Bachem beschwerte sich in einstündiger Rede über Schwierigkeiten, welche die Katholiken jetzt fänden, um zu höheren Aemtern zu gelangen. Minister Eulenburg leugnete entschieden eine Parteilichkeit und deutete an, daß die Anstellung von den Katholiken weniger

genehmen Beamten nöthig werde, weil diese den loyal die Gesetze befolgenden Beamten die gesellschaftliche Stellung zu erschweren pflegten. Aus dieser Kundgebung scheint zum ersten Mal hervorzugehen, daß der neue Minister auf dem Boden der bisherigen Kirchenpolitik steht.

Dem Parteihader folgte am 10. Dezember eine kurze Erfrischung durch die erste Berathung des Kommunalsteuer-Gesetzentwurfs. Es zeigte sich dabei wieder, daß die ersten Berathungen von Vorlagen, deren Verweisung an eine Kommission zweifellos ist, eingeschränkt werden könnten, denn eine Besprechung der verschiedenen Gesichtspunkte, wie sie hier Löwe vornahm, schließt erfahrungsmäßig eine Wiederholung auch nach der Kommissionsprüfung nicht aus, sodas Dasselbe meist zweimal vorgetragen wird.

Die Freude an einer geschäftlichen Debatte dauerte jedoch nicht lange; der 11. Dezember brachte ein neues Schauspiel, dem man mit Unwillen entgegen sehen mußte, das wir aber nun, wo es abgespielt, nicht missen möchten. Kaum hatte der König die Regierung wieder übernommen, so nahm das Centrum mit erneutem Eifer die Versuche zur Redressirung der kirchenpolitischen Gesetze wieder auf. Es rechnete dabei ganz augenscheinlich auf den in Folge der Attentate und der Sozialistengefahr sowohl im Mai dieses Jahres als auch am 5. und 6. dieses Monats hervorgetretenen Wunsch des Königs, daß das Volk sich der Religion wieder mehr zuwenden möge. Die hierauf gebauten Hoffnungen evangelisch Orthodoxer und Ultramontaner datiren schon seit Herbst 1876, wo der König am Rhein sich über die Schulverhältnisse geäußert. Allen den Gerüchten über bevorstehende Reaktion, welche nach dem ersten Attentate herrschten, schien allerdings wenigstens in Hinsicht auf Tendenzen des evangelischen Kirchenregiments etwas zu Grunde zu liegen. War endlich doch auch das damalige Entlassungsgesuch Falk's nur in Folge des Regierungswechsels hinfällig geworden. So begreift es sich, daß das Centrum gleichzeitig mit dem Gerüchte einer Erneuerung dieses Gesuchs die Zeit für einen neuen Vorstoß gegen die bisherige Kirchenpolitik der Regierung gekommen glaubte. Der zunächst eingebrachte Antrag auf Herstellung der Artikel 15, 16, 18 der Verfassung und der bald folgende Antrag auf theilweise Sistirung des Ordensgesetzes bilden ein Ganzes. Durch ersteren wurde den Verhandlungen der Regierung mit Rom vorgegriffen. Die Feindseligkeit der Ultramontanen konnte gegenwärtig keinen stärkeren Ausdruck finden, als durch die Zumuthung der Herstellung eines Zustandes, dessen Beseitigung durch das Gesetz vom 18. Juni 1875 dem Staate erst völlig die Bahn zu einer seiner würdigen Selbstbestimmung der Grenzen gegen das kirchliche Gebiet eröffnet hatte und die Hauptstütze seiner bis dahin siegreich behaupteten Stellung bildete.

Aus Bedenken, die in letzter Stunde gekommen, stellte das Centrum plötzlich

Sondirens halber den Antrag wegen des Ordensgesetzes voran. Hierbei ließ sich der eigentliche Zweck vorerst noch verdecken durch den Schein, im Interesse der Menschlichkeit aufzutreten und Mäßigung zu affektieren. Wollte man doch nur, daß die Auflösbarkeit der am 1. dieses Monats noch bestehenden Ordensniederlassungen, welche sich mit Unterricht und Erziehung der Jugend beschäftigen, sistirt werden solle. Das konnte so harmlos und wohlgemeint aussehen und war doch so stark auf die angeblich an höchster Stelle herrschende Tendenz berechnet. Nachdem entwarf ein höchst trauriges Bild eines durch das Ordensgesetz angeblich angerichteten Elends. Er suchte das Mitleid zu erregen für die armen „vertriebenen“ Ordensfrauen und für die durch Beschaffung von Ersatz für die Klosterschulen vorgeblich schwer geschädigten Gemeinden. Zur Illustrirung mußte eine Anzahl unverbürgter großer Zahlen dienen und zur Krönung der Diabolik wurde der Antrag gar als einer der ersten positiven Schritte zur Heilung des sozialdemokratischen Uebels dargestellt.

Da ergriff Minister Falk mit völliger Ruhe und in sichtlichem Gefühle größter Sicherheit das zum Sprung ansetzende Ungeheuer bei den Hörnern, riß ihm unbarmherzig die heuchlerische Maske ab und warf es rücklings zu Boden. Er zerriß den gegnerischen Kriegsplan, indem er den eigentlichen Zweck des Zentrums in den Vordergrund stellte und die Feindseligkeit des Vorgehens in ihrer ganzen Bedeutung scharf beleuchtete. Man glaubte den personifizirten Staat zu vernehmen, als Falk unter dem Frohlocken der aufathmenden Freunde der bisherigen Entwicklung und unter den leidenschaftlichen Zwischenrufen der grausam enttäuschten Angreifer die Unabänderlichkeit der staatlichen Stellung betreffs des Prinzips, unter Anlehnung an das Schreiben des Kronprinzen an den Papst, so bestimmt proklamirte, daß man auch für alle Zukunft scheint beruhigt sein zu können. Nach Falk's Andeutungen scheint übrigens der Papst bei aller Friedfertigkeit sich noch nicht entschließen zu können, dem staatlichen Standpunkte Rechnung zu tragen. Nicht am geringsten wurde das Zentrum auch durch die Erklärung frappirt, daß es auf dem Gebiete der Schule nichts zu hoffen habe.

Hiermit war eigentlich der Antrag und der weitere klerikale Feldzug hinfällig geworden. Unter dem tiefen Eindruck jener Rede verhallen treffliche Ausführungen von Richter-Sangerhausen völlig und die Versuche Windthorst's, durch neue Angriffe auf Falk, durch sophistische Auslegung jenes kronprinzlichen Schreibens und durch unvorsichtig übertriebene Klagen über die Lage der Katholiken das Gegengewicht zu halten, scheiterten völlig. Gegen das Gewicht von Falk's Rede konnte nichts aufkommen und weitere Debatten wurden durch die schroffe Form der einfachen Tagesordnung abgeschnitten. Die Fortsetzung jener Etatsberathung brachte am 12. Dezember ein Nachspiel, indem Sybel

die dem deutschen Verein der Rheinprovinz angehörenden Beamten gegen Vorwürfe Bachem's in Schutz nahm, wobei er durch den Vorhalt der vielen Fleischesvergehen katholischer Geistlichen die Klerikalen empfindlich reizte.

Am 13. und 14. Dezember wurde bei Berathung des Etats des Innern eine gar bunt schillernde Menge von Beschwerden gegen die Verwaltung erhoben. Ihre Beantwortung durch Eulenburg machte fast durchgängig guten Eindruck; man gewann immer von neuem die Anschauung, daß der Minister neben großer Festigkeit von den ehrlichsten Absichten erfüllt ist. Die bedeutendste Klage war die hinsichtlich der Einwirkung der Landräthe auf die Wahlen, hier war aber die Erklärung des Ministers unbefriedigend. Er will nur die Ausschreitungen der Landräthe verfolgen, erklärte aber eine Unterstützung der Regierung durch dieselben für wünschenswerth. Angesichts der großen Beutel von Nachweisen über Mißbräuche der Landräthe bei den letzten Wahlen, welche Richter, Richter und Miquel ausschütteten, erscheint die fernere Statthaftigkeit einer solchen Unterstützung sehr bedenklich, ja die Landräthe werden nunmehr sich geradezu aufgefordert fühlen, bei den Wahlen im nächsten Sommer einzuwirken. Die Insinuationen Richter's, als ob Eulenburg die Verwaltungsreform nicht fortzuführen wünsche, stellten sich als irrig heraus, wenngleich der Minister seine Ziele in dieser Beziehung noch nicht näher andeutete. Röstel's Rede ließ am 14. Dezember nochmals die Mißstände ungenügenden Einschreitens gegen die bei den Wahlen übereifrigen Landräthe hervortreten; die sich hieran knüpfende Debatte sowie die über die Klagen von Heeremann's wegen des zerstörenden Einflusses des Kulturkampfes auf die Verwaltung der westlichen Provinzen verlor sich jedoch in Einzelheiten. Der bedeutenden Mehrforderung für Verstärkung der Sicherheitsmannschaft Berlin's suchten fortschrittliche Berliner Abgeordnete durch das Verlangen nach Reorganisation der Berliner Polizeiverwaltung Schwierigkeiten zu bereiten, das Haus zog aber, unter Genehmigung des Betrags, vor, den Minister hierzu nur aufzufordern. Bei dem großen Zeitverbrauche endete die Woche, ohne daß der Etat des Innern erledigt ist.

Berlin, den 15. Dezember 1878. L.

Literatur.

Unter den Prachtwerken, die uns zur Besprechung eingefandt wurden, erwähnen wir mit Freude die zweite Auflage des namentlich durch seine vorzüglichen Holzschnitte hervorragenden, von Karl Stieler, Eduard Paulus und Woldemar Raden herausgegebenen Werkes *Italien* (Stuttgart, J. Engelhorn), das freilich leider bis zum Feste keinesfalls vollendet sein wird. Uns liegen dormalen nur die ersten Lieferungen vor. Doch lassen diese schon das schöne Streben aller Betheiligten erkennen. Ein Vergleich mit der ersten Auflage belehrt uns zugleich darüber, mit welcher erfreulichen Kritik die Unternehmer weniger gelungene Abbildungen durch tabellose zu ersetzen verstanden.

Als ein „Prachtwerk ersten Ranges“ kündigt sich selbst an das nun abgeschlossene Werk *Germania* von Johannes Scherr, „zwei Jahrtausende deutschen Lebens kulturgeschichtlich geschildert“ (W. Spemann, Stuttgart). Daß der kunstsinige, immer das Schönste und Beste anstrebende Verleger Alles erfüllt hat, was sein Prospekt ursprünglich verhieß, soll gern zugestanden werden. Jedenfalls bietet das Werk weit mehr, als die *Germania* auf dem Umschlage versprach, welche bekanntlich in der Tracht einer Diakonissin dargestellt ist; welche offenbar ungenügende milde Beiträge bucht. Druck, Papier, Ausstattung sind wirklich schön, die Bildwerke meist vortrefflich — einige von ihnen, wie z. B. gerade die Krönung Friedrich's I. von Preußen in der Schlußlieferung, freilich auch sehr wenig gelungen, aber nicht durch Schuld des Verlegers und Holzschniders, sondern durch diejenige der Herren Künstler. Dagegen tritt auch bei diesem Werke jener Unstern hervor, welcher schon öfter das beste Streben dieser Verlags-handlung in seinem Erfolg beeinträchtigt hat. Die Hauptarbeit ist in die unrechte Hand gelegt worden. Wer die Schreibweise und das Wissens- und Urtheilsmaß einigermaßen kennt, über welche Herr Johannes Scherr verfügt, hätte dem Verleger vorherfagen können, welchen geringen Werth der Text haben würde, der diesem Verfasser übertragen war. So ist denn auch das ganze Werk ein im höchsten Maße unharmonisches Ding geworden. Die besten künstlerischen, typographischen, xylographischen Leistungen sind — wir finden keinen andern Ausdruck — verschwendet worden an einen Text, den kein wirklich unterrichteter Kenner deutscher Kulturgeschichte genießbar oder gar erfreulich finden wird, und aus dem der nicht Unterrichtete — wenn dieser überhaupt das theure Werk liest — nichts lernen kann, weil dem Verfasser vor Allem jene Eigenschaft gebricht, die den Historiker macht, die Objektivität.

Einzelne geistvolle Essays aus dem Gebiete der Kultur- und Literaturgeschichte bieten die „Denksäulen im Gebiete der Kultur und Literatur, von August Silberstein (Wien, W. Braumüller), unter welchen die „Denksäule“ für Abraham a Sancta Clara und „Reidhart Fuchs, der Bauernfeind“ die gelungensten sein dürften. Dann: die „Dichterprofile aus dem neunzehnten Jahrhundert“ von Adolf Strodtmann, (Stuttgart, Abenheim), welcher sowohl deutsche als ausländische Dichtercharaktere (von deutschen: Hoffmann von Fallersleben, Freiligrath, Geibel, Herwegh, Dingelstedt, Heibel, Lingg, Hamerling, Auerbach, Spielhagen, Lewinsky (!); von ausländischen: Frau von Staël und Benjamin Constant, Swinburne, Andersen, Almqvist) in seiner bekannten zierlichen Weise vorführt. Diese beiden Werke überragt aber bei weitem Julian Schmidt durch seine Portraits aus dem neunzehnten Jahrhundert (Berlin, W. Herbig). Der Altmeister unter den deutschen Literaturhistorikern, dessen hohe Verdienste sogar vom deutschen Kaiser feierlich anerkannt wurden, vereinigt in dieser Sammlung eine Anzahl der ausgezeichneten Abhandlungen, die er in den letzten Jahren, namentlich in den Preussischen Jahrbüchern, veröffentlichte. Die Lebendigkeit und Gründlichkeit der Darstellung und die meisterhafte Komposition dieser Essays läßt sie zu den besten Arbeiten Julian Schmidt's zählen. Die Sammlung bietet Abhandlungen über Lord Byron, Fürst Bückler, Carlyle, Feuerbach, G. Sand, Dickens, Thackeray, Kingsley, Richard Wagner, Flaubert, Zola, Daudet, Erkmann, F. Wolff, Alwina von M., Reichenau, also namentlich eine fast vollständige Uebersicht über die namhaftesten neuesten Roman- schriftsteller der Franzosen.

Zur Beachtung.

Mit **übernächstem Hefte** beginnt diese Zeitschrift das I. Quartal ihres 38. Jahrgangs, **welches durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen ist.** Preis pro Quartal 9 Mark.

Privatpersonen, gesellige Vereine, Lesegesellschaften, Kaffeehäuser und Konditoreien werden um gefällige Berücksichtigung derselben freundlichst gebeten.

Leipzig, im Dezember 1878.

Die Verlagsbhandlung.

Verantwortlicher Redakteur: **Dr. Hans Blum** in Leipzig.
Verlag von **F. E. Herbig** in Leipzig. — Druck von **Hübel & Herrmann** in Leipzig.

Die
Grenzboten.

Zeitschrift
 für
 Politik, Literatur und Kunst.

N^{o.} 52.

Ausgegeben am 24. December 1878.

Inhalt:

	Seite
Maria Stuart. Zur Literatur der letzten fünfzehn Jahre. III. Von Arnold Gaedeker.	481
Sozialpolitische Literatur. Franz Mehring.	495
Parlamentarisches aus Baden. Hr.	507
Die fünfte Woche des preussischen Landtags. L.	514
Literatur. — Prachtwerke. (Schiller's Werke bei Hallberger. — J. v. Falke, Hellas und Rom. — Bodenstedt, Kunst und Leben. — Unser Vaterland.) — Robert König, Deutsche Literaturgeschichte. — Heinrich Kruse, Rosa- munde. — Felix Dahn, Lieder und Balladen. — Pau- line Schanz, Frithjofsage. — J. Jonas, Anderson's Märchen. — Neue Novellen von Rud. Lindau, Sturm, Puttky, Auerbach. — D. Späyer, Wiener Spaziergänge, vierte Sammlung.	517

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1878.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Zu Festgeschenken geeignete Bücher

aus dem Verlage von **Fr. Wilh. Grunow** in **Leipzig**.

Rudolf Reichenau.

Aus unsern vier Wänden.
Erste Gesamtausgabe.
Groß Octav. 40 Bogen Text. M 6.—.
Elegant gebunden M 8.—.

Hieraus einzeln in eleganter Taschen-
Ausgabe:
Aus unsern vier Wänden. Cart. M 3.—,
eleg. geb. M 4.50.
Liebesgeschichten. Cart. M 2.40, elegant
gebunden M 3.60.
Im eigenen Herde. Cart. M 2.40, eleg.
geb. M 3.60.
Die Alten. Cart. M 3., eleg. geb. M 4.

Oscar Pletsch,

Manderfeld aus des Lebens Mai. Eleg.
cart M 3.
Unter uns Kleinen. Eleg. cart. M 3.
Aus unsern vier Wänden. (Aus dem
Kinderleben.) Tracht-Ausgabe mit 66
Original-Zeichnungen von D. Pletsch.
4. Eleg. cart. M 7, fein gebunden in
Originalband M 10.50.

Paul Heyse.

Italienische Novellisten des XIX. Jahrhunderts.

- I. **Vd. Ein Engelsberg** von J. Nievo.
Preis broch M 6, eleg. geb. M 7.
- II. **Vd. Sal d'Alibon** u. G. Barilli.
- III. u. IV. **Vd. Erinnerungen eines
Königsjünglings** von J. Nievo.
2 Bde. Preis broch. M 12, eleg.
geb. M 14.
- V. **Vd. Novellen** von Edmondo de
Amicis, Genr. Castellnuovo u.
A. F. Preis broch. M 4.50, eleg. geb. M 5.50
- VI. **Vd. Verborgenes Gold** von Salvatore
Farrina. Preis broch. M 5, eleg.
geb. M 6.

A. v. Dommer's

Musikgeschichte

2. revidirte und verb. Auflage.
Preis M 12.

Deutscher Volkshumor

von **Moriz Busch**.
eleg. broch. in farb. Umschlag M 6, eleg.
geb. M 7.60.

Deutscher Volksglaube.

eleg. broch. in farb. Umschlag M 6, eleg.
geb. M 7.60.

Die gute alte Zeit.

2 Bände eleg. broch. in farb. Umschlag.
Preis M 10, eleg. geb. M 13.20.

Jugenderinnerungen

von Eduard Schüller

weltand Geheimcr Oberpostath zu Berlin.
8°. Broch. Preis M 3.

Sammlung Amerikanischer Autoren.

Uebersetzt von **Moriz Busch**.

Bret Harte, Argonautengeh.
Spanische und amerikanische Sagen,
Stadt- u. Charakterstizzen.
2 Bände. Preis M 6.

**Bret Harte,
Ihnen aus den Vorbergen.**
1. Band. Preis M 4. 50.

Alderich, Arubauer Halsfrag.
1. Band. Preis M 6.

**Mark Twain, Jim Smiley's
Springfrosch.** Nevada.
Preis 1. Band M 6.

**Alderich, Geschichte eines
bösen Kuben.**
1. Band. Preis M 6.

**Mark Twain, Die Arglosen auf
Reisen.** 1. Band. Preis M 6.

**Mark Twain, Die neue Pilger-
fahrt.** 1. Band. Preis M 6.

**Mark Twain u. Warner, Das ver-
goldete Zeitalter.** 2 Bde. à M 6.

**Max Adeler, Fern vom Weltge-
stümmel.** 1. Band. Preis M 6.

Artemus Ward's Schriften. 2 Bde.
à M 4. 50.

Mark Twain, Tom Sawyer.
1. Band. Preis M 6.

Mark Twain, Skizzenbuch. 1. Bd.
Preis M 7. 50.

**James jr., Ein leidenschaftlicher
Erdenpflger** 1. Bd. Fr. M 7. 50.

James jr., Roderid Hudson. 2 Bde.
Preis M 10.

Bret Harte, Gabriel Conroy.
2 Bde. Preis M 10.

James der Amerikaner. 2 Bde.
Preis M 10.

Obige Bände sind auch in sehr eleganten
Einbänden mit rothem Schnitt zu haben.

Louisa Alcott's Schriften.

Kleine Männer

1. Band. Preis M 5.

Kleine Frauen

2 Bände. Preis à M 5.

Elegant geb. mit rothem Schnitt à M 5

Salvatore Farrina's

Novellen:

Blinde Liebe. } je 1. Band à M 4

Schaumgeboren. } elegant geb. M 4

Wondes Haar. } rothem Schn. à M 4

Geschichten aus Alt-Japan

von

A. S. Mitsford,

zweiter Secretair der britischen Gesand-
schaft in Japan.

Aus dem Englischen überfetzt

von

J. G. Kohl.

Mit Illustrationen,

gezeichnet und in Holz geschnitten von

japanischen Künstlern.

gr. 8. 2 Bände. Preis M 18.50

Jugenderinnerungen

Carl Friedrich's von Wedder-

herausgegeben von

Max Jähns.

Mit dem Bildnisse **Ridder's**

8°. Preis broch. M 7, geb. M 8.50.

**Geschichte des geistigen Les-
bens in Deutschland** von
Leibniz bis auf Lessing's Tod
Von **Julian Schmidt**. gr. 8.
Preis M 23.

**Geschichte der deutschen Li-
teratur seit Lessing's Tod.**
Von **Julian Schmidt**. 5. voll-
ständig neu bearbeitete Auflage.
3 Bde. gr. 8. M 25.50.

**Geschichte der französischen
Literatur** seit Ludwig XVI.
1774. Von **Julian Schmidt**.
Zweite vollständig umgearbeitete
Ausgabe. Zwei Bände. gr. 8.
Preis M 23.

**Vom Gestade der Cyclopen
und Sirenen.** Reisebriefe von
B. Rohmann. gr. 8. broch.
Preis M 6.

**Kopf und Neiter in Leben
und Sprache, Glauben und
Geschichte der Deutschen.** Ein-
kulturhistorische Monographie
von **Max Jähns**. 2 Bände.
gr. 8. Preis M 17.



Maria Stuart.

(Zur Literatur der letzten fünfzehn Jahre.)

Von Arnold Gaebele.

III.

Als Murray sich nach Darnley's Ermordung nach Frankreich begab, machte er sein Testament, in welchem er seine einzige Tochter der Fürsorge der Königin empfahl.*) Von den Chatoullenbriefen wußte er damals noch nicht das Geringste. Aber auch dann hätte Murray noch immer seine Tochter seiner Schwester und Souveränin empfehlen können, ohne damit ihre Schuldlosigkeit anerkannt zu haben. — Auch die „geräuschvolle“ Art und Weise, mit der Darnley umgebracht worden ist, ist oft zu Gunsten Maria Stuart's hervorgehoben worden. Es läßt sich allerdings nicht leugnen, daß schon die Vernunft die Königin hätte veranlassen müssen, im Falle sie in den Plan ihres Geliebten eingeweiht war, sich gegen diese Todesart auszusprechen. Wenn man gerecht sein will, so muß man ferner zugestehen, daß außer den Aussagen der Bediensteten Bothwell's — auf die ich ein sehr geringes Gewicht lege — kein Beweisstück dafür vorhanden ist, daß die Königin von allen Details Kenntniß gehabt hat. Dies verringert aber ihre Schuld nur in sehr geringem Grade; es nimmt ihr nicht einmal völlig den Charakter der Hinterlistigkeit, denn daß etwas gegen ihren Gemahl im Werke war, hat Maria Stuart so sicher gewußt, als sie mit Bothwell in einem Liebesverhältnisse stand. Wir besitzen die unzweifelhaftesten Zeugnisse darüber.

Froude, ihr Gegner, kann hier seine Verwunderung auch nicht verbergen. „Ein Giftmord,“ meint er, „würde ihrem Rufe verhältnißmäßig wenig geschadet haben.“ Abgesehen davon, daß in Schottland dergleichen nicht üblich war, so wußte Bothwell sehr genau was er that, als er die „geräuschvollere“ Todesart wählte. Im Besitze der Chatoullenbriefe, besaß er alsdann ein Mittel, die

*) Morton papers, printed by the Bannatyne Club, I. 19.

Königin zur Ehe zu zwingen. Gerade die geräuschvolle, sonst ganz unsinnige Todesart ist ein wenig beachteter aber sehr schwer wiegender Beweis mehr für die Echtheit der Briefe. Durch die Oeffentlichkeit des Verbrechens erhielten diese Briefe erst ihren eigentlichen Werth. Daher auch nach der Vermählung die seltsame bisher unverstandene Traurigkeit und Verzweiflung der Königin, der keine Wahl blieb, als sich dem Willen Bothwell's zu fügen, obwohl sie die Folgen voraussah und von ihrem Geliebten schlecht behandelt wurde. Vielfach ist ferner neuerdings wieder behauptet worden, der Stil der Briefe sei zu unelegant und roh, um von der Königin herzurühren, auch die Sonnette seien zu schlecht, um als das Werk einer dichterisch so begabten Frau gelten zu können. Maria's Briefe seien fein, elegant, harmonisch, diese das Gegentheil „coarse, awkward and the merest patchwork“, wie Skelton sie nennt.

Die Sonnette sind indessen gar nicht so übel, besonders wenn man dieselben mit jenem Gedichte der Königin auf ihren ersten Gemahl vergleicht; überdies Form und Wortlaut, wie sie jetzt vorliegen, wahrscheinlich nicht die ursprünglichen. Endlich besitzen wir nur sehr wenige wirklich intim und vertraulich geschriebene Briefe der Königin. Diese Briefe aber, wie z. B. die an den Herzog von Norfolk, den Maria nie gesehen hat, verrathen im Stil eine merkwürdige Aehnlichkeit mit jenen Chatouillenbriefen, wie dieses Burton fein und treffend hervorgehoben hat*), und dasselbe gilt in noch weit höherem Maße von jenem bekannten Briefe, den Maria Stuart in leidenschaftlicher Erregung an Elisabeth geschrieben hat, in welchem sie die Verleumdungen der Gräfin Shrewsbury zurückweist. Ein Fälscher hätte überdies diesen Grad von Leidenschaftlichkeit sicher nicht in die Briefe hineingelegt, er lag im Charakter der Königin; ferner niemals die zahllosen Kleinigkeiten erwähnt, vor denen man sich bei Fälschungen gerade zu hüten pflegt. Petit behauptet, — da ihm andere Beweisgründe fehlen — jenes Sonnet, in dem die Worte vorkommen „meinen Sohn lege ich in seine Hände“ sei allein schon ein Beweis für die Unedtheit, da der junge Prinz niemals in Bothwell's Händen gewesen sei. Indessen steht nicht da „habe ich gelegt“; auch soll doch nur damit angedeutet werden, daß Maria mit ihrer Verbindung ihre und ihres Sohnes Sicherheit vertrauensvoll in Bothwell's Hände zu legen gedanke. Ganz wunderbar aber ist die Ansicht desselben Schriftstellers, daß Bothwell wenn er im Besitze der Briefe gewesen wäre, dieselben unfehlbar den Lords in der Ainslie Taverno gezeigt haben würde, nicht minder endlich, daß Bothwell diese Briefe nach seiner Vermählung hätte zerstören müssen, da es sein Interesse gewesen sei, die geschriebenen Beweise seiner Schuld zu vernichten. Es waren Beweisstücke für Maria's Schuld, für Bothwell gab es ganz andere und weit schwerere Belastungsstücke.

*) Labanoff, III. S. 4. 11. 18.

Auch muß hervorgehoben werden, daß der Bericht de Silva's an Philipp II. vom 21. Juli 1567 von Petit aus dem Zusammenhange herausgeriffen verwerthet worden ist. *) Elisabeth war im höchsten Grade erzürnt über Lethington und die anderen Lords. Ueber die Briefe war sie noch nicht genügend unterrichtet. Sie konnte daher gar nicht anders zu de Silva sprechen. Merkwürdiger Weise verwirft Skelton die Echtheit der Chatoullenbriefe nicht vollständig, und es zeigt dieses, daß er sich dem Eindruck der Prüfung durch die englischen Kommissäre in Westminster doch nicht hat entziehen können. „Zum Theil“, meint er, „rührten sie wirklich von der Hand der Königin her,“ doch nimmt er die beiden aus Glasgow und Stirling datirten Briefe aus. Die anderen seien von Maria's Hand, jedoch — an Darnley gerichtet und von den Gegnern der Königin, d. h. in diesem Falle den Fälschern, ihren Papieren entnommen, um „Wahres mit Falschem zu durchmischen und dem Gefälschten den Schein der Echtheit zu geben.“ Er nennt dabei Lethington — Murray nimmt er ausdrücklich aus, denn die Briefe seien in seiner Abwesenheit von Schottland angefertigt worden — geradezu als den Fälscher, was um so thörichter ist, als Lethington gerade aus politischen Gründen in Westminster die größten Anstrengungen gemacht hat, um Murray's Anklage und die Vorlegung der Briefe zu verhindern.

Gingegen ist man, was die direkte Betheiligung und Mitwisserschaft Maria Stuart's an der Ermordung ihres Gemahls betrifft, bisher denn doch etwas zu weit gegangen. Daß Mignet den Aussagen der Bediensteten Bothwell's, welche sie vor ihrer Hinrichtung abgaben, kurzweg vollen Glauben geschenkt hat, ist mir stets merkwürdig gewesen. Die Wahrscheinlichkeit lag sehr nahe, daß die zum Tode verurtheilten Helfershelfer sich durch eine Betheiligung und Billigung der Königin zu decken bemüht waren. Entscheidend aber dürfte doch der Umstand in's Gewicht fallen, daß jener Hauptakteur Hubert, genannt French Paris, erst am zweiten Tage des Verhörs die kompromittirenden Aussagen gegen die Königin machte, am ersten dagegen nur Bothwell's Anordnungen und Thätigkeit schilderte. Der Schluß ergibt sich beinahe von selbst, daß seine letzten Aussagen ihm von den Gegnern der Königin mit Hinweis auf Rettung abgepreßt wurden. Dazu gehört vor allem die Erzählung von der kostbaren Decke, welche die Königin kurz vor der Explosion hätte fortschaffen lassen. Ueber das Verhör Hubert's und das Urtheil wissen wir nichts. Man beeilte sich, ihn hinrichten zu lassen, als er Mitte Juni 1569 durch Kapitän Clark von Kopenhagen nach

*) „que no era verdad aunque Ledington avia tratado mal esto y que ei ella le viese, le diria algunas palabras que no le harian buen gusto“. De Silva an Philipp II., 21. Juli 1567. Arch. de Simancas. Inglaterra, leg. 819.

Schottland gebracht worden war. Eine dringende Aufforderung Elisabeth's, ihn nach Westminster bringen zu lassen, kam zu spät; er war bereits seit 8 Tagen todt. Uebereinstimmend wird dann auch von diesen neueren Schriftstellern das angebliche Testament Bothwell's angeführt, auf welches einzugehen ich hier um so weniger Veranlassung habe, als dasselbe in neuester Zeit durch Fred. Schjern in Kopenhagen nach sehr sorgfältigen Untersuchungen in überzeugendster Weise als eine, wenn auch nicht ungeschickte Fälschung nachgewiesen worden ist.

Sehr heftig wird ferner das Artikelbuch angegriffen. Ohne Frage enthält dasselbe auch verschiedene Uebertreibungen, wie die Schilderung der Reise der Königin nach Ulloa, ihres Besuches in Jedburg, des Benehmens Darnley's seiner Gemahlin gegenüber, indessen sind dieselben für die Hauptfrage von geringer Bedeutung. Das book of articles, welches Hosack indessen aus den Hopetoun manuscripts im Register house in Edinburgh veröffentlicht hat, ist keine authentische Abschrift, weit eher ein Brouillon. Wir besitzen leider keinen Abdruck dieses Dokumentes, sondern kennen nur ungefähr den Inhalt. Der ganze Ton und Charakter des Hosack'schen Schriftstückes stimmt, wie von Burton (V. 200) schon mit Recht hervorgehoben worden ist, mit Murray's Vorsicht und Gründlichkeit gar nicht überein. Die Hauptsachen fehlen, dagegen werden eine Menge unwesentlicher Kleinigkeiten erwähnt. Alles steht wirt durcheinander, man sieht gar nicht, daß es sich um ein wirkliches Verbrechen handelt, welches hier klar gelegt werden soll. Das Ganze macht den Eindruck, als ob der Verfasser allerhand kleine Sachen in boshafter Weise zusammengestellt habe.*) Burton nennt das Hopetoun manuscript nicht ohne Berechtigung das Brouillon eines der Betheiligten. Als einen neuen bedeutsamen Beweis für Maria Stuart's Unschuld führt Hosack endlich auch einen allerdings höchst interessanten Brief des Earl of Suffex an Cecil in's Feld, der aber bei näherer Prüfung doch ganz andere Dinge enthält, als Hosack uns glauben machen will.***) Suffex sagt in diesem Briefe nur, „man werde schwer eine Anklage gegen die gefangene Königin erheben können, denn wenn ihre Gegner die Briefe vorlegten, so würde sie dieselben einfach ableugnen und viele von ihnen mit Recht anklagen, selbst in den Mord gewilligt zu haben, so daß die Beweise noch besser sein könnten.“ Deshalb den Schluß zu ziehen, daß Suffex die Briefe für gefälscht hielt, ist unhistorisch, besonders da er dieselben noch gar nicht gesehen hatte. Der Brief ist vom 22. Oktober 1568 datirt.

Suffex' Rathschläge gehen dann weiter dahin, man möge am besten Maria in England festhalten, nachdem man sie des Mordes für schuldig erklärt habe

*) Burton, V. 200.

**) Suffex an Cecil, 22. Oktober 1568 in Lodge, illustrations of British history. I. 468. Hosack, I. 414. Appendix A.

Wenn dieses nicht angehe, da sie die Briefe ableugnen werde, so solle man sie dahin bringen, der schottischen Krone zu entsagen. Suffex, der einen sehr klaren Kopf verräth und außerdem betont, daß Maria's Verunehrung, im Falle Jakob stürbe, nur den Hamiltons zu Gute kommen werde, was Murray nicht wünschen könne, besorgt schließlich eine Ausöhnung zwischen der Königin und ihren Anklägern. Er räth, dieselbe auf jede Weise zu verhindern, da Elisabeth alsdann keine Ursache haben werde, die Gefangene weiter fest zu halten und ihre Feindschaft zu fürchten sei. *) Er schlägt deshalb vor:

1. Maria Stuart und Jakob in England zu behalten „at the charges of Scotland“. 2. Den Regenten zu unterstützen. 3. Den Regenten mit den Hamiltons zu versöhnen und die Händel in Schottland durch eine englische Intervention zu schlichten.

Die Szene bei Uebergabe der Briefe, die auch Mignet in seine Darstellung aufgenommen hat, ist eine Erfindung Melvil's; dasselbe gilt von den Thränen, welche Murray vergossen haben soll. Von großem Interesse aber ist eine Mittheilung Hofack's über die Stimmung in England während der Konferenzen in Westminster. Man scheint, in der That damals, sogar in der Hauptstadt, sehr für Maria Stuart eingenommen gewesen zu sein. Die City d. h. der Lord Mayor gab Lord Herries und den anderen Kommissairen der Königin ein ostensibles Banquet, bei dem diese Stimmung auch zu Elisabeth's größtem Mißvergnügen einen lebhaften Ausdruck gefunden hat.**) Ich komme schließlich zu Crawford's Aussage. Burton betont mit Recht das Gewicht, welches seine Aussage in jedem Falle besitzt, dieselbe gab mehr Klarheit als eine jede Aufzeichnung der Fakta, welche die Lords einreichten. Er war als ein ruhiger und ehrenwerther Mann bekannt, ein ausgezeichnete Soldat, der später Hervorragendes leistete. Crawford erklärte das Vorgelesene eidlich für wahr und treu, „obwohl vielleicht nicht ganz in denselben Worten.“***) Er sagte aus, daß Lennox ihn, über den unerwarteten Besuch der Königin beunruhigt, gebeten habe, alles was vorgehen würde, zu notiren, und daß der König

*) „and lastly to foresee that these Scots on both sides pack together, so as to unwrap (under colour of this composition) their mistress out of all present slanders, purge her openly, show themselves satisfied with here abode here, and within short time after, either by reconcilment or the death of the child, join together to demand of the queen the delivery home of ther queen to govern her own realm, she also making the like request; and then the queen having no just cause to detain her into her realm, and for matters that in this time shall pass, shall have her for a mortal enemy ever after.“

**) „What time was ye supper at ye kings Head in Fleet Street, when 16 of the Jnns of Court made, the Lord Herries a supper? How many do you now of them, and what are their names and places of abode?“ Examinations of Thomas Bishop, note in Cecil's hand. Caligula c. i. 296. Hofack. I. 487.

***) „though not percase in all parts the very words themselves“.

ihm unmittelbar nachher die Einzelheiten der Unterredung mitgetheilt habe, damit er sie seinem Vater berichte. Die Kommissaire Maria Stuart's wiesen es in Westminster ab, Crawford mündlich darüber zu verhören. Hosack erklärt es für ganz unmöglich, daß ein Gespräch von zwei Augenzeugen in so gleichlautenden Ausdrücken wiedergegeben werden könne, und führt als Beispiel zwei Berichte über eine moderne Gerichtsrede an. Es handelt sich hier indessen um einige wenige, ganz bestimmte Fragen und Antworten; überdies ist, wie schon erwähnt, die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß Crawford die Briefe der Königin zu Gesicht bekommen hat, ehe er seine Aussage verfaßte. Jene Schreiben von Lennox und Wood, die Crawford um Details über den Aufenthalt der Königin in Glasgow ersuchten, über ihre Ankunft, Begleitung, das Gespräch, ob sie Briefe und Sendungen abgeschickt und Rücksendungen erhalten habe, beweisen nur, daß Lennox nach Kräften Material zu sammeln bemüht war, wie ja auch Murray ohne Zweifel sein *book of articles* sorgfältig vorbereiten ließ.

Killegrew's Sendung. Der Inhalt dieser vielbesprochenen, Elisabeth schwer kompromittirenden Sendung, die bei Tytler bereits ausführlich dargestellt ist, wird durch die neuesten Forschungen durchweg bestätigt. Die betreffenden Aktenstücke sind im Record office von Hosack und Froude originaliter benutzt worden. Die Partei Maria Stuart's in Schottland war damals wieder sehr groß geworden. Fast der gesammte Adel gehörte ihr an, wenn auch der Bericht de la Motte Fénelon's an Karl IX., daß nur vier Familien (also Lennox, Mar, Morton und Glencairn) Gegner der Königin gewesen seien, sicher eine Uebertreibung enthält. Unzweifelhaft empfand die schottische Regierung nicht minder als die englische die Unbequemlichkeit von Maria Stuart's Gefangenschaft sehr schwer und hätte ihren Tod mit Freuden begrüßt. In dieser Stimmung schickte Elisabeth damals Sir Henry Killegrew nach Schottland mit dem Auftrage, eine Auslieferung der gefangenen Königin, falls man in Schottland geneigt sei, sie unschädlich zu machen, in Aussicht zu stellen. Die Art und Weise wurde dem Regenten überlassen, entweder sollte eine heimliche Hinrichtung oder ein förmlicher Prozeß stattfinden. Es konnte indessen bei den Parteiverhältnissen in Schottland nur von einem heimlichen Verfahren die Rede sein. Ein allgemeiner Aufstand, dessen Ausgang für den Regenten unberechenbar sein konnte, wenn ihm auch der Beistand England's jeder Hülfsleistung der katholischen kontinentalen Mächte gegenüber gewiß war, wäre die Folge gewesen.

Cecil benutzte bei der Mission Killegrew's geschickt die Aufregung, welche in England wie in Schottland in Folge der Bartholomäusnacht vorhanden war. Wenige Tage, nachdem die Nachricht eingetroffen war (8. Sept.), ver-

langte der Bischof von London, Saubys, daß man dieses Attentat mit einer Hinrichtung Maria Stuart's beantworte.*) Schon am 12. Mai war eine Kommission niedergesetzt worden, der Mitglieder aus beiden Häusern des Parlaments angehörten, um das Verfahren gegen Maria Stuart zu berathen. Auch war eine Bill durchgegangen, daß, wenn Maria die englischen Gesetze von neuem verlege, sie wie die Frau eines englischen Peers nach den Gesetzen behandelt werden solle. Eine Deputation von Bischöfen hatte sich zur Königin begeben, die sie um Gerechtigkeit gegen die Intriguen der Königin von Schottland ersuchen sollte. Elisabeth wurde dadurch nur in ihrer Absicht bestärkt, die Gefangene nicht länger unter ihrer Obhut zu behalten. Killegrew's Instruktionen datiren vom 10. September.**) Es wird hier als nothwendig bezeichnet, England von der Anwesenheit Maria Stuart's zu befreien. Obwohl sie gesetzmäßig (lawfully) in England hingerichtet werden könne, sei es „aus gewissen Gründen“ besser, sie dem Regenten und seiner Partei zu überliefern, vorausgesetzt, daß dieselben das Richteramt übernähmen.***) Es müsse aber Gewähr gegeben werden, daß man sie richten werde, und daß beide Reiche nicht länger durch sie gefährdet würden, denn „sie im Lande zu behalten und zu bewahren sei das Gefährlichste“.†) Er möge daher dem Regenten „von sich aus“ ††) mittheilen, daß man eine Aufforderung die Königin auszuliefern nicht zurückweisen werde, doch solle er sehen, den Regenten von selbst darauf zu bringen. Da Morton erkrankt war, †††) so fand in dieser wichtigen Sache auf seinem Schlosse Dalkeith eine geheime Konferenz statt, der auch der Regent Mar beiwohnte. Beide erklärten, der Tod Maria's werde ihnen erwünscht sein, denn nur durch ihn würden sie von allen ihren Sorgen befreit werden. Morton versicherte, daß Maria Stuart bereits 3 Stunden nach ihrer Ankunft in Schottland hingerichtet sein werde,*†) wenn man ihre Bedingungen annähme. Ein Prozeß werde nöthig sein, ebenso der Tod dem Adel und der Geistlichkeit mitgetheilt werden müssen, nachdem ein heimliches Verfahren stattgefunden habe.*††) Er

*) Wright, I. 439.

**) Murdin papers, 224 ff.

***) „provided they would undertake the part of executioners“.

†) „for to have her and to keep her were of all others the most dangerous“.

††) „as from himself“.

†††) Als Probe von Fosad's Geschichtschreibung diene hier folgende Stelle (II. 148): „but like his old accomplice Ruthven he was ready enough when there was a murder to be done, to forget his bodily vilments.“

†) Killegrew an Burghley und Leicester, 9. Oktober 1572. Caligula c. III. 375. Appendix C bei Fosad.

*††) „after a secret manner“.

stellte dann sehr präzise Bedingungen. Erstens müsse Elisabeth den jungen König offen und ohne Reserve anerkennen und sich als seine Protektorin bekennen, zweitens müsse das englische Parlament durch ein Gesetz feststellen, daß die Verurtheilung Maria Stuart's die Rechte des jungen Königs auf die englische Krone nicht beeinträchtige, drittens müsse ein Bündniß zwischen Schottland und England geschlossen werden, gegen alle, die aus religiösen oder anderen Ursachen eines der Reiche angreifen würden, auch müsse das Kastell von Edinburgh, welches sich noch immer in Maitland's und Kirkaldy's Besiz befand, unter des Königs Autorität gebracht werden.

Er verlangte endlich und vor allem eine sehr starke Bedeckung für den Transport: die Earl von Huntingdon und Bedford mußten bei der „Ausführung“ zugegen sein mit 2—3000 Mann englischer Truppen.*) Wie die Dokumente beweisen, sollte daraufhin der Vertrag geschlossen werden. Mit Sicherheit ist indessen nicht daraus zu entnehmen, — und man hat dies gethan — daß man in Schottland die heimliche Hinrichtung Maria Stuart's wirklich beabsichtigt habe. Auch Burton weist darauf hin, daß die Sätze nicht recht deutlich sind, und daneben auch von einem öffentlichen Prozesse die Rede ist. Daß Elisabeth den Schotten nicht recht traute, geht daraus hervor, daß sie Geiseln für die Ausführung verlangt hat.**) Wenn Morton zu Killegrew sagte, das Gericht müsse heimlich sein Urtheil sprechen, so geht daraus nur hervor, daß er die Verhandlung nicht vor das Parlament bringen wollte. Killegrew berichtete, es sei doch sehr zweifelhaft, ob Maria zum Tode verurtheilt werden würde, schuldig finden werde man sie, aber das genüge doch nicht.

Regentschaft Morton's. Ueber die Beziehungen der gefangenen Königin zu ihrem ärgsten Feinde, Morton, liegt ein neues und höchst interessantes Aktenstück vor; es gehört nebst einigen anderen Briefen zu den wenigen bis dahin unbekanntenen Dokumenten, die Hosack (im Appendix B.) mitgetheilt hat. Nicht genug wußten damals Elisabeth's Gesandte das rasche Emporblühen Schottland's unter der starken Hand Morton's zu rühmen.***) Aber gerade die rücksichtslose Energie des Regenten, allen Ständen gegenüber, hatte ihm viele Gegner namentlich unter seinen Standesgenossen zugezogen. Der schwache, eines Günstlings bedürftige, junge König wurde nach seiner Mündigkeitserklärung ein Werkzeug jenes Esme Stuart, auch Herr von Aubigny genannt,†) der

*) Certain notes given to Killegrew on the part of the Regent and Morton 28. October 1572. M. S. S. Scotland. Froude X. 446.

***) Burton, V. 358.

***) Lettres of Killegrew to Walsingham, 18. 23. 24. Juni 1574; Record office, Hosack, II. 221.

†) Esme Stuart muß damals etwa 40 Jahre alt gewesen sein, denn er besaß einen Sohn von 15 Jahren. (Douglas peerage, III. 100.) Froude nennt ihn sehr mit Unrecht

obwohl Agent der Guises, sich angeblich aus Liebe zu seinem Gebieter und durch seine Argumente überzeugt, zum presbyterianischen Glauben bekannt hatte. Morton's Sturz, Prozeß und Hinrichtung waren Aubigny's Werk. Elisabeth war über Aubigny's Einfluß in große Besorgniß gerathen. Sie fürchtete eine spanische oder französische Heirath Jakob's und Vernichtung der englischen Partei. Sir George Boves wurde noch vor Morton's Verhaftung in außerordentlicher Mission nach Schottland geschickt, um eine Aenderung herbeizuführen. Seine Berichte sind vorhanden und von hohem Interesse.

Boves fand weit größere Schwierigkeiten vor, als er erwartet hatte. Seine Vorstellungen bei dem jungen Könige, obwohl ihn derselbe sehr zuvorkommend empfing und seine freundschaftlichen Gefühle für Königin Elisabeth wiederholentlich betheuerte, machten wenig Eindruck. Als alle Mittel der Beredsamkeit, ja der Drohung erschöpft waren und auch Peter Young, des Königs Erzieher, alle Anerbietungen Elisabeth's in dem gewünschten Sinne auf Jakob zu wirken, zurückgewiesen hatte, *) wurde diese überaus erzürnt. Sie befahl am 31. August ihrem Gesandten, sich mit Morton in Verbindung zu setzen und um jeden Preis den Sturz Esme Stuart's herbeizuführen, wenn nöthig mit Gewalt und vermittelst eines Aufstandes. **) Am folgenden Tage nahm sie indessen diesen bedenklichen Befehl wieder zurück, der ihre ganze Position in Schottland hätte gefährden können. „Man sei noch unschlüssig, welche Maßregeln er zu ergreifen habe,“ schrieb Walsingham an Boves, „er möge sich noch von Konferenzen gewaltsamer Art fern halten, dagegen noch einmal die Gefahren, welche für beide Reiche aus Aubigny's Gegenwart entstehen könnten, dem Könige vortragen.“ Boves hatte indessen keinen weiteren Erfolg und verließ daraufhin Schottland.

Morton's Haltung Maria Stuart gegenüber muß mit Hinsicht auf diese Ereignisse beurtheilt werden. Es war um die Zeit, als Don Juan d'Austria jenes Projekt zu Gunsten Maria Stuart's entworfen hatte, als die Königin durch Erzbischof Beaton eine höchst unerwartete Kunde erhielt, nämlich daß ihr Todfeind Morton, der Regent Schottland's, ihre Rehabilitation und eine Verjöhnung wünsche. Im Frühjahr 1577 hatte ein alter Anhänger Maria Stuart's, Lord Ogilvie, mit dem Regenten in Edinburgh eine dahin bezügliche Unterredung gehabt. Morton fing plötzlich an, so erzählt Ogilvie, mit den

23 Jahre alt. (XI. 266.) Burton unterschätzt Esme und bezweifelt, ob er im Auftrage der Guises handele und Schottland dem Papismus wiedergeben wolle, weil sich die Guises sicher einen passenderen (?) Menschen dazu ausgesucht haben würden.

*) Boves an Walsingham, 3. Juni 1580. Boves' Corresp. S. 78.

**) Boves' Corresp. S. 28. Morton sollte sich des jungen Königs bemächtigen und ihn an Elisabeth senden; Burton V. 429.

Grenzboten IV. 1878.

Ausdrücken höchster Achtung von Beaton zu sprechen, und gab schließlich seine aufrichtigen und loyalen Gesinnungen für die gefangene Königin zu erkennen. Er sei bereit, ihr zu dienen, äußerte er, wenn sie vergangene Dinge vergessen wolle, und werde alsdann thun, was in seinen Kräften stehe, um eine Restauration Maria Stuart's herbeizuführen. Als erstes Zeichen seiner Gesinnung erbot er sich, die oftmals von der Königin verlangten Juwelen in ihre Hände zu geben. Ogilvie, der Morton nicht recht traute, berieth sich darauf mit Sir James Balfour. Balfour, damals Lordoberrichter von Schottland (president of the Court of Session), versicherte ihm, Morton meine es ehrlich und habe die Absicht, sich von den Geschäften zurückzuziehen und als Privatmann unter Maria's und Jakob's Regierung zu leben. Er drängte Ogilvie, die Absichten des Regenten sogleich Beaton mitzutheilen, er solle hinzufügen, „daß wenn Beaton die Versöhnung zu Stande bringe, er Schottland einen großen Dienst erweisen werde.“*)

Was Morton zu diesem Schritte bewogen hat, ist nicht klar ersichtlich. Wahrscheinlich wünschte er in der That, seinen Frieden mit seinen Feinden zu machen und sein Leben in Ruhe zu beschließen. Er kannte Jakob's Natur und sah voraus, daß sein Einfluß mit der Volljährigkeit des jungen Königs ein Ende haben würde. Durch die harte Herrschaft, die er geführt — obwohl Schottland derselben eine verhältnißmäßig lange Friedenszeit verdankte — hatte er sich viel Gegner gemacht. Auch seine alten Anhänger, die Geistlichkeit und die Städte, waren damals verschiedener Steuern wegen gegen ihn eingenommen. Daß Morton es ehrlich meinte, wird kaum bezweifelt werden können, der Grund wenigstens, warum er einen derartigen Schritt that, ist sonst schwer ersichtlich. Ging die Königin auf sein Anerbieten ein, so wurde sie, auch wenn er ihre Absicht an Elisabeth verrieth, kaum dadurch kompromittirt, da von einer Verschwörung in England selbst nicht die Rede war. Maria Stuart indessen war von Mißtrauen gegen den Regenten erfüllt. Ogilvie benachrichtigt Beaton von der Unterredung. Es verging aber eine lange Zeit, bis die Königin in Sheffield Castle etwas davon erfuhr. Sie war so argwöhnisch diesen Eröffnungen gegenüber, daß sie in der Sache selbst zu schreiben unterließ. Sie fürchtete, Walsingham könne seine Hand dabei im Spiele haben, und ließ Ogilvie nur durch Beaton für seinen Eifer danken.**)

Wie bei jeder noch so unpassenden Gelegenheit zieht Hofack auch hier aus

*) Lord Ogilvie to Archb. Beaton, resavit the XVth of Apryll 1577; Hofack, II. Appendix B. Der Brief befand sich ursprünglich im Scots College in Paris, jetzt im Blairs College, Aberdeenshire.

***) Labanoff, IV. 384, 385

ihrem Verhalten einen ganz merkwürdigen und kühnen Schluß. Er folgert mit mathematischer Sicherheit abermals daraus, daß Maria von Darnley's Ermordung nichts gewußt habe, „denn wäre sie schuldig gewesen, so würde sie nicht geschwanzt haben, Morton's Hand zu ergreifen. Morton dagegen, der schuldig war, habe sich sichern wollen.“*)

Rettungsversuche. Master of Gray. Von Interesse ist ein verzweifelter Versuch Philipp's II. (Xenlet, V. 462), Elisabeth durch den Hinweis auf die Erbschaft, die ihm durch den Tod Maria Stuart's zufalle, zur Milde zu bewegen. Er schrieb an Mendoza am 28. Januar, er möge dem englischen Gesandten in Paris mittheilen, daß die Hinrichtung der Königin von Schottland ihm nur Vortheile bringen und angenehm sein könne, da er dadurch die beste Gelegenheit erhalte, Herr von England zu werden. Natürlich ohne jeden Erfolg. Die Beschuldigung Hofad's, Gray habe Elisabeth vorgeschlagen, Maria nicht hinrichten, sondern vergiften zu lassen, bedarf durchaus des Beweises, ebenso die Behauptung, daß Walsingham ihm zugestimmt habe.***) Daß Gray nichts gethan hat, um die Königin zu retten, ist gewiß. Courcelles, der französische Gesandte, geht aber zu weit, wenn er (31. Dezember) in seinem Zorn über die Unthätigkeit der schottischen Abgesandten, die seine Bemühungen so wenig unterstützten, Gray und Archibald Douglas als die Mörder Maria's bezeichnet.***) In Schottland hat man Gray diese Unthätigkeit später bitter vorgeworfen; der allgemeine Unwille gegen ihn war so groß, daß Jakob VI. ihn von seinem Hofe verbannte.

Jakob hatte keine Liebe für seine Mutter, immerhin war die Hinrichtung ein Insult gegen sein Haus, und ein Mann von Ehrgefühl würde, wie Burton mit Recht betont, ganz anders gehandelt haben. Seine Worte „seine Mutter müsse den Trank, den sie gebraut, nun auch austrinken“ sind gemein. Es kann Jakob nicht zur Entschuldigung dienen, daß man ihm sogleich von dem Inhalte der Papiere, die man in Chartley gefunden, Nachricht gegeben hatte. Ihm war somit bekannt geworden, daß seine Mutter ihn enterbt habe. Er schrieb sogleich zurück, daß er sich in nichts zu mischen gedente, so lange seine Mutter nicht mit dem Tode bedroht sei. Walsingham antwortete, daß man Jakob's offene Zustimmung nicht einholen, sondern die Gefangene gemäß eines

*) Hofad, II. 201. ff.

**) Die Worte, die Gray im Gespräche mit Elisabeth gebraucht haben soll, „mortni non mordent“, statt eine Umänderung des Urtheils zu verlangen, sind nur bei Ramden zu finden.

***) Egerton, 97 u. négociations. 46. Wiesener, Révue des questions historiques, April, Juli, Oktober 1868. vgl. auch Alex. M'Niel Caird. M. Stuart, her guilt or innocence.

Beschlusses des letzten Parlamentes richten werde. *) Endlich entschloß sich Jakob doch, von den katholischen Mächten gedrängt, einige Vorstellungen in London zu machen. Seine Instruktionen an Arch. Douglas und W. Keith sind nicht bekannt. Nur ein kurzer Brief ist vorhanden, in dem es heißt, sie möchten weder Worte des Schmerzes noch der Klage sparen. Von einer Drohung findet sich keine Spur. Als später Gray und R. Melvil nach London gesendet wurden, gab er ihnen Instruktionen mit, die im mildesten Tone gehalten waren. Sie sollten ausführen, daß eine Souveränin von Unterthanen nicht gerichtet werden dürfe, daß es ein gefährliches Präzedenz für alle Fürsten sein werde, und schließlich vorschlagen, daß man Maria weiter gefangen halten möge. **)

Sein Hauptwunsch war, bei dieser Gelegenheit, selbst auf Kosten seiner Mutter, eine Bestätigung seines Erbrechtes von Elisabeth zu erhalten. Wir finden in den Briefen, die zwischen beiden Höfen gewechselt wurden, es ziemlich deutlich ausgesprochen, daß er um diesen Preis sich jeder Einmischung zu enthalten Willens war ***). Gray übernahm die ganze Sendung sehr widerwillig. Wir besitzen die klarsten Schriftstücke darüber. Noch bevor der Prozeß stattgefunden hatte, schrieb er am 11. Oktober an Archibald Douglas: „this is a hard matter, to speak truly to the king, our sovereign, not to make any mediation for his mother; an yet the matter is also hard on the other side for you and me, for J know, as God liveth, it shall be a staff for our own heads;“ †) und als das Urtheil gefällt war, und Jakob eine Gesandtschaft zu Gunsten seiner Mutter nach London zu senden beschloß: „the king is very instant for his mother and minds to charge me with a commission to that effect, in case you prevail not, but J shall shift all till I hear from you. For the commission for his mother, J like it not;“ und endlich am 9. Dezember: „as for this commission J am charged, J cannot eschew it, but answer to the

*) Gray an Douglas, 18. Septbr. 1586, Walsingham an Gray, 27. Septbr. 1586, Murdin.

**) Instructions by King James to the Master of Gray and Sir R. Melville, papers regarding M. of Gray, 120—125.

***) „Obwohl der König“, schrieb Gray an Walsingham, „durchaus der Meinung sei, daß seine Mutter nicht hingerichtet werden dürfe, so könnte er veröhnt werden, durch Vergrößerung seiner Pension und Anerkennung seiner Rechte.“ Gray an Walsingham, 11., 23. Oktbr. u. 6. Novbr. 1586; und an Douglas, 10. Novbr. 1586; Murdin.

†) Lodge, II. 289 und am 27. Novbr. an denselben: „refuse J, the king will think J know already what shall come and if she die will quarrel with me. Live she, J shall have double harm. Refuse J not, if she die, men will think J have lent her a hand. Live she by my travail J bring a staff to my own head, yet if J cannot eschew J mean to accept the commission.“ Gray an Douglas, 27. Novbr. 1586. Murdin.

queen there and all my favourable friends, that they shall find me always constant, an that in my negociations. J shall know nothing but for their contentments. Of this assure them and promise it in my name.“*)

Was die Unterzeichnung des Todesurtheils betrifft, so ließ Elisabeth Davison rufen, mit dem Befehle, das Urtheil fertig mitzubringen. Als Davison erschien, war die Königin überaus gesprächig, sie fragte nach seiner Gesundheit und endlich nach dem Urtheil.

Davison überreichte es, und Elisabeth unterzeichnete es rasch und ohne zu zaudern. Dann fragte sie Davison, ob er darüber bekümmert sei. Dieser erwiderte, er sei nur bekümmert über das Schicksal einer ihr so nahe verwandten Fürstin, er sehe aber ihren Tod als einen Akt der Gerechtigkeit und der Nothwendigkeit an. Elisabeth lächelte und sagte, er möge das Urtheil zum Lord Kanzler bringen, damit es gesiegelt werde, da der Befehl nicht vor der Hinrichtung bekannt werden solle. Als Davison sich zum Gehen wandte, sagte die Königin alsdann noch scherzend zu ihm, ob er nicht glaube, daß die Nachricht Walsingham tödten werde.***) So die Unterredung. Auffallend ist es allerdings, daß Elisabeth kein Wort weiter über die Hinrichtung verlor, unzweifelhaft geht aber aus den Worten, „daß der Befehl vor der Hinrichtung nicht bekannt werden solle“, hervor, daß sie die Hinrichtung auch vollzogen zu wissen wünschte.

Prozeß und Hinrichtung. Maria Stuart's Antheil an der Verschwörung Antony Babington's kann nach den in dem Record Office befindlichen Briefen nicht geleugnet werden. Die unberechtigten Versuche, in verschiedenen Stellen des kompromittirendsten Briefes Maria's an Babington vom 17. Juli 1586 eine Fälschung Walsingham's erkennen zu wollen, die dieser durch einen seiner Agenten, Namens Pheleips vollführen ließ, müssen ganz entschieden zurückgewiesen werden.***) Eine Verdächtigung dieser Art ist leicht ausgesprochen, wenn dieselbe aber unbewiesen bleibt, so geht aus einem solchen Versuche nur die Rectheit derjenigen hervor, welche das Urtheil des Publikums zu verwirren bemüht sind. Semper aliquid haeret. Gleichwohl verdient Maria Stuart's

*) Lodge, II. 294.

**) Sir Nicolas Harris, life of W. Davison.

***) Daß Pheleips und Gilbert Gifford im Auftrage Walsingham's falsche Briefe schrieben, um den Plänen der Katholiken auf die Spur zu kommen, war längst bekannt. Zur Verurtheilung Maria Stuart's waren diese Zusätze gar nicht einmal nothwendig. Der Gerichtshof urtheilte, „daß eine Einwilligung in ein persönliches Attentat auf Elisabeth, die Maria Stuart bis zuletzt leugnete, während sie alles andere zugestand, gar nicht erforderlich sei, denn die Rebellion, die sie habe erregen wollen, lasse sich nicht denken, ohne die Königin von England, wie in ihrer Regierung, so in ihrem Leben zu gefährden.“ Evidence against the Queen of Scots. Hardwicke papers I. 245.

würdevolle Haltung und Beredsamkeit, ja die Klugheit und Kühnheit, mit der sie ihren Richtern gegenüber operirte, volle Bewunderung. Sie erscheint hier abermals als eine ungewöhnlich begabte Frau, deren Geistesgaben in nichts durch die harte Unbill ihrer langen Gefangenschaft gelitten hatten. Auf die einzelnen Details, deren Kenntniß wir dem Tagebuche Bourgoing's verdanken, hier näher einzugehen, würde den Raum, den ich hier beanspruchen kann, weit übersteigen. Der Herausgeber desselben hätte aber gut gethan, sich nun wenigstens etwas strenger an die Aufzeichnungen Bourgoing's zu halten und unbelaubigte Einzelheiten — die hier fehlen — nicht mehr in seinen Text aufzunehmen.*) Auch über die Hinrichtung Maria Stuart's waren bisher eine Menge unverbürgter Details verbreitet, die Berichten sogenannter Augenzeugen entnommen waren.***) Es thut wirklich Noth, dieselben, wenn man gewissenhaft verfahren will, völlig über Bord zu werfen und eine einfache Zusammenstellung des vorhandenen Thatbestandes an ihre Stelle zu setzen. Der Fanatismus Froude's, der ihren Tod mit einem gewissen Triumph erzählt, wird freilich auch niemand erwärmen können. Froude hat sich hier wirkliche Rohheiten zu Schulden kommen lassen.***)

Maria's Hinrichtung ist ohne Frage mit unnützer Grausamkeit in Szene gesetzt worden. Am 19.—24. November erschienen Beale und Buchurst in Fotheringhay, um der Königin das Todesurtheil anzukündigen. Maria konnte von da an die Ausföhrung jeden Tag erwarten. Nichts destoweniger vergingen Wochen, ohne daß etwas Weiteres erfolgte. Die Gefangene fürchtete

*) Wie z. B. die Erzählung d'Esneval's, daß Maria Stuart, als sie nach Tinal gebracht werden sollte, ihren Dienern befohlen habe, die Schwerter zu ziehen und sich mit Gewalt ihrer Wegföhrung zu widersetzen. Den Widerstand, den sie Poulet hierbei leistete, hat Bourgoing eingehend geschildert. Derselbe ist ein wichtiges Beweismittel mehr für den Antheil Maria Stuart's an der Verschwörung; die Besorgniß, man werde ihre Papiere durchsuchen, geht aus ihrem Benehmen unzweideutig hervor.

**) In dem „vray rapport“ (Texte V. 158) steht sogar die wunderliche Behauptung, daß die Kommissaire der Königin einen Aufschub von 2—3 Tagen angeboten hätten, den Maria zurückgewiesen, während gerade das Gegentheil der Fall war.

***) „and! at once a metamorphosis was witnessed, strange as was ever wrought by wand of fabled enchanter. The coil fell off and the false plaits. The laboured illusion vanished. The lady who knelt before the block was in the maturity of grace and lordliness. The executioner, when he raised the head as usual, to shew it to the crowd exposed the withered features of a grizzled wrinkled old woman.“ Froude, XII. 340. Maria Stuart hatte sicher im Laufe der Jahre und ihrer langen Gefangenschaft viele ihrer Reize eingebüßt, sie war sehr stark geworden, ihr Haar ergraut, trotzdem blieb sie eine anziehende Erscheinung. Falsche Haare hatte sie bereits in ihrer Jugend getragen, da es damals Sitte war, nach der Kleidung damit zu wechseln. Sie ist bald mit hellen bald mit dunklen Haaren gemalt worden, daher auch die verschiedenen Angaben über die Farbe. Die detaillirten Angaben Chantelauc's über die Schönheit und Jugendlichkeit ihrer Körpers sind allerdings auch nur der Begeisterung für seine Heldin zu Gute zu halten.

bekanntlich zuletzt, als drei Wochen einer doch sicherlich qualvollen Ungewißheit verstrichen waren, man werde sie heimlich hinrichten lassen. Sie schrieb an Elisabeth einen Brief, in welchem sie auf eine öffentliche Hinrichtung drang. Elisabeth hat denselben nie beantwortet. Der Tod Maria Stuart's rief in Schottland durchaus keine allgemeine Entrüstung hervor, wie oft behauptet worden ist. Jakob VI. hatte den Geistlichen befohlen, für seine Mutter öffentlich beten zu lassen. Sie wiesen es zurück, da dieses indirekt Elisabeth's Verfahren verurtheilen und Maria's Unschuld anerkennen hieße. Der König ließ darauf durch den Erzbischof Adamson das Gebet in der St. Giles-Kirche verrichten und erschien selbst bei dem Akte. Er fand indessen, von den Gegnern seiner Mutter herbeigerufen, bereits einen anderen Geistlichen, John Cowper, in der Kirche vor, dem er befahl, dem Bischöfe seinen Platz zu geben, was dieser unwillig that. Er brach in die Worte aus: „Der König werde sich einst dafür vor dem großen Richter zu verantworten haben.“

Jakob's Befehl an die Geistlichen ging auch nur dahin, sie möchten Gott bitten, daß er seine Mutter erleuchte, und daß die Sentenz nicht an ihr vollstreckt werde.

Einige „members of the estates“ — Parlamentsmitglieder waren es nicht — hielten dann ein Meeting ab, um auf die schottischen Gesandten eine Impression auszuüben. Dies war jedoch die einzige Bewegung zu Gunsten Maria Stuart's. Nach dem Tode der Königin wandte sich der allgemeine Haß auch nur gegen Gray, weil man ihm vorwarf, er habe die Hinrichtung eher gefördert als hintertrieben.

Sozialpolitische Literatur.

In den letzten oder genauer gesprochen: in dem letzten Jahre ist auf dem sozialpolitischen Büchermarkte eine Ueberschwemmung eingetreten, von welcher sich der Laie nur schwer einen Begriff wird machen können. Täglich, und fast wäre man versucht, zu sagen: stündlich erblickt irgend eine Veröffentlichung das Licht der Welt, welche sich rühmt, ein Beitrag zur Lösung der sozialen Frage zu sein. Vom dickleibigen Folianten bis zum fliegenden Hefte von wenigen Bogen oder selbst Blättern sind in dieser Sintflut alle Formen der literarischen Arbeit vertreten; der geistig-sittliche Inhalt dieses ungeheuren Tohuwabohu weist alle Grade und Schattirungen von Ehrlichkeit und Unehrllichkeit, von Verstand und Unverstand, von Kopf- und von Handwerk auf. Und

zwar von Handwerk im handwerksmäßigsten Sinne des Wortes. Es gibt Leute, welche ihren Kopf gänzlich feiern lassen und doch mit Tinte und Feder noch umfangreiche Bücher schreiben können; wären diese die Schlimmsten auf dem Gebiete der neuesten, sozialpolitischen Literatur, so wären wir noch lange nicht so schlimm daran, wie wir thatsächlich sind. Für die neuesten Retter und Richter in unseren sozialen Wirren sind Tinte und Feder nur zu häufig noch viel zu edle und erhabene Dinge; Kleistertopf und Scheere sind die Waffen, mit denen sie schlagen und siegen. Siegen wenigstens, so weit der Unverstand der großen Menge und leider auch die kritische Stimme eines nicht ganz unerheblichen Theils der Tagespresse entscheiden. In letzterer Beziehung darf und muß gesagt werden, daß es sich dabei nicht sowohl um eine geflistentliche Hehlerei, als vielmehr nur um einen gewissen Auswuchs patriotischen Sinnes handelt, der, sobald eine sozialpolitische Schrift der heutigen Ordnung ein freundliches und der sozialdemokratischen Agitation ein feindliches Gesicht zeigt, ohne weiteres Bedenken den Grundsatz anwendet, daß die Flagge die Ladung deckt. Sollte dieser Gesichtspunkt, was hier dahingestellt bleiben mag, selbst eine Art relativer Berechtigung beanspruchen können, so sollte er doch unter allen Umständen gewisse Schranken respektiren; man kann über einen offenbaren Unfug zur Noth schweigen, weil er das kleinere von zwei Uebeln ist; man sollte aber niemals das Schlechte loben, weil es noch Schlechterem feind ist. Es ist weder ehrenvoll noch erfreulich, daß, wer alle Sozialdemokraten kurzweg als Gauner oder Narren brandmarkt, alle Gründer als nationale Kulturhelden feiert und alle, welche über Diese wie über Jene ein wenig ehrlicher und sachlicher zu urtheilen sich bemühen, für heimliche Helfershelfer der Umsturzpartei erklärt, sofort als moderner Drachentöbter auf die breiten Gänseflügel der Reklame erhoben wird. Beispiele dieser Art ließen sich gerade aus den letzten Monaten in unerfreulicher Menge beibringen. Der große Schaden, den dieses Treiben anrichtet, besteht darin, daß es der Lesewelt, die endlich ein ernstes und lerneifriges Interesse diesen brennenden Fragen entgegenbringt, eine Menge literarischen Schundes in die Hände spielt, der nicht nur nicht aufklärt und belehrt, sondern im geraden Gegentheil die eingehende Beschäftigung mit sozialpolitischen Dingen gründlich verleidet.

Indessen ist es nicht meine Absicht, dies Thema hier weiter auszuspinnen oder etwa gar im Einzelnen das unfruchtbare Gebiet zu durchstreifen, auf welchem solche Sumpfpflanzen gedeihen. Vielmehr möchte ich nur mittelbar dem erwähnten Uebelstande zu steuern suchen, indem ich die Aufmerksamkeit des geneigten Lesers auf eine Reihe von Schriften lenke, welche als gesunde und reife Früchte in unserer sozialpolitischen Literatur der letzten Monate erwachsen sind. Denn auch an solchen fehlt es nicht, Gott sei Dank; man wird

nur sorgsam darauf zu achten haben, daß die nährende Halmfrucht nicht durch die Unmenge wuchernden Unkrauts erstickt wird. Nach Art und Form äußerst verschieden, haben die Werke, welche in den nachfolgenden Zeilen besprochen werden sollen, durchweg gerechten Anspruch darauf, als ernsthafte und wirkliche Beiträge zur Hebung und Lösung unserer sozialen Wirren, zur Anbahnung und Förderung der sozialen Reform betrachtet zu werden. Dieser Grundzug kennzeichnet sie alle, wenn auch natürlich die einen in schwächerer und die andern in stärkerer Färbung; sonst lassen sie sich freilich unter keinerlei einheitlichem Gesichtspunkte rubrizieren. Sie erstrecken sich über alle möglichen Richtungen des weiten Gebiets, das man mit dem Schlagworte der sozialen Frage zu bezeichnen gewohnt ist; die Ordnung und Reihenfolge, in welcher sie an dieser Stelle vorgeführt werden sollen, muß daher mehr oder weniger willkürlich sein.

Zunächst mag eine Schrift genannt werden, welche über das ganze Kampffeld, um das es sich handelt, Heerschau abhält, unsere sozialpolitischen Parteien auf geschichtlichem Hintergrunde gleichmäßig beleuchtet und dadurch eine fühlbare Lücke in der deutschen sozialwissenschaftlichen Literatur auszufüllen sucht und in der That auch ausfüllt. Sie trägt den Titel: „Unsere sozialpolitischen Parteien“ (Leipzig, Brockhaus), und ihr Verfasser ist Hans von Scheel, früher Professor an der Universität zu Bern, seit kurzem Mitglied des statistischen Amtes des deutschen Reichs. Er hat in seinem geistigen Wesen etwas Feines, Vornehmes, Zurückhaltendes und versteht es in geradezu merkwürdiger Weise, in seinen Schriften, deren geistige Bedeutung zu ihrer spärlichen Zahl und ihrem geringen Umfange im umgekehrten Verhältnisse steht, seine eigenen, vom freihändlerischen Standpunkte aus ziemlich keckerischen Ansichten eben nur durchscheinen zu lassen, ohne daß seine Darlegungen dadurch irgendwie unwahr werden. Er ist kein lauter Rufer im Streit, sondern ein denkender und sinnender Kopf, der häufig im Schweigen mehr sagt, als im Sprechen. Hierdurch unterscheidet er sich namentlich von Adolf Wagner, mit dem er sonst wohl, Alles in Allem, etwa auf gleichem Standpunkte steht. Das heißt, auf einem Standpunkte, der sich nur durch leichte Farbentöne von dem wissenschaftlichen Sozialismus der Rodbertus, Schäffle, Lange abhebt. Diese Parteistellung hindert Scheel indessen nicht, in seiner neuesten Publikation mit fast durchweg aner kennenswerther Objektivität rein nach historischen Maßen zu messen, und wenn er die Hoffnung ausspricht, daß seine Schrift dem großen gebildeten Publikum ein willkommenes Orientierungsmittel sein werde, so kann man ihm durchaus beistimmen, da seine Erörterungen ohne soziale und politische Voreingenommenheiten geschrieben sind, ferner eine Sammlung der Programme und endlich die nothwendigen Literaturhinweise bieten.

Daneben wird aber auch der erfahrene Sozialpolitiker das Büchlein mit aufrichtiger Freude begrüßen. Gerade auf diesem Gebiete üben ja die Phrase und das Schlagwort eine fast unerträgliche Herrschaft aus; gleich den homerischen Helden überschüttet man sich unausgesetzt mit wahren Felsblöcken donnernder Scheltworte; dadurch schwebt man aber ebenso unaufhörlich in der Gefahr, den schlimmsten Fehler zu begehen, der politisch überhaupt möglich ist, den Fehler nämlich der Unterschätzung seiner Gegner. Man hält Spitznamen für ebenso tödtlich, wie Spitzkugeln, und macht bei der Gelegenheit dann oft gar böse Erfahrungen. Deshalb ist es nicht nur eine geistige Erfrischung, sondern auch eine strategisch sehr nützliche Maßregel, hin und wieder aus dem Brand- und Schlachtlärm des Tages auf die lichte Höhe der historischen Betrachtung zu steigen und auch einmal zu begreifen, statt nur zu bekämpfen. Ein ehrlicher Parteimann wird dadurch an Eifer nichts verlieren, aber viel an Einsicht gewinnen. Gerade auf sozialpolitischem Gebiete ist eine beständige Selbstkorrektur nothwendig, wenn man sich schließlich nicht in ganz einseitige Schroffheiten verrennen will. Hier hat jede Parteirichtung, welche eine gewisse Lebenskraft entfaltet, das günstige Vorurtheil für sich, wirklich im Volke zu wurzeln und relativ berechtigt zu sein. Auf religiösem und reinpolitischem Gebiete mag die Doktrin, der Glaube, die Theorie parteibildend sein, in Fragen des materiellen Interesses sind sie es nicht, wie noch in den letzten Jahren die Gesichte des Katheder- und Staatssozialismus gezeigt haben. Sozialpolitisch sind verkehrte Parteiprogramme immer nur der Widerschein verkehrter Zustände; nur indem man diese aufhebt, widerlegt man jene mit unwiderstehlicher Beredtsamkeit. Diese Momente lassen es auch für Sozialpolitiker von Fach sehr willkommen erscheinen, daß Herr von Scheel einmal mit eindringender Geschichtskennntniß und fein abwägendem Urtheil die Entstehung und Entwicklung unserer sozialpolitischen Parteien seit der großen, französischen Revolution bis auf diesen Tag verfolgt hat.

Im Ganzen und Großen, wie gesagt, mit anerkennenswerther Objektivität. Sehr treffend wird beispielsweise nachgewiesen, daß der reaktionäre Sturmlauf gegen die liberale Wirthschaftspolitik des letzten Jahrzehnts der reine Unsinn und Widerspruch in sich selbst ist, daß im Ernste Niemand weniger daran denkt und, ohne sich selbst aufzugeben, auch nur daran denken kann, die gegebenen Grundlagen zu verlassen, wie gerade die konservativen Parteien. Beispielsweise der Bauernstand, den man mit Recht ebenso für einen der gesunden, wie konservativsten Theile der heutigen Gesellschaft betrachtet, dankt erst der französischen Revolution und ihren mächtigen Nachwirkungen sein Dasein. Ueber die Sozialdemokratie urtheilt Scheel vielleicht zu schonend; in schärferer und stärkerer Weise, als sich sachlich wohl rechtfertigen läßt, betont er ihr Ent-

stehen als eine nothwendige Folge der sozialpolitischen Entwicklung und legt zu wenig Gewicht auf die vermeidbaren und zufälligen Umstände, welche nicht in letzter Reihe ihr riesiges Anwachsen ermöglicht haben, allein er verliert deshalb doch nicht den Blick für den inneren Widerspruch dieser ganzen Parteidbildung, den er vielmehr durch eine feine Bemerkung schlagend aufdeckt. Bekanntlich stellt Marx unsere gegenwärtige Wirthschaftsform als Vorbereitungsstadium und Vorschule für die kommunistische Epoche dar, indem er voraussetzt, daß unter der Herrschaft der freien Konkurrenz der kleine Besitz vernichtet und in die Hände einer geringen Zahl von Großkapitalisten übergehen werde. In diesen Großunternehmungen würden die Arbeiter so an das Gefühl der Gleichheit und das Zusammenarbeiten gewöhnt, daß es nur noch der Entwicklung des nöthigen Grades von Geschäftskentniß bedürfe, um die „kapitalistische Spitze“ abzustößen und das kapitalistische in ein kommunistisches Unternehmen zu verwandeln. Mit Recht sagt nun Scheel, daß ein Zustand, welcher erst das Ergebnis einer geschichtlichen Entwicklung sein solle, vernünftigerweise gar nicht als Grundlage einer Parteiagitatio, als das Ziel einer agitatorischen Thätigkeit gebraucht werden könne. Gelänge wirklich eine Revolution behufs Abschüttelung der „kapitalistischen Spitze“ und Einleitung des kommunistischen Betriebes, so müßte sie naturnothwendig scheitern, theils aus Mangel an „kapitalistischen Spitzen“, theils, wo bestehende Großbetriebe wirklich in kommunistische Genossenschaften umgewandelt werden könnten, aus Mangel an geschäftsmäßiger Vorbereitung.

Am härtesten urtheilt Scheel über die sozialpolitischen Strebungen der liberalen und speziell der nationalliberalen Partei. In diesen Partien seiner Schrift ist er von dem Vorwurfe tendenziöser Beeinflussung seines geschichtlichen Urtheils schwer freizusprechen. Darin hat er zwar vollkommen Recht, wenn er die liberale als die sozialpolitisch konservativste der bestehenden Parteien kennzeichnet, denn in der That ist es ihre Aufgabe, die wirthschaftlichen Erregungenschaften, welche sie vornemlich hat erzielen helfen, gegen alle Angriffe von rechts und links zu erhalten und zu schützen. Aber Herr von Scheel geht weiter und schiebt der liberalen Partei in allerdings nur mehr andeutender, aber doch auch wieder recht verständlich andeutender Weise unter, daß sie sozialpolitisch auf jenem ganz ungeschichtlichen Standpunkte des Beharrens stände, welcher die Möglichkeit und vollends die Nothwendigkeit jeder Weiterentwicklung leugne. Auch dieser Anschauung ließe sich vielleicht noch zu Gute halten, daß sie durch die zu ausschließliche Beachtung vereinzelter Aeußerungen einzelner Wortführer der liberalen Wirthschaftspolitik entstanden sei, aber wenn Scheel dann endlich einen prinzipiellen, sozialpolitischen Unterschied zwischen der nationalliberalen und der Fortschrittspartei statuirt, wenn er jener das dumpfe Be-

harren, dieser das freudige Weiterstreben zuweist, so ist schwer zu verstehen, wie eine so völlige Verkennung der thatsächlichen Verhältnisse bei einem so geist- und kenntnißreichen Manne hat entstehen können. Bei gerechter Wägung aller maßgebenden Momente wird man sagen dürfen, daß durch die liberalen Parteien zwei sozialpolitische Strömungen gehen: die Einen legen das Hauptgewicht auf die Konsolidation der modernen Wirtschaftsordnung, die, wie Scheel ja selbst an dem Beispiele der konservativen Parteien zeigt, noch den thörichtsten Anfechtungen ausgesetzt ist; die Andern halten sie für hinreichend fest und sicher gegründet, um schon an ihren weiteren Ausbau gehen zu können. Mag man nun diese oder jene Richtung, oder genauer eigentlich nur Taktik für augenblicklich angezeigter halten, so ist es jedenfalls ganz unhaltbar und unverständlich, wenn man diese Strömungen sich scheiden läßt durch die politische Parteigrenze zwischen den Fortschrittlern und Nationalliberalen. Sie gehen vielmehr gleichmäßig durch beide Parteien; viel eher könnte man noch sagen, daß die Fortschrittler sozialpolitisch konservativer seien, als die Nationalliberalen. Wenigstens ihre maßgebenden Führer, wie Eugen Richter, sind Manchesterleute in dem minder schmeichelhaften Sinne dieses Wortes, während fast alle Kathedersozialisten sich zur nationalliberalen Partei zählen. Der einzige Ruhm, auf den die Fortschrittspartei besonders pochen könnte, wäre die abenteuerliche Sozialpolitik von Max Hirsch, der freilich von den Führern der Partei in unverhulsteter Weise verleugnet zu werden pflegt. Seine Feldzüge sind in ihrem tragikomischen Mißlingen — tragisch, so weit es sich um das Schicksal betroffener Arbeiter, komisch, so weit es sich um Herrn Hirsch selbst handelt, — allerdings zu wenig verlockend, als daß selbst die Fortschrittspartei sich besonders versucht fühlen könnte, ihre politischen Kosten zu tragen. Ueber diese Verhältnisse urtheilt Herr von Scheel mit einer seltsamen Befangenheit, welche die einschlägigen Abschnitte seines trefflichen Büchleins sehr gegen die durchsichtige Klarheit des übrigen Inhalts zurücktreten läßt. Betheiligt er sich doch auch praktisch an dem neuesten Scherz von Max Hirsch, der Gründung einer „Humboldt-Akademie“ in Berlin, welche die Sozialdemokratie durch Ausrotten der Halbbildung vernichten und behufs dieses löblichen Werks den Arbeitern durch Vortragszyklen von je zehn bis zwölf Stunden über Geologie, Paläontologie, Philosophie, Psychologie, Erkenntnistheorie, Aesthetik, Ethik, Rechtswissenschaft, Kunstgeschichte u. eine „harmonische, wissenschaftliche Bildung“ einflößen will. Ein hübsches Pröbchen sozialpolitischer Weisheit, aber durchaus würdig seines Urhebers, der noch immer der mächtigste Förderer alles dessen gewesen ist, was er vernichten wollte!

In demselben Verlage erschienen wie „Unsere sozialpolitischen Parteien“, aber ein ganz anderes Werk eines ganz andern Mannes ist Viktor Böhmert's

„Die Gewinnbetheiligung. Untersuchungen über Arbeitslohn und Unternehmergeinn“ (Leipzig, Brockhaus). Der Autor ist bekanntlich Direktor des statistischen Amtes für das Königreich Sachsen und liest am Dresdener Polytechnikum über Volkswirtschaft. Wie zu unseren namhaftesten, so gehört er zu den in unserem gesegneten Vaterlande nicht allzuhäufigen Nationalökonomien, deren literarisches Wesen und Wirken durch einen tief sympathischen, auch widerwillige Leser unwiderstehlich fesselnden Zug gekennzeichnet ist. Bei seltenem Wissen zeichnet ihn eine seltene Bescheidenheit aus, eine freundliche Milde des Urtheils, eine völlige Abwesenheit von anmaßender Ueberhebung, wie sie bei viel geringerem Anlasse gar manchem unserer Volkswirthe eignet. Wissenschaftlich steht Böhmert ganz auf dem Boden der Freihandelschule, aber sein harmonischer Charakter bewahrt ihn vor jedem beschränkten Fanatismus, und er berührt sich ziemlich nahe mit dem rechten Flügel des Kathedersozialismus, wie er etwa durch Held und Rasse vertreten wird. Gerade seine gewinnenden Eigenschaften erklären es am leichtesten, wenn er in der literarischen Fehde vielleicht zu reservirt, in der Auffassung unserer wirthschaftlichen Entwicklung vielleicht zu optimistisch ist. Für die sozialdemokratische Agitation war es höchst charakteristisch, daß sie gerade diesen wohlwollenden Mann, den die redlichste Liebe für den Arbeiterstand beseelt, zur Zielscheibe der böshafteften und verlogenen Angriffe machte. Namentlich ein Schriftsetzer in Zürich zeichnete sich hierin aus; er schrieb ein dickes Pamphlet gegen Böhmert als einen „Fälscher der Wissenschaft“, ein ganz unsagbar widerwärtiges Machwerk, das in Wirklichkeit nur die Kraftschimpfreden Lassalle's gegen Schulze = Delitzsch, natürlich nach sorgfältigster Auscheidung aller geistigen Bezüge, zu einem wüsten Brei zusammerrührte, aber trotzdem selbst in „wissenschaftlichen“ Kritiken „unparteiischer“ Zeitschriften über den Schellendaus gepriesen wurde, was für die deutsche Gelehrtenwelt nicht besonders erhebeud und für den Gefeierten nicht besonders günstig war. Denn er verfiel natürlich dem Größenwahn, verließ sein ehrliches Gewerbe, wurde Schriftsteller, Buchhändler, sozialdemokratische Autorität, gerieth in Konkurs, Elend, Noth und verschwand schließlich jenseits des großen Wassers, ein „Lebenslauf in auf- und absteigender Linie“, in dem sich gewisse deutsche Dinge in einer nicht gerade erquicklichen Weise spiegeln, wobei das unglückliche Opfer selbst noch lange nicht den peinlichsten Eindruck macht.

Doch dies nebenbei. Das erwähnte Werk Böhmert's erwirbt sich das Verdienst, in zwei starken Bänden über ein schwieriges, verwickeltes, vielumstrittenes Problem der modernen Produktionsweise zum ersten Male erschöpfendes Material beizubringen, so weit augenblicklich überhaupt schon erschöpfendes Material beizubringen ist. Auf den ersten Blick erscheint die Betheiligung der Arbeiter am Gewinn als die einfachste, gründlichste und nächstliegende Lösung

der Wirren, welche aus der ungenügenden Regelung des Arbeitsverhältnisses in der heutigen Wirtschaftsordnung entstanden sind, und in der That haben es in früheren Jahren sehr einsichtige und hervorragende Volkswirthe, wie beispielsweise B. A. Huber, in dieser Weise aufgefaßt. Von anderer Seite wurden dann freilich wieder ebenso einleuchtende, wie schwerwiegende Bedenken geltend gemacht und namentlich praktische Versuche, auch solche, die von kundigen Händen und in immerhin großem Maßstabe eingeleitet wurden, mißlingen mehr oder minder. Die Folge war, daß die Gewinnbetheiligung in der öffentlichen Meinung auf den Rang einer gänzlichen Utopie herabsank. Hierin hat nunmehr das Werk von Böhmert wieder einen gewissen Umschlag hervorgebracht, indem es die Streitfrage aus dem Gebiete der Theorie, auf welchem sie bei den gleich gewichtigen Gründen für und wider niemals zu lösen sein wird, auf den Boden der Thatfachen stellte und an ihnen maß. Für diese dankbare und lehrreiche, aber ebenso auch schwierige und umfassende Aufgabe war Böhmert, dessen Stärke nicht sowohl auf dem Gebiete der sozialwissenschaftlichen Theorie, als in der individualisirenden, lokalisirenden, spezialisirenden Erfassung und Ergründung wirtschaftlicher Einzelfragen liegt, ganz besonders geeignet. Er hat eine Enquete über alle Länder der zivilisirten Welt veranstaltet, um die geschichtliche Entwicklung und gegenwärtige Ausdehnung des Gewinnbetheiligungssystems festzustellen; mit gleicher Sorgsamkeit hat er die einschlägige Literatur ausgebeutet und eine Fülle theoretischer Gutachten seitens urtheilfähiger Männer der Praxis und der Wissenschaft eingeholt. Aus diesem weitreichenden Material hat er dann in seiner „Gewinnbetheiligung“ ein gleicherweise wissenschaftlich durchdachtes, wie angenehm lesbares und vielfach selbst unterhaltendes Werk geschaffen. Er weist an 120 praktischen Fällen aus den verschiedensten Erwerbszweigen und Ländern nach, daß die Gewinnbetheiligung der Arbeitnehmer sich zwar durchaus nicht an allen, aber doch an vielen Orten als ein wirksames Mittel zur Verbesserung des Lohnsystems und zur Hebung der sozialen Zustände bewährt hat und bewährt. Daraus ergibt sich, daß der dem Antheilssysteme zu Grunde liegende Gedanke zwar gesund und richtig ist, aber nicht als neues weltbeglückendes Prinzip und unfehlbares Heilmittel sozialer Schäden aufgefaßt werden darf, sondern nur als eine schon vielfach erprobte Lösungsmethode, deren Einführung in allen Fällen, in denen die Natur der Sache eine Betheiligung ermöglicht, ebenso den Geschäfts- wie den Arbeiterinteressen nützlich werden kann. Für seine Anwendung läßt sich bei der unendlichen Verschiedenheit der einzelnen Fälle keine einfache Formel und kein überall nachahmenswerthes Modell aufstellen. Diese Hauptergebnisse der Untersuchungen von Böhmert näher zu beleuchten, verbietet hier der Raum; mag das Werk jedem nachdenkamen Leser empfohlen sein, welcher mit dem Verfasser in dem

Sage übereinstimmt, daß das vorurtheilslose, auf Erfahrungen gestützte Erkennen in Betreff der menschlichen Wirthschaft viel richtiger ist, als das Aufstellen und Vorschreiben noch so blendender und glänzender Dogmen.

Für engere Kreise berechnet ist Adolf Held's „Grundriß für Vorlesungen über Nationalökonomie“ (Bonn, Emil Strauß). Ursprünglich nur für die Zuhörer des Verfassers bestimmt, der bekanntlich an der Bonner Hochschule lehrt, und als Manuscript gedruckt, hatte die Schrift, sogar über die deutschen Grenzen hinaus, so viel Anklang gefunden, daß alsbald eine zweite Auflage nöthig wurde, die auf vielfachen Wunsch auch im Buchhandel erschienen ist. Natürlich bietet sie außer ihrem nächstliegenden, praktischen Zweck nur für diejenigen ein lebhafteres Interesse, welche die geistige Bewegung innerhalb der deutschen Nationalökonomie genauer verfolgen. Herr Held gehört zu den namhaften Kathedersozialisten, er ist ein hervorragendes Mitglied des „Vereins für Sozialpolitik“ und hat sich das größte Verdienst um die Klärung der Ansichten auf den Generalversammlungen dieses Vereins erworben. Ihm namentlich war es zu danken, daß nach mannichfach verworrenen Anfängen die weit überwiegende Mehrheit sich auf dem Standpunkte sammelte, daß die freien Organisationen der wirthschaftlichen Stände und ihre Beförderung und Leitung durch das Gesetz die Hauptaufgabe der sozialen Reform seien, während die namentlich durch Adolf Wagner vertretene Minderheit an direkten Eingriffen in das Privateigentumsrecht festhielt. Eine literarische Fehde, welche sich darüber zwischen Held und Wagner entspann, ist früher schon in diesen Blättern erwähnt worden. Neuerdings hat Held gerade von entgegengesetzter Seite nicht minder heftige, obgleich viel weniger geistvolle oder, um es kurz zu sagen, ganz abgeschmackte und thörichte Angriffe wegen seiner sozialpolitischen Haltung in M. Bloch's „Quintessenz des Kathedersozialismus“ (Berlin, Herbig) erfahren. Die Broschüre an sich würde kaum eine ernsthafte Erwähnung verdienen, wenn sie nicht einen bequemen und naheliegenden Anlaß böte, einige Bemerkungen zu machen, welche Augenblicklich vielleicht doppelt am Platze sind. Ueber die Sozialdemokratie und Verwandtes ist so lange und so viel gescholten worden, und gewiß mit vollstem Recht, daß nachdem ihr nunmehr das Wort genommen ist, vielleicht ohne besonderen Schaden eine kleine Pause eintreten könnte. Diese Pause würde in sehr nützlicher Weise ausgefüllt werden durch einen gleich energischen Feldzug der öffentlichen Kritik gegen die Gegenfüßler des Kommunismus, gegen jene absoluten und unfehlbaren Befenner des *laissez faire et passer*, die nicht zufrieden damit, eine wissenschaftlich in ihrer schrankenlos-allgemeinen Form längst abgethane Doktrin zu vertreten, was man ihnen schließlich gönnen könnte, mit perfiden und unglaublichen Angriffen die ausgezeichnetsten, besonnensten und nüchternsten Forscher verfolgen, sobald die-

selben nicht etwa an den Grundlagen der heutigen Ordnung rütteln, sondern nur der Ansicht sind, daß möglicher Weise soziale Schäden bestehen könnten, welchen abgeholfen werden müsse. Ein Brachtbeispiel dieser angenehmen Sorte von Polemit ist die Art, wie Herr M. Bloch, welcher ja eine gewisse Rolle auf volkswirtschaftlichem Gebiete spielt weniger durch die Qualität, als die Quantität der Produkte seiner sehr fleißigen Feder, Professor Held bekämpft. Letzterer ist gar kein Sozialist im prägnanten Sinne des Wortes; vielmehr wird er von den eigentlichen Sozialisten wegen seiner gemäßigten Anschauungen bekämpft; ein ebenso besonnener und loyaler, wie einsichtiger und kenntnisreicher Gelehrter, ist er immer ein Bekenner der Freihandelstheorie gewesen und unterscheidet sich, wie erwähnt, kaum von der Richtung Böhmert. Trotz alledem — „Thut nichts, der Kezer wird verbrannt!“ Beispielsweise überschüttet Herr Bloch sein Opfer mit den blutigsten Beleidigungen und Vorwürfen, weil Held es einmal für gedankenlos erklärt hat, die deutsche Sozialdemokratie für das Produkt der raffinierten Redekunst einiger gewissenloser Agitatoren zu halten, denn eine Partei werde nie allein durch Reden erzeugt; weil er also eine Anschauung vertreten hat, von welcher das ganze deutsche Volk vom Reichskanzler bis zum letzten Spießbürger, der noch sein Wochenblättchen zu lesen vermag, tief durchdrungen ist. Mit dem Gegenbeweise macht es sich Herr Bloch sehr leicht; er beruft sich auf den Schreiber dieser Zeilen, der geschichtlich nachgewiesen haben soll, daß die Sozialdemokratie allein durch die Agitation entstanden sei. Der Nachweis von Verdiensten, die man sich erworben hat, ohne es selbst zu wissen, mag ja unter Umständen sehr erfreulich sein; in diesem Falle gleicht er aber einem jener frostigen Scherze, die dem Betroffenen nach Lessing gleich das kalte Fieber zuziehen können.

Ein dankens- und empfehlenswertes Unternehmen in der sozialpolitischen Literatur ist weiter die „Bibliothek der Volkswirtschaftslehre und Gesellschaftswissenschaft“, welche F. Stöpel zu Berlin (Expedition des „Merkur“) herausgibt. Es ist ein Lieferungswerk, welches sich die Aufgabe stellt, die hervorragendsten Werke der nationalökonomischen und sozialen Schriftsteller aller Nationen in billigen Ausgaben und guten Uebersetzungen dem gebildeten Publikum zugänglich zu machen. Bisher sind einige zwanzig Lieferungen erschienen, welche Adam Smith's epochemachendes Werk, Malthus' nicht minder berühmten Essay über das Bevölkerungsgesetz, Carey's „Einheit des Gesetzes“ und Peshine Smith's „Handbuch der politischen Oekonomie“ umfassen. Jede Lieferung enthält sieben Bogen und kostet eine Mark. Es sollen folgen die Hauptwerke von Ricardo, Sismondi, Bastiat, Comte, ferner auch der französischen Sozialisten, wie Baboeuf, Blanc, Fourier, St. Simon u. Genug, daß ganze Unternehmen soll eine gleichförmige und vollständige Bibliothek der be-

deutendsten Erscheinungen der volkswirthschaftlichen Weltliteratur werden. Die lebhafteste Anerkennung, welche es bei der Lesermwelt und bei der Kritik gefunden hat, und sein rüstiges Fortschreiten bewiesen gleicher Weise, daß es einem vielfach empfundenen Bedürfnisse entgegengekommen ist und in der That als ein schätzenswerthes Beförderungsmittel sozialwissenschaftlicher Erkenntniß betrachtet werden darf. Gerade auf diesem Gebiete ist es dringend nothwendig, zu den Quellen zurückzukehren, von denen man unendlich viel mehr spricht, als man von ihnen weiß. Wie viele von denen, welche die Namen von Adam Smith und Malthus auf der Zunge tragen, haben wirklich ihre Werke gelesen! In wie trüber und verdorbener Vorstellung gehen vielfach die grundlegenden Gedanken von Adam Smith selbst in gelehrten oder doch gelehrt thuenden Schriften um! Jeder gebildete Deutsche sollte es für eine Ehrensache halten, den berühmten Schotten ebenso zu kennen, wie Shakespeare und Byron. Unter diesen betrüblichen Zuständen kann die gedachte Bibliothek viel Nutzen stiften. Sie ist für den billigen Preis trefflich ausgestattet, die Uebersetzungen sind flüssig, gewandt, klar und stehen, wie schon der bekannte Name des Herausgebers verbürgt, auf der vollen Höhe des wissenschaftlichen Verständnisses.

Ein bedeutender Zweig der Weltliteratur gleichsam in der Nußschale sind A. Gehrke's „Kommunistische Idealstaaten“ (Bremen, Schönemann). Die kleine Schrift gibt die Quintessenz der vier berühmtesten Utopien; nach der Reihe führt sie Plato's Gerechtigkeitsstaat, Thomas Morus' Utopia, Campanella's Sonnenstaat und Cabet's Iberien vor. Alle diese Staatsromane fast haben sprichwörtlichen Ruf gewonnen, aber ihr Inhalt war nur noch den Fachkennern bekannt und Laien um so schwerer zugänglich, als, von Cabet's Werke abgesehen, die übrigen in den altklassischen Sprachen abgefaßt sind. Neben dem dichterischen und kulturhistorischen Werthe dieser phantastischen Schriften war es wohl auch die Rücksicht auf die heutigen sozialen Erschütterungen, welche den Verfasser bestimmten, gerade jetzt diese fleißige und gelungene Arbeit zu veröffentlichen. Unsere Weltverbesserer pfl egten die überraschende Neuheit ihrer Gedanken und Vorschläge überschwenglich zu rühmen, aber thatsächlich waren auch sie Ben Ali's melancholischer Erfahrung unterworfen. Ihre Originalität war nur, uralte Träume den besonderen Verhältnissen der modernen Großindustrie anzupassen, eigenartig in der Kritik zu sein; in allem, was sie je über ihre neue Welt haben positiv verlauten lassen, sind sie nur slavische Nachbeter der Utopisten gewesen. Man kann dies theilweise recht ergötzlich in Gehrke's Schrift verfolgen. Wenn beispielsweise Cabet in seinem Iberien noch eine vierzigjährige Arbeitszeit verlangte, war Herrn Most dies lange nicht schlaraffenhaft genug, und so setzte er die unbescheidene Zumuthung flugs auf ihren vierten Theil herab. Engels und Marx haben in der That gar keinen

Grenzboten 1878. IV.

64

Grund, auf die utopistischen Sozialisten von so hohem Throne herab zu sehen, wie sie es zu thun pflegen, ihr wissenschaftliches System liegt noch ganz in den Bindeln einer ägenden Kritik der heutigen Ordnung; auf eigenen Füßen stehen, eine neue Welt aufbauen kann es nicht. Darin stehen sie weit hinter Cabet und Fourier zurück, die denn doch einen gewissen großartigen Wurf der schaffenden Phantasie berührt haben. Selbst Fourier's anscheinend hirnerbrannten Träume, denen zufolge nach Einrichtung seiner Phalangen Löwen und Tiger zahm werden würden wie Schoßhündlein; und die salzige Meerfluth süß wie Limonade, waren nicht ohne tieferen Sinn. In ihnen sprach sich die unbestreitbare Thatsache aus, daß dies ganze Weltverbessererthum gegen alle irdische Natur geht und nicht eher bestehen könne, ehe alle irdischen Dinge auf den Kopf gestellt seien.

Ergibt sich aus Gehrke's Schrift mittelbar werthvolles Material zur Beleuchtung der sozialdemokratischen Ideen, so richtet sich eine andere sozialpolitische Publikation, die gleichfalls zu Bremen im Nordwestdeutschen Volkschriftenverlage erscheint, unmittelbar gegen die kommunistische Agitation. Es ist eine Serie von Flugchriften, welche unter dem Titel: „Soziale Fragen und Antworten“ die Hauptgesichtspunkte des zwischen der modernen Kultur und ihren Todfeinden schwebenden Streits erörtern soll. Bisher liegt erst ein Heft vor über den „Klassenkampf“, allein man darf jetzt schon sagen, daß, wenn dieser Anfang in gleicher Weise fortgeführt wird, eine wahrhaft glänzende Leistung im Entstehen begriffen ist. In drei entscheidenden Gesichtspunkten steht das Schriftchen bergeshoch über allem bisher auf diesem Gebiete Geleisteten, bei welchem nur zu oft der Grundsatz maßgebend zu sein schien, daß das Schlechteste gerade gut genug für die Arbeiter sei. Erstens wird nicht gescholten und raisonnirt, sondern sachlich und würdig entwickelt. Zweitens ist die Sprache nicht jenes läppisch-widrige Gelalle, was man sonst wohl unter „populärer“ Schreibweise verstand, sondern ein anmuthig-graziöses, aber bis in die letzte Gedankenfalte auch für schwache Augen durchsichtiges Geplauder. Drittens endlich stehen die Ausführungen und Darlegungen auf der Höhe der wissenschaftlichen Erkenntniß, was der Arbeiter sehr bald spürt, und was ihn ebenso fesselt, wie ihn das Gegentheil abstößt. Gerade hierin hat er ein nur mehr instinktives, aber feines und sicheres Gefühl. Mögen die folgenden Hefte der „Sozialen Fragen und Antworten“ diesen höchst erfreulichen Weg einzuhalten verstehen!

Franz Mehring.

Parlamentarisches aus Baden.

Der seit mehreren Wochen wieder versammelte Landtag hat sich vorwiegend mit der Einführung der Reichsjustizgesetze beschäftigt. Diese Arbeit ist nun unter scharfer Dissonanz zwischen Regierung und Kammer zum vorläufigen Abschluß gelangt. Der Differenzpunkte waren es mehrere. Wir erwähnen nachstehend die wichtigsten derselben, wobei wir den, bezüglich dessen eine Verständigung nicht erzielt wurde, in letzter Reihe aufführen. Sofort bei der Frage nach Feststellung der Gerichtssitze gab sich eine Verschiedenheit der Anschauung kund. Der Vorschlag, daß nur ein Oberlandesgericht, mit dem Sitz in Karlsruhe, errichtet werden solle, war beiderseits genehm. Es sprechen keine Gründe dafür, durch Errichtung zweier Oberlandesgerichte ein oberstes Landesgericht zu ermöglichen, eine badische dritte Instanz ist existenzunfähig. „Schon aus politischen Gründen ist überdies die Gravitation zu dem Reichsgericht zu befördern, und liegt die Unterstellung unter dasselbe im Interesse der Rechtssprechung und der Rechtseinheit.“ Karlsruhe erhält also das Oberlandesgericht. Die Residenz wurde nicht für gefährlich befunden, selbst von Solchen nicht, denen z. B. die Domizilierung des Reichsobergerichts in Berlin ein absolut zu perhorreszirender Gedanke war, und auch Mannheim, das bis jetzt der Sitz des obersten Gerichtshofes ist, hat sich allem Anscheine nach mit Resignation in die Thatsache gefunden. Die Uebereinstimmung zwischen Regierung und Kammer erstreckte sich namentlich auch soweit, daß die Feststellung des Sitzes des Oberlandesgerichtes durch Gesetz zu erfolgen habe. Dagegen wollte im Widerspruche zum Entwurfe der Regierung die zweite Kammer, in Uebereinstimmung mit ihrer Justizkommission, auch die Sitze und Bezirke der Landgerichte durch Gesetz feststellen, während Sitze und Bezirke der Amtsgerichte zunächst zwar durch Verordnung bestimmt, nach dem 1. Oktober 1882 aber auch nur durch Gesetz sollten verändert werden können. Eine gewisse Stabilität der lokalen Begründung und des Umfangs der Landgerichtsbezirke erscheint in der That durchaus wünschenswerth. Diese wird am sichersten erreicht, wenn die Festsetzung durch die Gesetzgebung erfolgt. Anders dürfte die Sache bezüglich der Amtsgerichte liegen. Das Detail der lokalen Verkehrsverhältnisse u. dgl. wird gewiß besser von der Regierung beurtheilt, als von großen parlamentarischen Körperschaften. Jedenfalls aber sollte man, wenn die Bildung der Amtsgerichtsbezirke in bleibender Weise dem Verordnungsrecht anheimgegeben wird, bezüglich der Bestellung der Gerichtssitze keine andere Verfahrensweise einschlagen. Bezirk und Sitz des Gerichtes hängen so enge mit einander zusammen, daß die Bestimmung beider unseres Dafürhaltens unbedingt in einer

Hand liegen muß. Unnötigerweise trat sofort bei Diskussion dieser Frage eine gewisse Gereiztheit zwischen Regierung und Kammermajorität zu Tage. Mindestens ebenso unnötig war es, daß die „staatsbehaltenden“ Elemente unseres Landes, die Deutsch-Konservativen, die Sache sofort dahin pointirten, als ob die liberale Kammermajorität in einer Zeit, wo die Regierungsgewalt mehr als je der „Stärkung“ bedürfe, diese Vorschläge nur in der Absicht gemacht habe, die Rechte der Regierung zu schmälern. Die Gelegenheit, sich der Regierung auf Kosten der Liberalen in angenehme Erinnerung zu bringen, war freilich um so verlockender, als die der Regierung entgegengesetzte Anschauung ihren eifrigsten Verfechter in dem Vorstand der nationalliberalen Partei und Berichterstatter der Justizkommission, dem Abgeordneten Kieffer fand. Und — so ganz erfolglos scheint die Taktik nicht gewesen zu sein, denn auch die Regierung trat noch energischer für ihre angeblich gefährdeten Rechte und gegen die „Schwächung“ der Regierungsgewalt ein.

Einen Differenzpunkt, der mehr innerhalb der Kammer selbst, als zwischen Regierung und Kammer zu Erörterungen führte, bildete die Frage, wie und durch welche Vertretung der durch die Reichsgerichtsverfassung (§ 40) für Bildung der Schöffen- und Geschworenenlisten geforderte Ausschuß (7 Vertrauensmänner) zu ernennen sei. Diese Ernennung soll nach näherer Bestimmung der Landesgesetze durch die „Vertretungen“ der Kreise, Ämter, Gemeinden od. dgl. Verbände erfolgen. In Anlehnung an unser bisheriges Recht hat der Regierungsentwurf den Bezirksrath als die mit der Ernennung des Ausschusses zu betrauende Behörde bezeichnet. Die Hälfte der Mitglieder der Justizkommission trat diesem Vorschlag bei, während die andere Hälfte die Kreisversammlung als das Organ bezeichnet wünschte, welches die betreffenden Vertrauensmänner zu ernennen habe. Der Bezirksrath wird auf Vorschlag der Kreisversammlung — die Vorschlagsliste muß die dreifache Zahl der benötigten Bezirksrathsmitglieder enthalten — durch die Regierung ernannt, er ist nach unserem Verwaltungs-Gesetz die unter dem Vorsitz des Amtsvorstandes beratende und beschließende Verwaltungs- und Verwaltungsgerichtsbehörde. Für eine „Vertretung“ im Sinne der Reichsgerichts-Verfassung kann er darum wohl kaum erkannt werden, indem die Schlußerklärung der Reichsjustizkommission über diesen Punkt (Protokolle S. 241) als das Wesentliche der in § 40 Reichs-Gerichts-Verfassung benannten „Vertretung“ das bezeichnet, daß dieselbe auf freier Wahl beruhe. Diese Bedingung ist bei der Kreisversammlung erfüllt, darum sie zur Ausübung jener Funktion geeignet erscheint. Gegen den Bezirksrath spricht auch noch das, daß nach dem Willen der Reichs-Gerichts-Verfassung den Administrativ-Behörden als solchen kein Einfluß auf die Ernennung der Geschworenen eingeräumt werden darf. In Baden aber muß

auch der leiseste Schein einer Beeinflussung in der bezeichneten Richtung um so mehr vermieden werden, als bei uns die Kompetenz der Schwurgerichte für Preßdelikte aufrecht erhalten bleibt. All' diese Bedenken jedoch wurden nicht als vollwichtig erkannt und die Regierungsvorlage angenommen.

Weiteren Anlaß zu Meinungsverschiedenheiten gab die Stellung des Staatsanwalts und die Ernennung der Amtsanwälte. Hier wurde der Widerstreit der Ansichten durch einen Kompromiß beseitigt, wonach die Amtsanwälte „thunlichst“ aus der Zahl der Rechtskundigen zu entnehmen sind. Eine prinzipiell nicht unwichtige Frage war auch die, ob gegen die von der Polizeibehörde ausgesprochene Strafe auch das Mittel des Rekurses an die vorgesezte Verwaltungsbehörde zulässig sei oder lediglich die Perufung an das Gericht. Die Majorität der Kammer entschied nach lebhafter Debatte im Sinne des Regierungsantrags für die erstere Alternative, so daß es also dem Verstraften frei stehen soll, die Entscheidung der dem Polizeigericht vorgesezten Dienstbehörde oder die richterliche Entscheidung anzurufen. Der Vorwurf, daß mit dieser Gesetzesbestimmung ein fremdes Element in die Rechtsprechung hineingezogen werde, möchte kaum zu entkräften sein.

Nun erhob sich die letzte, wichtigste Streitfrage. Sie betraf die Derogation der in Folge der Reichsjustizgesetzgebung außer Geltung tretenden Bestimmungen unseres badischen Landrechts (code civil). Die zweite Kammer hat, unter schärfstem Widerspruch der Regierung, fast einstimmig beschlossen, „daß die mit den Reichsjustizgesetzen nicht übereinstimmenden Vorschriften des Landrechts und der dasselbe ergänzenden Gesetze durch Aufhebung oder Abänderung dieser Vorschriften in dem zu erlassenden Einföhrungsgesetze auszuscheiden seien.“ Die Regierung machte hiergegen geltend, daß, wie die Reichsjustizgesetze ohne Zuthun der badischen Gesetzgebung in unserem Lande zur Geltung kommen, so auch die Landesgesetzgebung überhaupt nicht befugt erscheine, in rechtlich verbindender Weise festzustellen, was von dem bisherigen Rechte durch die Reichsgesetzgebung beseitigt sei und was neben ihm bestehen könne. Das Reichsrecht allein verfüge, was außer Kraft trete. Die Derogation sei der richterlichen Praxis beziehentlich der Wissenschaft zu überlassen. Dagegen ist ebenso unbestritten, daß, „so oft das Reichsrecht eine wirkliche Lücke in das Recht des Einzelstaates reißt, die Nothwendigkeit einer landesrechtlichen Ergänzung eintritt, weil ein Zustand unerträglich wird, in welchem eingeriffene Rechtsnormen nicht wieder aufgebaut werden. Diese Nothwendigkeit kann auch eintreten, wo es sich nicht gerade um den Wiederaufbau, sondern um Begräunung von Ruinen handelt.“ Für diese von der Kammer empfohlene Methode haben sich auch die Gerichtshöfe des Landes, mit Ausnahme von zweien, ausgesprochen. Sicher ist und jedem Laien einleuchtend, daß, wie das Gutachten eines Gerichts-

hofes ausführt, die Schwierigkeiten, welche bezüglich der Auslegung der Gesetze entstehen, viel leichter durch den Gesetzgeber überwunden werden, als durch den Richter, welcher schlecht hin an die Regeln der Gesetzesanwendung gebunden und dessen Aufgabe um so schwieriger ist, als diese Regeln keineswegs feststehen. Freilich liegt die Gefahr nahe, daß die Gesetzgebung beim besten Willen und bei der größten Umsicht ihre Arbeit nicht ganz vollständig thut. Das Publikum wird aber zehnmal lieber diesen letzteren, später dann zu beseitigenden Nachtheil in Kauf nehmen wollen, als die auf dem anderen Wege absolut zu gewärtigende Verwirrung und Unsicherheit.

Eben als man „des trockenen Tones“ dieser gegenseitigen Auseinandersetzungen satt werden wollte, ist es dem Lehrer des französischen Zivilrechts an der Universität Heidelberg, zugleich in Vertretung dieser Hochschule Mitglied der ersten Kammer, Geh. Rath Dr. Renaud, gelungen, in gewohnter feiner Urbanität den Verhandlungen frisches, funkenprühendes Leben einzuhauchen. Die Regierung ließ nämlich in einer Berathungspause durch den Justizministerpräsidenten ein früher von Renaud abgelehntes Gutachten oder besser gesagt eine flüchtig motivirte Meinungsäußerung desselben über die Derogationsfrage ohne Vorwissen des Präsidiums der zweiten Kammer an deren Mitglieder vertheilen. Im Gegensatz zu seinem Freiburger Kollegen vertritt Dr. Renaud den Standpunkt der Regierung. Er erklärt es für unmöglich, die von der Justizkommission unternommene Arbeit zu leisten und meint, es sei „mißlich, wenn der Gesetzgeber nicht bloß den Schein der Unfähigkeit zu einer Arbeit auf sich ziehe, sondern wirkliche Inkapazität zur Lösung einer von ihm ohne Noth übernommenen Aufgabe darlege.“ Nach sonst gangbaren Begriffen erscheint diese Auslassung, wie der Präsident der zweiten Kammer in öffentlicher Sitzung erklärte, als sehr „verlezend“. Während nun aber der Herr Justizministerpräsident schüchtern versuchte, durch eine günstigere Deutung des von ihm in der Eile nicht scharf in's Auge gefaßten Satzes das Haus milder zu stimmen, gelang es der Interpretationskunst des Heidelberger Rechtslehrers, in der ersten Kammer in wunderbar feingefügter Erläuterung eine Darlegung zu geben, deren logischer Deduktion nur noch ein Glied beizufügen war, um der zweiten Kammer und ihrer Justizkommission begreiflich zu machen, wie in jener Aeußerung durchaus nur ein fein erdennenes Kompliment zu erblicken sei. Die Sache ist zu den Alten gelegt. Sicher ist, daß das Renaud'sche „Gutachten“ nichts zur Verständigung beigetragen, im Gegentheil nach mancher Seite hin die Lage nur noch schwieriger gemacht hat. Regierung und Justizkommission beharrten bei den erneuten Verhandlungen jede auf dem bisherigen Standpunkte, die Kammer hielt in der zweiten Berathung ihren früheren Beschluß bezüglich der Derogation einstimmig fest, und da die Regierung den Beitritt

zu diesem Beschlusse rundweg ablehnte, so hat sie selbst die Arbeit zu Ende geführt, die Ausscheidung der betreffenden Landrechtsfälle vollzogen. Es kommt nun vor Allem auf die Stellung an, welche die erste Kammer zu der Frage nehmen wird. Danach erst kann Weiteres bemessen werden.

Der Justizministerialpräsident Dr. Grimm hat im Laufe der gegenwärtigen Landtagsession, der ersten, welche er als Chef des Justizministeriums erlebt, schon manche Dornen gepflückt, namentlich in der Derogationsfrage. Freilich verkennt auch kein Kundiger die große, schwere Arbeit, welche anlässlich der Einführung der Reichsjustizgesetze in Vorbereitung des Landtags und jetzt während der Dauer der Session in diesem Ressort zu leisten war und zu leisten ist. Aber Vorkommnisse, wie das mit dem Renaud'schen Gutachten, hätten sich nie ereignen sollen. Zur Uebung der praktischen Regierungsthätigkeit genügt ein reiches, umfassendes Wissen nicht. In einem Theile des Publikums hat bei dem langsamen Fortschreiten der auf die Einführung der Reichsjustizgesetze bezüglichen parlamentarischen Arbeiten sich eine gewisse Mißstimmung bemerklich gemacht. Man fand, daß die Verhandlungen zu spezifisch juristisch geführt werden; man meinte, es werde, insbesondere mit der Derogation, unnötige Arbeit gethan, die ganze Materie lasse sich rascher, einfacher, praktischer ordnen. Diese Stimmung ist zu begreifen. Hier hätte aber vor Allem die Presse ihre Aufgabe richtig erfassen und üben sollen. Sie hätte das Publikum daran erinnern sollen, daß diese verwickelte und die vielgestaltigsten Verhältnisse des Rechtslebens in Mitleidenschaft ziehende Materie nicht im Flug erledigt werden könne. Statt die Kammer und ihre Justizkommission der Verschleppung, der juristischen Haarspalterei u. dgl. anzuklagen, sollte man ihr Dank wissen für die Gründlichkeit und Umsicht, mit der sie die höchst schwierige Arbeit leistet. Es ist nicht Jedem gegeben, über die bei Einführung der Reichsjustizgesetze zur Diskussion stehenden und der gesetzgeberischen Lösung harrenden Fragen ein selbständiges Urtheil zu fällen. Deshalb dürfte es sich aber auch geziemen, daß sich das größere Publikum ein klein wenig bescheide und zu der Einsicht, der Gewissenhaftigkeit und der Treue seiner in freier Wahl berufenen Abgeordneten das Vertrauen hege, daß dieselben nicht Lappalien treiben, nicht zum bloßen Vergnügen Stunden und Tage lang juristisch subtile Bestimmungen erörtern. Die souverän absprechende, immer und allewege nur verurtheilende Kritik von Regierungsmaßnahmen, wie sie von der preussischen Fortschrittspartei beliebt wird, hat schon längst bei jedem ruhig denkenden Politiker allen Kredit eingebüßt. Sollte in einem konstitutionell geschulten Volke das oft aus sehr unklarer Mißstimmung geborene lustige Raisonniren über die parlamentarische Arbeit seiner Vertreter nicht noch schärferer Beurtheilung unterstehen? Das Knabenhafte kann Männern nicht imponiren. —

Die nationalliberale Partei war erfreut, Lamey, der in Folge der Vorgänge bei der Reichstagswahl des vorigen Sommers das von ihm für Freiburg geführte Abgeordnetenmandat niedergelegt hatte*), sofort bei dem Wiederauftreten des Landtags der zweiten Kammer zurückgegeben zu sehen. Die Stadt Karlsruhe hatte sich beeilt, dem bewährten Volksmann und Parlamentarier ein eben erledigtes Mandat zu übertragen. Die Kammer hat ihn alsbald wieder auf den Präsidentenstuhl erhoben. Ein anderweitiger Verlust aber ist der durch die Erklärung vom 9. November kund gegebene Rücktritt Kiefer's von der Oberleitung des Organs der nationalliberalen Partei in Baden, der „Bad. Correspondenz“, und gleichzeitig von der Vorstand- und Mitgliedschaft des Ausschusses der Partei. Das Aufsehen hierüber wird erhöht durch den gleichfalls öffentlich kundgegebenen Entschluß Kiefer's, nach Ablauf der gegenwärtigen, im Sommer des nächsten Jahres zu Ende gehenden Landtagsession ein Mandat für die zweite Kammer nicht mehr zu übernehmen. Als Grund dieses Rücktrittes und Entschlusses gibt man an, daß die gleichzeitige Führung des Landtags- und Reichstagsmandats den Abgeordneten zu oft und während zu langer Zeit seinem amtlichen Berufe entziehe. Das Gewicht dieses Grundes ist durchaus anzuerkennen, zumal da bei Kiefer noch die Rücksichten auf die persönlichen Gesundheitsverhältnisse schwer in die Waagschale fallen. Gewiß hat auch nicht etwa ein momentaner Entschluß die Rücktrittserklärung veranlaßt. Indessen wird man doch nicht fehlgreifen, wenn man noch tiefer liegende Gründe aufsucht. Solche aber zeigen sich wohl erkennbar demjenigen, der die seit Jahren geübte parlamentarische Wirksamkeit Kiefer's und seine energische politische Thätigkeit außerhalb der Kammer genau beachtet hat und nun den aus solcher Beachtung abstrahirten politischen Charakter Kiefer's in der augenblicklichen und wohl nicht nur kurz dauernden politischen und parlamentarischen Situation inne stehen sieht. Kiefer ist eine scharf ausgeprägte prinzipielle Natur; er kann nur die für richtig erkannten politischen Zielpunkte mit vollster Schärfe in's Auge fassen und mit schneidender Konsequenz sie zu verwirklichen streben. Mit rückhaltslofer Ueberzeugung steht er auf dem Boden des nationalen und liberalen Programms. Diese Ueberzeugung macht ihn in Verfechtung der modernen Staatsidee zum glühenden, im edeln Sinne des Wortes leidenschaftsvollen Gegner Rom's, zum begeisterten Vertreter des nationalen Gedankens. Die große Gewandtheit und Schlagfertigkeit der Rede qualifiziren ihn zu einem hervorragenden Parlamentarier, während gleichzeitig sein reines Streben, seine rastlose Thätigkeit ihm innerhalb der eigenen Partei rasch hohes Ansehen erwarben. Diese Partei und ihre Thätigkeit auf dem Landtag ist seit länger als einem Jahrzehnt ohne Kiefer kaum denkbar,

*) Vgl. Grenzboten 1878 Nr. 36.

namentlich in ihren Kämpfen und ihrer gesetzgeberischen Thätigkeit bezüglich der staatlich-kirchlichen Fragen. Wir wollen jetzt nicht eingehender untersuchen, ob und wie weit das, was man einen Verflüchtigungsprozeß nennt, bei der nationalen und liberalen Partei in Baden bereits eingetreten und fortgeschritten ist. Ein gewisser konservativer Zug, eine Strömung jener Art, von welcher in diesen Tagen im preußischen Abgeordnetenhaus der Kultusminister sagte, daß die Regierung nöthigenfalls auch wider sie ihre im Kampf gegen Rom gewonnene Position behaupten werde, ist nicht erst seit gestern wahrnehmbar. Gar Manche sehen dem arglos zu, lassen sich sogar ab und zu auch einmal eine Strecke weit von der Strömung tragen, indem sie, die Getragenen, in heiterer Naivetät dabei noch wähnen, aufrecht zu gehen auf eigenen Füßen. Man bleibt national, man bleibt auch liberal. Aber man will möglichst Mäßigung walten lassen, man weist weit zurück, Prinzipien konsequent zu verwirklichen. Das wäre Doktrinarismus. Bei Beginn der gegenwärtigen Landtagsession haben sich Stimmen dahin vernehmen lassen, als ob das Fortbestehen einer selbständigen nationalliberalen Landtagsfraktion an der Seite einer durchaus nationalliberal gesinnten Regierung zwecklos sei. Der scharf Zusehende glaubte in den letzten Wochen und zwar nicht nur ein- oder zweimal zu gewahren, daß eine solche Anschauung, Manchem der Betreffenden vielleicht unbewußt, auch in unserer zweiten Kammer ihre Anhänger habe. Der strenge, prinzipiell feste Zusammenhalt der nationalliberalen Landtagsfraktion wurde vermißt. Das, was ein und das anderemal aus ihrer Mitte heraus einen Sonderkopf erhoben hat, schien fast nach dem Bilde einer Regierungspartei sans phrase geschaffen. Es ist vielleicht gut, daß Kiefer's Rücktritt gerade in diese Zeit fällt. Besser, draußen auf dem weiten Terrain für sich allein festen Fuß fassen, als daß mitten im Lager die mattbewegte naßkalte Fluth hemmend die Knöchel umrausche. Es kommen auch andere Zeiten wieder, und dann wird Kiefer zweifellos auch wieder zur Stelle sein. Da mit dem Rücktritt des seitherigen Vorstandes auch die übrigen sechs Mitglieder des nationalliberalen Landesausschusses ihr Mandat niederlegten, so fand durch die nationalliberalen Abgeordneten der zweiten Kammer eine Neuwahl statt, in der die bisherigen Mitglieder wiedergewählt wurden, und als siebentes Mitglied, an Stelle Kiefer's, der Abgeordnete Bürklin von Heidelberg hinzutrat. Ein Mitglied des Ausschusses, Boravicini von Bretten, früher auch Reichstagsabgeordneter, ist eben in diesen Tagen gestorben. Das Land hat in ihm einen seiner treuesten, bewährtesten und tüchtigsten bürgerlichen Abgeordneten verloren. Der Landesausschuß besteht nun dormalen noch aus den Abgeordneten Bär, Bürklin von Heidelberg, Fauler, Finser, Fridrich, Pflüger.

Mitte Dezember.

Grenzboten IV. 1878.

Dr.

65

Die fünfte Woche des Preussischen Landtags.

Die Arbeiten des Landtags sind in dieser Woche keineswegs im Verhältniß zu der ihm durch die Umstände zugemessenen Zeit fortgeschritten. Das Herrenhaus ist zwar fleißig gewesen: es erledigte, nachdem es am 17. Dezember mit neun neuen Gesetzentwürfen bedacht war, deren sechs, am 18. Dezember fünf und am 20. Dezember neun. Die meisten waren freilich nicht von allgemeiner Bedeutung, doch befinden sich unter den erledigten auch schon einige der Justizgesetze. Mit dem Abgeordnetenhaus geht es jedoch viel langsamer.

Der fortschrittliche Abgeordnete Baur stellte am 17. Dezember an den Kultusminister eine Anfrage, welche nach Lage der Dinge den Stand der Unterrichtsgeßfrage betraf, wenngleich sie formell auf nur zwei Punkte desselben gerichtet war. Es ist in der That eine seltsame Erscheinung, daß so lange nach Beseitigung des von Mühler'schen Systems das ersehnte Unterrichtsgeß noch nicht hat zu Stande kommen können; aber es ist ja bekannt, daß die Verzögerung nicht auf Minister Falk, sondern wie so manches Andere was nicht vom Fleck rücken kann, auf die von der Regierung beim Reiche geplante Finanzreform warten muß. Der Entwurf ist im vorigen Jahre ausgearbeitet und ein Theil desselben, die Rechtsverhältnisse der Studirenden betreffend, dem Landtage als besondere Vorlage schon unterbreitet. Hinsichtlich des übrigen Theiles hatte die Regierung in der Eröffnungsrede erklärt, daß sie sich ihrer Verpflichtung, denselben auch ferner mit allen Kräften zu fördern, völlig bewußt sei, zugleich hatte sie angedeutet, daß selbst auf demjenigen Gebiete, auf welchem die Neuregelung der Verhältnisse am dringendsten sei, dem der Unterhaltung der öffentlichen Volksschulen, eine befriedigende Lösung der Aufgabe nicht ohne noch zu beschaffende erhebliche Mehraufwendungen des Staats möglich sein werde. Wenn nun Baur jetzt noch zwei Punkte herausgriff, deren baldige Erledigung allerdings ebenfalls sehr erwünscht wäre, so war doch eine Verweisung auf die noch nicht erfolgte Beschaffung der Mittel vorzuzusehen. Trotzdem fand es Interpellant angezeigt, das Unzulängliche des Gehalts der ausgedienten Elementarlehrer sowie die Dürftigkeit der Pensionen der Lehrerr Wittwen auszumalen. Er sagte damit niemandem etwas Neues; seiner Anregung der Frage aber, ob die Lage jener Personen selbst bei weiterer Verzögerung des Unterrichtsgeßes jetzt schon verbessert werden könne, würde sich nur dann einige Bedeutung haben beilegen lassen, wenn er anzugeben vermocht hätte, wie dies überhaupt möglich sei. Doch, da gab Richter plötzlich dahin Aufklärung, die Fortschrittspartei habe die Anfrage nur eingebracht, um sich die populären Fragen nicht sämmtlich vom Centrum wegschnappen zu

lassen. Das war wirklich recht aufrichtig! Falk schien dieser Bewandniß schon vorher klar gewesen zu sein, er legte daher in seiner Antwort das größere Gewicht auf die immerhin angemessene Konstatirung des innigen Zusammenhangs der Finanzreform mit jenem Gesetze. Die Sache wurde nicht weiter erörtert, Windthorst's Zwischenruf jedoch, Falk habe eine Rede für das Tabaksmonopol gehalten, wurde von einem Theile der Presse aufgefangen, so daß in derselben die Ansicht spukt, die Bedürftigkeit der Lehrer werde regierungsseitig mit als PreSSION für ihre Finanzreform benutzt.

Die bei der fortgesetzten Berathung des Etats des Inneren von Schmidt erhobene Beschwerde wegen des von der Stettiner Polizei erlassenen Verbots der Aufführung von Augier's Theaterstück „Die Fourchambault“ wird wohl die allgemeine Aufmerksamkeit noch eine Zeit lang beschäftigen. Die Ansichten darüber, ob ein solches Stück die Schidlichkeitsgrenze überschreite, werden allezeit verschieden sein, also auch die Ansichten der Aufsichtsbehörden darüber. Es gibt eben hierbei keine obere Instanz, wie man eine solche in der bekannten Umsturzfrage hat. So lange nicht, wie Windthorst vorschlug, eine Jury gebildet oder, wie Miquel meinte, wenigstens in großen Städten eine Art von Vertrauenskommission aus Bürgern der gebildeten Stände der Polizei gesetzlich beigegeben ist, werden Fälle wie der Stettiner, wo das mit der Behandlung an anderen Orten in Widerspruch stehende Verhalten der Polizei, nach der zutreffenden Schilderung von Horwitz, Mißstimmung und Spott des Publikums hervorrief, nicht zu vermeiden sein. Graf Eulenburg zeigte sich nicht geneigt, auf die Frage einer gesetzlichen Regelung einzugehen.

Die übrigen beim Etat des Innern vorgebrachten Klagen betrafen vorwiegend lokale Dinge. Von allgemeinerer Bedeutung war allenfalls ein beim Kapitel der Landgensdarmarie vorgekommenes Nachspiel zur Frage der Wahlbeeinflussungen. Die von Richter wiederholt und ganz bestimmt gestellte Frage, ob die als aktive Militärs nicht wahlberechtigten Gensdarmen nach Ansicht des Ministers Wahlzettel und Aufrufe vertheilen dürften, wurde von letzterem durch Verweisung auf seine früheren allgemeinen Erklärungen über beamtliche Wahlennischung erwidert. Hiernach scheint festzustehen, daß Graf Eulenburg jene Handlung für statthast hält, sobald sich nur deduziren läßt, daß sie vom Landrathe nicht gerade amtlich anbefohlen war. Wenn also dieser zum Gensdarmen als Wähler oder als Mensch zum Menschen geredet hat, so soll nichts dagegen zu machen sein. Das sind keine guten Aussichten für die nächsten Wahlen! Bei diesen wird unter Anderem wohl auch die in der Verhandlung vom 11. Dezember von Birchow gethane undvorsichtige Aeußerung von den „guten Revolutionären“ ausgebeutet werden. Die Anzeichen dafür liegen schon jetzt vor. Daher sind die Fortschrittler bereits eifrig daran, den ihnen von ihrem

enfant terrible zugefügten Nachtheil möglichst abzuschwächen, und so mußte auch der Etat der Gensdarmrie Herrn Richter zu einem längeren Diskurs dieser Tendenz herhalten.

Die zweite Berathung des Gesetzentwurfes über Aenderungen in den Ministerialressorts, am 18. Dezember, hielt sich glücklicherweise fern von den am 2. und 3. Dezember so ausführlich behandelten grundsätzlichen Fragen. Der Uebertragung der Domänen- und der Forstverwaltung vom Finanz- an das landwirthschaftliche Ministerium wurde fast ohne Weiteres zugestimmt, der Theilung des Handelsministeriums in ein Ministerium der öffentlichen Arbeiten und eins für Handel und Gewerbe aber erst nach längeren Erörterungen. Die Ueberladung des Handelsministers steht außer Zweifel; sie ist in einer Denkschrift nachgewiesen, von der Kommission anerkannt und wurde vom Minister Maybach sowie Herrn von Wedell überzeugend dargelegt. Nach der früheren Vorlage sollte ein besonderes Eisenbahn-Ministerium gegründet werden. Einen der Gründe, welche am 27. März d. J. das Haus zur Ablehnung bestimmten, hat die Regierung jetzt angenommen, indem sie die öffentlichen Arbeiten unter Einem Ministerium belassen will. Gerade diese Berücksichtigung wurde ihr nun von Windthorst, in trautem Vereine mit Hänel, zum Vorwurf gemacht. Ersterer sprach von einem bedenklichen Schwanken der Regierung, will erst sicher sein, daß das Reichseisenbahnprojekt ganz aufgegeben sei, und witterte hinter dem Vorschlage einen bedenklichen Schritt zu sich überstürzenden Einheitsbestrebungen. Das Entscheidende fand Ricker mit Recht in der Verbindung der Handels- und Gewerbesachen mit dem Reiche, und es war ein bedeutender Moment, als Maybach konstatarie, daß der Handel ohnehin längst ein deutsch-nationales Element geworden sei. Die Einwände wurden von Miquel schlagend widerlegt, der die Fortschrittler vor dem Zusammengehen mit dem Hauptvertreter des Partikularismus warnte.

Im Anschluß an die Genehmigung der Vorlage ließ das Haus durch eine Resolution der Regierung eine Unterstützung in ihren Plänen bezüglich des Eisenbahnwesens zu Theil werden. Die Wiederaufnahme des Versuchs wegen eines Reichseisenbahngesetzes ist ein patriotisches Werk. Deshalb that Windthorst sein Möglichstes, das Mißtrauen der kleineren Staaten gegen Preußen wieder wachzurufen. Miquel dämpfte nach Kräften, und Richter knüpfte die Zustimmung der Fortschrittler an die Bedingung der Aufhebung des Reichseisenbahnprojekts sowie der Verstaatlichung der Eisenbahnen, bekam darauf aber von Maybach ein ihn und Genossen charakterisirendes derbes Wort zu hören, worauf die Fortschrittler zustimmten, ohne über die Erfüllung der Bedingungen Sicherheit erhalten zu haben.

Die Berathung des Etats der Forsten und Domänen am 19. Dezember

bot nichts Bemerkenswerthes; die Berathung kleinerer Vorlagen am 20. Dezember ging nicht ohne kleinliche Parteistreitigkeiten ab. Wenn sich das Haus mit Wiederbeginn der Sitzungen am 8. Januar 1879 nicht besser an die Geschäfte hält, wird es sich dem Vorwurfe der Verschleppung nicht entziehen können.

Berlin, den 20. Dezember 1878.

L.

Literatur.

Die Prachtausgabe von Schiller's Werken (Stuttgart, Eduard Hallberger) ist zum Schlusse unseres Jahrganges bis zur 37. Lieferung gebieheu und hat damit den Tell und die Schiller'schen Bearbeitungen griechischer Dramen zum Abschluß geführt. Das Werk hat bisher in der Ausstattung das Beste, im Holzschnitt Alles geleistet, was in dieser Gattung bildlicher Darstellungsweise nur zu leisten war.

Vielversprechend und schon durch den Namen des Herausgebers Jakob von Falke in hohem Grade anziehend, ist das zur Zeit leider erst in wenigen Lieferungen vorliegende Unternehmen des Verlags von Spemann in Stuttgart, Hellas und Rom, welches eine Kulturgeschichte des ganzen klassischen Alterthums zu bieten verheißt. Die ersten Lieferungen deuten schon an die glänzende Anlage und den weiten großen Plan des Werkes, dessen Fortschreiten zum Ziele die Besten mit ihrem Interesse begleiten werden.

Bei W. Spemann, Stuttgart, ist weiter soeben der zweite Jahrgang des im vorigen Jahre begonnenen Almanachs für das deutsche Haus, Kunst und Leben von Friedrich Bodenstedt in glänzendster Ausstattung, mit gebiegenen Beiträgen von Heise, Bodenstedt, Rekulé, Riehl, Wischer, Siller, Stieler, Freunzel u. s. w. erschienen.

Das von uns schon oftmals erwähnte Lieferungswerk Unser Vaterland (Stuttgart, Gebr. Kröner) ist bis zur letzten uns vorliegenden Lieferung (Nr. 26) über die Ennsthaler Alpen undensee noch nicht hinausgekommen.

Auch die deutsche Literaturgeschichte von Robert König, die mit der vierten Lieferung abgeschlossen vor uns liegt (Leipzig und Bielefeld, Velhagen und Klasing), darf in gewisser Hinsicht zu den Prachtwerken gezählt

werden. Denn so ernst und streng der im besten Sinne des Wortes fromme Verfasser seine Aufgabe auch auffaßt und ausführt, dem deutschen Hause die Schätze der deutschen Literatur zu erschließen und die Spreu vom Weizen zu sondern: den Hauptreiz und die große verdiente Verbreitung dankt das Buch doch der reichen Ausstattung mit Bildwerken, Schrift- und Druckproben u. s. w., welche gleichsam eine bildliche deutsche Literaturgeschichte darstellen.

Heinrich Kruse hat uns mit einem neuen Drama „Rosamunde“ erfreut (Leipzig, S. Hirzel) — einem neuen Drama, das gleichwohl eines seiner ältesten ist, denn seit 1859, da es zuerst entstand, hat er es sieben Mal umgearbeitet, bis es nun vor die Welt tritt. Dieselbe historische Treue, derselbe tiefe, weishevolle, sittliche Ernst, dieselbe edle, klangvolle Sprache, dieselbe klare Charakteristik und schön durchdachte Gliederung der Handlung ist an dieser dramatischen Dichtung Kruse's zu rühmen, wie an seinen früher erschienenen.

Unter all' den Lieder- und Gedichtsammlungen, welche zum Weihnachtsfest angeboten werden, möchten wir Felix Dahn's Lieder und Balladen (Leipzig, Breitkopf und Härtel) eine hervorragende Stelle zuweisen. Dahn ist Meister der Form, zugleich aber auch — man braucht nur an seinen Roman „der Kampf um Rom“ zu erinnern, der an historischem Werth reichlich alle Ebers'schen Phantasiengebilde aufwiegt — als Historiker so vertraut und verwachsen mit der deutschen Sagenwelt und der deutschen Geschichte der Denk- und Gefühlsweise des deutschen Mittelalters, daß ihm hier wenige zeitgenössische Dichter gleichkommen, und die reiche Sammlung seiner Balladen und Romanzen einen Genuß gewährt, wie er seit Uhland nicht mehr geboten wurde. In seinen Liedern und Sprüchen findet der Leser Perlen reiner, ergreifender und formvollendeter dichterischer Empfindung. Und die patriotischen Gelegenheitsgedichte, mit denen die Sammlung schließt, leben uns allen noch in frischer Erinnerung seit der bewegten Stunde, die sie schuf, und viele von ihnen werden noch Manche nach uns erheben.

Die Frithjofs-Sage hat in Pauline Schanz eine neue gewandte Bearbeiterin gefunden (Dresden, Weinhold und Söhne). Die Ausstattung, namentlich Papier und Druck, könnte eleganter sein. — Andersen's Märchen sind von Emil J. Jonas neu übersetzt und mit Anmerkungen versehen, von der Verlagsbuchhandlung (Wichteler und Co., Berlin) aber mit etwas groben Holzschnitten ausgestattet worden. Derselbe Uebersetzer führt Richard Gustavsson's Märchen zum ersten Male in Deutschland ein. Derselbe Verleger illustriert sie mit Holzschnitten derselben Gattung wie Andersen. — Für das Badefischalter bietet M. Ermann eine reizende Erzählung „Nur ein Mädchen“ in sehr eleganter Ausstattung (Stuttgart, Schmidt und Spring).

Einige der bedeutendsten Erzeugnisse der neuesten deutschen Novellenliteratur bietet der Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin in den bekannten blaßrothen Umschlägen: Neue Novellen von Theodor Storm; vier Novellen und Erzählungen von Rudolph Lindau; die feine zweibändige Erzählung „Croquet“ von Gustav zu Puttkitz; die beste historische Novelle, die Wilhelm Jensen geschrieben hat, „Karin von Schweden“; den durch den unmotivirten Tod des Knaben Benno peinlichen Roman „Im Hause der Väter“ von Otto Roquette; endlich den vielgenannten, vielgedruckten und unseres Erachtens weit über Gebühr geschätzten neuesten Roman Berthold Auerbach's „Landolin von Reutershöfen“. Lange bevor diese jüngste Blüthe spinozistischer Dorfgeschichten ihren Duft entfaltete, berichtete uns die dienstfertige Tagespresse, der Verfasser habe seinen Stoff einer wirklichen Kriminalgeschichte des badischen Landes entnommen. Man hätte daher wenigstens voransetzen dürfen, der Verfasser werde sich mit den paar juristischen Förmlichkeiten, die er zu berichten hatte, dem Verfahren vor dem Schwurgericht, dem Verlehr eines Angeklagten mit dem Verteidiger, der Zeitfolge der Parteivorträge und des Präsidialschlußwortes, den Formen des Wahrspruches u. s. w. bekannt machen. Aber überall begegnen wir nur den ungeheuerlichsten Schnitzern. Nicht einmal, daß die Sträflinge kurzgeschoren und nicht mit langem, wirrem Haar aus dem Zuchthause kommen, ist dem Verfasser bekannt.

Mit besonderer Freude begrüßen wir schließlich die soeben erschienene vierte Sammlung der Wiener Spaziergänge von D. Spitzer (Leipzig und Wien, Julius Klinckschardt). Der Zeit nach umfaßt dieser Band die Wochenberichte des gefürchteten Satirikers vom 1. Oktober 1876 bis zum 22. Oktober 1878; dem Stoffe nach ziemlich Alles, was in diesen Tagen in Wien, Oesterreich, Deutschland u. s. w. die Menschen bewegt hat: innere und äußere Politik, Theaternovitäten, Richard Wagner-Manie, Makart's neueste Leistung, die orientalische Frage und den russisch-türkischen, sowie österreichisch-bosnischen Feldzug, den Berliner Congreß, das Ableben Viktor Emanuel's und Pius' IX. und die üblichen sommerlichen Reisebriefe eines Wiener Spaziergängers. Früher schon*) haben wir versucht, die Verdienste Spitzer's um eine ehrliche Kritik der Zustände eines engeren Vaterlandes und die besonderen Vorzüge seiner Schreibweise eingehend zu würdigen. Diese Verdienste und Vorzüge treten auch in dieser Sammlung von Neuem hervor. Kein literarischer Feinschmecker wird diese Sammlung ohne den höchsten Genuß aus der Hand legen. Je öfter man sie liest, je mehr man sie auf die Form und die Sache vrüßt, um so feiner empfindet man diesen Genuß. Spitzer's Spaziergänge erregen uns immer den

*) Grenzboten 1877, III. Quartal, S. 314—320.

Eindruck wie eine alte köstliche Damaszenerklinge. Auf den ersten Anblick erweckt ein solches Schwert zunächst immer die Vorstellung, wie vorzüglich es sich als Waffe habe brauchen lassen. Dann erst wendet sich das Auge dem kunstvollen Schliff, den fleißig und geschmackvoll angebrachten Zierrathen zu. Jedes Wort Spizer's ist ein kunstvoll gearbeiteter, fleißig und bedächtig geschliffener Dolch, an dem Jeder seine Freude hat, mit Ausnahme desjenigen, den er trifft. Spizer ist aber vor Allem ein Charakter, der nicht, wie ein gefeierter deutscher Kritiker in seinen Ansichten und Urtheilen haltlos hin- und herschwankt, bald sich mit einem andern Kritiker und Richard Wagner schlägt und bald mit denselben sich mehr als verträgt. Spizer ist seinen Ueberzeugungen unererschütterlich treu. Er mag darin irren: er war ein leidenschaftlicher Russenfeind schon vor zehn Jahren, lange ehe die N. Fr. Presse, seine Lieblingspromenade, türkenfreundlich war, er findet die Haltung der deutschen Politik in der orientalischen Frage unbegreiflich, den Berliner Kongreß spaßhaft; sein Haß läßt nichts von historischer Gerechtigkeit auskommen. Er war ein Wagner-Verächter solange er schreibt — und darin irrt er schwerlich. Aber er ist es auch geblieben trotz aller Ruhmesfanfaren und Reklamekünste, welche bei uns die Stimme der Kritik übertäubten und den Bauernfang der Recensenten von Bayreuth bis Lindau mit Erfolg betrieben.

Abschiedswort der Redaktion.

Mit dieser Nummer scheidet der Unterzeichnete aus der Redaktion der Grenzboten, die er acht Jahre geleitet. Derselbe bittet Leser und Mitarbeiter, ihm ein freundliches Andenken zu bewahren.

Leipzig, 21. Dezember 1878.

Dr. Hans Blum.

Zur Beachtung.

Mit nächstem Hefte beginnt diese Zeitschrift das I. Quartal ihres 38. Jahrgangs, welches durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen ist. Preis pro Quartal 9 Mark.

Leipzig, im Dezember 1878.

Die Verlagsbandlung.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hans Blum in Leipzig.

Verlag von F. E. Herbig in Leipzig. — Druck von Hübel & Herrmann in Leipzig.

Im Verlage von **Jr. Wih. Grunow** in Leipzig erscheint im November 1878:

Atlas zur Geschichte des Kriegswesens

von der Urzeit bis zum Ende des 16. Jahrhunderts.

Bewaffnung, Marck- und Kampfweise, Befestigung, Belagerung, Seewesen.

100 Blatt in Querfolio mit Text,
ausgeführt in der Anstalt von **Wilhelm Greve** in Berlin.

Zu seinen Vorlesungen an der Kgl. Kriegsakademie zusammengestellt
von

Max Jähns,

Major vom Rebenetat des Großen Generalstabs.

Der Atlas wird in 10 Lieferungen zu je 10 Blatt Querfolio und ca. 4 Bogen Text ausgegeben werden, deren Erscheinen in 14 tägigen Fristen stattfinden wird.

Der Preis der Lieferung wird 3 Mark 50 Pf., der des gesammten Werkes 35 Mark betragen.

Die Herstellung einer Geschichte des Kriegswesens, welche dem heutigen Wissen entspricht, auf den Forschungsergebnissen der letzten Jahrzehnte beruht und die Fülle der in Monographien zerstreuten Einzelheiten zusammenfaßt, wird von den Fachmännern als eine Aufgabe bezeichnet, deren Lösung in hohem Grade wünschenswerth erscheint. Diesem Verlangen kommt der vom Major Jähns vorbereitete Atlas zunächst für den technischen Theil des Kriegswesens und für den Zeitraum bis zum Abschlusse des 16. Jahrhunderts entgegen. Seinen Ursprung verdankt dieser Atlas dem unmittelbaren praktischen Bedürfnisse: er ist in erster Reihe bestimmt, den Vortrag des Verfassers an der militärischen Hochschule des deutschen Reiches, der Berliner Kriegsakademie, zu erläutern und zu bereichern. Auf 100 Tafeln sind nahezu 1500 künstlerisch ausgeführte Figuren und Pläne gegeben, welche sich auf die Gebiete der Bewaffnung, Taktik, Befestigung, Belagerung und Marine beziehen. Ueberall folgt die Zeichnung den besten vorhandenen Vorbildern, die taktische Darstellung den Resultaten der kundigsten Einzelforscher; genaue Angaben über die benutzten Werke wie über Herkunft und Aufbewahrungsort der dargestellten Originale geben etwaigem Weiterstudium den erwünschten Anhalt, und den eingehenden Erklärungen des begleitenden Textes (ca. 40 Druckbogen) sind überdies umfassende Literaturnachweise beigegeben.

Der Inhalt vertheilt sich wie folgt:

4 Tafeln Urzeit und Naturvölker.	6 Tafeln Befestigung und Belagerung in derselben Zeit.
5 " Mesopotamien, Amerika's, Afrika's und Asien's.	7 " Dichtungen und blanke Waffen des 14. und 15. Jahrhunderts.
5 " Bewaffnung und Taktik der Griechen.	5 " Schwärzmaschinen des 14. und 15. Jahrhunderts.
2 " Rüststoffe und Seewesen der Griechen.	5 " Taktik des 14. und 15. Jahrhunderts.
4 " Bewaffnung und Taktik der Römer.	8 " Befestigung und Belagerung von den Kreuzzügen bis zur Zeit der Renaissance.
4 " Befestigungen, Heerstraßen und Seewesen der Römer, Kelten und Germanen.	9 " Bewaffnung des 16. Jahrhunderts.
2 " Byzantiner und Neu-Perier.	6 " Taktik des 16. Jahrhunderts.
2 " Moslemn.	7 " Befestigung, Belagerung und Städtkriege im 16. Jahrhundert.
1 " Orientalische Kriegsfestwerterei.	4 " Flottenwesen vom 9. bis 16. Jahrhundert.
2 " Naturvölker.	100 Tafeln mit gegen 1500 Darstellungen.
6 " Europäische Bewaffnung von der Völkermwanderung bis zu den Kreuzzügen.	

Die Bibliotheken der Truppen, der Kriegsschulen, der Polytechniken, wie diejenigen aller höheren Lehranstalten, namentlich auch die der Gymnasien und Realschulen, werden in diesen Tafeln ein Lehrmittel finden, welches das Verständniß ihrer literarischen Schätze nach vielen Richtungen hin unterstützen dürfte. — Im Falle günstiger Aufnahme unseres Unternehmens ist eine Fortsetzung desselben bis zur Gegenwart in Aussicht genommen.



Im Verlag von Fr. B. in Leipzig im October 1878:

Graf Bismarck u. seine Leute

während

des Kriegs mit Frankreich.

Nach Tagebuchblättern

von

Dr. Moritz Busch.

2 Bände, gegen 50 Bogen. Preis ca. 12 Mark.

Elegante Ausstattung in Papier und Druck, mitzierleisten, Schlußornamenten und Initialen.

Der Verfasser, der mehrere Jahre Beamter im Auswärtigen Amte war, hat während des Feldzugs 1870/71 den Reichskanzler von der französischen Grenze bis nach Versailles und nach fünfmonatlichem Aufenthalte in dieser Stadt wieder nach Berlin zurückbegleitet, ist während dieser ganzen Zeit in dessen unmittelbarer Umgebung, mit ihm in dienstlichem Verkehr, mit ihm bei Tische und beim Thee und gelegentlich mit ihm im Reisewagen gewesen. Er hat seine Beobachtungen mit photographischer Treue sofort nach dem Sehen und Hören in einem Tagebuche fixirt, das auch das scheinbar kleine und Unbedeutende aufnahm, und aus diesem Tagebuche theilt er jetzt alles das mit, was sich in jetziger Zeit noch nicht der Mittheilung entzieht.

Wir haben in dem Werke

eine genau geführte Chronik des Lebens unseres großen Staatsmannes von Anfang des Kriegs mit Frankreich bis zu dessen Ende

vor uns, eine Chronik, die eine wichtige Ergänzung der Literatur über diesen Krieg und zugleich der Literatur über den Fürsten und somit im

vollen Sinne ein geschichtliches Buch

ist.

Jede Buchhandlung nimmt Bestellungen hierauf entgegen.

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

